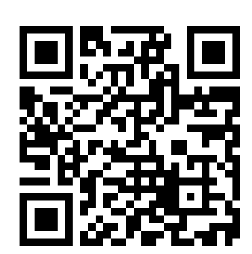
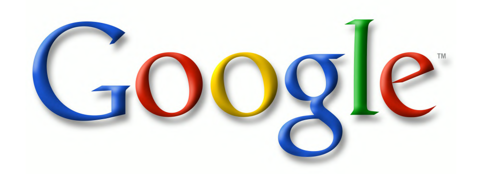
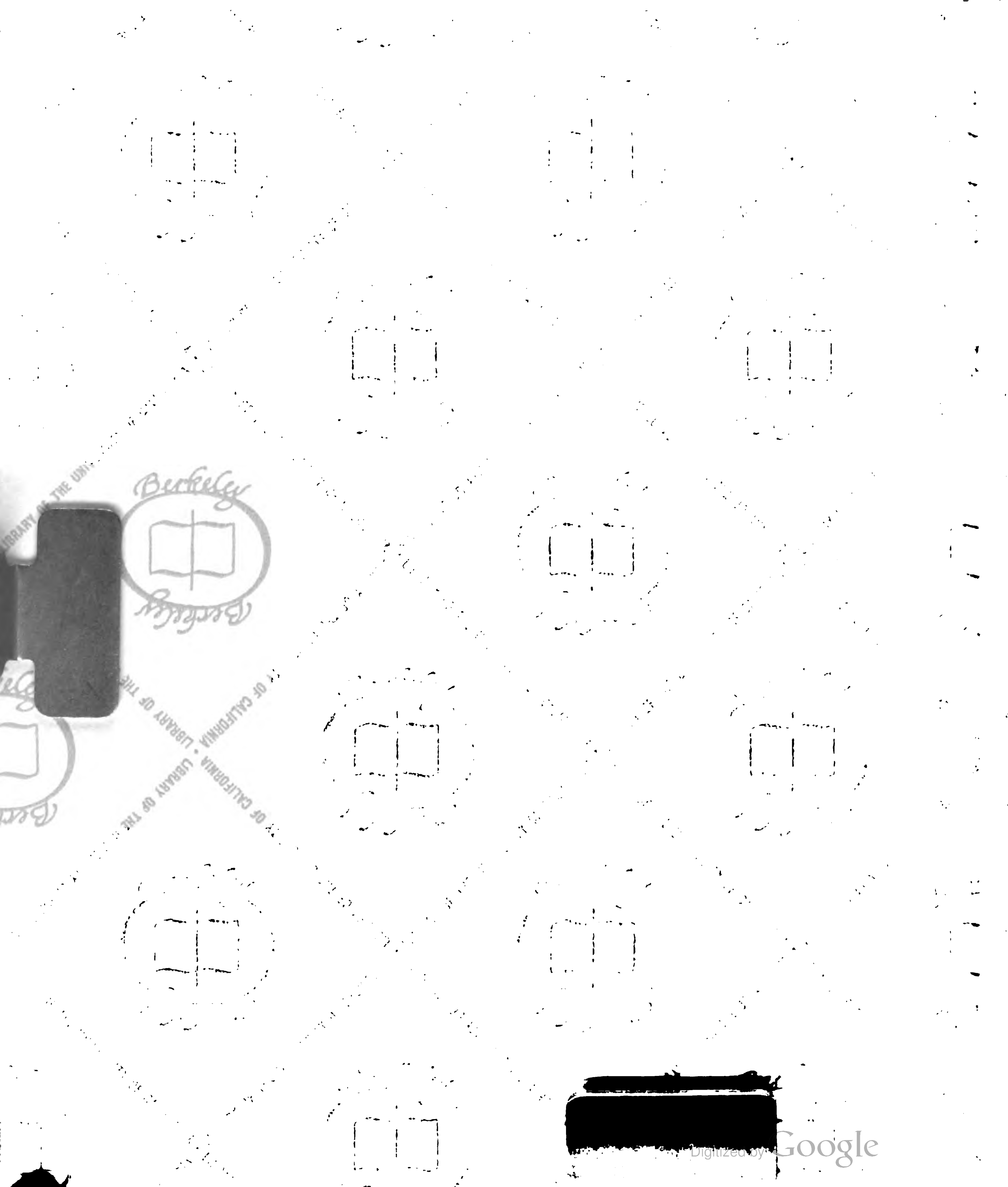





UC-NRLF
B 4 853 653


Berkeley
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

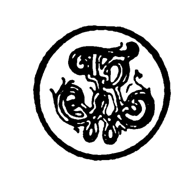


BEITRÄGE ZUR EDDAFORSCHUNG

MIT EXKURSEN ZUR HELDENSAGE

VON

GUSTAV NECKEL





DORTMUND
FR. WILH. RUHFUS
1908



ANDREAS HEUSLER

ZUGEEIGNET

VORWORT.

Den keim des vorliegenden buches bildeten beobachtungen, die ich vor sechs oder sieben jahren an der Atlakviða machte. Auch dem gläubigsten leser muß dieses denkmal textkritische überlegungen förmlich aufzwingen. Scheint es bisher besonders der sprachliche bau des verses gewesen zu sein, der die annahme einer primären einheit verbot, so fiel mir ein anderes auf: das stark variirende verhältnis von s a t z u n d v e r s. Um mir über die tragweite dieses kriteriums klar zu werden, verschaffte ich mir einen überblick über die anderen lieder im fornyrðislag, und dieser bestätigte meine ersten vermutungen. Bedeutende unterschiede traten zutage. Es gibt denkmäler, die sich in der erwähnten beziehung einheitlich verhalten, und es gibt andere, deren teile stark von einander abweichen. Wie oft letzteres der fall ist, wurde mir jedoch erst allmählich klar. Ich hegte ein mißtrauen gegen textscheidungen, und es kam mir demgemäß zuerst darauf an, die texte als einheiten und in ihren charakteristischen abweichungen von einander zu erfassen. So entstand das statistische kapitel II. Die kritik der Atlakviða, die ich etwa gleichzeitig niederschrieb (kap. VI), war nur als ein versuch gedacht, und erst der fortgang der arbeit hat meine zuversicht so weit gesteigert, daß ich noch jetzt meine, hier im großen ganzen das richtige getroffen zu haben; doch wird eine nachprüfung, die hoffentlich nicht ausbleibt, wol noch mehreres zurechtzurücken finden.

Mit kapitel II zusammen entstand I, daran schlossen sich III—V (von denen jedoch V früher geschrieben ist als III und IV). Damit war ein vorläufiger abschluß erreicht, und so glaubte ich an die Atlilieder das sagengeschichtliche kapitel VII anschließen zu dürfen, in dem verstreute skizzen älteren datums zusammenfassend bearbeitet wurden. Hoffentlich ist dem leser, der das buch im zusammenhang durchnimmt, die veränderte betrachtungsweise dieses exkurses weniger eine störung als eine angenehme abwechslung. Ich gestehe, daß nach vollendung von kap. III—V meine anfängliche hoffnung auf chronologische ergebnisse so weit abgekühlt war, um mich diese anschaulichen und — wie man vermutlich finden wird — z. t. fernliegenden dinge mit behagen sammeln und ausbreiten zu lassen.

Da führte die interpretation von Guðrúnarhvǫt 12 auf einen seitenpfad, der — ohne daß ich es zunächst ahnte — die chronologischen wünsche an ihr ziel leiten sollte.

Dies ging mir erst auf bei der ausarbeitung von kap. XI, ja erst, als ich dieses schon abgeschlossene kapitel einer erneuten durchsicht unterzog. Da merkte ich, daß das Ynglingatal für die eddische litteraturgeschichte nicht entfernt so wichtig ist wie die skalden Gísl und Ívarr. Da der druck schon begonnen hatte, zog ich es vor, die im kap. VII verstreuten spuren einer abweichenden datirung stehn zu lassen. Es handelt sich dort nur um ein tasten. Wenn sich später herausstellt, daß in falscher richtung getastet wurde, so würde sich das zwar mit einer dogmatischen oder orientirenden darstellung schlecht vertragen, aber es verträgt sich meines bedünkens durchaus mit der von anfang an festgehaltenen tonart dieser Beiträge.

Das buch gibt, wie sein titel andeutet, nicht ein abgerundetes studienergebnis, sondern die studien selber, in einer ausführlichkeit, die sich bemüht, keine voraussetzung zu verschweigen, die mir übrigens durchaus wünschenswert und nötig erscheint, wollen wir in der Eddaforschung und damit auch in der germanischen sagenforschung zu bleibenden resultaten gelangen. Für textkritische fragen sind — wie evidente beispiele, namentlich Hiálmars Sterbelied, zeigen — die bindungsverhältnisse von der größten wichtigkeit (bisher wurden sie m. w. gar nicht beachtet). Insofern und indem sie den nachweis von abhängigkeiten erleichtern, können sie auch dem alters- und heimatsproblem dienen. Hier sind aber ungleich wichtiger drei andere kriterien: der inhalt, zumal das verhältnis zur deutschen sagendichtung (je ferner und fremder ihr, umso älter!), der innere stil, endlich die benutzung anderer Eddalieder und namentlich der skalden. Das ganze, das der leser aus diesen fäden gewebt findet, weicht nicht unerheblich ab von den zur zeit geltenden anschauungen. Doch darf in einer streitfrage, die bisher so wenig sichere argumente aufzuweisen hat, derjenige wol mit einiger zuversicht auf williges gehör rechnen, der neue fakta zu würdigen sucht. Möge ich nicht der letzte gewesen sein, der die hier aufgeworfenen fragen diskutirt!

Breslau, pfingsten 1908.

Gustav Neckel.



INHALTSÜBERSICHT.

BERICHTIGUNGEN.

S. 13 z. 2 l. *hrista*. — S. 16 z. 16 l. *synia!* S. 23 z. 2 v. u. l. *mættak*. S. 36 z. 15 tilge das komma hinter *funa*. S. 53 z. 14 v. u. l. *þá*. S. 55 z. 11 v. u. l. *mælir*. S. 62 z. 5 v. u. l. *slegin*. S. 100 z. 1 v. u. l. *eina*. S. 114 z. 5 und z. 21 l. Sigurðr Jórsalafari. S. 121 z. 12 v. u. l. 53,7. S. 126 z. 8 l. litotesähnliche. S. 147 z. 13 l. c. 57. S. 218 z. 14 v. u. l. (12). S. 224 n. 2. l. kap. XII. S. 227 z. 17 l. völker; z. 18 l. das. S. 328 z. 14 v. u. tilge die klammer (1+3). S. 339 z. 8 l. kommen. S. 362 z. 2 l. Skaufhalabálk.

S. 412 ist der letzte absatz ('Man braucht . . .') zu tilgen. Hier liegt ein verdrießlicher irrtum vor: Ólafr Guðrøðarson, der enkel Hálfdans II, ist nicht identisch mit Ólafr Guðrøðarson, dem enkel des Hálfdan hvítbeinn! (Ich verdanke diesen hinweis der güte AHeuslers.)

I.

DIE GEMEINGERMANISCHE STROPHE.

In aller volkstümlichen dichtung ist der normale vers zugleich ein satz: die pausen, die der sinn verlangt, fallen mit den metrischen pausen zusammen. Der hauptschmuck volkstümlicher versdiktion ist ja die rhythmische plastik der sprache.

Zeugen für unsere behauptung sind die französischen chansons de geste, auch die russischen bylinen, aus dem germanischen kreise vor allem die englischen und dänischen balladen des späteren mittelalters:

Det blæser og det regner,
og vejret det gøres kaldt;
siger mig, stalte Hillelil,
hvor skal vi slaa vor tjald?

Rider vi os til Hedingsholm,
det er saa langt af led;
rider vi os til Frederlund,
eders morbroder er mig vred.

Selbst wenn es nicht aus der überlieferung hervorginge, müßten wir annehmen, daß schon die älteste dichtung der Germanen den vers ähnlich behandelte wie diese ritterweise. Den vers, das heißt: den langvers. Denn dieser, durch den stabreim zum ganzen geprägt, ist die einheit, aus der sich die gedichte aufbauen.

Stabende langzeilen führten in heidnischer zeit auch ein einzelleben. Man erzählte, daß in einem kritischen augenblick der schlacht bei Svǫldr Einarr þambarskelfir seinem herrn, könig Olaf Tryggvason, zugerufen habe:

Ofveykr, ofveykr allvalds bogi!

(Hkr. 1, 449.) Regelmäßige verwendung fanden einzelne langzeilen — neben den kürzeren vollzeilen — in der rechtssprache.

Die nordischen Tryggðamál liefern reiche belege dafür (EM 129—133, vgl. Heusler Üb. germ. versbau 82 ff.). Ein solcher gesetzesvers ist z. b.:

Skal fé bœta, en eigi flein rióða.

Wir sehen, wie an einen andern, der vielleicht lange zeit ebenso allein stand wie der angeführte, das metrische gefühl, das sich weiter ausleben will, eine lange reihe weiterer verse gefügt hat, die alle dasselbe bild ausmalen, die weite des raums, in dem die friedloserklärung des geächteten gelten soll:

sem menn víðast *varga reka,* (alt)
kristnir menn *kirkiur sœkia,* (christl. zusatz)
heidnir menn *hof blóta* (dem vorigen gegenübergestellt)
und so fort.

Keine dieser langzeilen verletzt das princip, daß die versgrenze auch eine syntaktische sein müsse, auch nicht die beiden dem sinne nach eng zusammengehörigen vom falken:

valr flýgr *várlangan dag,*
stendr honum byrr beinn *und báða vengi.*

Dasselbe formgefühl lebte einst auch südlich der nordsee. In der zweiten rüstringer küre finden sich drei schlichte langzeilen:

tha firade us Frīson *thiu fire menote,*
and us swērathe thā *thi swēra panning:*
setton tha selva *sundroge menota.*

(Vgl. Siebs, Pauls grundr. ²II 526.) Der variirende gleichlauf, wie ihn die beiden ersten zeilen aufweisen, ist aus altertümlichen Eddaliedern wol bekannt.[1])

Freilich haben wir hier keine erzählende dichtung vor uns. Eine solche unterliegt andern bedingungen, und wir wollen gleich hier feststellen, daß es kein einziges erzählendes gedicht gibt, in dem die allitterirenden zeilen durchweg so selbständig neben einander ständen wie in den gesetzesversen. Die ursache liegt in dem altüberkommenen stil des heldengesangs.

Das hauptmerkmal dieses stils ist die sogenannte variation, wie sie Heinzel in seiner anregenden abhandlung 'Über den stil der altgermanischen poesie' beschrieben hat. Der nennung oder andeutung

[1]) Vgl. über diese stilfigur RMMeyer, Die altgerm. poesie 332—340.

eines gegenstandes folgt die malende, verdeutlichende, charakterisirende zweite nennung oder das beiwort teils auf dem fuße, teils als anhängsel am ende des satzes, teils — das berührt uns hier weniger — als vertreter des begriffs im neuen satze. Die variation nun steht überwiegend an der spitze des nächsten verses. Hört der satz mit ihr auf, so ist sie ein syntaktisches bindeglied zwischen den beiden versen. Aber damit braucht sie die einfache gliederung durchaus nicht zu zerstören. Die pause am versende wird als pause vor der apposition auch von der natürlichen rede oft gefordert, fast immer erlaubt. Und wir haben grund zu der annahme, daß lange zeit hindurch die syntaktische bindung der langzeilen von dieser harmlosen art gewesen ist, d. h. daß vor dem zusatz, der den nächsten vers eröffnete, stets eine pause natürlich war.

Diese art der zeilenbindung ist uralt. Wir treffen sie bei Homer auf schritt und tritt und wollen sie uns veranschaulichen am anfang der Ilias:

Μηνιν ἀειδε, θεα, Πηληιαδεω Ἀχιληος,
οὐλομενην, ἡ μυρι' Ἀχαιοις ἀλγε' ἐθηκεν,
πολλας δ' ἰφθιμους ψυχας Ἀιδι προιαψεν,
ἡρωων, αὐτους δε ἑλωρια τευχε κυνεσσιν,
οἰωνοισι τε πασι — Διος δ'ἐτελειετο βουλη —
ἐξ οὑ δη ταπρωτα διαστητην ἐρισαντε,
Ατρειδης τε, ἀναξ ἀνδρων, και διος Ἀχιλλευς.

Jeder dieser sieben verse endigt mit einer natürlichen pause; auch der sechste, denn in den dualformen *διαστητην ἐρισαντε* lag für die hörer ein deutlicher hinweis auf die beiden gegner, ihre ausdrückliche nennung fungirt wie eine variation zu dem in dem verbum liegenden pronomen; auch vers 3, denn *ἡρωων* steht zu *ἰφθιμους,* das allein schon deutlich ist, ebenfalls in variirendem verhältnis. Handgreifliche variation ist *οὐλομενην*. *Οἰωνοισι τε πασι* dagegen bezeichnet man besser als l o s e n z u s a t z.

Unsere sieben verse zerfallen durch den satzbau in drei gruppen von zwei, drei und wider zwei versen. Es ist klar, daß es bei dem princip der variation nahe lag, nicht bloß zwei, sondern drei und mehr zeilen durch sie an einander zu binden. Das hat denn auch die germanische heldendichtung ebenso wie die griechische getan. Gruppen wie die eben angeführte begegnen in westgermanischer

epik massenhaft. Nicht dagegen in den eddischen denkmälern. Diese beschränken sich, soweit sie überhaupt binden, in der regel auf die verknüpfung je zweier zeilen. So entsteht der nordische helming, die halbstrophe, eine metrische einheit, die für den stil der Eddalieder ,wie bekannt, von höchster wichtigkeit ist.

Der gegensatz, der zwischen nordisch und westgermanisch im hinblick auf die gliederung besteht, ist nicht so zu definiren: dort selbständige zeilen, hier zeilenbindung, sondern: dort strophische, hier unstrophische gliederung, dort der feste rahmen des helmings, hier eine sich immer fortzeugende versreihe.

Unsere erste aufgabe sei, eine antwort auf die frage zu finden: welche der beiden gliederungen ist die ältere? welche ist aus der andern entwickelt?

Gelingt es uns, spuren des einen typus in dem gebiete des andern nachzuweisen, so dürfen wir mit wahrscheinlichkeit jenem die priorität zuerkennen, zumal wenn die spuren unter umständen auftreten, die dafür sprechen, daß sie reste eines einst allgemeineren zustandes sind.

Reste einer stichischen gliederung, die die helminggrenze nicht achtete, sucht man im nordischen so gut wie vergebens. Was Sievers, Altgermanische metrik 49 für die größere altertümlichkeit der westg. art anführt, kann schon deshalb nicht in betracht kommen, weil dieses enjambement sich durchaus innerhalb des helmings bewegt. Sehr vereinzelte stellen, die man als ansätze zu übergreifender gliederung bezeichnen muß, werden unten besprochen werden; sie begegnen ausnahmslos in jungen gedichten.

Sehen wir zu, ob vielleicht umgekehrt die westg. dichtung uns helminge bewahrt hat!

Da erregt unsere aufmerksamkeit zunächst der ae. Wídsíð. Der nach der herrschenden meinung älteste teil dieses ehrwürdigen denkmals, das verzeichnis der könige und völker v. 18 ff., zerfällt größeren teils in klare, zweizeilige strophen:

1. *Ætla weold Húnum,* *Eormenric Gotum,*
   Becca Báningum, *Burgendum Gifica.*

2. *Cásere weold Creacum* *and Cælic Finnum*
   Hagena Holmrygum *and Heoden Glommum.*

3. *Witta weold Swæfum,* *Wada Helsingum,*
Meaca Myrgingum, *Mearchealf Hundingum.*

4. *þéodric weold Froncum,* *þyle Rondingum,*
Breoca Brondingum, *Billing Wernum.*

5. *Óswine weold Éowum* *and Ýtum Gefwulf,*
Fin Folcwalding *Frésna cynne.*

Eine kürzere reihe solcher anaphorischen abschnitte begegnet v. 115—118. An beiden stellen beweist der satzbau schlagend, daß man je zwei zeilen als einheit empfand. Diese gliederung weicht grundsätzlich von der sonstigen ae. gewohnheit ab, wie sie uns z. b. in demselben denkmal v. 1—9 entgegentritt. Dies und die hohe altertümlichkeit des inhalts erhärten zur genüge, daß wir die Wídsíð-helminge als etwas archaisches. ursprüngliches anzusehen haben.

Die angeführte reihe hat einen scharf markirten abschluß. Die letzte strophe ist eigenartig gegensätzlich gestaltet. Auf eine langzeile, deren hälften sich als syntaktisch-inhaltliche einheiten gegenüberstehen, aus einander treten, folgt eine ungleich fester geschlossene, die nur e i n inhaltsstück, e i n e syntaktische gruppe enthält. Wäre uns dieser helming allein überliefert, ohne die scharfe beleuchtung, die er von seiner umgebung erfährt: wir würden ihn, nur auf seinen rhythmischen bau hin, als einheit ansprechen.

Derartige einheiten — sie bilden regelmäßig ein inhaltliches ganzes von zwar verschiedener, aber stets fest gefügter sinnesstruktur — sind auf westg. boden nicht eben selten anzutreffen. Im Hildebrandslied lesen wir:

her was eo folches at ente, *imo was eo fehta ti leop:*
chūd was er (io) *chōnnēm mannun* (27 f.);

ebenso:

dō stōpun tō samane, *staimbort chlubun,* [1])
heuwun harmlīcco *huītte scilti* (65 f.).

[1]) *staimbort* hat schon JGrimm bei Lachmann über das Hildebrandslied 162 (= Lachmann Kl. schr. 1,447 f.) als gemalten schild gefasst unter hinweis auf an. *steina* und Tac. Germ. 16. Dasselbe befürwortet neuerdings Meissner zfda. 47,407, dem ich mich in betreff des „*chludun*“ anschliesse. Man vergleiche auch Rieger zfda. 48,8 und Holthausen PBB 32,568.



Im ersten Merseburger zauberspruch folgt auf die stablose eingangszeile:

suma hapt heptidun, suma heri lezidun,
suma clūbōdun umbi cuoniowidi.

Ähnliches begegnet in ae. sprüchen:

(Éastweard ic stande, árena ic me bidde:)
bidde ic þone mæran domine, bidde þone mihtigan dryhten,
bidde ic þone háligan heofonrices weard;
eorđan ic bidde and upheofon
and þa sóđan sancta Márian

(Grein-Wülcker 1,313). — Ferner:

(eorđe mæg)
and wiđ andan and wiđ æminde
and wiđ þa micelan mannes tungan

(ebd. 1,319). — Im ae. neunkräutersegen (Gr.-W. 1, 320 ff.) begegnet ein kehrreimartiges verspaar:

þu miht wiđ attre ond wiđ onflyge,
þu miht wiđ þa láđan, đe geond lond færđ

(v. 5 f., fast wörtlich widerholt v. 19 f., etwas verändert v. 13 f.). Hier ist die zweite zeile syntaktisch nicht fest geschlossen, aber doch fester als die erste, und weil sie überdies eine inhaltseinheit der inhaltszweiheit der ersten zeile gegenüberstellt, wirkt sie deutlich als abschluß. — Der schluß dieses segens lautete vielleicht:

Stond heo wiđ wærce, stunađ heo wiđ attre,
seo mæg wiđ þrí ond wiđ þrítig,
wiđ féondes hond, wiđ fréa begđe,
wiđ málscrunge minra wihta.

Aber auch wenn man anders liest, ist der strophenansatz unverkennbar. Allerdings sehen wir hier den helming in eine größere einheit (vierzeiler) aufgenommen.

Wie man sieht, scheinen die zaubersprüche und segen diese form zu lieben. Auch die christlichen denkmäler dieser klasse hängen gewiß viel enger mit volkstümlicher überlieferung zusammen als die ae. epik und lyrik. Von dem enjambement, der fülle der variationen, die jene zur manier ausgebildet haben, finden sich bei ihnen nur spuren. Bedenkt man nun, daß helminge der eben besprochenen

art im norden recht häufig sind — die eddischen belege sollen unten vorgeführt werden —, so wird man den schluß nicht abweisen können, daß wir es mit einer erscheinungsform der urgermanischen strophe zu tun haben.

Man könnte einwenden, das westg. mit seinen gelegentlichen ansätzen zur strophenbildung stelle den älteren zustand dar; die nordische dichtung habe das, was ursprünglich nur zuweilen vorkam, zur regel gemacht. Daß diese auffassung falsch ist, erhellt m. e. aus dem Hildebrandsliede.

Das kurze heldenlied, wie es im norden bis ins christliche mittelalter hinein gelebt hat, ist als litterarische gattung älter als das epos. Beowulf und Heliand sind erzeugnisse eines schreibenden zeitalters. Ihnen gegenüber steht als vereinzeltes denkmal der älteren gattung das Hildebrandslied. Untersuchen wir seine gliederung, so ergibt sich, daß es etwa in der mitte steht zwischen den strophischen Eddaliedern und jenen epen. Schon die oben angeführten zeilenpaare, derengleichen in westg. epik kaum vorkommen wird, weisen darauf hin. Es finden sich aber auch sonst in unserm denkmal helminge:

[1] *ibu dū mī ēnan sagēs,*	*ik mī dē ōdre wēt,*	
chind, in chuningrīche:	*chūd ist mir al irmindeot*	(12 f.);
[2] *forn her ōstar giweit,*	*flōh her Otachres nīd,*	
hina miti Theotrīhhe,	*enti sīnero degano filu*	(18 f.);
[3] *sīd Dētrīhhe*	*darbā gistuontun*	
fateres mīnes;	*dat was sō friuntlaos man*	(23 f.);
[4] *her was Otachre*	*ummet tirri,*	
degano dechisto	*miti Deotrīhhe*	(25 f.);[1])
[5] *nū skal mih suāsat chind*	*suertu hauwan,*	
breton mit sīnu billiu,	*eddo ih imo ti banin werdan*	(53 f.);
[6] *dō lēttun se ærist*	*asckim scrītan,*	
scarpēn scūrim:	*dat in dēm sciltim stōnt*	(63 f.).

[1]) Hier beruht der text allerdings auf vermutung, aber ich weiss nicht wie man ohne die leichte änderung von *unti* in *miti* auskommen könnte. Riegers verteidigung des einfach aus v. 23 widerholten *darba gistontun* (zfda. 48,5) ist sicher verfehlt. Seine sonst vortrefflichen bemerkungen a. a. o. leiden nicht bloß hier darunter, daß er ein im umgang mit den sächsisch-englischen buchepen erworbenes stilgefühl an das Hild. heranbringt (vgl. seine auffassung von v. 3—4. s. 2).

Täuschen nicht alle anzeichen, so sind auch v. 58—59 einmal eine geschlossene einheit gewesen; die variation an der spitze von v. 60 mit dem stablos vorausgehnden nomen *gūdea* sieht nach einem weit jüngeren zusatz aus, auch ist v. 61 b metrisch überfüllt, und die widerholung von *mōtti* ist anstößig. Wir dürfen demnach als siebenten fall ansetzen:

> [7] *der sī doh nū argōsto* *ōstarliuto,*
> *der dir nū wīges warne,* *nū dih es so wel lustit.*[1])

In sechs fällen werden die beiden zeilen zusammengehalten durch das übergreifen der konstruktion, am festesten bei nr. 3. durch variation bei nr. 5. 6, durch sonstigen losen zusatz bei nr. 1. 2. bei 7 schließt sich ein bestimmungssatz an, bei 4 haben wir eine art parallelismus der langzeilen. Von diesem letzten fall abgesehen, wird jedesmal der vierte halbvers des gebildes syntaktisch isolirt. In der regel ist die sinneseinheit mit dem dritten halbvers fertig. Man hat den eindruck, daß der formale abschluß nie dem dichter von anfang an vorgeschwebt, sondern daß er ihn erst, als seine konstruktion vor dem ende der zeile ablief, hinzugesetzt hat. Denselben eindruck hat man bei zahlreichen eddischen helmingen.

Es liegt übrigens auf der hand, daß gerade derartige schließende halbverse, die in der umgebung nicht fest verankert waren, dem gedächtnisse leicht entfallen konnten. Das scheint für die konjekturalkritik des Hild. von wichtigkeit zu sein. Bei v. 38 fehlt vermutlich ein gnomischer kurzvers, etwa des sinnes 'so macht es ein kluger mann'. Weniger sicher — weil wir die nächste zeile nicht haben — läßt sich bei v. 68 ergänzen: 'das war ein harter streit', oder ein ähnlicher gedanke.

So gewönnen wir im ganzen elf verspaare, bei dem schlecht überlieferten fragment gewiß ein stattlicher bruchteil. Wäre es

[1]) Die textverderbnis geht hier recht tief. Der schluss des gesprächs zwischen vater und sohn ist arg verstümmelt. Ich halte es nach Müllenhoff und Rieger für wahrscheinlich, daß von v. 55 bis 59 einschl. der alte den jungen auf einen andern gegner, einen aus seinem gefolge, verweist. Der interpolator von v. 60—62 hat das offenbar nicht verstanden, er hat *hēremo man* v. 56 und *argōsto ōstarliuto* v. 58 auf Hildebrand selbst bezogen. Jedoch ist *niuse de mōtti* v. 60 noch ein rest des alten, der schluss des aufrufes an Hildebrands mannen, wie Rieger zfda. 48,8 mit recht folgert. (Ob jedoch Rieger mit seinen übrigen annahmen a. a. o. recht hat, bezweifle ich sehr.)



ganz strophisch, so könnte es höchstens die dreifache zahl aufweisen. Das bedeutet einen weiten abstand vom Beowulf oder Heliand!

Der unterschied tritt noch klarer hervor, wenn wir auch die nicht paarig verbundenen zeilen ins auge fassen. Von der schleppenden partie v. 58—62 abgesehen (bei der verderbnis zu vermuten ist), faßt der satzbau im Hild. nie mehr als vier zeilen zusammen, und auch dieses nur einmal (v. 7—10.11). In der regel gehören drei oder zwei langverse zusammen. Gruppen zu dreien finden sich v. 1—3. 4—6. 15—17. 20—22. 30—32. 33—35. 39—41. 42—44. 46—48. 50—52. 55—57. Von diesen elf gruppen ist widerum die größere hälfte mit jenen charakteristischen schlußsteinen versehen (v. 3. 6. 17. 22. 35. 57). Diese kurzen abschlüsse zeugen laut von einer bestimmten abneigung, mehr als drei langverse mit einander zu verknüpfen. Wo sie nicht vorhanden sind, da haben wir überhaupt kein übergreifen der konstruktion, sondern ein nebeneinander inhaltlich zusammengehörender langverse, mit deren zweitem oder drittem der sinn sich von selbst erschöpft. Ausgenommen ist nur v. 32, wo der text verderbt ist, die von Müllenhoff und Scherer vorgenommene umstellung von 31b und 32a jedoch die vermutung eines ausgefallenen schlußsteins nahe legt.

Ich bin weit entfernt, der alten these wider anhänger werben zu wollen, unser Hildebrandslied sei strophisch. Aber es veranschaulicht uns den übergang der stabreimenden poesie von der strophischen zur stichischen form. Das stichische enjambement entstand, indem man die manchmal in jedem zweiten verse notwendigen knappen schlußglieder verlängerte und in den nächsten, den dritten vers hinüberlaufen ließ, in dessen mitte dann einen neuen satz anhob und damit je nach dem formgefühl und den bedingungen des wortmaterials fortfuhr. Dabei hat offenbar die technische bequemlichkeit mitgewirkt: eine so große auswahl passender kurzversformeln es für den heldendichter auch gab, so hatte er doch nicht immer so viele dieser knapp behauenen steine zur hand, wie er für ein gebäude im alten stil gebraucht hätte. Den endpunkt dieser entwicklung zeigen uns solche partien wie die von Sievers Altgerm. metrik 48 aus dem Beowulf ausgehobene oder der anfang des Wídsíð; ihre ersten stadien haben wir, wie gesagt, im Hildebrandsliede.

Etwas weniger archaisch als dieses ist das Finnsburgfragment. Die allgemeinen eigenschaften dieses denkmals weisen ebenfalls auf ein kurzes heldenlied, wir dürfen also eine altertümliche gliederung erwarten. Durchaus liedmäßig sind v. 16—19:

þa to dura éodon *drihtlice cempan:*
Sigeferđ and Éaha — *hyra sword getugon —*
and æt óđrum durum *Ordláf and Gúđláf,*
and Hengest sylf *hwearf him on láste.*

Ähnlich 39—44:

Ne gefrægn ic næfre wurđlicor *æt wera hilde*
sixtig sigebeorna *sél gebæran,*
ne swánas swétne medo *sél forgyldan,*
þonne Hnæfe guldan *his hægstealdas.*
Hig fuhton fíf dagas, *swa hyra nán ne feol,*
drihtgesíđa, *ac hig þa duru heoldon.*

Ein einzelner helming v. 24 f. Dreizeiler v. 11—13, 45—47. — So schlichte gliederung findet sich in der gesamten ae. epik, wenn ich nichts übersehe, nur sporadisch, am reichlichsten im Byrhtnođ, in dem man aber sechs verse wie die zuletzt angeführten auch vergebens sucht. Sie haben ja selbst im Finnsburglied nicht allzu viele seitenstücke. Das überwiegende ist hier schon das enjambement, die stärkere pause in der cäsur.

Drittens mag Deors Klage genannt werden. Schon der kehrreim *þæs oferéode, þisses swa mæg* weist dieses kleine denkmal in die nähe strophischer bauart. Die langverse gruppiren sich einmal zu zweien (18 f.), öfters zu dreien und vieren, nur am anfang zu größeren einheiten. Doch finden sich ein paar recht harte bindungen (8. 21. 38).

Fragen wir nun nach den existenzbedingungen der urg. strophe und nach den ursachen, die zu ihrer auflösung führten, so stoßen wir auf eine neue gruppe von tatsachen, die unsere auffassung weiter zu stützen geeignet sind. Das überlaufen des satzes, insbesondere die variation sind, wie wir gesehen haben, wichtige begleiterscheinungen des stabenden zeilenpaars. Aber es ist klar, daß diese erscheinungen nicht die ursache seines aufkommens gewesen sein können. Denn einmal gibt es auch zweizeiler ohne solche bindung (der charakteristische strophenansatz der zaubersprüche und anderer texte, die

anaphorischen helminge des Wídsíð), andererseits würde eine solche erklärung wol die zeilenbindung überhaupt verstehn lehren, aber nicht die tatsache, daß die zeilen gerade in regelmäßigen gruppen zu zweien gebunden werden. Die wahre ursache — wenn nicht die alleinige entstehungsursache, so doch die erhaltende — muß vielmehr diese gewesen sein: die ältesten heldenlieder wurden gesungen; der zweizeiler entsprach viele generationen hindurch einer musikalischen periode. Als die Westgermanen wenigstens bei einem teil ihres poetischen besitzes zur recitation übergingen, war das alte formgefühl, das des musikalischen halts nun entbehrte, durch die erwähnten technischen übelstände aufs schwerste bedroht: es kann uns nicht wunder nehmen, wenn es unter diesen ungünstigen bedingungen das feld geräumt hat, zumal auf dem gebiete des wortreich malenden epos.

Wo hingegen der gesang beibehalten wurde, da blieb auch die zweizeilige strophe einstweilen am leben. Daß sie in Deutschland noch im 9. jahrhundert bestand, das dürfen wir aus der litteratur dieser zeit schließen. Otfrids zweizeiler geben sich bis auf einzelheiten der diktion als eine — allerdings buchmäßige und plumpe — nachahmung volkstümlicher formen seiner zeit zu erkennen.

Man ist längst darauf aufmerksam geworden, daß der stil des evangelienbuches dem sächsisch-englischen epenstil nahe verwant ist (Schütze, Beiträge zur poetik Otfrids, Kiel 1887). Noch auffallender ist die übereinstimmung, wenn man Otfrid neben die Eddalieder hält. Hier kommt nicht bloß die strophische form hinzu, sondern auch gewisse stilfiguren, die die westg. epik nicht kennt.

Otfrids strophen sind syntaktische einheiten, ebenso wie die eddischen halbstrophen. Man wird dies nicht für zufall halten, wenn man beobachtet, wie auch die art, in der die sätze in die strophen eingehn, heimisches gepräge trägt. Häufig enthält jede langzeile einen satz für sich, wie in der þrymskviða. Häufig sogar jede kurzzeile, wie an manchen eddischen stellen. Greift aber der satz in die zweite langzeile über, so geschieht es überwiegend kraft der variation. 4, 20, 21—24:

Quādun, er ni wolti, thaz man zins gulti,
thie liuti, furdir mēra in thes keiseres ēra;
joh er thie liuti alle spuani zi giwerre,
zi grōzemo urheize, in thiu man nan firlāze.

Die variation dient auch bei Otfrid, in ganz volkstümlicher weise, vorzüglich zur langzeilenbindung. Wir finden sie aber auch verhältnismäßig oft in den hinteren kurzversen (Schütze 2 f.). 1, 31, 1:

Sprāchun thō thie hirtā, thie selbun ſehewartā
(sie ahtōtun thaz imbot, thiu selbun engiles wort);

ähnlich 1, 31, 7:

Thō ſuarun sie īlenti joh filu gāhōnti.

Diese besonderheit scheint ihren grund im reimbedürfnis zu haben. Das variirende wort gehörte meist demselben redeteil an wie das variirte und ergab daher oft einen passenden reim, wie das die eben angeführten beispiele illustriren. Auf dem reimbedürfnis beruht wol auch der hohe procentsatz der syntaktisch selbständigen kurzzeilen. Die zahlreichen finiten verbalformen, die dadurch entstanden, konnten unschwer zum reimen gebracht werden, man vergleiche etwa verse wie

sih innan thes inthabēti, in themo gotes hūs ni betōti
thes gibotes siu githāhtun, thaz kind ouh thara brāhtun

Auch das ae. Reimlied und Egils Hǫfuðlausn sind reich an selbständigen kurzzeilen (besonders ersteres). Man nehme z. b. Hǫf. 3, 5:

flestr madr of frá, hvat fylkir vá;
en Vidrir sá, hvar valr of lá.

Dieses runhent ist ein mit endreimen geschmücktes fornyrðislag. Die reime sind eine ursprünglich sporadische erscheinung, die von dem kunstdichter nach fremdem vorbild zur regel erhoben wurde. Ehe man aber eine regel aus ihnen machte, unterlagen sie doch bereits einer gewissen gesetzmäßigkeit. Gewisse stilformen der alten strophe zeigen eine tendenz, den endreim hervorzubringen. So besonders die von uns besprochene gemeingermanische form des strophenansatzes. In dieser figur sind die beiden einleitenden kurzzeilen mehr oder weniger parallel gebaut, und in vielen fällen ergibt das einen unbeabsichtigten endreim.[1])

[1]) ein zusammenhang, den ich auch von ENorden betont finde: 'Das substrat des reims ist der parallelismus'. Die antike kunstprosa (2,) 814.



Beispiele:

skegg nam at hrísta	*skǫr nam at dýia*	(þr. 1, 5).
hvat er med ásum?	*hvat er med álfum?*	(þr. 7, 1, vgl. 7, 5).
fiǫld á ek meidma,	*fiǫld á ek menia*	(þr. 23, 5).
haddr losnadi,	*hlýr rodnadi*	(Guþr. I 15, 3).
skapt mun gnesta,	*skiǫldr mun bresta*	(Valk. 3, 5).
nú er vefr ofinn,	*en vǫllr rodinn*	(Valk. 8, 5).
heil ver þú, Sváva,	*hug skaltu deila*	(HHi. 40, 1).
lokit því létu,	*lokit var drykkiu*	(Am. 76, 1).
sumir úlf svidu,	*sumir orm snidu*	(Brot 4, 1).
suma hapt heptidun,	*suma heri lezidun*	(Mers. 1).
éastweard ic stande,	*árena ic me bidde*	(Grein-Wülcker 1, 313).

Man vergleiche auch:

syx smidas sœtan,	*wœlspera worhtan*	(ebd. 318).
þrágum þreodude,	*geþanc reodude,*	
synnum asœled,	*sorgum gewœled*	(Elene).
sume hi man wid féo sealde,	*sume hréowlice acwealde,*	
sume hi man bende,	*sume hi man blende,*	
sume hamelode,	*sume hœttode*	(11. jahrh., Gr.-W. 1, 385).

Beispiele als solche, würden sie auch in ungleich größerer zahl geboten, können wenig bedeuten, aber die bedingungen, unter denen sie mit einer gewissen notwendigkeit auftreten, weisen darauf hin, daß die volkstümliche wurzel des endreims keineswegs als quantité négligeable behandelt werden darf. Ein zweizeiler wie dieser:

Der heber gāt in lītūn, *tregit sper in sītūn,*
sīn bald ellin *ne lāzet in vellin*

(Sangaller rhetorik MSD 1, 56), oder ein dreizeiler wie

Wīp, obe thū wissīs, *wielīh gotes gift ist,*
unte den ercantīs, *mit themo do kōsōtīs,*
tū bātīs dir unnen *sīnes kecprunnen*

(Samariterin 9 ff.) können uns die verallgemeinerung des reims veranschaulichen. In der ersten, bezw. in den beiden ersten langzeilen können wir den reim als ebenso spontan betrachten wie im ersten Merseburger spruch. Der fortschritt gegen diesen liegt darin, daß der reim auch auf die schlußzeile übertragen ist, die — ganz im



sinne des oben besprochenen strophenansatzes — keine syntaktische zweiteilung aufweist und nur in verschwindend seltenen fällen unbeabsichtigten reim zeigen würde. Als sich dem Muspillidichter zwei parallele kurzverse von selbst zum reimklange zuspitzten, meinte er alsbald die reimstrophe voll machen zu müssen:

diu marha ist farprunnan, sēla stēt pidungan,
ni weiz mit wiu puaze: sō verit si za wīze.

Zu seiner zeit war offenbar das durchreimen schon eine eingebürgerte technik.

Doch kommt es hier nicht allein auf die parallelsätze an. Verwant damit ist die variation im graden halbvers. Wenn sie dem Otfrid zu manchem reim verhilft, so haben wir auch hier einen primären fall. Man vergleiche nordische beispiele:

Ái ok Edda aldinfalda
œfinrúnar ok aldrrúnar
Rígr at heita, rúnar kunna
egg at kenna, undir riúfa (Rþ);
þá hafdi Helga enn hugumstóra
Borghildr borit (HHu I);
þyrmda ek sifium svǫrnum eidum
mína þióna, menium gǫfga (Sig. sk.).

Zur norm geworden sind diese ansätze erst durch fremde einflüsse. In den lateinischen hymnen der kirche war der endreim längst völlig durchgeführt, die ältesten deutschen und englischen reimdenkmäler aber sind die werke von geistlichen, Egils Hǫfuðlausn ist in christlichem lande gedichtet. [1]) Da liegt der zusammenhang auf der hand. Nur das latein — direkt oder indirekt — hat das reimen in jedem falle, um jeden preis den verfassern nahe gelegt.

Die hymnen allein sind auch an dem gleichmäßigen zweizeiligen strophenschema Otfrids schuld. Gedichte wie die Samariterin (Scherer MSD 2, 70) zusammengehalten mit den ältesten eddischen denkmälern, deren strophenmaß unten untersucht werden soll, zeigen klar, daß die volksmäßige tradition weniger rigoros war. Die zweizeiligkeit war nur norm, nicht bindende vorschrift. Nur in diesem sinne ist bisher von ihr die rede gewesen. Der musika-

[1]) Näheres hierüber bringt kap. XI.

lischen realität der urgerm. strophe geschieht damit offenbar kein wirklicher abbruch; strophischer, nicht arienhafter vortrag eines liedes, in dem zweizeilige abschnitte hier und da mit dreizeiligen wechseln, ist sehr wol denkbar.

Doch kehren wir zum thema zurück!

Gliederung und endreim, bei denen wir uns so lange aufhielten, ziehen immerhin nur dünne fäden zwischen Otfrid und dem altgermanischen liede. Es gibt festere.

Schütze hat aus Otfrids werke wörtliche widerholungen und anaphorische anknüpfungen gesammelt, stellen, die lyrisch, sangbar wirken und z. t. in der spielmannsdichtung seitenstücke haben, während die westg. epik ihresgleichen nicht kennt. Er hat auch schon auf einige gleichartige Eddastellen hingewiesen (s. 8 note, vgl. Meyer, Die altgerm. poesie 325 ff.). Die Edda bietet in der tat ein so reiches vergleichungsmaterial, daß es sich lohnt, die haupttypen der erscheinung näher zu beleuchten.

1. Die wideraufnahme eines zweigliedrigen nominalen ausdrucks ist ganz oder z. t. widerholung. O 5, 7, 4:

Habēta si nū in wār mīn — *minnā mihilo sīn,*
mihilo liubī — — *thes wortes mir giloubi —*
minnā mihilo ubar al, — *sō ih thir hiar nū sagēn scal.*

4, 37, 4:

Thanne sculun wir gigāhen, — *thaz wir iz anafāhen*
mit anderēn girātin, — *thanne these dātin;*
Thaz wir thia wahta irfullen — *mit anderemo willen,*
mit anderemo muate, — *theiz uns irgē zi guate!*

4, 35, 27:

Thaz si nan muasin fuaren, — *gisuāslīcho biruaren*
joh in alahalbōn — *then liaban man gisalbōn;*
Joh muasin thes giflīzan, — *gisuāslīcho biriazan,*
ouh in thēn ārūmen — *gisuāslīcho bichūmen.*[1])

Dem entsprechen eddische fälle: þr. 29, 9:

ef þú ǫdlask vill — *ástir mínar*
ástir mínar, — *alla hylli.*

[1]) Weitere belege bei Stümbke, Das schmückende beiwort in Otfrids evangelienbuch. Greifswald (diss.) 1905. s. 9 f.

Ebenso Rþ. 36, 2:

kom þar ór runni — *Rígr gangandi,*
Rígr gangandi, — *rúnar kendi,*

ganz ähnlich 36, 9, vgl. 43, 3. Ferner Guðr. II 20, 2. Sig. sk. 20, 7:

hann var fyr útan — *eiða svarna,*
eiða svarna, — *unnar trygðir.*

(Etwas anders sind die Fälle, die Bugge Sig. sk. 63 und Ghv. 14 durch konjektur hergestellt hat.) Mit umstellung Brot 2, 3:

mér hefir Sigurdr — *selda eida,*
eiða selda — *alla logna.*

Ebenso Hunn. 12, 3:

þetta er þiggianda — *þýiar barni,*
barni þýiar, — *þótt sé borinn konungr,*

und Hild. 5, 3:

bid ek þik, bródir, — *bœnar einnar,*
einnar bœnar, — *eigi þú synia:*

2. Ein satz, mit dem ein langverspaar schließt, wird zu anfang des nächsten wörtlich wider aufgenommen.

O 5, 4, 54:

kraftlīcho filu fram, — *sō imo selben gizam;*
Sō imo selben gizam, — *al thaz er tōde ginam.*

4, 3, 18:

In morgan thō ther liut al, — *ther zen ōstoron quam*
(thes was mihil menigī!), — *fuar thar al ingeginī.*
Fuar thar al ingegini — *thes lantliutes menigī.*

1, 6, 16:

Wola kind diuri, — *forasago māri,*
Wola kind diuri, — *forasago māri;*
ja kundt er uns thia heilī, — *ēr er giboran wāri.*

Eddische fälle: Guðr. I 20, 5:

Sakna ek í sessi — *ok í sœingu*
míns málvinar, — *valda megir Giúka,*
valda megir Giúka — *minu bǫlvi.*

Sig. sk. 66. 67:

brenni mér enn húnska *á hlid adra;*
Brenni enum húnska *á hlid adra*
mína þióna, *menium gǫfga.*

Grott. 18, 5:

Hendr skulu hǫndla *hardar triónur,*
vápn valdreyrug, *vaki þú, Fródi!*
Vaki þú, Fródi! *ef þú hlýda vill . . .*

Grott. 21. 22:

Stukku stórar *stedr frá lúdri,*
iarni vardar — *mǫlum enn framarr!*
Mǫlum enn framarr! *mun Yrsu sonr*
Hálfdanar vígs *hefna Fróda.*

Vík. 16. 17:

fylgda ek fylki *fimtán sumur.*
Fylgda ek fylki, *þeims framast vissak.*

3. Die anapher, meist verbunden mit variation. O 1, 1,5:
Tharana dātun sie ouh thaz duam: ougdun iro wīsduam,
ougdun iro kleinī *in thes tihtōnnes reinī.*

3, 18, 67:

Thaz steinīna herza *ruarta thō thiu smerza,*
ruarta thō thiz selba leid, *thaz emmizigēn fruma meid*

2, 9, 25:

Ih zellu thir in alawār: *luzil drank ih es thar,*
luzil ih es mohta *joh gōrag es gismakta.*[1])

(Friesisch:

and ēnis skel hi rēda, *and ēnis skelre kētha.*
sē hit umbe thīne federe, *sē hit umbe thīne scredere.*

Pauls grundr. ²II 528.)

Eddisch: Guðr. I 8, 1:

Siálf skyldak gǫfga, *siálf skyldak gǫtva,*
siálf skyldak hǫndla *hrør þeira.*

---

[1]) Weitere belege bei Schütze s. 7.



Guðr. II 6, 1:

Lengi hvarfadak, lengi hugir deildusk.

(Ähnlich im lióðaháttr. Sigrdr. 2, 1:

lengi ek svaf, lengi ek sofnuð var,
lǫng eru lýða læ.

Ebd. 3, 1:

heill dagr, heilir dags synir,
heil nótt ok nipt!

Vgl. 4, 1.)

Grott. 5, 1:

auð mǫlum Fróða, mǫlum alsælan,
(mǫlum?) fiǫld féar á feginslúðri.

Rþ. 32, 4:

fram setti hon skutla fulla,
silfri varða, setti[1]) *á biǫð.*

Guðr. II 1, 6:

unz mik Giúki gulli reifði,
gulli reifði, gaf Sigurði[2]).

Die westg. gegenstücke dieser figuren beschränken sich nicht auf Otfrid.[3]) Zu den eingefügten friesischen anaphern kommen solche in der ae. klage der frau (37 f.), im Wanderer (92 ff.), im ahd. Muspilli (44 f.). Daß auch das Georgslied derartiges kennt, bemerkt Schütze a. a. o. Die ältere Judith bietet (11 b, 15):

du zūhiz wīglīchi und slā vrabillīchi,
du slā Holoferni daz houbit von dem būchi.

Und Walther von der Vogelweide hat in einem der wenigen lieder, in denen er sich der volksmäßigen reimpaare bedient, die höchst nachdrückliche form der widerholung kunstvoll weitergebildet:

Nieman kan mit gerten kindes zuht beherten
(Lachmann 87).

[1]) Diese anapher, die den vers sofort auf die beine stellt, scheint mir im hinblick auf die ganz ähnliche stilfigur 36,3 und 9 die einzig richtige lesung. Beim abschreiben konnte *setti* besonders leicht ausfallen. Eine anklingende stelle des Grott. (21,7ff: *iarni vardar*, vgl. *silfri varða*) hat ebenfalls eine anapher.

[2]) Weiteres nordische material zu allen drei nummern bieten Detter-Heinzel zu Þr. 28,8. 9. Über die anapher vgl. RMMeyer, Die altgerm. poesie 315ff. 327ff.

[3]) Material bei RMMeyer aao. 318ff.



Noch eine weitere eddisch-otfridische übereinstimmung ist zu erwähnen. Häufig laufen im evangelienbuch zwei langverse in der weise parallel, daß der dritte halbvers sich variirend zum ersten, der vierte ebenso zum zweiten verhält (Schütze s. 9). 4, 18, 30:

Zalt in in giwissi, thaz er then man ni wessi,
Suar in io zi nōti, thaz er nan sār nirknāti.

2, 6,51:

thēn gab er āna wanka bi unsih muadun skalkā,
thaz sīn liaba houbit bi unsih manohoubit.

Aus dem eddischen kreise kann man vergleichen:

eldr sloknadi fyr ødlingi,
logi allr lægdisk fyr lofgiǫrnum (Vǫls. str. 23);
þá er Herþiófr Harald of vélti,
sér óiafnan sveik í trygdum,
Egda dróttin ǫndu rænti (Vík. 2);

weiterhin auch andere fälle von satzgleichlauf wie Þr. 6:

greyium sínum gullbǫnd sneri
ok mǫrum sínum mǫn iafnadi.

Dieser satzgleichlauf wurzelt in demselben formgefühl wie die parallelen kurzzeilen in fällen wie

fiǫld á ek meidma, fiǫld á ek menia;
skók hann skǫr iarpa, sá á skiǫld hvítan.

Es äußert sich hier im grunde dasselbe gefühl für symmetrie, das auch die widerholungen und anaphern pflegt (s. auch oben das fries. beispiel).

Vielleicht gehört eine etwas anders geartete form des eddischen helmings ebenfalls hierher, figuren wie Rm. 26, 5:

øngr var fremri, sá er fold rydi,
hilmis arfi, ok hugin gladdi.

Hier ist das variirende verhältnis zwischen den kurzversen nicht mehr rein ausgeprägt. Der dritte und vierte sehen mehr wie fortsetzungen der beiden ersten aus. Das kommt auch sonst mehrfach vor, in der regel so, daß entweder der erste und dritte oder der zweite und vierte kurzvers sich fortsetzen, während bei dem

andern paar noch das verhältnis der variation vorliegt. So Sig. sk. 52:

þó mun á beinum brenna yðrum
færi eyrir, þá er ér fram komið,
neitt Meniu góð, mín at vitia.

Die erste langzeile hat ihre selbständigkeit eingebüßt in fällen wie Guðr. II 31:

hirðaþú bióða bǫlvafullar
þrágiarnliga þær kindir mér!

Hym. 30, 5:

drep við haus Hymis! hann er harðari,
kostmóðs iǫtuns, kálki hverium.

Brot 3:

þik hefir Brynhildr, bǫl at gørva,
heiptar hvattan, harm at vinna.

In ganz sekundärer weise verschränkt sind die kurzverse Akv. 31, 3. Zweimal bei aufzählungen ist die variation ganz weggefallen: Vsp. 12, 5—8 und Rþ. 41, 5—8. (Von derselben art ist der helming, den Finnur Jónsson Guðr. II 24, 1 durch konjektur hergestellt hat.)

So wenig symmetrie in diesen formen zu stecken scheint, verleugnen sie doch, wie es scheint, nicht ganz den zusammenhang mit dem langzeilengleichlauf und der doppelvariation.

Wir fassen die beweismomente zusammen.

Zunächst was Otfrid angeht. Seine technik steht anerkanntermaßen in engem zusammenhang mit der stabreimtechnik. Besonders auffallend aber sind die stilistischen übereinstimmungen mit den Eddaliedern. Hierher gehören die gleichlaufenden langzeilenpaare und die wörtlichen widerholungen von sätzen und satzgliedern, beides elemente der sangbarkeit und der strophenmäßigen symmetrie. Hierher gehört ferner in einem gewissen sinne der endreim. Der kurzzeilenparallelismus nämlich, wie ihn die Eddalieder und volkstümliche westg. stücke aufweisen, und die variation im hinteren halbverse ergeben den endreim spontan häufiger als die stilformen des stichischen epos, dem diese erscheinungen mehr oder weniger fremd sind, und da der reim noch bei Otfrid selbst in hohem grade an diese fälle gebunden ist, so ist ein zusammenhang mit dem spora-

dischen altgerm. reim wahrscheinlich. Das alles stützt unsere behauptung, daß Otfrids strophe auf volkstümlichen vorbildern beruht, die genetisch mit den eddischen helmingen zusammenfallen. Denn der gleichlauf der kurz- und langzeilen, die widerholungen und anaphern sind durchaus strophenmäßige erscheinungen. Sie sind aber zugleich faktoren der sangbarkeit. Daß Otfrids vorbilder gesungene lieder waren, muß man auch annehmen, um ihren stilistischen abstand vom Hildebrandsliede und vom Heliand zu begreifen.

Das Hildebrandslied stellt eine mittelstufe dar zwischen der gliederung der strophischen lieder und der des epos. Dasselbe gilt vom Finnsburgfragment und von Deors Klage. Man würde die entstehung solcher denkmäler auf dem boden einer technik, wie sie etwa der Beowulf zeigt, schwer begreifen.

Noch rätselhafter wäre das vorhandensein so schlichter strophen, wie sie der Wídsíð uns bewahrt hat. Diese höchst altertümlichen gebilde veranschaulichen uns die gemeingermanische, zugleich die urwestg. strophe.

Für dieses verspaar zeugen auch die charakteristischen gruppen aus einer syntaktisch halbirten und einer fester geschlossenen zeile, wie sie auf westg. boden mehrfach gefunden und durch zahlreiche nordische gegenstücke als urg. gesichert werden.

II.

ZEILENBILDUNG IN DEN EDDISCHEN DENKMÄLERN.

Während der westg. helming für unser auge früh in den hintergrund tritt, sehen wir ihn im norden bis zum 12. und 13. jahrhundert herab in blüte. Die eddische dichtung ist der uralten strophischen form bis in ihre spätesten tage treu geblieben. Dieser umstand ordnet sich sogleich zusammen mit der umfassenderen tatsache, daß Skandinavien und namentlich Island auf allen gebieten den altgermanischen kulturbesitz am besten bewahrt hat. Unmittelbar hängt das fortleben der strophe zusammen mit der bewahrung des kurzen epischen liedes, das bei den Isländern, so sehr sich auch geist und aufbau änderten, doch immer nach umfang und darstellungsform das geblieben ist, was es seit alters war.

Auch was den vortrag betrifft, sind die nordleute gewiß konservativer gewesen als ihre vettern. Kein recitirtes epos hat sich bei ihnen von dem gesungenen liede abgezweigt. Und wenn auch unter den erhaltenen strophen sich schwerlich ein erheblicher bruchteil befindet, der je gesungen worden ist, so muß doch nach dem aufhören des gesanges der vortrag noch so viel von gesangsmäßiger gliederung behalten haben, daß man niemals in versuchung kam, unstrophisch zu dichten. Diese visur sind ja lediglich durch den satzbau gegliedert. Wären sie auch durch einen festen inneren bau gekennzeichnet, wie die lyrischen strophen romanischen ursprungs, so hätten sie freilich auch von schreibenden dichtern jahrhunderte lang richtig angewendet werden können. So aber muß jede überschreitung der helminggrenze von vornherein unsere vermutung auf das schreibende zeitalter (die *ritöld*) lenken — oder auch, wo dies ausgeschlossen scheint, auf fremde einflüsse. Die tragweite dieses kriteriums soll unten bei den einzelnen denkmälern erörtert werden.

Wir beginnen hier mit einer betrachtung der eddischen versbindung überhaupt.

Es lassen sich erhebliche unterschiede konstatiren zwischen den einzelnen denkmälern sowol wie manchmal auch zwischen ihren teilen.

Die bindung fehlt überall da, wo eine stärkere satzpause an den schluß der ersten langzeile fällt. Also nicht bloß in fällen wie diese:

Hefir þú erindi sem erfiði?
segðú á lopti lǫng tíðendi!
opt sitianda sǫgur um fallask,
ok liggiandi lygi um bellir,

sondern auch bei hypotaxe:

Muntú mér, Freyia! fiaðrhams léa,
ef ek minn hamar mættak hitta?

Nur wo beide formen in sinnvollem wechsel neben einander auftreten, sind sie verschieden zu werten. Dieser gesichtspunkt kommt aber nur bei der bestimmung der helming- und strophengrenzen in betracht.

Diese einfachste struktur ist sehr häufig. Kein Eddalied, dessen helminge nicht mindestens zu einem drittel diesem typus angehörten. Am zurückhaltendsten gegen ihn zeigt sich unter unsern denkmälern ein sicher uneinheitlicher komplex, die Atlakviða (etwa 37% ungebundene helminge).

Die bindung tritt in zwei hauptformen auf, die wir als lose und feste bindung unterscheiden. Jene wird erstens durch zusätze, zweitens — häufiger — durch variation bewirkt. Beispiele:

(1) *er eigi veit iarðar hvergi*
né uphimins: áss er stolinn hamri.

(2) *senn váru hafrar heim um reknir,*
skyndir at skǫklum; skyldu vel renna.

In beiden fällen ist die zweite langzeile gespalten; die bindung erstreckt sich nur auf ihre vordere hälfte. Ist das nicht der fall, so tut man besser, überhaupt nicht von bindung zu sprechen. Denn dann steht die zweite langzeile der ersten ähnlich selbständig gegenüber, als wenn sie etwa einen nebensatz enthielte (wie in dem oben gegebenen beispiel: *ef ek minn hamar mættak hitta*). Als bindungslos bezeichnen wir also auch solche helminge wie

Hefi ek Hlórrida *hamar um fólginn,*
átta rǫstum *fyr iǫrd nedan*

oder

Nú færid mér *Freyiu at kván,*
Niardar dóttur *ór Nóatúnum!*

Daß bei dem ersten falle nicht etwa feste bindung anzunehmen ist, wie jemand meinen könnte, ergibt sich einmal aus dem zusammenhang: wir haben hier eine antwort auf eine frage, die keine weitere auskunft verlangt als die im ersten langvers gegebene *(hefir þú Hlórrida hamar um fólginn?).* Es ergibt sich aber auch aus dem stil des gedichtes: es wäre dies der einzige fall fester bindung in der þrymskviða.

Das einzige sichere merkmal f e s t e r b i n d u n g ist es, wenn die erste langzeile inhaltlich und syntaktisch unvollständig ist. Dabei kann das verhältnis aber widerum verschieden sein. Sehr gewöhnlich sind bindungen wie diese:

þrévetran mik *þadan of flutti*
Hrosshársgrani *til Hǫrdalands.*

Die unvollständigkeit besteht hier darin, daß das subjekt erst am anfang des nächsten verses folgt. Wäre das gedicht alt, so dürften wir hier nicht ohne weiteres von unvollständigkeit sprechen. Denn bekanntlich ist der älteren Eddasprache das fehlen der personalpronomina ganz geläufig. *Hrosshársgrani* wäre dann weiter nichts als ein verdeutlichender zusatz, eine variation sehr gewöhnlicher art. Nun ist der Víkarsbálkr schwerlich so alt, daß diese auffassung geboten wäre. Der ganz ähnliche fall

þá var ek ungr, *er inni brann*
flotna fiǫld *með fedr Víkars*

spricht entschieden dafür, daß wir dem gedichte feste bindung durch das subjekt zutrauen müssen. Ein grammatischer singularis wie *fiǫld* hätte dem dichter nicht bei der gestaltung des ersten verses vorgeschwebt, wenn er wirklich das subjekt durch das verbum allein ausdrücken konnte. Zu entsprechenden schlüssen führt die betrachtung der übrigen fälle dieser art. Mit einiger sicherheit dürfte man lose bindung durch zurückgeschobenes subjekt nur annehmen bei einem denkmal, das neben ein paar fällen dieser art

überhaupt keine feste bindung aufwiese. Ein solches denkmal aber gibt es nicht.

Wir stellen also das zurückgeschobene subjekt auf eine linie mit dem objekt und andern notwendigen satzteilen, sofern sie bindung bewirken. Einige beispiele mögen folgen.

(1) *Rístu nú, Fiǫrnir!* — *láttu á flet vada*
greppa gullskálir — *með gumna hǫndum!*
(2) *Hlítt hefir fylkir* — *í fǫrum úti*
mínum rádum — *mǫrgu sinni.*
(3) *Fram gengu þeir,* — *enn forn iǫtunn*
siónum leiddi — *sinn andskota.*
(4) *Hér láta mik,* — *sem ek lengi man,*
þǫglan þul — *þióðans synir.*
(5) *Hvergi þóttak* — *í því lídi*
opt aukvisi — *ættar minnar.*
(6) *Megu tveir menn einir* — *tíu hundrud Gotna*
binda eda beria — *í borg enni há?*

Man sieht, es macht für die festigkeit der bindung keinen unterschied, ob der vierte kurzvers eine einheit für sich, ein zusatz ist, oder nicht.

Die festeste bindung entsteht durch s p a l t u n g eng zusammengehöriger gruppen wie substantiv mit attributivem genetiv oder adjektiv, pronomen mit subjektiv, unfeste verbalkomposita u. ä.

(1) *Eggia ek ydr, iarlar:* — *auka harm stóran*
víſs ens vegliga, — *vilia ek þat líta.*
(2) *Sæll er hverr sídan,* — *er slíkt getr fæda*
iód at afreki — *sems ól Giúki.*
(3) *Vit skulum okkrum* — *aldri slíta*
Sigurdr saman. — *Søkkstu, gýgiarkyn:*
(4) *. . bœr budlunga,* — *brunnu ok skiáldmeyiar*
inni, aldrstamar, — *hnigu í eld heitan.*

Die spaltung geht oft hand in hand mit künstlich verschränkter wortstellung. Einen besonders krassen beleg dafür bietet das Hrókslied:

Fylkti sínu — *sá framligast*
lofdungr lídi, — *medan lifa mátti.*

Doch bedeutet das auseinanderreißen des zusammengehörigen manchmal auch eine milderung der härte, indem der erste bestandteil als vorläufiger stellvertreter aufgefaßt werden kann. Bisweilen ist die härte weiter gemildert durch einen zwischensatz, der die pause am zeilenschluß syntaktisch motivirt:

Segdú ǫngva, svá at heyri,
drauma þína í degi síðan.

Dieses mittel hat man auch sonst ergriffen, um die feste bindung mit den bedürfnissen des vortrags zu vereinigen:

(1) *ádr vér fórum — enn því flǫgđ ullu —*
hinzta sinni til Hǫrđalands.

(2) *hér láta mik, sem ek lengi man,*
þǫglan þul þióđans synir.

Diese und noch andere eigentümlichkeiten wollen berücksichtigt sein, wenn man die einzelnen denkmäler in bezug auf ihre bindungsverhältnisse vergleicht. Ein paar extreme fälle von spaltung geben einem gedichte einen ganz andern charakter als die dreifache zahl bindungen der letzterwähnten art. Doch sind diese immerhin noch sehr verschieden von ganz ungebundenen zeilen. Bei solchen ist es offenbar das wesentliche, daß die dichter selbständige, wolgerundete zeilen bauen wollten und konnten, ein formgefühl, das z. b. der Víkarsbálkr verleugnet.

Um nun eine vorläufige übersicht zu ermöglichen, machen wir dieses verschiedene formgefühl zum einteilungsprincip. Wir ordnen die wichtigsten denkmäler in zwei reihen, nach der (auf langzeilen berechneten) procentualen häufigkeit der festen bindung, sodann der bindung überhaupt.

In die tabellen sind sämtliche fornyrðislag-lieder der Eddaausgaben aufgenommen, aus den Eddica minora Hunnenschlachtlied, Hervararkviða, Innsteinslied, Víkarsbálkr, Hrókslied. Auch solche stücke, die sicher oder wahrscheinlich keine organischen einheiten sind, sind doch einstweilen als solche behandelt, auch die sog. Helgakviða Hiǫrvarðssonar, dagegen nicht das sog. zweite Helgilied; von diesem sind nur str. 30 bis zum schluß berücksichtigt unter der kurzen überschrift ‚Helgis tod‘. Ebenso sind die epischen

strophen der Rm., Fáfn. und Sigrdr. bei seite gelassen. Hyndlulióð und Vǫluspá skamma sind getrennt — wie sich zeigen wird, hat das an dem ergebnis kaum etwas geändert[1]).

A. Feste bindung.

1.	Þrymskviða	0 =	0 %
2.	Vegtamskviða	0 =	0 %
3.	III. Gudrunlied	0 =	0 %
4.	Rígsþula	2 =	1 %
5.	Hunnenlied	2 =	2 %
6.	Atlamál	14 =	3,7 %
7.	Vǫluspá sk.	2 =	4 %
8.	Hyndluliόð	6 =	4,3 %
9.	Kurzes Sigurdslied	16 =	5,7 %
10.	Vǫlundarkviða	10 =	6,3 %
11.	Helgis tod	7 =	7 %
12.	I. Gudrunlied	9 =	8 %
13.	Grottasǫngr	7 =	8 %
14.	Hamðismál	9 =	8,4 %
15.	Oddrúnargrátr	12 =	9 %
16.	II. Gudrunlied	16 =	9 %
17.	Helg. Hiǫrv.	11 =	11,2 %
18.	Hervǫrlied	14 =	12,3 %
19.	Vǫluspá	33 =	13 %
20.	Grípisspá	28 =	13 %
21.	Brot	11 =	14 %
22.	Guðrúnarhvǫt	13 =	15 %
23.	Víkarsbálkr	20 =	15 %
24.	Hrókslied	16 =	15 %
25.	I. Helgilied	37 =	16,3 %
26.	Atlakviða	31 =	17,6 %
27.	Innsteinslied	20 =	20,8 %
28.	Hymiskviða	32 =	21 %
29.	Helreið	12 =	22 %

[1]) Eine bekräftigung des an sich einleuchtenden resultats, zu dem neuerdings Boer Ark. 22,217ff. gelangt.

B. Bindung überhaupt.

1.	Þrymskviða	5 =	4 %
2.	III. Gudrunlied	2 =	5 %
3.	Atlamál	30 =	8 %
4.	Vegtamskviða	6 =	9,5 %
5.	Rígsþula	20 =	10,5 %
6.	Hyndlulióð	15 =	10,7 %
7.	Vǫluspá sk.	6 =	12 %
8.	Hunnenlied	14 =	14 %
9.	Vǫlundarkviða	25 =	16 %
10.	Kurzes Sigurdslied	46 =	16 %
11.	I. Gudrunlied	17 =	16 %
12.	Oddrúnargrátr	21 =	16 %
13.	Brot	13 =	17 %
14.	Helgis tod	19 =	18,6 %
15.	Grottasǫngr	17 =	19 %
16.	Helg. Hiǫrv.	19 =	19,4 %
17.	Grípisspá	42 =	19,8 %
18.	Hamðismál	23 =	21,5 %
19.	Hrókslied	25 =	22,3 %
20.	Guðrúnarhvǫt	19 =	23,4 %
21.	I. Helgilied	54 =	23,5 %
22.	Hervǫrlied	27 =	23,7 %
23.	Vǫluspá	63 =	24,2 %
24.	II. Gudrunlied	45 =	25 %
25.	Innsteinslied	26 =	27 %
26.	Hymiskviða	42 =	28 %
27.	Helreið	15 =	28 %
28.	Víkarsbálkr	39 =	29,3 %
29.	Atlakviða	55 =	31,3 %

Wie man sieht, zeigen sich recht erhebliche unterschiede. Der stilistische abstand zwischen Þr. und Hym., den jeder leser empfindet, erfährt von unserm standpunkt aus die denkbar schärfste beleuchtung. Die beiden Atlilieder rücken weit aus einander. Hinwiderum erscheinen die Am. ungefähr auf derselben stufe nicht bloß mit der Rþ., sondern auch mit Guðr. III, Vegt. und Þr. Lassen sich

jene abstände unschwer in ein allgemeines bild der eigenschaften unserer lieder einfügen, von diesen nachbarschaften gilt das nicht. Da geben uns denn die bindungsverhältnisse selbst alsbald eine korrektur an die hand. So ähnlich sich Þr. und Am. sind in bezug auf ihre abneigung gegen langzeilenbindung, so grundverschieden sehen bei ihnen die cäsuren aus. In der mitte des verses neigt das götterlied ebenso sehr zu fester bindung, wie das heldengedicht ihr auch hier abhold ist. Andererseits stehen Akv. und Am., die stofflich verwanten gedichte, in der behandlung der cäsuren einander ungleich näher als in der behandlung des versendes. Es ist klar, daß die beobachtung dieses letzteren notwendig der ergänzung durch eine statistik der cäsurbindungen bedarf.

Wir unterscheiden auch hier die drei fälle der festen, der losen bindung und der bindungslosigkeit. Vorausgeschickt muß werden, daß die grenzen nicht durchweg einwandfrei zu ziehen sind. Von einzelnen inkonsequenzen abgesehen, die wahrscheinlich untergelaufen sind, bin ich nach der regel verfahren, die cäsurbindung unabhängig von der langzeilenbindung zu würdigen, also bindungslosigkeit oder lose bindung auch in der mitte solcher langzeilen anzuerkennen, die mit der nachfolgenden fest gebunden sind. Z. b.:

át Sifiar verr, áðr sofa gengi,
einn með ǫllu øxn tvá Hymis.

Hier ist die erste cäsur ohne bindung, obgleich der ganze helming fest gebunden ist. Denn der zweite halbvers ist syntaktisch und damit bis zu einem gewissen grade auch inhaltlich selbständig. Im übrigen muß dieser gesichtspunkt für sich selbst sprechen.

Von den folgenden beiden tabellen stellt die eine (C) eine skala der procentualen häufigkeit fester cäsurbindung auf, die andere (D) eine entsprechende absteigende skala für die bindungslose cäsur. Die im ganzen geringfügigen abweichungen in der reihenfolge rühren von dem schwankenden procentsatz der losen cäsurbindungen her.

C.

1. Atlamál . . . . 65 = 17 %
2. Rígsþula . . . . 63 = 35 %
3. Atlakviða . . . . 64 = 36 %

4. Hamðismál . . . . 40 = 37 %
5. Hunnenlied . . . . 46 = 46 %
6. Grottasǫngr . . . . 44 = 48 %
7. Hervǫrlied . . . . 56 = 49 %
8. Vǫlundarkviða . . . . 79 = 50 %
9. Hyndlulióð (+ Vsp. sk.) . . . . 98 = 51 %
10. II. Gudrunlied . . . . 91 = 52 %
11. Vǫluspá[1]) . . . . 131 = 53 %
12. Vegtamskviða . . . . 30 = 53 %
13. Helg. Hiǫrv. . . . . 56 = 57 %
14. Grípisspá . . . . 121 = 57 %
15. Hrókslied . . . . 63 = 59 %
16. I. Helgilied . . . . 136 = 60 %
17. Brot . . . . 45 = 60 %
18. Helgis tod . . . . 61 = 61 %
19. Helreið . . . . 34 = 63 %
20. Víkarsbálkr . . . . 83 = 63 %
21. Oddrúnargrátr . . . . 79 = 63 %
22. Guðrúnarhvǫt . . . . 56 = 63,5 %
23. I. Gudrunlied . . . . 72 = 65 %
24. Þrymskviða . . . . 85 = 66 %
25. Innsteinslied . . . . 66 = 68,5 %
26. Kurzes Sigurdslied . . . . 195 = 69 %
27. III. Gudrunlied . . . . 30 = 75 %
28. Hymiskviða . . . . 115 = 76 %

D.

1. Atlamál . . . . 306 = 80 %
2. Rígsþula . . . . 106 = 58 %
3. Atlakviða . . . . 71 = 41 %
4. Vǫluspá . . . . 82 = 33,5 %
5. Hervǫrlied . . . . 37 = 33 %
6. Hamðismál . . . . 34 = 32 %
7. Vǫlundarkviða . . . . 47 = 29 %
8. Hunnenlied . . . . 29 = 29 %

[1]) Die þulur nicht mitgerechnet.

9.	Grottasǫngr	27 = 29	%
10.	Vegtamskviða[1])	16 = 28	%
11.	II. Gudrunlied	49 = 28	%
12.	Hyndluliód (+ Vsp. sk.)	51 = 26	%
13.	Grípisspá	56 = 26	%
14.	Víkarsbálkr	27 = 20	%
15.	Hymiskviða	29 = 19	%
16.	Innsteinslied	18 = 19	%
17.	Helg. Hiǫrv.	19 = 18,5	%
18.	Helgis tod	17 = 17	%
19.	Brot	12 = 16	%
20.	Guðrúnarhvǫt	14 = 16	%
21.	Helreið	8 = 15	%
22.	III. Gudrunlied	6 = 15	%
23.	I. Helgilied	32 = 14	%
24.	Kurzes Sigurdslied	38 = 14	%
25.	Hrókslied	14 = 13	%
26.	Oddrúnargrátr	16 = 13	%
27.	Þrymskviða	16 = 12,5	%
28.	I. Gudrunlied	12 = 11	%

Das so vermehrte material wird bei einer gruppirung der eddischen denkmäler schon besser zu verwerten sein. Doch ehe wir es uns in diesem sinne näher bringen, drängt sich eine andere beobachtung auf. Sie muß den vortritt haben, weil sie sich gleichmäßig auf alles eddische erstreckt.

Schon Jacob Grimm hat einspruch erhoben gegen die typographische zerlegung der germanischen langzeile in ihre hälften (Andreas und Elene LV f.). Seine ebenso klare wie einfache argumentation muß, so sollte man meinen, auf jeden herausgeber auch eddischer gedichte eindruck machen. Wenn man die übliche achtteilung der strophe bis heute mehrfach beibehalten hat, so ist das nur als nachgibigkeit gegen einen für unschädlich gehaltenen usus zu rechtfertigen. Jedoch werden wir mit dieser beurteilung nicht

[1]) Dabei sind 4 epische widerholungen nicht mitgerechnet. 20 fälle ergäben 35%.

allen herausgebern gerecht. Finnur Jónsson hat an mehreren stellen, z. b. im vorwort zu seinen Eddaliedern (I, s. XII) es ausgesprochen, eine langzeile habe im altnordischen bewußtsein gar nicht existirt und man hätte niemals von der hergebrachten achtzeiligen strophe abweichen sollen (wie das Sijmons und vor ihm Vigfusson und Powell getan hatten). Es fragt sich, was unter dem altnordischen bewußtsein zu verstehn ist. Selbst wenn die alten metriker den *fiórdung* nicht als einheit beachtet hätten — wogegen das vorhandensein eben des ausdrucks *fiórdungr* spricht —, so würde uns das noch nicht des rechtes berauben, diese einheit zu statuiren. Denn das letzte wort über die dinge erlauben uns nicht die zeugnisse, sondern unsere beobachtungen über die dinge selbst. Wenn nun die bindung durch stäbe noch nicht genug beweist, so kann die sprachliche gliederung den ausschlag geben.

Vergleicht man die tabellen C und D mit A und B, so ergibt sich, daß der langzeilenschluß für die sprachliche gliederung eine ungleich schärfere grenzlinie zieht als die cäsur. Die procentsätze für cäsurbindung sind durchweg bedeutend höher als für langzeilenbindung. Man nehme etwa die feste bindung bei der Vsp.: 53 % gegenüber 13 %; beim Grott. 48 % gegen 8 %. Extreme fälle bilden einerseits Akv. mit 36 gegen 17, 6%, andererseits Þr. mit 66 gegen 0.

Um das verschiedene verhalten der einzelnen denkmäler festzustellen, müssen wir selbstverständlich die wirklichen zahlen, nicht die procentsätze einander gegenüberstellen. Wir erkennen dann, daß der quotient umso größer wird, je fester die bindung ist, die wir ins auge fassen.[1])

a) Handelt es sich um bindung überhaupt, so ist der allgemeine quotient für die 3941 untersuchten langzeilen etwas kleiner als 4. Es stehn nämlich 2752 cäsurbindungen 749 langzeilenbindungen gegenüber.

Für jedes gedicht einzeln berechnet, schwankt der quotient zwischen 2 und 22.

[1]) Es genügte i. a., die dem divisionsergebnis zunächst liegende ganze zahl zugrunde zu legen. In zweifelhaften fällen ist ½ zu hülfe genommen.



2	beträgt er bei der	A k v.	(105 : 55)
$2^1/_2$	bei	A m.	(76 : 30)
		V s p.	(164 : 63)
		V í k.	(106 : 39)
3	bei	G u ð r. II.	(127 : 45)
		H e r v.	(77 : 27)
		H a m ð.	(73 : 23)
		I n n s t.	(88 : 26)
		H y m.	(123 : 42)
		H e l r.	(46 : 15)
$3^1/_2$	beim	H r ó k.	(87 : 25)
4	bei	R þ.	(77 : 20)
		H. t o d	(84 : 19)
		G r o t t.	(65 : 17)
		H H i.	(79 : 19)
		G r í p.	(156 : 42)
		G h v.	(74 : 19)
		H H u I	(202 : 54)
$4^1/_2$	bei	V k v.	(112 : 25)
5	bei	H u n n.	(71 : 14)
		S i g. s k.	(245 : 46)
		O d d r.	(109 : 21)
		B r o t	(63 : 13)
6	bei	V e g t.	(37 : 6)
		G u ð r. I	(98 : 17)
7	bei	H y n d l.	(143 : 21)
11	bei	G u ð r. III	(34 : 3)
22	bei	Þ r.	(113 : 5)

b) Schließt man die losen bindungen aus, so stellt sich der allgemeine quotient etwas höher als 5, nämlich 2004 : 391. Und zwar beträgt er

2	bei der	A k v.	(64 : 31)
3	bei	H e l r.	(34 : 12)
		I n n s t.	(66 : 20)
4	bei	H e r v.	(56 : 14)
		V s p.	(131 : 33)

		Gríp.	(121 : 28)
		Brot	(45 : 11)
		Ghv.	(56 : 13)
		Vík.	(83 : 20)
		Hrók.	(63 : 16)
		HHu I	(136 : 37)
		Hym.	(115 : 32)
4½	bei	Hamð.	(40 : 9)
5	bei	Am.	(65 : 14)
		HHi.	(56 : 11)
6	bei	Grott.	(44 : 7)
		Guðr. II	(91 : 16)
6½	bei	Oddr.	(79 : 12)
8	bei	Vkv.	(79 : 10)
		Guðr. I	(72 : 9)
9	bei	H. tod	(61 : 7)
12	bei	Hyndl.	(98 : 8)
22	bei	Sig. sk.	(195 : 16)
23	bei	Hunn.	(46 : 2)
30	bei	Guðr. III	(30 : 1)
32	bei	Rþ.	(63 : 2)
∞	bei	Vegt.	(30 : 0)
		Þr.	(85 : 0)

c) Die festeste bindung stellen diejenigen Fälle dar, die wir oben spaltungen genannt haben. Solche habe ich an der cäsurstelle rund 170 notirt, am langzeilenschluß 27. Das ergibt als quotienten eine zahl, die etwas größer als 6 ist.

Bei der relativen seltenheit dieser fälle läßt sich nicht für jedes denkmal ein quotient angeben. Am deutlichsten spricht die tatsache, daß spaltungen an der cäsurstelle alle gedichte kennen, spaltungen am langzeilenschluß dagegen nur etwa die hälfte der von uns untersuchten. Spaltung der letzteren art kommt nicht vor in

Rþ.	(bei	4	cäsurspaltung[en])	
Hamð.	(„	1	„	)
Hunn.	(„	3	„	)

Grott.	(bei	7	cäsurspaltung[en])
Vegt.	(„	3	„)
Brot	(„	1	„)
H. tod	(„	7	„)
Vík.	(„	1	„)
Oddr.	(„	8	„)
Ghv.	(„	6	„)
Guðr. I.	(„	3	„)
Þr.	(„	11	„)
Guðr. III.	(„	2	„)

Es überwiegen ferner die cäsurspaltungen in

Herv.	(2	gegen	1	schlußspaltung[en])
Vkv.	(9	„	1	„)
Vsp.	(23	„	2	„)
HHi.	(6	„	1	„)
Gríp.	(16	„	1	„)
Hrók.	(10	„	2	„)
HHu I	(13	„	3	„)
Helr.	(3	„	2	„)
Sig. sk.	(4	„	1	„)
Hym.	(13	„	2	„)

Die Hyndl. haben von jeder art 4. Es überwiegen endlich die versschlußspaltungen in

Am.	(4	gegen	3	cäsurspaltung[en])
Akv.	(2	„	1	„)
Guðr. II	(4	„	2	„)
Innst.	(4	„	3	„)

Diese zahlen reden eine deutliche sprache. Je fester ein sprachlicher komplex ist, eine umso entschiednere tendenz besteht, ihn in eine langzeile aufgehn zu lassen; die cäsur darf ihn zerschneiden, der zeilenschluß von rechtswegen nicht. Wenn somit die langzeile nicht im altnordischen bewußtsein bestanden hat, so lebte sie sicher im gefühl der dichtenden und ihrer hörer.

Nicht jedes gedicht freilich zeigt das so handgreiflich wie die Þrymskviða, die, ohne zu den kürzesten denkmälern zu gehören, feste langzeilenbindung gar nicht, lose nur ein paar mal aufweist.

von ihren cäsuren aber zwei drittel fest, darunter eine ganze anzahl durch spaltung, bindet und nur etwa ein achtel ihrer langzeilen aus ungebundenen halbversen zusammensetzt. Die erheblichen unterschiede, die wir hier wider zwischen den liedern konstatiren, liefern neues material für ihre gruppirung und legen die frage nahe, ob wir es nicht mit den niederschlägen einer entwicklung zu tun haben, deren erkenntnis vielleicht den schwierigen alter- und heimatsproblemen einiges licht zuführen könnte.

Bjarni Thórarensen, der klassiker des modernen Island, hat folgende strophe gedichtet:

Undrist enginn,
upp þó vaxi
kvistir kynlegir,
þá koma úr jörðu
harma funa,
hitaðri að neðan
ok ofan vökvaðri
eldregni tára.[1])

Sie zeigt eine gliederung, wie sie in den eddischen gedichten kaum ihres gleichen hat. Die langzeilengrenze tritt an bedeutung fast hinter der cäsur zurück. Derartiges findet sich aber doch auch schon im mittelalter. Nicht im volkstümlichen liede freilich, aber bei Sturla þórðarson etwa gibt es nicht eben sporadisch gebilde wie dieses (Unger KS 417):

Svá var Elfr
ǫll att lita
glæsilig,
sem á gull sæi
frægðar fólk,
er flota þeysti
lofsæll konungr
Lióðhúsa til.

---

[1]) Im nachruf auf Oddur Hjaltalín.



Sturla hat wahrscheinlich seine kviðuháttvísur mit dem schreibrohr in der hand komponirt, wol bei der niederschrift der Hákonarsaga. Als erzeugnisse des schreibrohrs glauben wir sie auf schritt und tritt zu erkennen, nicht zuletzt an dem verhältnis von satz und vers, das in ihnen herrscht. Bezeichnen wir damit den punkt, an dem Sturlas technik mit der des modernen lyrikers zusammenhängt? Auch diesem traten wol die verse nicht als klingende rhythmen auf die lippen. Daher das auseinanderfallen von satz und langvers bei Bjarni wie bei Sturla.

Jedenfalls gibt diese beobachtung uns einen fingerzeig für die geschichte der Eddalieder. Ein gedicht wie Þr., das sich grundsätzlich anders verhält als die schreibende skaldenkunst, rückt weit ab von den litterarischen kreisen des 13. jahrhunderts, denen andere umso näher stehn. Andere merkmale können diese folgerung nur bestätigen. Freilich hat man gewiß auch noch in litterarischen zeiten altstilgerechte helminge und strophen gebaut — Bjarni selbst liefert beispiele dafür —; daher können wir hohes alter niemals mit der sicherheit behaupten wie jungen ursprung und müssen uns bisweilen begnügen, altertümlichkeit des stils festzustellen.

Um das verhalten der einzelnen denkmäler am gesamtdurchschnitt messen zu können, vergegenwärtigen wir uns folgende zahlen.

Insgesamt 3941 langzeilen oder 1970 helminge sind unserer untersuchung zugrunde gelegt.

Von diesen 3941 langzeilen sind 391, oder fast genau $^1/_{10}$, mit der nachfolgenden fest gebunden. Da die langzeilenbindung nur selten die helminggrenze überschreitet, so ergibt sich somit, daß $^1/_5$ aller helminge aus einem fest gebundenen langzeilenpaar besteht.

Von den 3941 langzeilen sind 749, oder etwa $^1/_5$, überhaupt gebunden. Das bedeutet: etwa $^2/_5$ aller helminge bestehn aus einem (lose oder fest) gebundenen zeilenpaar. — Wenn also die größere hälfte aller helminge aus ungebundenen langzeilen (wie fast durchweg in der Þr.) besteht, so ist dabei zu berücksichtigen, daß einen recht großen bruchteil die þulur ausmachen, bei denen eine bindung fast ausgeschlossen ist.

Die hälfte aller langzeilen, nämlich 2004, sind in der cäsur fest gebunden. Auf jeden helming entfällt also im durchschnitt eine fest geschlossene zeile.

Die zahl der cäsurbindungen überhaupt beträgt 2752, d. i. mehr als 5/8 aller cäsuren. Somit bleiben 1189 scharf trennende cäsuren, d. i. kaum 3/8.

Wir gehn von der tabelle C aus, welche die procentuale häufigkeit fester cäsurbindung darstellt. Von nr. 2 bis 26 einschl. zeigt sie eine leidlich kontinuirliche skala, die nur zwischen nr. 12 (53 %) und nr. 13 (57 %) eine allenfalls erwähnenswerte lücke aufweist. Mit dem durchschnitt (50 % oder etwas darüber) decken sich etwa nr. 8—10 (Vkv., Hyndl., Guðr. II).

Über der oberen schwelle unserer skala, um 6, bezw. 7 % von ihr abstehnd, liegen Guðr. III und Þr.; unter der unteren schwelle, um nicht weniger als 18 % abstehnd, die Am. Die Am. isoliren sich also bei weitem am entschiedensten.

Die tabelle D bestätigt, wie zu erwarten, diese isolirung. Auch hier stellen die Am. einen extremen fall sondergleichen dar. Nur 1/5 der cäsuren dieses denkmals ist gebunden, während der durchschnitt mehr als 5/8 verlangen würde.

Was nun die langzeilenbindung betrifft, so erscheinen sowol in A wie in B die Am. widerum am ende der skala, wenn auch hier nicht ohne mitbewerber, die im verschmähen der bindung womöglich noch weiter gehn. Unter diesen mitbewerbern haben sechs den nächsten anspruch auf erwähnung, nämlich Hyndl., Hunn., Guðr. III, Vegt., Þr. und Rþ. Nur die Rþ. erscheint auch in C und D als nachbarin der Am., und zwar als relativ nächste nachbarin, noch ziemlich weit entfernt, doch wenigstens in D etwa ebenso weit von dem gros abstehnd. Was von dieser nachbarschaft zu halten ist, soll unten erörtert werden, wo wir von den statistischen schemata ins konkrete übergehn.

Von den andern fünf denkmälern sagen die cäsurtabellen verschiedenes aus. Zwei von ihnen, Guðr. III und Þr., versetzen sie so ziemlich unter die antipoden der Am.; diese beiden gedichte gehn in der bindung der cäsuren mit am weitesten. Die übrigbleibenden drei nähern sich in der cäsurbindung mehr dem durchschnitt.

Die eben erwähnten antipoden der Am. sind mit Þr. und Guðr. III nicht erschöpft. Extremer als diese beiden verhält sich die Hym. Weiter sind zu nennen Sig. sk., Innst., auch Guðr. I, Ghv., Oddr., Vík., Helr., Helgis tod, Brot, HHu I, Hrók., Gríp., HHiǫrv. —

so könnte man noch fortfahren in der aufzählung von liedern, die im gegensatz zu den Am. die cäsur zu schließen streben.

Unter ihnen können aber nur diejenigen als entschiedene gegenfüßler der Am. gelten, die auch in der langzeilenbindung erheblich weiter gehn als der durchschnitt. Das tut die Hym., die extremste cäsurbinderin, ganz entschieden. Ebenfalls das Innst. In noch höherem grade die Helr. Ferner Ghv. und Vík., auch HHu I und Hrók. und, wenigstens in den festen bindungen, das Brot.

Damit sind die starken langzeilenbinder so ziemlich erschöpft, mit einziger ausnahme der Akv. Dieses gedicht rückt in den cäsurtabellen weit weg von seinen kameradinnen Helr., Hym. usw. In der neigung zum halbiren der langzeile tut es es der Rþ. fast gleich und eifert wie diese den Am. nach. Die Akv. ist das denkmal mit der kleinsten häufigkeitsdifferenz zwischen cäsur- und langzeilenbindung (quotient 2); auch darin spricht sich ihre formale verwantschaft mit den Am. aus. Welcher art diese verwantschaft in concreto ist, darüber kann uns die statistik nichts lehren.

Endlich sondern sich aus dem gros die Hamð. ab. Auch sie bleiben mit der festen cäsurbindung erheblich unter dem durchschnitt und stehen den Am. nicht viel ferner als Akv. und Rþ. Doch weicht hier die langzeilenbindung nicht nennenswert vom durchschnitt ab.

Die bisherigen betrachtungen ergeben das deutlich umrissene bild dreier typen.

I. Der langvers ist gegen seinen nachbarn isolirt, dagegen in sich fest geschlossen: Þrymskviða, Guðrunarkviða þriðia.

II. Der langvers neigt stark zur festen bindung, sowol mit dem nachbarvers als zwischen seinen hälften; der helming strebt danach, ein festgeschlossenes satzganzes zu werden: Hymiskviða, Helreið, Innsteinslied.

III. Der halbvers ist in weitem maße isolirt: Atlamál, Rígsþula.

Die angeführten beispiele stellen diese typen relativ am reinsten dar. Wir vereinigen das statistische material, soweit es sie betrifft,

noch einmal in einer übersichtlichen tabelle, um sodann zur genaueren untersuchung der einzelnen gruppen überzugehn.

		Langz.-bindung Feste	übhpt.	Feste cäsurbindung
I	Þrymskviða	0%	4%	66%
	Guðr. III	0%	5%	75%
II	Hym.	21%	28%	76%
	Helr.	22%	28%	63%
	Innst.	21%	27%	68,5%
III	Atlamál	3,7%	8%	17%
	Rígsþula	1%	10,5%	35%

III.

ÞRYMSKVIÐA, GUÐRÚNARKVIÐA ÞRIÐIA, VEGTAMSKVIÐA.

Kein anderes denkmal neigt bei isolirten langzeilen so sehr zur cäsurbindung wie die Þrymskviða und das dritte Gudrunlied.

1. Die Þrymskviða hat, was natürliche, ausdrucksvolle gliederung angeht, kaum ihresgleichen. Langvers und kurzvers, beide blühen in voller syntaktischer lebendigkeit. Das drittel ungebundener oder lose gebundener kurzverse genügt, um auch der kleineren einheit ihr recht zu sichern. Doch den rhythmischen grundton des liedes gibt die langzeile an; ihr fluß bricht immer wider durch. Den gegensatz gegen das staccato der Rþ. — man nehme etwa Rþ. 16 — vergegenwärtigt ganz rein eine versfolge wie diese:

Hefir þú erendi	*sem erfiði?*
segðú á lopti	*lǫng tiðendi;*
opt sitianda	*sǫgur um fallask,*
ok liggiandi	*lygi um bellir.*

Diese geschlossenen zeilen ergeben sich ganz zwanglos und gewiß unabsichtlich. Wortwahl und wortstellung, der ganze vortrag trägt so sehr den stempel der naturfrischen erzählung, die akustische wirkung ist so wollautend und eindringlich zugleich, daß man den eindruck erhält: der kern dieser poesie sind die natürlichen rhythmen der nachdrucksvollen, unstilisirten sprache. Denselben eindruck hat man da, wo die cäsur stärker hervortritt. Ein satz wie dieser: *Heyrðú nú, Loki, / hvat ek nú mæli, / er eigi veit — / iarðar hvergi / né uphimins — / áss er stolinn hamri;* — man kann ihn nicht natürlicher durch pausen gliedern. Fälle wie *unz fyr útan kom / ása garða* (5, 3—4. 5—6. 9, 3—6) zeigen einen gewiß sehr

alten typus der wortstellung im nebensatze. Ari, der ein so unlitterarisches isländisch schreibt wie kaum ein zweiter, hat einmal einen ganz parallelen satz: *Þeir es fyr nordan váru Eyiafiǫrd* (Lib. c. 5). Weiter kann man vergleichen *úr þat er af stód eitrinu fraus at hrími* (SnE 12) und ähnliche fälle, deren Nygaard Norrœn syntax 379 (note), 384 einige zusammengestellt hat. Man sieht, wir haben hier die sprache des lebens, nicht etwa eine modificirte poetische wortfolge. Und der sprache des lebens entspricht auch die cäsur. Gerade die lose gebundenen cäsuren sind für die zwanglose, frische erzählweise unseres liedes — wie teilweise auch z. b. des Wielandliedes — besonders wertvoll: '*Þrymr hefir þinn hamar, / þursa dróttinn*'; '*þegi þú, Þórr, / þeira orda!*'

Nicht bloß kurz- und langzeile sind sprachlich belebt; auch der helming ist es, trotz aller abneigung gegen die langzeilenbindung. Strophe 30 ist die einzige, in deren wortmaterial sich keine helminggrenze abzeichnet. Die helminge sind teils an loser bindung kenntlich (2, 5. 21, 1. 23, 1. Auch 22, 5), teils an sonstiger syntaktischinhaltlicher geschlossenheit, und zwar bildet der helming entweder ein gefüge von haupt- und nebensatz (3, 5. 8, 5. 14, 5 u. ö.), oder er beginnt energisch mit einem neuen hauptsatz, meist oratio recta (25, 5. 26, 5. 27, 5 u. ö.), oder er enthält ein paar gleichlaufende langzeilen (4. 10, 5. 14, 1. 32, 5), oder endlich er besteht aus einem strophenansatz von der art, wie er fürs westgermanische schon besprochen wurde:

skegg nam at hrista, *skǫr nam at dýia,*
réd Jardar burr *um at þreifask*

(1, 5. Vgl. 7, 1. 5. 21, 5. 23, 5. 24, 5. 27, 1.) Die langzeilenpaare, die durch keins dieser mittel verknüpft sind, werden durch den druck ihrer umgebung von selbst zu einheiten.

Der helming der Þr. ist seiner bauart nach nahe verwant mit den westg. helmingen, wie wir sie im Wíds., im Hild., in manchen zaubersprüchen fanden. Auch dort tritt feste bindung zurück, lose bindung dagegen und andere syntaktische zusammengehörigkeit sowie der strophenansatz spielen die hauptrolle. Ein vergleichsmoment enthält ferner der umstand, daß in der Þr. wie in westg. zaubersprüchen und im Hild. dreizeilige gruppen vorkommen. Die Þr. zählt 9 solcher fälle. Bei str. 17 und 20 entsteht der überschuß

durch eine redeeinführung vom umfang einer langzeile. Bei der schlußstrophe haben wir einen abschließenden satz, der auf das thema des gedichts zurückweist. Lediglich der steigerung dienen die überschüssigen zeilen 13, 5 und 24, 7. Eine lyrische widerholung von einer auch sonst belegten art bringt 24, 9. Bei str. 5. 6. 9 endlich ist der langzeilenparallelismus schuld an der erweiterung.

Keine der pluszeilen gibt inhaltlich oder stilistisch den geringsten anstoß (die dreisilbigkeit des kurzverses 17, 2 wird man nicht nennen wollen). Im gegenteil, einige von ihnen sind für den zusammenhang wichtig, wenn nicht unentbehrlich, bei andern fällt auf, daß sie stilistisch vortrefflich zu unserm denkmal passen. Ersteres gilt nicht bloß von 20, 1—2 (wodurch auch 17, 1—2 unverdächtig wird), sondern namentlich auch von 5, 5—6 und 9, 5—6. Es hätte schwerlich einen sinn, wenn es hieße 'da flog Loki, bis er vor das asengehöft kam' und unmittelbar darauf sein zusammentreffen mit dem riesen erzählt würde (so ist es in Jónssons ausgabe). *Unz* verlangt die angabe des ziels. Loki wollte aber nicht bloß bis vor das tor fliegen, sondern nach Riesenheim. *Fyr útan ása garða* ist nur das vorläufige ziel des gottes. Die erwähnung dieser etappe soll seinen weiten flug anschaulich machen. Auch sind 5, 3—6 zwei parallele langzeilen, wie deren noch mehrere in der Þr. vorkommen (s. o.). Daß die erste von ihnen mit der vorhergehnden zeile zusammen einen weiteren fall des strophenansatzes ergibt und so die beiden wichtigsten stilfiguren des denkmals hier kombinirt auftreten, kann nicht gegen die ursprünglichkeit der dritten zeile sprechen. Ganz dieselben erwägungen sind bei str. 9 geltend zu machen. *Miðra garða* 9, 8 setzt *fyr innan kom ása garða* voraus.

Gegen die ursprüngliche dreizeiligkeit des helmings, den Bugge als str. 6 bezeichnet, ist die bemerkung, das glätten der pferdemähnen vertrage sich nicht mit dem sitzen auf dem hügel (Jónsson, Ark. 21, 11), kein stichhaltiger einwand. Daß die stelle mehr in typischer weise die lieblingsbeschäftigungen des riesen angeben als eine anschauliche situation malen will, ist auch deshalb klar, weil die beiden tätigkeiten nicht gleichzeitig gedacht werden können. Für die dritte zeile spricht auch hier der parallelismus. Außerdem stützen sich die beiden benachbarten helminge 5 und 6 gegenseitig; sie bilden offenbar eine strophe, die in ihren beiden hälften widerum den parallelismus zur schau trägt.

Str. 9, in ihrer ersten, größeren hälfte 5 entsprechend, verleugnet dieses princip. Dadurch aber stützt sie 13 und 24. Die strittigen verse in diesen strophen sind durchaus dem humoristischen ton des liedes gemäß. Die leckerbissen für die frauen sind sogar besonders sinnvoll, auch deshalb, weil der nachtisch als letztes genannt ist. Ähnliches läßt sich zu str. 29 sagen. *Ástir* geht vornehmlich auf die liebe zwischen mann und weib, und zumal in der widerholung mußte es jedem hörer aufgehn, daß hier eine köstliche pointe lag: þórr und die ältliche schwester des riesen, was für ein paar! und noch dazu sie in schmeichelnden worten ihre liebe anbietend. Einen ähnlich anzüglichen nebensinn hat der ausruf der Freyia str. 13: *mik veiztu verda vergiarnasta.* Das zugefügte *hylli* — 'gunst' — soll dann die flüchtig an den rand gezeichnete karrikatur wider ausstreichen. Auch steht die altertümliche stilfigur der widerholung in gutem einklang mit dem gesamtcharakter des denkmals.

Was endlich den schlußsatz angeht, so muß man ihm wenigstens einen guten sinn nachrühmen, der der klaren anlage des gedichts würdig ist. Es kann vernünftigerweise nicht mit der schmach der riesin ausklingen; sie ist doch nur eine episodische figur.

Bei str. 17 und 20 hat man ausfall einer langzeile angenommen. Ob das erforderlich ist, darüber kann widerum nur die inhaltliche und stilistische untersuchung des einzelnen falles entscheiden. Sie liefert nicht den geringsten verdachtsgrund, daß hier etwas fehle. Zwar neigt das gedicht zu symmetrischem aufbau auch in den dialogen, rede und gegenrede haben öfters dasselbe maß (3, 5+4. 7, 1+7, 5 10+11. 12, 5+13, 7. 27, 5+28, 5. 29, 5+30, 5), aber es ist grund zu der annahme vorhanden, daß dies nur da einen innern grund hat, wo parallelismus des sinnes vorliegt, und 25, 3+26, 5 liefern einen sichern fall, wo frage und antwort sich im umfange nicht entsprechen. Die rede des Loki in str. 18 hat also für die þórs in 17 keine bedeutung. Die annahme von lücken ist auch aus dem grunde abzulehnen, weil der text im ganzen so vortrefflich überliefert ist.

Ein textkritischer grund gegen die dreizeiligen helminge läßt sich nicht auftreiben, man müßte denn von dem praestabilirten begriff einer abgezählt symmetrischen strophe ausgehn. Wir haben uns mit der tatsache abzufinden, daß schon der helming der

Þrymskvida, eines allgemein zu den ältesten gerechneten denkmals, ein dehnbarer rahmen ist.

Diese tatsache wird uns weniger verwunderlich erscheinen, wenn wir die gliederung des gedichtes schärfer ins auge fassen. Auf das formprincip des parallelismus wurde schon hingewiesen. Wie zwischen kurz- und langzeilen, so sahen wir es bei 5. 6 zwischen dreizeiligen helmingen wirksam. Parallele helminge finden sich weiter in str. 7 und in str. 3. 4; beide male handelt es sich um rede und gegenrede. Ein ähnliches verhältnis zwischen ganzen strophen haben wir bei 10. 11, etwas anders — mit teilweiser widerholung — bei 26. 28. Gruppen von je 3 helmingen sind auf einander bezogen bei str. 15. 16 und 19. Die zweite partie ist eine variirte widerholung der ersten, ganz ähnlich wie str. 28 26 widerholt, und nicht wesentlich verschieden von solchen parallelismen, deren anfänge sich variirend wider aufnehmen (7, 1+7, 5. 10+11).

Es gibt außerdem noch ein paar epische widerholungen, die nicht in solchen einander zugekehrten gruppen stehn (3,1 ∼ 12,1. 5,1 ∼ 9,1. 8,5 ∼ 11,5. 29,1 ∼ 32,1; dazu einzelne zeilen wie *ok hann þat orđa allz fyrst um kvađ, þá kvađ þat Loki, Laufeyiar sonr)*. Diese widerholungen gehn stets mit variationen einher, und wenn sie auch durch größere zwischenräume getrennt sind und sich nicht wie jene im engeren sinne parallelen gruppen das gesicht zukehren, haben sie doch denselben ästhetischen wert, und wir dürfen sie unbedenklich unter dem namen parallelismus, gleichlauf mit verstehn.

Die durch solchen gleichlauf fixirten einheiten sind die eigentlich formgebenden elemente. Sie sind für die gliederung wichtiger als die strophe, nicht minder wichtig als die zeile und das zeilenpaar. Es ist klar, daß 5 und 6 zusammengehören, daß innerhalb der 6 zeilen von 19 so wenig etwas fehlt wie hinter 15 und daß es von 15, 5 bis 16, 8 kein aufhören gibt, so wenig wie zwischen 19, 1 und 19, 12.

Will man nach maßgabe dieser erwägungen den text in strophenähnliche abschnitte zerlegen, so geht es ohne inkonsequenzen nicht ab. Es ergeben sich einerseits abschnitte, deren einheit auf der symmetrie ihrer teile beruht, andererseits solche, die durch den parallelismus mit einem andern abschnitt leben, und die entschei-

dung, welches der beiden kriterien den ausschlag geben soll, ist stets mehr oder weniger willkür.

Die herkömmliche strophe wird durch den parallelismus gestützt nur bei 10. 11. Inhaltliche einheiten bilden außerdem 14 (die beratung der götter), 21 (þórs fahrt ins riesenland), 24 (die mahlzeit). Die meisten strophen zerfallen teils in gleiche oder ungleiche hälften, teils gehn sie in größere einheiten ein. Sind die hälften gleich und parallel, so ergeben sie wider eine natürliche einheit. So bei 7; so auch bei den 4 zeilen 3, 5—4, 4. Aber hier ist zu bedenken, daß die Buggesche str. 3 gleichlauf mit str. 12 aufweist, einen gleichlauf, der über den ersten helming hinausreicht (*Muntú mér, Freyia — Bittú þik, Freyia*). Also die einheiten überschneiden sich. Wir können darüber kaum etwas anderes sagen, als daß die zugrunde liegende einheit eben der in der sprachgliederung fest verankerte helming ist. Auch die mit 10 korrespondirende str. 11 steht in ihrer ersten hälfte parallel mit 8, 5—8 und bricht dadurch auseinander. 8, 1—4 widerum fügt sich als dritter zu den beiden selbständigen helmingen von 7.

Eine eigentümliche gruppe bilden 26—29. 26 und 28 sind parallel. Auch die dazwischen stehnde str. 27 ist ähnlich gebaut. Bis in den zweiten helming von 29 hinein herrscht diese tonart (zwei zeilen erzählung wie in 27, dann or. dir.). Begnügte sich str. 29 mit der normalen länge, so hätten wir eine so weitgehnde symmetrie wie nirgend sonst im gedichte. Es ist, als hätte der dichter hier zugleich ein gefühl für die einförmigkeit gehabt, die er vermied, als er den launigen abschluß *ástir mínar, alla hylli* hinzufügte. Dieser plusvers wirkt wie die vierte hebung im letzten kurzvers der Nibelungenstrophe. Eine schon mehrmals abgelaufene melodie bekommt bei der letzten widerholung eine ins ohr fallende erweiterung, die den schluß markirt. — In dieser helmingfolge *abababab* hat offenbar der einzelne helming *(a = b)* ebenso viel selbständigkeit wie das helmingpaar *(ab)*.

Halten wir daran fest, daß bei str. 29 eine zu weit getriebene symmetrie vermieden ist, so stehn auch die andern dreizeiligen helminge im einklang mit dem formgefühl des dichters. Der einförmigkeit der aufeinander folgenden zweizeiler ist ausgewichen durch an passender stelle dazwischen gestreute dreizeiler. Wenn

diese dreizeiler dann wider unter sich parallele gruppen bilden (5. 6), so tut das der abwechslung keinen eintrag, umso weniger, als hier wider dieselbe überschneidung hinzukommt (5 ~ 9, 1—6), die auch bei normalen helmingen angewant ist (3, 1—4 ~ 12, 1—4; 8,5—8 ~ 11, 5—8). Eine ähnliche wirkung wie die dreizeiler haben übrigens strophen, deren zeilen inhaltlich nach dem schema 1+3 gegliedert sind (so besonders 2, ferner 18. 22. 25. 30). Es sind lauter redestrophen, mit redeeinführung an der spitze. Sie stehn den dreizeilern 17 und 20 nahe und überwiegen diese an zahl nicht so stark, daß man anzunehmen hätte, die gliederung 1+3 werde um des strophenmaßes willen bevorzugt. Sie ergibt sich ebenso wie die gliederung 1+2 aus dem inhalt.

Wer den text der Þr. voraussetzungslos prüft, muß anerkennen, daß die vierzeilige strophe hier nicht viel mehr bedeutet als gruppen aus 3 und 6 zeilen, daß der lose gebundene helming ein weit wichtigeres element der gliederung ist. Aus all dem spiel der größeren und kleineren einheiten, die in harmonischem wechsel neben einander herlaufen und sich schneiden, tritt er immer wider als formgebender faktor siegreich hervor.

Es war schon davon die rede, wie nahe der Þr.-helming den westg. zeilenpaaren steht. Zu den hervorgehobenen gemeinsamen eigenschaften tritt nun als weitere die selbständigkeit des helmings. Er ist nicht an die gruppirung zu zweien gebunden, sondern tritt vielmehr zu freien gruppen zusammen, je nach den ausdrucksbedürfnissen des inhalts. Die fünf verspaare des Wíds. mit dem schlußstück *Finn Folcwalding Frésna cynne* zeugen von demselben formgefühl wie die achtgliedrige kette Þr. 26—29.

Was die dreizeiler betrifft, so können fälle wie Þr. 5. 6. 9 verglichen werden mit dem ersten Merseburger spruch und einigen ae. segen. Wie dort der strophenansatz von der form

—————— ——————
————————————

nach hinten erweitert ist, so hier nach vorne

Zaubersprüche: —————— ——————
—————— ——————
————————————

Þrymskviða: ——————— ———————
———————————————
———————————————

Die dreizeiler des Hildebrandsliedes sind mehr episch, während die eben besprochene form lyrisch heißen kann. Sie zeigen deutlich den übergang zur stichischen gliederung, von der die Þr. so weit entfernt ist, wie z. b. mehrere junge strophen der Akv. ihr nahe stehn.

Die nähere verwantschaft der Þr. mit den lyrischen arten können wir auch anderweit feststellen. Alles, was oben über symmetrie und parallelismus ausgeführt wurde, gehört hierher. Wir haben erkannt, daß die lyrischen elemente bei Otfrid — versgleichlauf, widerholung, anapher — uraltes volkstümliches erbe sind. Auch die westg. zaubersprüche zeigen diese formen. Außer den bereits angeführten belegen seien drei gleichlaufende, zugleich anaphorische langzeilen aus dem 2. Merseburger spruch genannt und als seitenstück dazu eine stelle aus der Sangaller rhetorik:

1. *thū biguolen Sinthgunt,* *Sunna era suister;*
thū biguolen Frīia, *Volla era suister;*
thū biguolen Wōdan, *sō hē wola conda.*

2. *imo sint fuoze* *fuodermāze,*
imo sint purste *ebanhō forste,*
unde zene sīne *zwelifelnīge.*

Diese klänge haben nirgends auf eddischem gebiete einen so vollen nachhall wie in der Þr., die den gleichlauf vom maß einer kurzzeile *(skegg nam at hrista, skǫr nam at dýia)* bis auf 6 langzeilen ausdehnt und in widerholungen, anaphern *(fiǫlð á ek meiðma, fiǫlð á ek menia)* und ihr ähnlichen formen *(át vetr Freyia — svaf vetr Freyia)* schwelgt. So verbürgen sich auch die westgermanischen verwanten für die legitimität der überschüssigen *ástir mínar* in str. 29.

Die schlichtheit der sprache in unserm denkmal ist oft hervorgehoben worden. Sie kennt keine gesuchten umschreibungen und ist sparsam im gebrauch von variationen. Etwa die hälfte der vorkommenden variationen liefern die stehnden beiworte wie *Þursa dróttinn, hvítastr ása.* Von schmückenden adjektiven (die in der ältesten schicht der Akv., in den Hamð., der Vsp. so häufig sind) kennt die Þr. nur *fagr (fagra Freyiu túna, fagra Freyiu)* und *mikill*

(þat it mikla men Brísinga, mehrmals). Beide wirken ebenfalls als stehnde beiworte.

Die einfachheit des stiles und die verwantschaft mit altertümlichen westg. typen sind wichtige indicien. Sie beweisen zum mindesten hohe altertümlichkeit und legen die vermutung hohen alters nahe genug. Mit der schreibstube hat unser denkmal gewiss n i c h t s zu tun. Sein ganzer habitus weist auf klingenden vortrag und kann nur dem hörer voll zum bewußtsein kommen.

War ein so übermütiges scherzen mit der götterwelt, wie wir es hier erleben, in heidnischer zeit möglich? Man darf diese frage bejahen und braucht nicht an die letzten jahre des heidentums zu denken. Von unglauben zeugt die Þr. nicht. Dichter und hörer glauben an Þór und Þrym als leibhaftig existirende wesen; als ein reines phantasiespiel betrachtet, verlöre die handlung ihre stärkste resonanz. Aber auch Snorri glaubte noch an die götter, nur daß er ihr reich euhemeristisch in die vergangenheit projicirte. Ein fürwahrhalten der göttergeschichten gab es noch bis tief in christliche jahrhunderte hinein. Wir haben nicht nach dem glauben zu fragen, sondern nach dem fürchten und anbeten. Von beidem zeigt das gedicht keine spur. Weist das auf christliche einflüsse oder gar auf christliche gesinnung? Gewiß nicht. Wir dürfen es den heidnischen Germanen durchaus zutrauen, daß sie ihre götter in dieser weise hänselten. Das brauchte ihrer sympathie für Þór und ihrem respekt vor dem Miǫlnir keinen abbruch zu tun. Jeder gott ist nach dem bilde des menschen geschaffen und bleibt ein, freilich mit kühnster fabelei umgebener mensch, solange die spekulation sich nicht seiner bemächtigt. Dem kläräugigen nordischen bauernvolke aber hat in alten zeiten die spekulation sehr fern gelegen. Es stand mit seinem gotte auf einem gemütlichen duz-fuß, und für dieses verhältnis galt, was auch für menschliche verhältnisse gilt: was sich gern hat, das neckt sich. Zu berücksichtigen ist auch, daß der hohe kothurn der heldendichtung alle scherzhaften stoffe ausschloß. So mußte der heitere witz — wenn anders er sich überhaupt ausleben wollte — sich an die götter halten.

Also der inhalt spricht nicht gegen frühe entstehung. Auch der zustand der überlieferung nicht. Seine vortrefflichkeit schließt nicht aus, daß das lied eine lange mündliche tradition hinter sich haben

kann. Der beschränkte umfang, der klare aufbau, die vielen widerholungen, das alles schützte vor ändern und vergessen.

Hapax legomena sind *kvennváđir, typpa, þrúđugr, óđfúss, brúđfé* (nach Detter-Heinzel).

Wichtiger ist der syntaktisch isolirte vers *var þar at kveldi um komit snimma* 24, 1. Die bisher ans licht getretenen deutungen sind m. e. verfehlt. Sie berücksichtigen nicht genügend, was folgt: *ok fyr iǫtna ǫl fram borit.* Dieser zusatz zeigt, daß nicht gemeint sein kann 'man war früh am abend gekommen', er zeigt ferner, daß *var komit* überhaupt keinen plusquamperfektischen sinn hat. Wir müssen übersetzen 'es ward bald abend und den riesen bier vorgesetzt'; eigentlich 'es kam bald zum abend'. *Var at kveldi komit* ist gleich *kom at kveldi*, vgl. *dag hvern, er at kveldi kom* (v. l. *leiđ*), Egilssaga ed. Jónsson 4[13]. Wir haben hier dieselbe konstruktion in unpersönlichem gebrauch, die in persönlichem Brot 5 vorliegt: *soltinn varđ Sigurđr.* Aus dem as., wo die ausdrucksweise ziemlich verbreitet ist (Grimm Gramm. 4, 7 f. Behaghel Syntax des Heliand 188 f.), vergleicht sich *thuo warth âband cuman*, Hel. 5748 Cott. und ähnliche stellen. Nach der analogie transitiver verba dürfen wir als sicher annehmen, daß *var komit* etwa so viel ist wie *varđ komit.* In der tat sind ja *var þar komit* und *varđ þar komit* phonetisch dasselbe; es kann sehr wol sein, daß ursprünglich letzteres gemeint, aber bei der niederschrift oder beim abschreiben mißverstanden ist.

Die beweiskraft dieses syntaktischen arguments ist nicht gering. So viel bisher bekannt, sind unsere Þr.-stelle und die Brotstelle die einzigen, wo diese altertümliche konstruktion noch überlebt. Kämen die betr. wendungen auch sonst vor — was bei *var þar at kveldi komit* leicht denkbar wäre —, so müßten wir mit der möglichkeit rechnen, daß sie den gedichten sekundär angeflogen wären. Aber sie sind richtige fossilien. Nur durch die poetische form erhalten, durch den altberühmten zusammenhang mitgeschleppt, haben sie generationenlang keinen widerhall im sprachgefühl geweckt. Sie müssen schon damals, als sie zuerst nicht mehr wirklich verstanden wurden, in ihren zusammenhängen fest gewesen sein. Diesen zeitpunkt mit einiger sicherheit zu bestimmen, geht nicht an. Aber das läßt sich sagen, daß er vor der entstehung aller umfänglicheren nordischen denkmäler liegen muß, insofern nämlich diese das part. praet. intransitiver verben nicht mehr in der hier vorliegenden

weise gebrauchen. Also ist die Þr. ein denkmal, von dem es wirklich einmal gilt, daß jeder teil fürs ganze zeugt, älter als fast alle andern Eddalieder.

Bestätigt wird dieses ergebnis durch die tatsache, daß unser gedicht auf eine anzahl jüngerer gedichte einfluß gehabt hat. Zu diesen gehört auch das dritte Gudrunlied.

2. Die abhängigkeit der G u ð r. III von der Þr. erstreckt sich fast nur auf formales, aber sie ist mit den bindungsverhältnissen nicht erschöpft.

Wir werfen zunächst auf letztere einen blick. Gleich zu anfang begegnet in Bugges text eine feste bindung:

Hvat er þér, Atli, *æ, Buðla sonr,*
hryggt í hug?

Der fall bleibt isolirt. 4, 3 und 9, 7 sind zweifelhaft, am besten als lose bindungen zu rechnen. Alle andern langzeilen sind ungebunden. Es ist daher evident, daß wir in jenem ersten helming uns an die hs. zu halten haben:

Hvat er þér, Atli, *æ, Buðla sonr?*
er þér hryggt í hug? *hví hlær þú æva?*

Zu dieser lesung, die auch metrisch vorzuziehen ist, sind die neuern herausgeber mit recht zurückgekehrt.

Die cäsuren sind in ihrer mehrzahl fest gebunden ($^3/_4$ gegen $^2/_3$ bei der Þr.). In dieser grundverschiedenen behandlung der beiden bindungsstellen liegt eine ähnlichkeit mit der Þr., die ihresgleichen nicht hat.

Auch die helminge als solche zeigen fast das gleiche aussehen. Auch hier werden sie zusammengehalten 1) durch lose bindung: 4, 1. 9, 5. Auch 3, 1. 2) durch den satzbau, zweimal durch beiordnung (2, 5. 9, 1), öfter durch unterordnung (1, 5. 3, 5. 4, 5. 7. 10, 1. 10, 5. 11, 1). 3) durch den strophenansatz (5, 5. 8, 1). Nur gleichlauf von langzeilen fehlt. Die wenigen übrig bleibenden zeilenpaare werden teils durch ihren inhalt (1, 1. 5, 1. 6), teils nur durch das formprincip des ganzen (2, 1. 11, 5) zu einheiten gestempelt.

Das formprincip selbst ist reiner ausgeprägt als in der Þr.; es finden sich keine dreizeiler. Überhaupt ist die gliederung weit schematischer. Die s t r o p h e v o n 4 z e i l e n h e r r s c h t u n-

b e s t r i t t e n. Sie prägt sich nicht bloß in dem gegenüber von rede und gegenrede (1. 2) und durch natürl che inhaltsgrenzen (8) aus, wie gelegentlich auch in der Þr. Daneben besteht eine entschiedene tendenz, vordere und hintere halbstrophe zu differenziren, und zwar so, daß die hintere eine engere syntaktische einheit bildet als die vordere. Sehr deutlich ist das bei str. 2. 5. 6—7 (offenbar e i n e str.). 9. Von den verschiedenen formen syntaktischer verknüpfung ist das satzgefüge (haupt- + nebensatz) die wichtigste. Es kommt in 7 vor in der form

Siau hundruđ manna *í sal gengu,*
áđr kvæn konungs *í ketil tœki.*

Außerdem 1, 5. 3, 5. 4, 5. 10, 5, also im ganzen fünfmal, während es im vorderen helming nur zweimal auftritt (10. 11). Entsprechendes läßt sich in andern denkmälern beobachten. Von den zuletzt genannten fällen rechnen drei (1. 3. 4) als differenzirungen: die dritte langzeile ist inhaltlich unvollständig, im hinblick auf die vierte geformt, die erste dagegen in sich abgeschlossen und durch die zweite nur erweitert. Zu ihnen tritt str. 2, deren vordere hälfte aus einander fällt. Aber auch in str. 10 zeugt das satzgefüge im zweiten helming für die stropheneinheit. Wenn der erste helming ebenfalls hypotaxe aufweist, so kann das diese strophe noch nicht zur ausnahme stempeln. Selbst in str. 8, die mit dem strophenansatz anhebt, ist der zweite helming mit seinen kontrastirenden zeilen nicht weniger einheitlich als der erste. Eine wirkliche ausnahme ist nur die schlußvísa. Hier fällt die zweite hälfte aus einander wie in str. 2 die erste. Das hat aber seinen bestimmten grund (s. u. über die herkunft der schlußzeile) und hängt wol auch damit zusammen, daß wir es hier eben mit dem schluß zu tun haben.

Das formgefühl, das in diesem strophentypus lebt, ist dasselbe, das den gemeingerm. strophenansatz geschaffen hat. Dieselbe gliederung widerholt sich im doppelten maßstab. Am reinsten ausgeprägt ist der typus da, wo auf ein paar gleichlaufender langzeilen zwei andere folgen, die auf einander angewiesen sind. Das bringt die Guđr. nirgends fertig. Die Þr. hat ein schönes specimen in ihrer str. 8:

Senn váru æsir *allir á þingi*
ok ásyniur *allar á máli:*



ok um þát réðu rikir tívar,
hvé Hlórriða hamar um sœtti.

Auch sonst folgt ein paar mal in der Þr. ein festerer helming auf einen lockeren, mit dem er inhaltlich zusammengehört (2. 10. 11. 13. 18. 22. 25). Es kann uns nicht wundern, daß das eminent symmetrische gedicht auch diese form der symmetrie pflegt. Aber die neutralen fälle überwiegen. Es bleibt dabei, daß von den strophen, die in der Þr. der verszahl nach möglich wären, kaum die hälfte realität hat. Bei der Guðr. kann man sagen: alle. Denn für die große mehrzahl sind indicien vorhanden, und es konkurriren keine größeren einheiten. Die rede der Guðrun str. 3—6, die $3^1/_2$ strophen umfaßt, ist weit entfernt, eine solche einheit zu sein. Grundverschieden von der rede Týs: *Bindu vér Þór þá,* zerfällt sie deutlich in drei gleiche inhaltsstücke, die je einer strophe entsprechen, und einen schluß. Der dichter hat schlecht und recht vierzeilige vísur bauen wollen. Die freiere gliederung der Þr. war ihm schwerlich aufgegangen. Wo dieses denkmal vom vierzeilerschema abwich, da hat er geglaubt, es besser machen zu können.

Daß er in der tat die Þr. gekannt hat, zeigen nicht bloß die bindungsverhältnisse. Guðr. III 10, 1—4:

Hló þá Atla hugr í brióstí,
er hann heilar sá hendr Gudrúnar,

berührt sich sehr nahe mit Þr. 31. Ebenso erinnert der schlußvers

Svá þú Gudrún sinna harma

stark an den schluß der Þr., die ebenso in schadenfreude ausklingt wie das Gudrunlied. Str. 9 und 10 ähneln in ihrem aufbau Þr. 26—29: der erste helming erzählend, der zweite mit direkter rede gefüllt, die ohne eigentliche einführung dem subjekt des ersten helmings in den mund gelegt wird (so wenigstens Þr. 27 und 29). Besonders eng ist die beziehung zwischen dem anfang von str. 9 nnd Þr. 27; hier wie dort ein spannender vorgang, der eine bloße gebärde ist, und ein überraschender ausgang, den die zweite langzeile in sehr ähnlicher rhythmik malt: *ok hon upp um tók*, wie: *ok hann útan stǫkk.* Nimmt man den schlichten vortrag unseres liedes hinzu — wenig variationen, keine gesuchten umschreibungen (höchstens *heria stillir* 4, 2), dafür stehnde beiwörter im hinteren halbvers *(Atli Budlasonr, Gudrún Giúkadóttir, Saxi sunnmanna*

gramr), lauter eigenschaften, die die Þr. in derselben ausschließlichkeit mit keinem zweiten denkmal gemein hat — so kann kaum ein zweifel sein: das götterlied hat unser stück stilistisch aufs stärkste beeinflußt.

Daß von dem umgekehrten verhältnis nicht die rede sein kann, ergibt sich sogleich, sobald wir die verschiedenheiten ins auge fassen. Wir sahen schon, daß die Þr. in jeder beziehung einen höchst altertümlichen typus aufweist. Nehmen wir die berührungen mit der Þr. aus, so gilt vom Gudrunliede so ziemlich das gegenteil.[1])

Es ist pathetisch und elegisch. Guðrún und Þióðrekr sind zwei von leid gebeugte menschenkinder, sie kommen zusammen, um durch erzählung ihrer traurigen schicksale einander aufzurichten.[2]) Diese idee, daß der unglückliche trost sucht in den leiden seiner mitmenschen, ist in Island oder Norwegen einmal gäng und gäbe gewesen. Der dichter der Ghv. schließt mit dem wunsche:

Jǫrlum ǫllum — ólođ batni,
snótum ǫllum — sorg at minni,
at þetta tregróf — um talid væri!

Im ersten Gudrunliede zählen Giaflaug und Herborg um die wette ihre leiden auf, um Guðrúns schmerz zu lindern, und indem diese dann den klagen der freundinnen die krone aufsetzt, wird dem gefühlvollen zuhörer, dessen schmerzen mit jedem morgen neu erwachen (Hamð. 1, 5), erleichterung zuteil. Die menschen, die mit solchen augen auf die alte heldenwelt sahen, hätten in ihrem kreise kein produkt wie die Þr. erzeugen können. Es sind zwei weit getrennte welten. In wie verschiedenem sinne hat man hier und dort versucht, sich die überlieferten phantasiegestalten menschlich näher zu bringen! Diese Guðrún hat innerlich nichts mehr zu schaffen mit der fabel vom Burgundenuntergang, an den ihr name geknüpft ist. Etwa dasselbe gilt von dem weichen, concilianten Sigurd des Großen Sigurdsliedes (Vǫls. c. 29). Die jüngere dichtung — wir können sie kurz die tregróf-dichtung nennen — ist groß durch stim-

[1]) Vgl. Mogks urteil Pauls grundr. ²II 644.

[1]) Dietrich als gegenstand des mitleids, als seiner mannen beraubter fürst, ist aus alter poetischer tradition übernommen. Den *friuntlaos man* des Hildebrandsliedes deutet Rieger zfda. 48,4f. überzeugend auf ihn. Rieger hätte unter seinen belegen auch unser drittes Gudrunlied anführen können.



mung und menschlichen reichtum; das frische, derbe, rauhe der alten lieder ist ihr verloren gegangen.[1])

Nur unserm gedichte, wie es scheint, eigen ist der zug, daß der austausch gramvoller empfindungen sympathie erweckt; Guðrún gibt zu, den Þióðrek einmal umarmt zu haben. Das sieht schon an sich modern aus. Es hängt ferner ohne zweifel mit der anwendung zusammen, die das tregróf-motiv hier gefunden hat, mit der verleumdung durch Herkia. Der ehebruch rückt das gedicht in die nähe des Oddrúnargrát, der der tregróf-gruppe nahe verwant und sicher jung ist (11. jh.). Gefühlvolle erotik ist in allen elegien mehr oder weniger stark vertreten (ausgenommen Vík.). Sie erinnert uns weiter an die Helgilieder und an Skírnisfǫr, denkmäler, die ebenfalls zu den jüngeren gehören.

Es hätte wenig sinn, diese namen hier zu nennen, beständen nicht auch im einzelnen beziehungen.

Die einleitende frage an Atli, warum er so traurig sei, erinnert an den eingang der Skírn., wo Freys verschlossenes, finsteres gebahren die besorgnis und neugierde seiner eltern erregt.

Die ersten worte kehren bis auf den namen gleichlautend wider am anfang von Hiálmars sterbelied: *Hvat er þér, Hiálmarr? hefir lit brugdit* (E M 49). Hier ist das 'was ist dir?' eine abgeschlossene frage; das bestätigt die richtigkeit des überlieferten.

Guðrún fordert ihren gemahl auf, 'mit den leuten zu reden' *(at við menn mæltir* 1, 7). Dazu verweisen Detter-Heinzel auf Vǫls. c. 29. Die parallelstelle geht auf das Große Sigurdslied zurück. Sigurðr fragt die auf ihrem bette liegende Brynhild: *hví mælir þú eigi við menn, eða hvat angrar þik?* Die frage muß nach dem zusammenhang den sinn haben 'warum gehst du nicht unter die leute?' 'Warum redest du mit niemand' wäre nur angebracht, wenn Brynhild ihrer umgebung durch stumme teilnahmlosigkeit aufgefallen wäre; sie hat sich aber von ihr zurückgezogen. *Mæla við menn* muß in der angegebenen bedeutung eine stehnde redensart gewesen sein. Darauf weist auch unsere stelle, denn sie fügt hinzu *ok mik sæir*. Atli sucht die einsamkeit. Er meidet die gesellschaft seines gefolges und der königin selbst. War aber *mæla við menn* = 'unter die leute gehn (und mit ihnen reden') usuell, so braucht die über-

[1]) Vgl. Heusler Lücke 81f.; Archiv f. n. spr. CXVI 252f.



einstimmung mit dem Gr. Sig. nicht auf entlehnung zu beruhen. Die situation ist hier und dort ähnlich. Freilich ist es nicht ausgeschlossen, daß die situation — so unähnlich sie, von andrer seite gesehen, ist — u n d die gemeinsame phrase aus dem einen gedichte in das andere übergegangen wären.

Die eide 'beim weißen, heiligen stein' scheinen aus dem liede von Helgis tod zu stammen; vgl. HHu II 31: *at enu liósa leiptrar vatni ok at úrsvǫlum unnar steini.* Das zugesetzte *helga* entspricht einer vorliebe des dichters für dieses wort: *helga hver vellanda* 6, 3; *heilagliga* 9, 7. — Die eigentümlichen *bryniaðir* 5, 5 beruhen wol auf HHu I 37, 7: *segg bryniaðan.* Das wort scheint nur um des stabreims willen hinzugesetzt. — Den *iǫfur óneisinn* (variation zu *heria stilli,* 4, 3) dürfte unser dichter ebenfalls dem ersten Helgilied entlehnt haben: *konung óneisinn* (hs. *óneisan),* ebenfalls variation, HHu I 18, 7. — Unmittelbar vorher geht *stillir,* ein wort, das ebenfalls im ersten Helgiliede und mehrmals im sogenannten liede von Helgi Hiǫrvardsson vorkommt, außerdem je einmal in den Hyndlulióđ und dem ersten Gudrunliede.

Aus letzterem stammen vielleicht die *iarknasteinar* 9, 4. Es lag nicht eben nahe, gerade edelsteine bei der kesselprobe zu verwenden. Auch das Wielandslied kommt freilich in frage (25, 2 und 35, 6: *iarknasteina).* Ein nachklang aus dem Wielandsliede könnte auch *vinna knátti* 8, 3 sein (Vkv. 41, 8 und 10: *vinna kunnak — vinna máttak).*

Zum Oddr. führen ebenfalls einige fäden. *Nema ek hálsaða heria stilli* ~ *nema ek helt hǫfði við hringbrota* Oddr. 22, 7 (D.-H.). *Lýti* 8, 8 steht innerhalb der Edda sonst nur noch Oddr. 23,7.

Str. 7 und 8 sind beeinflußt von der Atlakviða, und zwar von der gegenwärtigen textgestalt, wo junges neben ältestem steht. Nach Akv. 38, 5 beweinte Guðrún weder ihre brüder noch ihre söhne. Unser dichter hat das nachgeholt. Er läßt sie den tod der brüder beklagen, und zwar in tönen, die Guðrúns anrede an Atli Akv. 37 entlehnt sind. Man vergleiche: *kalligak Hǫgna* (gesuchte wendung!) ~ *kallaraþú síðan . . .*; *séka ek síðan* ('künftig' ist hier ziemlich sinnlos) ~ *séraþú síðan; svása brœðr* ~ *buri svása* (Akv. 38, 8). 8, 5: *sverði mundi Hǫgni slíks harms reka,* beruht auf Akv.19: *siau hió Hǫgni sverði hvǫssu* (vgl. *siau hundruð* Guðr. 7, 1)

Unser denkmal neigt bei aller lobenswerten knappheit des ausdrucks ein wenig zu leeren wortschällen. Hierher gehören die schon erwähnten *bryniaðir*, desgleichen die im selben helming vorkommenden *hǫfuðniðiar*. Der verdacht ist dringend, daß hier nichts weiter ausgedrückt werden soll als 'du hast mich meiner brüder beraubt'. *(hnǫggtu)*. Ähnlich, doch weit besser, ist 8, 1—4. Beide male kam es dem dichter auf den strophenansatz an. Etwas entsprechendes haben wir Oddr. 7, 5:

ríkt gól Oddrún, ramt gól Oddrún,
bitra galdra at Borgnýiu.

Zwischen *gala ríkt*, *gala ramt* und *gala bitra galdra* ist wol keinerlei unterschied. Diese eigentümlichkeit der Guðr. wirft licht auf die zwillingsformel *vǫrðr né verr* 3, 7. Rasks einfall, daß in *vǫrðr* eine bezeichnung für 'frau' stecken möge, hat hier lange irreführend gewirkt. Detter-Heinzels neueste erklärung (die auch im Cpb. sich findet) ist, wie schon Bugge unter dem text bemerkt hat, unmöglich. Es ist keine veranlassung, das überlieferte zu ändern. Dem dichter war das wort *vǫrðr* in der bedeutung 'wächter' jedenfalls weniger geläufig als in der bedeutung 'wache' *(halda vǫrð, halda hestvǫrð)*. Nun waren ihm aus poetischer überlieferung ausdrücke wie *erfivǫrðr*, *fólkfǫrðr*, *vǫrðr verðungar* bekannt und verführten ihn, in *vǫrðr* ein synonymum von 'mann' oder 'fürst' zu sehen, wie z. b. *fólkstýrir= stýrir* war und neben *vǫrðr verðungar* in gleicher bedeutung *gramr verðungar*, *vísi v.* standen. Der wolklang reizte ihn, das so gewonnene heiti mit *verr* zu einer tautologischen formel (wie *brœðr ok bryniaðir)* zu verbinden. Von der tautologie abgesehen, kam der sinn dabei keineswegs zu kurz. Die königin sagt, kein mann dürfe so etwas tun, wie man ihr zumutet, mit Þióðrek begangen zu haben. (Über *knátti* s. Bugge Fkv. 426 b). Dieser hinweis auf ihre würde als frau und königin ist ungleich besser angebracht als die gewundene umschreibung, die Detter-Heinzel in dem ausdruck sehen.

Von den 10 strophen steht str. 5 euphonisch am höchsten. Wenigstens dem ersten helming muß man auch große ausdrucksfähigkeit nachrühmen:

Hér kom Þióðrekr með þriá tigu:
lifa þeir né einir þrír tigir manna.



Auf dem letzten halbverse liegt ein starker sinnesaccent. Der genetiv, den die ausgaben hier anstelle des '*þriggiatego*' der hs. lesen, ist syntaktisch kaum möglich; das nomen muß mit *þeir* kongruiren. Wahrscheinlich stand in der vorlage unseres codex auch hier — wie im vorangehnden verse — das zahlzeichen XXX und dahinter *manna*. Dieser genetiv hat die form *þriggia* verschuldet; *tego* muß irgendwie auf nachwirkung des vorangehnden verses beruhen.

Für das keineswegs stumpfe formgefühl unsers dichters zeugt auch der einfluß der Þrymskviða auf ihn, so wenig er bei seiner hölzerneren art das vorbild erreicht (man denke etwa an die zerhackte eingangszeile; andererseits ist die bevorzugung des festgeschlossenen langverses noch weiter getrieben als in der Þr., was man mechanisirung nennen möchte). Es versteht sich von selbst, daß vorstellungen seiner zeit bei ihm ausdruck finden müssen. Aber merkwürdig bleibt er uns durch sein intimes verhältnis zu einem weit älteren liede, dessen art vielleicht vielen seiner zeitgenossen für veraltet oder bäurisch galt. Solche ähnlichkeiten wie die zwischen Guðr. III und Þr. kommen — von den wörtlichen anklängen abgesehen — nicht durch bewußte nachahmung zustande. Die vers- und satzgliederung insonderheit ist keine sache der berechnung, kein phänomen, das sich der aufmerksamkeit aufdrängt, sondern sie wird aus einem gefühl geboren, über das der dichter sich selber nicht klar ist. Dieses gefühl ist durch langen, vertrauten umgang mit der Þr. und vielleicht noch andern alten gedichten in unserm dichter erwachsen. So ist die Guðr. III, im zusammenhange der eddischen tradition betrachtet, eins der interessantesten Eddalieder.

Die entstehungszeit dürfte eher auf die erste hälfte des 12. jahrhunderts als 100 jahre früher zu fixiren sein. Die beziehungen zum ersten Helgiliede sind derart, daß dieses denkmal als der gebende teil angesehen werden muß. Dafür spricht u. a. die beteiligung des interpolirten scheltdialogs[1] *(bryniaðir ~ segg bryniaðan)*. Das Helgilied selbst kann mit einiger sicherheit in die zweite hälfte des 11. jahrhunderts gesetzt werden.[2] Die interpolation wird eher nach als vor dem jahre 1100 hinzugekommen sein.

---

[1]) Der nachweis dieser interpolation soll unten kap. X, 19 erbracht werden.

[2]) Die skaldischen vorbilder des dichters scheinen bis um 1045 herabzugehn. Die nachahmung beginnt mit sicherheit um 1100. S. hierüber kap. X, 19. XI.



3. Zu den trabanten des Þrymskviða-dichters gehört auch der verfasser von **Baldrs draumar**. Die ähnlichkeit der beiden denkmäler ist längst bemerkt worden (vgl. Finnur Jónsson, Lit. hist. 1, 147 f.). Vigfusson und Jónsson haben geschlossen, daß beide von demselben autor herrühren.

Aber diese ansicht ist auf jeden fall abzulehnen. Die beziehungen sind nicht enger als zwischen Þr. und Guðr. III, wo niemand an identität des verfassers denken wird.

Die bindungsverhältnisse sind zwar verwant — nur lose langzeilenbindung, aber in Vegt. häufiger (9, 5 %, Þr. 4 %), dazu eine charakteristische abweichung in den cäsuren.

	Þr.	Vegt.
Feste cäsurbindungen	66%	53%
Lose cäsurbindungen	22%	12%
Bindungslose cäsuren	12%	35%

Man sieht, die Vegtamskviða neigt viel weniger zu geschlossenen und lose gebundenen cäsuren, spaltet dagegen die langzeile etwa dreimal so oft wie die Þr. Der fluß der verse ist stockender als in der Þr. An dem abweichenden eindruck hat auch die verschiedene füllung des rhythmischen schemas starken anteil (Sievers, Altgerm. metrik 67).

Die helminge haben alle ihr normales maß, ebenso die strophen, die hier noch deutlicher ausgeprägt sind als im dritten Gudrunliede. Von str. 5 an besteht das gedicht aus einer folge von elf repliken, von denen neun je vier langzeilen umfassen, die andern beiden, die parallel gebaut sind wie Þr. 7, je zwei (str. 13). In den ersten sechzehn langzeilen fallen die abschnitte nicht so ins ohr, können aber ebenfalls nicht zweifelhaft sein. Daß der zweite helming von 3 enger mit 4 zusammengehört, ist ohne bedeutung, denn mit *þá reið Óðinn* 4,1 hebt deutlich ein neues inhaltsstück an (vgl. 2, 1 *upp reis Óðinn)*, das nur eingeführt ist, um str. 4 zu füllen; *fyrir austan dyrr* mitsamt der ganzen lokalität ist mehr aus formbedürfnissen als aus phantasie oder wissen geboren. Ganz ebenso gehört 2, 7—8 dem sinne nach schon zu 3, der dichter konnte eben die strophe nicht anders füllen.

Str. 11 hat in der hs. eine überschüssige zeile. Sie steht damit völlig allein. Schon aus diesem grunde hat man ein recht, 11, 3—4 *(sá nam, Óðins sonr, einnættr vega)* zu streichen. Diese zeile stammt

aus der Vǫluspá und ist durch das nächste verspaar, das der dichter selbst aus der Vsp. übernommen hat, attrahirt worden (vgl. Vsp. 32, 7—33, 4). Gegen sie spricht übrigens nicht bloß ihre überzähligkeit. Auch die wortstellung *(sá . . . Óđins sonr)* stimmt nicht zu dem sonstigen habitus der Vegt. *Óđins sonr*, das hier den (conjicirten) namen *Váli* variirt, ist 8, 7 und 9, 5 variation für Baldr. Und *vega* begegnet unmittelbar vorher (10, 8) in ganz anderer bedeutung ('bringen'; Gerings deutung Vollst. wb. 1087 scheint nicht annehmbar, die angabe des zieles führt auf ein verbum der bewegung).[1])

Nach beseitigung des fremden verses lautet die strophe:

Rindr berr Vála	*í vestrsǫlum;*
hǫnd um þværat	*né hǫfuđ kembir,*
áđr á bál um berr	*Baldrs andskota.*
Nauđug sagđak,	*nú mun ek þegia.*

Wir bemerken hier ein verwischen der helminggrenze. Die beiden mittleren zeilen, zwischen denen sie verläuft, bilden eine helmingartige einheit. Dieselbe erscheinung zeigt str. 9; 9, 3—6 sind eine epische widerholung des zweiten helmings von 8. So geht mit der festigung der strophe die auflösung des helmings hand in hand. Aber diese fälle, die die einheit der langzeile noch respektiren, und eine gefällige abwechslung in das einerlei der zeilenpaare bringen, sind noch weit verschieden von jenen skaldischen erweiterungen der halbstrophe um einen kurzvers, die den alten rahmen geradezu zerstören.

Mit der erwähnten erscheinung hängt es zusammen, daß von einer differenzirung des vorderen und hinteren helmings keine spur ist. Die strophen fußen allein auf der natürlichen disposition der erzählung. Der festere zusammenschluß ist ebenso oft auf seiten der ersten wie der zweiten strophenhälfte. Für die bevorzugung der zweiten war schon das in den vierzehn strophen dreimal auftretende stef *nauđug sagđak, nú mun ek þegia* ein hindernis (das auch an beiden fällen der gliederung 1+2+1 schuld ist).

---

[1]) Anders urteilt über das verhältnis der beiden texte Müllenhoff DAk. 5,112. Daß es im zusammenhange der Vsp. auf die rache für Baldr nicht ankommt, ist kein grund, die verse dort für aus der Vegt. entlehnt zu halten. Wie manches steht im Vsp.-text, worauf es nicht anzukommen scheint!



Das stef beruht wol auf dem einfluß der Vsp., von dem auch die entlehnung in str. 11 zeugte. Auf das entlehnte nimmt schon str. 10 bezug, ja, alle bisherigen fragen und antworten steuern auf den vorläufigen abschluß in str. 11 los. Den *hróðrbarm* 9,2 deuten die meisten forscher mit recht auf den *mistiltein* der Vsp. Überhaupt enthält die ganze darstellung von Baldrs tod und der rache für ihn nichts, was der verfasser nicht aus der Vsp. entnehmen konnte, außer den namen *Rindr* und *Váli* 11, 1. Die namen des rächers und seiner mutter gehörten aber zu den allgemein bekannten (s. die citate in Snorris Edda). Ihre erwähnung kann also nicht dagegen sprechen, daß die quelle für die Baldrgeschichte die Vsp. ist, umso weniger, als der zusatz *í vestrsǫlum* stark an Vsp. 33, 6 *í fensǫlum* anklingt; da diese stelle mit dem gleich darauf entlehnten zeilenpaar in derselben str. 33 steht, so dürfen wir schließen, daß die *fensalir* um des stabreims willen zu *vestrsalir* geworden sind.[1]) Letztere finden nirgends eine bestätigung (bei Saxo wohnt Rinda vielmehr im osten); dagegen dürften die auf verschiedene himmelsgegenden verteilten säle der Vsp. (37. 38) eingewirkt haben.

Dürfen wir somit annehmen, daß der inhalt der belehrung in str. 7—11 von der Vsp. inspirirt ist und daß diese strophen unter ihrem einfluß entstanden sind, so wächst die wahrscheinlichkeit, daß das rahmenmotiv denselben ursprung hat. Óðinn, der die vǫlva befragt, tritt auch in der Vsp. (28) auf. Er heißt dort, und nur dort, *enn aldni*, wie er in der Vegt. *aldinn gautr* zubenannt wird *(Gautr* auch Grímn. 54, 6 als Óðinsname). Der *hvelpr*, der aus der 'hölle' kommt (richtiger wol, mit Bugge, aus der h ö h l e , *ór helli)* und Óðin anbellt, scheint kein anderer zu sein als der beim weltende vor dem Gnipahellir bellende Garmr. Die *ragnarøk* selbst erwähnt die schlußstrophe. Ihr ist das weltende gleichbedeutend mit Lokis loskommen. Davon sagt die Vsp. mit direkten worten nichts, setzt es aber voraus. Am nächsten liegt die annahme, daß der dichter hier wider aus der tradition einzelne mythische data schöpft.

Daß derartiges nicht etwa auch von der Baldrgeschichte gilt, sondern benutzung des Vsp.-textes vorliegt, zeigt nicht bloß die entlehnung in str. 11.

[1]) Zu etwa derselben vermutung gelangt von ganz anderer seite her Jónsson Ark. 9,20.

Zu *ragnarøk riúfendr* 14, 7 bemerkt Bugge, *riúfendr* als apposition zu *ragnarøk* sei hart, und schlägt *í ragnarøk* vor. Dies haben Sijmons und Gering acceptirt, während andere (Egilsson, Jónsson, Mogk) *ragnarøk* als objekt zu *riúfendr* fassen. Gegen letztere deutung entscheidet der umstand, daß *ragnarøk* überall, wo es überliefert ist, den weltuntergang meint; unzweifelhaft auch Vafþr. 55, 6, wo die gegenüberstellung *forna stafi* (wie *fornar sǫgur, forn spiǫll fíra) ok um ragnarøk* nicht mißzuverstehn ist, Vafþr. 34 werden ganz ähnlich vergangenheit und zukunft als gebiete des riesischen wissens unterschieden, und der inhalt des gedichts entspricht dieser zweiteilung. In anlehnung an den festen gebrauch von *ragnarøk*= 'weltende' gebrauchen die Vafþr. einmal *aldar røk* im gleichen sinne (39, 4): *í aldar røk hann (Niǫrdr) mun aptr koma, heim með vísum Vǫnum.* Diese halbstrophe hat das material geliefert zu der Buggeschen konjektur. Nach Bugge besagt unsere stelle: am ende der welt kommen die *riúfendr* (temporales *í* mit dem acc. des bevorstehnden, wie *í kveld, í nótt).* Aber *riúfendr* 'die zerstörer' ist sonst nirgends belegt. Dagegen ist *aldar rof* ein synonymum von *ragna røk* (HHu II 41, 3) und *regin riúfask* ein stehnder ausdruck dafür. Mit diesem sprachgebrauch können wir das überlieferte *ragnarøk riúfendr* nur in einklang bringen, wenn wir es unverändert lassen und ein attributives verhältnis annehmen.

'Hart' kann man das freilich nennen, aber es ist keineswegs ohne parallelen. Die nächste parallele bietet die Vsp. mit dem verse *um ragna røk rǫmm sigtíva* 44, 7—8. Der zweite halbvers ist hier — in einer weise, die auch sonst vorkommt — behandelt wie eine neue langzeile: *rǫmm* ist variation zu *røk, sigtífa* zu *ragna.* Etwas weniger künstlich ist die stelle der Vegt.; sie begnügt sich mit einfacher variation: '— und das weltende, das zerstörende, kommt'. Die stilistische berührung wird durch die inhaltliche verwantschaft als nicht zufällig erwiesen.

Noch ein weiteres fällt auf. Die glanzstelle in str. 5:

var ek snifin snióvi *ok sleggin regni*
ok drifin dǫggu: *dauð var ek lengi*

zeigt eine gruppirung der halbverse zu dreien, wie sie auch in der Vsp. hier und da hervortritt. Gegenstücke, die auch im wortmaterial nahe kämen, finden sich nicht. Genannt sei 18, 5:

ǫnd gaf Óðinn, óð gaf Hœnir,
lá gaf Lóðurr ok litu góða.

Nach ihrem gesamthabitus steht die Vegt. der Vsp. zweifellos fern. Heusler bemerkt Arch. f. n. spr. CXVI, 269, das prophetische vorwegnehmen der sage als hauptinhalt eines gedichtes gemahne an junge produkte wie das Traumlied der Vǫlsungasaga und die Grípisspá. Die Gríp. hat auch formell einiges gemein: die ansätze zum stef (*leið at huga ok lengra segg: hvat mun meirr vera minnar ævi* u. ähnl. 12,5. 18,5. Vgl. 14,7. 38,8. 48,8. 50,8. 42,4. 44,4); die gleichmäßige replikenfolge, von denen jede eine ganze oder halbe strophe füllt, und neben der nur der anfang ein wenig dürftige erzählung aufweist; die weigerung des prophezeienden fortzufahren (*farit þatz ek vissak ~ nú munk þegia);* endlich die wendung (*brǫgð,) þau er hæst fara und himinskautum* 10,7, die irgendwie zusammenhängen wird mit Vegt. 12,7: *ok á himin verpa hálsa skautum* (doch vergl. Hyndl. 14,7). Diese übereinstimmungen können nicht für zufall erklärt werden. Sie sind sicher in der weise zu deuten, daß die Vegt. unter den vorlagen des Gríp.-dichters gewesen ist. Die Vegt. ergeht sich ohne scheu in epischen widerholungen; die Gríp., die den parallelismus von frage und antwort (Vegt. 8. 9) nachahmt, jagt nach variirung um jeden preis und greift zur widerholung nur, wo es unauffällig geschehen kann und die verlegenheit dazu treibt. Die Vegt. begnügt sich mit 11 repliken; die Gríp. hat deren allein in dem weissagungsdialog 47! Der vǫlva unlust zu prophezeien fließt aus dem unwillen darüber, daß man sie gestört hat. Sie schließt mit der beteuerung, daß das nicht wider vorkommen wird bis zum weltende. Grípir dagegen will aus teilnahme für Sigurd schweigen (auch die vǫlva hätte grund zur teilnahme!), und das schlußwort erhält letzterer zu der urbanen bemerkung, sein oheim hätte gewiß glückhaftere ausblicke eröffnet, wenn es möglich gewesen wäre. Der technische und geistige abstand springt in die augen. Diese beiden dichter sind keine zeitgenossen gewesen. Wenn die Gríp. dem 13. jahrhundert angehört, so möchte die Vegt. ins 12. zu versetzen sein. Daß das gedicht nicht erst in der zeit unserer hss. entstanden ist, dafür kann auch die sonst nicht mehr zu belegende starke form *brugginn* für *bruggaðr* (7,2) angeführt werden. In *al kunna* (8,3 u. ö.) steckt das nominale

neutrum got. *all*, vgl. got. *ubil taujan* u. dgl. und Grimm, Gramm. 2, 673.

Andererseits gähnt auch nach der seite der Þr. hin eine kluft. Die wörtlichen berührungen, die ähnlichkeit in der diktion (wenig variationen und umschreibungen) beweisen für zeitliche nähe oder gar identität der verfasser nichts. Welche frische kürze in der Þr. kein wort zu viel, und welch unerschöpflicher humor, beinahe jede strophe ein schlager! Wie viel umständlicher und wie schwunglos ist in der Vegt. die erzählung, wie eintönig und arm die stimmung! Wenn in der Þr. jedes stück von Þórs brautstaat namhaft gemacht wird, so ist das etwas ganz anderes, als wenn in der Vegt. Óðinn seinem Sleipnir den sattel auflegt oder wenn der *hvelpr* beschrieben wird. Derartiges erinnert an ganz ähnliche behagliche gleichgültigkeiten im Oddr. (2. 3) und in den Am. Man merkt es dem dichter an, daß die ihm geläufige form eigentlich der dialog ohne jede direkte erzählung ist. Nur das vorbild der Þr. verleitete ihn dazu, erzählend anzuheben. Da fiel denn der eingang abrupt aus, und die ersten strophen tragen den stempel des mühsamen. Die rahmenfabel hat der verfasser jedenfalls selbst erfunden, ebenso die namen *Vegtamr* und *Valtamr*. Sie erinnern einerseits an *Vindkaldr* und *Várkaldr* in den Fiǫlsvinnsmál (Detter-Heinzel), nur daß diese erheblich jünger aussehen; andererseits ist *Vegtamr Valtamsson* vergleichbar *Starkaðr Stórverksson:* der name des vaters ist auf den sohn zugeschnitten.

Die Vegt. zeigt bereits eine gewisse neigung zum selbständigen kurzvers — man vergleiche etwa den dreimal widerkehrenden helming

Þegiattu, vǫlva! Þik vilk fregna,
unz al kunna, vil ek enn vita.

Sie rückt dadurch von der Þr. bedeutend weiter ab als das dritte Gudrunlied und nähert sich dem formgefühl der RÞ. und der Am. Die einfachheit des stils braucht nicht auf den geschmack des dichters zurückzugehn — er fand vielleicht an der Vsp. mehr gefallen als an der Þr. —; auch das unvermögen würde sie erklären.

IV.

HYMISKVIÐA, HELREIÐ, INNSTEINLIED.

Wir kommen zum zweiten unserer extremen typen, den denkmälern, die den helming an allen drei bindungsstellen zu schließen streben. Wie die vorige gruppe von der Þrymskviða geführt wurde, so hat hier das andere erzählende þórslied, die Hymiskviða, den vortritt.

1. Die H y m i s k v i ð a bindet 28% ihrer langzeilen, davon 3/4 (21%) fest, und unter diesen fällen sind zwei spaltungen:

Enn sá iǫtunn	*sína talði*
litla fýsi,	*at róa lengra* (20,7);
Fórut lengi,	*áðr líta nam*
aptr Óðins sonr	*einu sinni* (35,3) [1])

Von den cäsuren sind 3/4 fest gebunden (76%, etwa so viel wie in Guðr. III), lose bindung ist hier verschwindend selten (5%), wie sie ja auch bei den langzeilen stark gegen die feste zurücktritt.

Die größere hälfte der helminge ist somit geschlossen. Erst in jedem zweiten helming kommt durchschnittlich eine gespaltene langzeile vor. Von den 29 gespaltenen langzeilen aber zeigen nicht mehr als 10 selbständigkeit b e i d e r hälften (1,3—4. 5—6. 7,7—8. 10, 5—6. 12,3—4. 17,5—6. 24,1—2. 25,1—2. 27,1—2. 39,3—4). 15 isoliren den vorderen halbvers, während sie den hinteren über die zeilengrenze hinweg binden. Nur 4 machen es umgekehrt (7,3—4. 11, 9—10. 28,7—8, 32,7—8). Man sieht daraus, wie sehr die Hym. die selbständigen schlußsteine der helminge vermeidet. Auch wenn man die losen bindungen mitrechnet (5,4. 9,8. 30,4), tritt die kurzversgruppe 3+1 auffallend zurück gegen 1+3 (z. b. *fram gengu þeir, / en forn iǫtunn // siónum leiddi / sinn andskota,* 13,5); von

1) Bugges deutung von *segia aptr.* 32,6—7 als 'zurücknehmen' ist mit Detter-Heinzel abzulehnen. 33,2—3 *(koma út)* ist von 35,2—3 insofern verschieden, als durch das objekt die verbindung zwischen verbum und adverbium gelockert wird. Man sagt *koma e-m út,* dagegen ungetrennt *líta aptr, líta upp* u. dgl.

den angegebenen 4 fällen zählen die beiden mittleren nicht mit, weil bei ihnen die feste langzeilenbindung fehlt, und bei 32,5—8 haben wir die gruppirung 1+2+1 (nur hier).

Dabei ist der umfang des sprachmaterials, aus dem ein kurzvers aufgebaut wird, hier doch etwa derselbe wie in jenen gedichten, die für ihre syntaktischen einheiten mit der langzeile auskommen. Was ist der grund, daß die Hym. in so zahlreichen fällen des weiteren rahmens bedarf?

Der grund ist kein eigentlich syntaktischer — die sätze sind nicht etwa durchweg reicher mit bestimmungen bekleidet, so daß sie sich zu denen der Þr. verhielten wie gelehrter satzbau zum volkstümlichen —, es ist vielmehr ein stilistischer grund. Die satzteile nehmen mehr raum ein, weil sie statt durch einen einfachen kurzen ausdruck oft durch umschreibungen dargestellt werden, die sätze werden in die länge gezogen durch variationen und gelegentlich durch flickwörter.

(Es sei mir gestattet, mich mittelst des üblichen schemas 'grund — folge' auszudrücken, das, streng genommen, hier so wenig zutrifft wie anderswo.)

Es ist ein wichtiges stilmerkmal der Hym. und mehrerer anderer gedichte, die ebenfalls zu fester bindung neigen, daß die variation, die an sich l o s e bindung bewirkt, auch an der spitze solcher langverse erscheint, die anderweit mit dem vorangehenden f e s t gebunden sind. So Hym. 9,3:

Áttnidr iǫtna! *ek viliak ykr,*
hugfulla tvá, *und hvera setia.*

Diese form kommt in dem gedichte 11 mal vor (bei 35 festen bindungen; nimmt man einige weniger unzweideutige fälle aus, so ergeben sich 9 mal bei 32 festen bindungen; letztere zahl ist bei berechnung des procentsatzes zugrunde gelegt): 4,3. 9,3. 10,3. 13,3. 21,7. 22,3. 22,7 (?). 23,7. 28,3. 28,7 (?). 30,7. Als selbständig bindendes element ist die variation viel seltener (2 bis 4 mal: 2,3. 11,9. 5,7. 8,7), entsprechend der größeren seltenheit der losen bindung überhaupt.

Auch im geraden halbvers steht die variation häufig, meist in der form eines appositiven adjektivs, z. b. 5,6:

á minn fadir, *módugr, ketil.*



Ganz ähnlich 21,2. Ferner 2,2 ~ 18,8. 16,6. 21,2. 31,8. 36,4. In diesen 8 fällen steht die variation innerhalb eines satzes, es liegt also feste cäsurbindung vor. Lose cäsurbindung entsteht 5 mal, z. b. 9,8:

er minn friðill *mǫrgu sinni*
glǫggr við gesti, *gǫrr ills hugar.*

Ähnlich 5,8. 7,6. 31,2. In der Þr. sucht man derartige dehnungen und auffüllungen vergebens. Die stehnden beiworte *(þá kvað þat þórr, þrúðugr áss)* sind gewiß nicht erfunden, um den vers voll zu machen.

Fälle wie *á minn faðir, móðugr, ketil* bedeuten eine syntaktische zerkleinerung des kurzverses. Mitten in den kurzvers fällt ein einschnitt, der an syntaktischem wert der cäsur gleichkommt oder sie übertrifft. Das findet sich in den gedichten der ersten gruppe fast nur bei anreden: *muntú mér, Freyia, / fiaðrhams liá?* (Anders Vegt. 17,8. Auch Guðr. III 1,2 ist weit härter als die fälle der Þr.). Damit vergleiche man in der Hym.: *ef, vinr, vélar / vit gørvum til* (6,3) oder: *knákat segia // aptr œvagi: / þú ert, ǫlðr, of heitt* (32,8). Hier haben wir innerhalb des kurzverses nicht eine, sondern zwei satzpausen, und in dem ersten falle steht daneben eine cäsur ohne satzpause. Einen natürlichen einschnitt neben die cäsur, statt in sie, zu legen, ist der Hym. überhaupt ganz geläufig. So 6,1: *veiztú, ef þiggium / þann lǫgvelli?* 8,7: *enn ǫnnur gekk, / algullin, fram, // brúnhvít, bera / biórveig syni.*[1]) 14,2: *Sagðit hónum / hugr vel, þá er sá // gýgiar grœti / á gólf kominn.* Hier hat der parasitische einschnitt sogar die langzeilengrenze geebnet. Weitere zerkleinerungen der kurzzeile finden sich 10,7 *(var karls, er kom, / kinnskógr frørinn),* 11,1 (anrede), 12,1 *(Sé þú, hvar sitia / und salar gafli),* 13,4 *(Stukku átta, / en einn af þeim, // hverr harðsleginn, / heill, af þolli),* 22,7 *(gein við agni, / sú er goð féa, // umgiǫrð, neðan, / allra landa),* 23,7 *(hamri kniði / háfiall skarar, // ofliótt, ofan / úlfs hnitbróður).*

Die letzten beiden fälle zeigen besonders deutlich den zusammenhang dieser erscheinung mit der unnatürlichen wortstellung, die uns schon durch die spaltungen vor augen geführt wurde. Grundtvigs

[1]) Vgl. Vsp. 55,3. Beow. 27. Ferner Innst. 22,3. 24,3. Grott. 11,3. Vkv. 8,7. Laus. B 2,3.

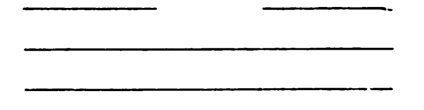


konjektur *enn afr í tvau áss brotnaði* (12,7; cod. *áðr)* ist durchaus im sinne des Hymirdichters. Nicht allzu oft läßt die versificirung den natürlichen satz ungeschoren, wie das in der Þr. die regel ist. Nur traditionelle wortfolge ist zu vermuten str. 17,1: *Véorr kvaz vilia / á vág róa, // ef ballr iǫtunn / beitur gœfi.* Schon hier verwischen die umschreibungen das bild ein wenig. In höherem grade ist dies der fall, wo eine leichte verschiebung der satzglieder hinzukommt: *bað hlunngota / hafra dróttinn // átrunn apa útar fœra* (20, 1—4). Besonders störend wirkt die trennung eng zusammengehörender satzglieder, so 33,3: *þat er til kostar, / ef koma mættið // út ór óru / ǫlkiól hofi.* Es liegt auf der hand, daß hinter solchen trennungen und hinter der veränderten wortfolge überhaupt technische gründe stecken. Der dichter ist nicht im stande, seine verse zu füllen, mit den stäben an der rechten stelle, solange er redet, wie ihm der schnabel gewachsen ist. In der wortstellung, der ausdrucksweise, der gliederung erkennen wir gleichermaßen die entfernung von der natur.

Vom vers und helming steigen wir auf zur höheren einheit, zur strophe. Durch den inhalt erweisen sich deutlich als vierzeilige strophen Bugges nummern 1—5. 7—10. 21—23. 28—31. 37—39. Sie machen die kleinere hälfte des ganzen aus. An einigen stellen findet sich parallelismus von versgruppen. So zwischen den beiden helmingen von 22; man beachte hier besonders die kontrastirenden umschreibungen an entsprechender stelle des satzes: *sá er ǫldum bergr — sú er goð féa.* Ein gewisser parallelismus besteht auch zwischen 22 als ganzem und der folgenden strophe *(orms* 22,3 — *orm* 23,3; *umgiǫrð, neðan* 22,7 — *ofliótt, ofan* 23,7). Von den drei dreizeilern 24—26 sind wenigstens die beiden ersten rhythmisch einigermaßen parallel:

A C	A C
A A	C A
A E	A E

Dazu in beiden dieselbe gliederung:



Durch starken anaphorischen anklang sind verknüpft die ersten helminge der nicht benachbarten strophen 35 und 37. Symmetrie scheint beabsichtigt zwischen den beiden hälften von str. 9; der erste und letzte halbvers sind abgetrennt, an die helminggrenze stößt auf jeder seite ein komplex von drei fest gebundenen kurzversen.

Diese parallelismen sind nicht durchweg im sinne des strophischen systems verteilt. Aus ihm heraus fallen die dreizeiler und die nicht benachbarten parallelen helminge. Dreizeiler finden sich auch sonst: 11,1—6. 26. 27,5—10.[1]) 36. Dazu kommen zwei überschüssige helminge. Der eine steht isolirt zwischen den unzweifelhaften strophen 5 und 7, der andere ist zwischen 11,7 und 20,8 zu suchen. Die rede der *frilla*, die mit 11 anhebt, gliedert sich ungleich zwangloser als bei Bugge in einen drei- und einen vierzeiler. Diese trennung wird bestärkt durch die inhaltliche gliederung des folgenden. Von 12,5 an lassen sich jedenfalls eine strecke weit strophen erkennen, deren grenzen mit Bugges helminggrenzen zusammenfallen. Besonders deutlich ist die str. 17,5—18,4; sie besteht aus direkter rede. Auch die nächst folgende ist noch scharf umrissen. Zwischen diese und Bugges str. 20 würde demnach ein isolirter helming zu stehn kommen. Nun hat man längst mit grund vermutet, daß zwischen 19 und 20 etwas fehlt. Der komparativ *útar* 20,4 weist darauf hin, daß vorher der beginn des ruderns erzählt war. Das hat wahrscheinlich nicht mehr als einen helming erfordert. Denken wir uns diesen mit Hymis rede 19,5—8 verbunden, so erhalten wir eine vísa wie 16,5—17,4.

Also bleibt, von den dreizeilern abgesehen, der einzige helming 6 übrig. Er besteht aus zwei repliken, die je eine langzeile umfassen. Diese besondere bauart schützt ihn vor dem verdacht der unvollständigkeit. Zu gunsten der dreizeiler spricht der parallelismus von 24 und 25. Wer etwa vor 26 mit Bugge (Norr. Fkv. 399)

---

[1]) In dem nur unsicher zu deutenden *holtriđa hver* müssen wir wol am ehesten ein *holtriđa hvert* sehen: 'der reihe nach über alle bergrücken' (vgl. *myrkviđ í gegnum* Vkv. 1). Das paßt besser zu der tendenz der stelle als das einfach malende 'bewaldete bergschlucht' (Jessen zfdph. 3,34). *Hver* konnte umso leichter in dieses lied vom kesselholen hineinkommen, als *holtriđa* wahrscheinlich schon während der mündlichen überlieferung unverständlich wurde; R hat '*holtriba*'. Auch 1,8 erscheinen kessel an unrechter stelle.



eine redeeinführung wie *þá kvad þat Hymir, hundvíss iǫtunn* einsetzen möchte, übersieht, daß das gedicht solche einführungen nicht kennt. Man vergleiche 2,7. 3,7. 5,1. 6. 9,1. 16,5. 17,5. 19,5. 26, 1. 30, 5. 32, 1. Geradezu auf die oratio recta hin weist nur das eingeschobene *karl orđ um kvađ* 32, 5; es ist aber sehr verschieden von einer einführung. Einer solchen am nächsten kommen 4,5—8 und die ähnliche wendung 30,1—4. Aber auch hier liegt kein eigentliches '*kvađ*' vor; man könnte auch anders fortfahren, ohne direkte rede. In str. 3 geht indirekte rede in direkte über. Sonst liegt die sache im günstigsten fall so, daß der redende das subjekt der zuletzt berichteten handlung ist, z. b. 2,5:

leit í augu *Yggs barn í þrá:*
'*þú skalt ásum* *opt sumbl gøra*'.

Ebenso 8/9. 16. Entweder liegt bei 26 dieser fall vor, oder es steckt sogar in 25 eine redeeinleitung, die die direkteste von allen wäre. *Svá at ár Hymir ekki mælti* bedeutet vielleicht so viel wie Oddr. 8, 7: *svá at hon ekki kvađ orđ it fyrra*, oder Grott. 7, 1: *enn hann kvađ ekki orđ it fyrra.* (S. u. über sprachliche altertümlichkeiten.) Die schlußzeile von 25 wäre dann eine parenthese, wie sie gerade vor direkter rede häufig ist. — Die andern reden heben ganz unvermittelt an. Man muß erst aus ihrem inhalt auf den sprecher schließen. So 6,1. 6,3. 17,5. 19,5. Auch 32 gehört hierher, und endlich auch 11. Dadurch wird auch hier die erweiterung zur vierzeiligkeit aussichtslos. Eher könnte man streichung der dritten zeile erwägen, und so auch bei 26. Aber man erhielte dann isolirte helminge, mit denen nicht viel mehr anzufangen ist als mit dreizeilern, und sowol das dreizeilerpaar 24. 25 wie 27,5 ff. und 36 stünden noch da. Letzteren dreizeiler kann man weder kürzen noch ohne große willkür vervollständigen. Bei 27 muß freilich zugegeben werden, daß die letzte zeile — *ok holtriđa hvert* (cod. *hver) í gegnum* — nachklappt. Sie hält sich noch unterwegs auf, während wir mit *til bœiar* schon am ziele waren. Aber ebenso geht die erzählung in str. 25 vor.[1]) Auch ist der vers an und für sich vortrefflich. Nach der schwere der last wird die beschwerde des weges hervorgehoben, und beides ist durchaus im geiste des gedichtes. Wir haben also, zumal angesichts der übrigen dreizeiler, kein recht, die zeile zu streichen. Bei ihrer dunkelheit

[1]) Anders Detter-Heinzel 2,241.

ist es wol möglich, daß sie nicht an rechter stelle steht, doch käme schwerlich mehr in frage als ein tausch mit der vorhergehnden zeile.[1])

So erhalten wir e i n e fünfzeilige strophe — 27, der inhalt spricht hier entschieden für diese einheit —, ferner e i n e sechszeilige, die in zwei dreizeilige helminge zerfällt (24. 25), d r e i isolirte dreizeiler (11,1—6. 26. 36) und e i n e n isolirten zweizeiler (6). Zusammen sind es 22 langzeilen (unter insgesamt 152), die sich dem strophischen system entziehen.

Diese bauart erinnert an die Þr. Auch den parallelismus nicht benachbarter helminge haben beide denkmäler gemein (Hym. 35. 37. Þr. 26. 28). Die gleichmäßige abwechslung von erzählung und rede, wie sie die Þr. in str. 26—29 durchführt, findet sich ansatzweise auch Hym. 16. 17. 19. Eine aus zwei parallelen dreizeilern gebildete strophe hat schon die Þr. (5. 6), ebenso einen fünfzeiler (32) und isolirte drei- und zweizeiler. Doch vergleicht sich der dialogische helming Hym. 6 näher mit der dialogstrophe Þr. 7, die ebenfalls teil eines aus drei gliedern bestehnden gesprächs ist, als etwa mit Þr. 3,1—4 oder 9,7—10. Die repliken sind um die hälfte verkürzt, wie die Hym. auch sonst mit ihren reden unter den helming, das mindestmaß der Þr. und der meisten andern lieder, herabgeht (Hym. 2,7—8. 3, 7—8, auch 32,6—8. Vgl. Heusler zfda. 46,235).

Heinzel und Detter machen in ihrem kommentar auf berührungen zwischen beiden liedern aufmerksam. Das wichtigste gemeinsame einzelmotiv ist Þórs eßlust nebst dem erstaunen des riesen darüber. Dem *einn át oxa* 'allein aß er einen ochsen' steht in der Hym. (15) gegenüber: *át Sifiar verr . . . einn međ ǫllu øxn tvá Hymis.* Der vers *át Sifiar verr* klingt stark an an *drakk Sifiar verr (sáld þriú miađar*, Þr. 24). Ferner ist der eine meile tiefe kessel des riesen anzumerken *(rúmbrugđinn hverr, rastar diúpan*, Hym. 5). Nach str. 34 kann der kessel, wie Detter-Heinzel bemerken, höchstens mannshoch sein. Doch ist es nicht ausgemacht, wie hoch sich der verfasser Þór, der den kessel auflädt, gedacht hat. Seine vielköpfigen riesen sind nicht sehr menschenähnlich, das walfischangeln ist kein sport für menschenkinder, und zumal die mittgartschlange verlangt einen fischer sonder gleichen. Der ochsenkopf, mit dem sie geangelt wird, mag dem dichter freilich als der kopf eines ge-

[1]) Dooh vgl. Gerings lesung (Hildebrand-Gering Edda 124 f.).



wöhnlichen ochsen vorgeschwebt haben; schon dieser ist ein köder von ungewöhnlicher größe. Es hängt davon ab, wie er auf dies motiv gekommen ist. Ging er von der mittgartschlange aus, und suchte einen passenden köder für sie, so muß ihm der ochsenkopf als steigerung eines alltäglichen köders, etwa eines würmchens oder fischchens, erschienen sein. Sicher ist der von Þór verspeiste ochse der Þr. einer von denen, die man auf jeder weide sieht. Kam die phantasie des dichters dagegen vom kopfabreißen her, so ist es eher möglich, daß er an riesenmäßiges rindvieh gedacht hat. Sind doch auch die pferde bei den riesen von solcher größe, daß ein stutenherz in den brustkorb einer neun meilen hohen menschengestalt paßt (SnE 86). Also von unvereinbaren vorstellungen kann nicht die rede sein. Das attribut *rastar diúpan* hat an sich nichts auffallendes. Trotzdem wird der anklang an den Þr.-vers *átta rǫstum fyr iǫrđ neđan* nicht zufall sein.

Die fabel ist ja auf beiden seiten ähnlich. Wie dort der hammer beim riesen gesucht und durch list erbeutet wird, so hier der kessel. Die ähnlichkeit erstreckt sich sogar auf die disposition. Erst die reise eines einzelnen gottes zu einem riesen. Der beantwortet das verlangen des gottes damit, daß er den asen eine aufgabe stellt. Zur lösung dieser aufgabe gibt der weise Týr einen guten rat. Nun bricht Þórr mit einem begleiter, der klüger ist als er — in der Þr. ist es Loki, in der Hym. Týr selbst — ins riesenland auf. Die abenteuer im riesenlande schließen auf dieselbe weise: Þórr erschlägt die ganze sippe des riesen, die vielköpfige volksschar.

Um das verhältnis der beiden denkmäler richtig zu beurteilen, müssen wir auch ihre verschiedenheiten ins auge fassen. Im gegensatz zu dem einheitlichen thema der Þr. enthält die Hym., wie man öfters hervorgehoben hat, eine k o m b i n a t i o n von mythen. Die kesselholung gibt nur den rahmen her. Das hauptstück, der höhepunkt des ganzen ist das angeln der mittgartschlange. Daneben stehn kleinere motive: die kraftproben (rudern, kelchzerschmettern, kesseltragen), das verstecken der ankömmlinge durch die frau des riesen, endlich die geschichte von Þiálfi und Rǫskva, auf die aber nur angespielt wird.

Der dichter hat versucht, aus diesen motiven ein organisches ganzes aufzubauen. Die kraftproben sollen darauf hinauslaufen, daß Þórr den kessel auf den rücken bekommt. Denn die dritte

kraftprobe ist das kesseltragen. Die erste ist das rudern, oder besser das fischen. Letzteres, das zum angeln der weltschlange führt, wird motivirt durch Þórs eßlust und den geiz des riesen. Dieser geiz, die unliebenswürdigkeit des Hymir gegen gäste — er ist *illr viđreignar* wie Geirrøđr SnE 89 — begründet auch, daß die besucher versteckt werden.

Vielleicht ist dies etwa der gedankengang des dichters gewesen. Aber die zeitliche folge der ereignisse ist so ziemlich die umgekehrte. — Beim aufbruch der beiden asen erklärt Týr, sie würden den kessel erbeuten, wenn sie es listig anfingen *(ef, vinr, vélar vit gørvum til,* 6,3—4). Aber von irgend welcher list der götter enthält das folgende nichts. Man könnte zum mindesten erwarten, daß Týr dem riesen vorschlüge, seine kraft mit Þór zu messen. Kein wort davon. Eine list gebraucht nur Týs mutter, indem sie die beiden unter die kessel setzt. Offenbar will sie den riesen gnädig stimmen. Bekäme er gleich beim eintreten die gäste zu gesicht, so fürchtet sie, würde er sich gar nicht mit ihnen einlassen. Jetzt tut er es, weil sie zeit hat, ihm freundlich zuzureden und ihm durch den hinweis auf die hilflosigkeit der beiden zu schmeicheln. Er läßt sogar mit ungewohnter freigebigkeit drei ochsen schlachten. Als Þórr allein zwei davon verzehrt, erklärt der riese, den nächsten tag müsse man sich von fischen *(veiđimatr)* nähren. Er will also seine herde schonen. Der hörer darf diese motivirung des fischzuges nicht zu scharf prüfen. Es ist anzunehmen, daß man trotz Þórs starkem appetit mit drei ochsen ausgekommen ist; wenn nicht, würde der dichter es sagen. Hymir braucht also gar nicht zu fürchten, es werde ihm am nächsten tage noch mehr an den beutel gehn. Auch wenn sein gast sich bescheidener gezeigt hätte, würde er auf einen täglichen verbrauch von drei stück rindvieh so lange rechnen, als er die gäste bei sich duldete. Ist aber die meinung die, daß Þórr den andern tischgenossen zu wenig übrig ließ, so konnte es sich für den hausherrn nur darum handeln, den unbequemen esser loszuwerden. Er will ihn aber von jetzt an mit fischen nähren. Um diesen gedanken bei dem riesen auszulösen, brauchte Þórr nicht zwei ochsen zu verspeisen. Es genügte, wenn der geizige Hymir sich irgendwie genötigt sah, seine gäste noch am folgenden tage zu bewirten. Dazu nötigte ihn aber einfach die sitte, nachdem er die beiden einmal bei sich aufgenommen hatte. Viel plausibler wäre der

hergang ohne die ochsenmahlzeit. Der riese nimmt wol oder übel die wanderer bei sich auf, will aber sparen und kommt deshalb auf den gedanken, sie mit fischen zu bewirten. Man darf behaupten, daß der dichter die sache auch so erzählen würde, wenn er nur von dem versteckmotiv zu dem angeln der weltschlange übergehen wollte. Die ochsenmahlzeit drängt sich nur dazwischen, weil sie durch sich selbst erzählenswert schien. Da nun die episode in der Þr. widerkehrt und wörtliche anklänge vorliegen, so ist aus dem tatbestand zu folgern, daß sie von dort her bezogen wurde.

Ganz ebenso steht es mit dem miðgarðsormr. Er hat mit den kraftproben nichts zu tun. Allerdings bewährt Þórr im kampfe mit diesem ungetüm seine kraft glänzender als mit irgend einer verabredeten probe. Eben dies, die fabel als solche, hat den dichter angezogen. Es ist klar, daß er auch sie gesondert vorfand; widerholte erwähnung des mythus bei skalden und Snorris erzählung beweisen es.

Die erste deutliche bezugnahme auf den begriff 'kraftprobe' begegnet in str. 33: *Þat er til kostar*. Sie bezieht sich auf die letzte probe, das kesseltragen. Aber der zusammenhang zeigt unzweideutig, daß auch die vorhergehnde, das becherzerschlagen, als solche gedacht war. *Þat er til kostar* besagt offenbar: 'was du eben geleistet hast, entscheidet nicht; den ausschlag — nämlich ob du wirklich ein kräftiger bursche bist — gebe erst dies, ob ihr imstande seid, den kessel bis vors gehöft zu tragen'. Nun heißt es str. 28: 'und wider zankte *(senti)* der riese mit Þór; rudern, sagte er, sei kein beweis von kraft; erst daraus könne man sehen, ob einer *krǫpturligr* sei, wenn er den becher zerschlüge'. Blicken wir zurück, wo denn der riese zuerst gezankt hat, so kommen nur str. 17—19 in betracht. Hier verweist Hymir seinen gast, der ihn um köder angegangen hat, mit höhnischen worten an die ochsenherde; mit seiner folgenden äußerung: *verk þykkia þín verri miklu . . . en þú kyrr sitir*, macht sich wol eher der dichter über den *iǫtun* lustig, wie nachher noch str. 32. Diese erste senna bezieht sich also gar nicht, wie man erwarten sollte, auf die erste probe, das rudern. Diese probe geht ohne jede ankündigung vor sich und wird erst im weiteren verlauf als erstes glied des dreifachen auftritts kenntlich. Das rührt weniger daher, daß das rudern mit dem angeln der mittgartschlange verquickt ist. Diese episode brauchte den klaren zusammenhang keineswegs zu stören. Schuld an der unklarheit ist vielmehr

das versteckmotiv. Weil durch das eingreifen der frau die geschehnisse in Hymis hause einen friedlichen anfang nehmen, ist kein boden mehr vorhanden für harte bedingungen von seiten des riesen. Wäre er nicht besänftigt, so würde er erklären: 'es geht euch eindringlingen beiden ans leben, wenn ihr nicht zeigt, daß ihr kräfte habt' (vgl. Vafþr. 7) oder auch ein wenig gemütlicher (vgl. Þórr bei Útgarðaloki, SnE 48). Das versteckmotiv hindert also das kraftprobenmotiv an der vollen entfaltung. Es war schon in str. 6 vorbereitet, aber die dort in aussicht genommenen *vélar* schweben völlig in der luft. Daß der riese zu seinen forderungen absichtlich gereizt wird, ist jedenfalls nirgend ersichtlich (vgl. Detter-Heinzel zu 6,3). So kommen wir von beiden seiten zu dem schluß, daß auch das versteckmotiv von außen her übernommen ist. Es ist ein wandermotiv, das in märchen widerholt auftaucht (Cpb. 1,511. Bugge, Studier 1,25).

Gehn wir davon aus, daß Þórr und Týr sich durch list, indem sie den riesen zur stellung immer neuer aufgaben reizen, in den besitz des kessels setzen wollen, so stört uns nicht bloß die undurchsichtigkeit dieses plans, sondern noch ein anderes. Wie kommt es, daß der mit dem Miǫlnir bewaffnete donnergott sich dem ihm weit unterlegenen riesen gegenüber zu einer list *(vélar)* versteht? Warum wartet er, bis der gegner selbst ihn auffordert, hand an den kessel zu legen? Der handgreiflichste widerspruch ist der, daß Þórr die ihn verfolgenden riesen, unter denen doch wol auch Hymir ist, die jedenfalls seinesgleichen sind, mit leichtigkeit sämtlich erschlägt, während er vorher seine kraft an allem übte, nur nicht an Hymir selber. Als erfindung wäre dies sinnlos, als anpassung einer überkommenen fabel ist es verständlich. Diese fabel ist keine andere als die der Þr. In der Þr. muß Þórr schön tun, weil er seinen hammer nicht hat; ohne ihn vermag er nichts. Sobald er ihn in die hand bekommt, ist es um die riesen geschehen. Dieselbe zauberwirkung hat in der Hym. der kessel! Er ist ebenso wie der hammer mit *vélar* erbeutet. Wir begreifen jetzt, wie diese *vélar* in die Hym. hineingekommen sind, und begreifen auch, warum sie eine so unklare rolle spielen.

Für die haupthandlung der Hym. können wir die formel aufstellen: sie ist eine kombination des hamarsheimtmotivs mit dem motiv der stärkeproben. Letzteres war in seiner grundidee eben-

falls gegeben. Es läßt sich aber noch erkennen, wie die anknüpfung an die Þr.-geschichte zustande kam. Hätte einer der *goðmálgir* unsern dichter gefragt, ob nicht sein werk so aufzufassen sei, daß Þórr viermal seine kraft erprobte, das erste mal beim essen, so hätte er es wahrscheinlich nach einigem besinnen zugegeben. Jedenfalls hatte er die höchste meinung von seines helden götterkraft. Sie glänzt in dem gedichte wol siebenmal und öfter und bewährt sich insbesondere auch da (33. 34), wo Týs kräfte versagen, Týs, dessen rüstigkeit ebenso sprichwörtlich war wie seine klugheit (*týhraustr*, SnE 29). Wer mit solchen gesinnungen die Þr. betrachtet, für den verliert Þórs abendessen leicht jedes komische, und nur das anstaunen der großtat bleibt übrig.[1]) Einen wie starken eindruck gerade diese stelle auf den Hymirpoeten gemacht hat, das sehen wir daraus, daß er sie mit wörtlichen anklängen nachbildet. Becherzerschlagen und kesseltragen gehören ebenso wie das gewaltige essen in die häusliche atmosphäre. Es ist danach zu vermuten, daß diese beiden bravourstücke direkt aus letzterem entsprungen sind. Dann hat der *miðgarðsormr* dem dichter so verführerisch 'in den sinn gespielt', daß er die schöne dreiheit ihm zu liebe aufgab. Das essen kam nun selbständig neben die drei proben zu stehn. Zur lösung der aufgabe, die sich aus dieser disposition ergab, nämlich Þór aus dem riesengehöft aufs hohe meer hinauszuführen, hat, wie es scheint, wider die Þr. den weg gewiesen: die acht lachse sind dem dichter voraufgeschwommen.

Indem wir das verfahren durchschauen, durch das die mythenkombination der Hym. zustande kam, muß uns die erfindungskraft unseres dichters recht achtbar vorkommen. Er hat in einer weise, die man geistreich nennen darf, aus gegebenen elementen etwas neues von höchst eigenartigem charakter und bedeutender wirkung geschaffen. Vigfussons ausdruck 'racy' für die darstellungsweise des liedes (Cpb. 1,219) darf man unterschreiben; doch nur mit starker einschränkung den andern, 'humorous'.

Das ist gerade ein hauptunterschied zwischen den beiden erzählenden Þórliedern, daß das ältere durch und durch humoristisch

[1]) Die jüngste stufe in der entwicklung des motivs stellt die erzählung in Snorris Edda dar (Finnur Jónsson 48ff.), die allem anschein nach von der Hym. beeinflußt ist. (Den späten charakter dieser erfindungen betont mit recht vdLeyen, Märchen in den götterliedern der Edda 44).



ist, das jüngere eine lehrhafte lobrede auf den gott, bei aller lust am fabuliren von ernstem grundton. Gewiß erstrebt auch die Hym. komische wirkung. Aber es geschieht, wolgemerkt, nur auf kosten des riesen. Die stärkste komik enthält die becherscene, die mit dem blitzartigen einfall der frilla anhebt: *drep viđ haus Hymis! hann er harđari . . . kálki hverium.* Über den gott selbst darf nicht gelacht werden. Man denke dagegen an Þórs komische furcht Þr. 17, seine hülflose entrüstung, Þr. 2. Das ganze phantasiebild des gottes in weiberkleidern ist von kühnster, ehrfurchtlosester komik. Der Hymirpoet faßt seine asen ganz anders auf. Er behält zwar das schema bei, daß Þórr sich von einem andern beraten läßt, aber das bessere wissen des ratgebers ist für Þór keineswegs kompromittirend; Týr ist ja mit Hymir verwant, es ist also kein wunder, daß er den kessel nachweisen kann, und wenn er die zukunft kennt (6, 1), so ist das eben nicht jedermanns sache. Týr sowol wie die frilla hegen offenbar für Hlorriði ungemischte hochachtung; ihre ratschläge an ihn sind *ástráđ.* Selbst der riese macht dem können seines gastes halb widerwillige komplimente (16. 19. 32), die ihn selbst in kläglich-komische beleuchtung rücken. Freilich sitzt Þórr auch mit seinem begleiter unter den kesseln, aber damit vergibt er seiner würde nichts nach dem empfinden des dichters; es gilt nur schlau sein *(ef, vinr, vélar vit gørvum til)*, und dem riesen ahnt gleich darauf böses, als er den töter seiner stammesgenossen erblickt. Dieser Þórr hat die allüren eines großen herrn. Als er den sohn des Miskorblindi vor sich zu haben glaubt, sieht er ihm scharf *(í þrá*, feindselig) ins auge und herrscht ihn an: *þú skalt ásum opt sumbl gøra!* Den Ægir verdrießt nicht bloß das verlangen, sondern auch die tonart; er will sich für die nichtachtung an dem *ordbæginn halr* rächen. Als Þórr nachher den pfosten durchschlägt, bleibt er ruhig sitzen. Wenn er auch auf die herausforderung reagiren muß, so will er doch nicht aufstehn, solange es nicht nötig ist. In diesem selbstgefühl verschmilzt die herrenwürde mit dem kraftbewußtsein.

Das riesengeschlecht andererseits wird nicht bloß verspottet, es wird auch mit verachtung gestraft. Der riese ist nicht einfach *illr viđreignar* wie Geirrøðr bei Snorri, sondern er ist ein *matníđingr.* Er heißt 'affensprößling' *(áttrunnr apa* 20,3), was so viel wie 'dummkopf' sagen will (vgl. *ósvidr api).* Die riesische großmutter ist dem Tý verhaßt; sie hat hundert köpfe (8), ebenso wie nachher (35)

von den riesen als der vielköpfigen schar die rede ist. Dies und eine kenning wie *hraunhvalr* (36,5) deutet die ungeschlachte häßlichkeit des riesengeschlechts an. Das wort 'häßlich' *(ofliótr)* wird geradezu angewant auf den kopf des weltwurms, des *úlfs hnitbródir* (23, 7).

Man sieht, wie der dichter partei nimmt, wie er starke farben aufträgt. Von der niedrigen warte dieses standpunkts aus hat er in die Þr. etwas hineingedeutet, was sie nicht enthält. Die Þr. erzählt ja von einer list, und der riese fällt darauf herein, er hält den verkleideten Þór für die gewünschte braut. So weit erreicht Týs anschlag seinen zweck. Aber während nun dichter und hörer sich an dem göttlichen tête-à-tête Þryms und der pseudo-Freyia weiden, weiß noch niemand, wie das ende sein wird. Die asen haben sich das offenbar nicht genau überlegt. Daß der verliebte riese beim hochzeitsmahl sich werde an sein versprechen erinnern lassen, ist nicht zu erwarten. So wird jeder hörer auf den ausgang gespannt. Da plötzlich die überraschende wendung: *beriđ inn hamar, brúđi at vígia!* und Hlorriđi lacht das herz in der brust. Diesen vortrefflichen einfall hat der Hymirpoet nicht zu würdigen gewußt. Für ihn war das citiren des hammers eine von Týr vorausberechnete sache. Der riese kann nicht anders handeln, als ihm bestimmt ist und als Týr weiß, daß er handeln wird. Denn: *vissi hann vel fram, sem vanir adrir* (Þr. 15,3—4). Dieser satz ist aber sicher weiter nichts als eine kurze charakteristik des redenden, ohne beziehung auf den inhalt der rede, etwa wie Hamđ. 9,1: *hitt kvađ þá Sǫrli, svinna hafđi hann hyggiu.* Von seiner auffassung machte der Hymirpoet für das eigene werk gebrauch. Er legte dem Týr ermutigende prophetenworte in den mund, die aus einer geheimnisvollen weisheit fließen (str. 6). Aber er vermochte es nicht, seine reflexion in verse umzusetzen; dazu taugte der überlieferte stil nicht. Vielleicht wollte er es auch gar nicht, denn in der Þr. treten ja die fäden des schicksals, deren lauf und verknüpfung Týr so klar übersieht, ebenso wenig sichtbar vor das auge des hörers! — Psychologisch auf dasselbe blatt gehört der zusatz zu der Þiálfi- und -Rǫskva-geschichte: *enn því enn lævísi Loki um olli* (37,7). Auch hier ist etwas hineingeheimnißt, etwas, was hinter den erscheinungen steht. Die episode in dieser mysteriösen beleuchtung verhält sich zu der erzählung bei Snorri SnE 44f. wie die kesselsuche zur hammersuche. Nebenbei

korrigirt der gelehrte verfasser hier die Þr., für die Loki nicht *enn lævísi*, sondern nur der listenreiche spaßvogel ist. Vielleicht stand das von anfang an in widerspruch zu der landläufigen vorstellung; es würde gut zum charakter der Þr. passen. — Daß der Hymirdichter weit abergläubischer ist als der Þrymdichter, zeigt auch der böse blick des riesen, vor dem die kessel zerspringen. Dies und die poesietötende metaphysik vom weisen Týr stammt aus einer andern region als Lokis vogelflug und die kosmische bocksfahrt des Qkuþór.

Nach dem, was bisher ausgeführt wurde, haben wir allen grund, uns der herrschenden meinung anzuschließen, welche das Hymirgedicht für erheblich jünger hält als das Þrymgedicht. Denn wie eine reihe von beobachtungen lehrt, hat der jüngere dichter das werk des älteren gekannt; er hat von diesem werke eindrücke empfangen, die für inhalt und anlage seines eigenen z. t. maßgebend geworden sind. Er hat aber diese eindrücke in einer weise verarbeitet, die ihn selbst und die geistige welt, in der er lebte, als weit verschieden von dem Þrympoeten und dessen welt erscheinen läßt. Das vergleichende studium der beiden denkmäler liefert ein stück kulturgeschichte. Wir werden nicht fehlgreifen, wenn wir zeitlich zwischen beide das eindringen des christentums setzen. Die anschauungen des Hymirdichters sind diejenigen eines christlich erzogenen, der aber noch an die heidengötter glaubt oder doch vorgibt, an sie zu glauben.

Jessen hat mit der möglichkeit gerechnet, daß die Hym. erst dem 13. jahrhundert angehöre. Diese möglichkeit kann nicht ernstlich in betracht kommen. Das gedicht wird geraume zeit vor dem beginn der schriftlichen überlieferung entstanden sein. Darauf weist die sprache, die nicht unwesentlich verschieden ist von dem aus der prosa bekannten altisländisch. Zwar die meisten der nahezu dreißig *ἅπαξ λεγόμενα*, die das gedicht uns bietet, sind ohne beweiskraft, weil sie sich deutlich als skaldische augenblicksbildungen zu erkennen geben. Nicht von dieser art sind *valr* 'rund' (sonst im nordischen ausgestorben), *holtriđ* 'bewaldeter erdrücken' (?), *orđbæginn* 'feindliche worte führend', *rúmbrugđinn* 'geräumig' und vielleicht noch einige andere, denen sich auch Grundtvigs *afr* beigesellen würde. *Hof* (33,4) bedeutet sonst stets 'tempel'; hier zeigt es noch die alte, allgemeine bedeutung (=nhd. *hof*). Ebenso ist *frilla* in der späteren sprache stets das 'kebsweib' im gegensatz zur ehefrau;

hier (30,2) ist von diesem gegensatz nicht die rede. *Rísa á kné* (31,1) ist eine nur hier belegte redensart, die doch sehr nach alltäglichem gebrauch aussieht. Desgleichen *nema veiðar* (1,2), dessen sinn nicht ganz zweifellos ist, und *hrinda e-u ór kniám e-s* (32, 3) im sinne von 'jemand um etwas bringen' (den begriff des eigentums symbolisirt *kné* auch in dem ausdruck *knésetia* 'ein kind für eigen oder eine frau als *eiginkona* annehmen', RA. [4]1,220. 598. 637 ff.; vielleicht geht die phrase eigentlich auf solche verhältnisse; es steckte dann eine satirische pointe darin: Hymir klagt um den becher wie über den totschlag eines sohnes. Dazu stimmt die apostrophe des folgenden helmings. Als ernsthaftes gegenstück dazu kann das *kallaraðú síðan til knéa þinna Erp né Eitil* der Akv. gelten.) Das fehlen der kopula, wie wir es 1, 3 und 25, 1 beobachten, hat wenig nordische parallelen, fast nur in sprichwörtlichen redensarten (außerdem z. b. Akv. 40,1: *óvarr Atli*, wie *óteitr iotunn*, ferner *ofveykr*, *ofveykr allvalds bogi*, oben s. 1) und ist sicher eine altertümlichkeit. Syntaktisch merkwürdig und archaisch, wenn auch nicht ganz ohne parallelen, ist noch der imperativ im *at*-satze 26,4 (vgl. Lund, Ordföjn. 354).

Besondere hervorhebung verdient *sumblsamr* 1,3. Das wort besagt genau das, was der zusammenhang fordert: 'ohne *sumbl*', d. h. 'ohne getränk', oder 'arm an *sumbl*'. In der Hávarðar s. Ísf. c. 15 heißt es: *verðr Steinþóri kostnaðarsamt, svá mart fiǫlmenni sem hann hafði*. Der sinn ist, dem St. gehn die vorräte aus. Er holt sich dann ersatz bei seinem schwager. Ähnlich Harðar s. c. 22: *þeim varð kostnaðarsamt þau misseri, þvíat minni urðu tilfǫng enn þurfti*. Fritzner 2,336 gibt für *kostnaðarsamr* die bedeutung 'bekostelig, lat. sumptuosus' und bringt zwei belegstellen bei. Die eine führt in der tat auf 'kostspielig', die andere liegt der bedeutung 'arm an vorräten' näher *(varð staðnum kostnaðarsamt við þetta uppsmíði*, BS 1,830). Wie sich die beiden gebrauchsweisen zu einander verhalten, ist eine interessante frage, für deren aufwicklung aber hier nicht der ort ist. Die in der Hym. vorliegende steht jedenfalls so weit von der herrschenden analogie der *samr*-kompositionen ab, daß sogar verderbnis vermutet werden konnte.

Zu *ár* im sinne von 'eher' (25,3) wurden oben schon parallelen angeführt. Sie sehen der phrase der Hym. so ähnlich, daß sie verdienen, als zeugen gehört zu werden. Sprachgeschichtliche erwägungen kommen hinzu.

Die beiden hauptfunktionen des adverbiums *ár* sind 1) = 'früh', im sinne von 'früh morgens', 2) = 'vor zeiten', 'einst'. *Ár* gilt für identisch mit got. *air*, mit dem es sich lautlich deckt. Auch semasiologisch bestehn interessante beziehungen. Got. *air* ist nur zweimal belegt: *jah filu air þis dagis afar sabbate* (καὶ λίαν πρωὶ τῇ μιᾷ τῶν σαββάτων, Mc. 16,2) und *air uhtwon usstandands usiddja* (πρωὶ ἔννυχα λίαν ἀναστὰς ἐξῆλθεν, Mc. 1,35). Der zugefügte genetiv *dagis* ist von derselben art wie in mhd. *ē māles* (eigentlich 'früh in der zeit', nhd. *ehemals*, vgl. mhd. *sît māles*[1]), an. *ár dags* in *árdag snemma*[2]), Vík. 12,4 (s. den apparat EM 40), *ár vas alda*[3]). Man sagte auch *snimma dags* im selben sinne wie *ár dags* (Am. 67,2. Fritzner 3,457). Der genetiv in dieser funktion berührt sich einerseits mit temporalen genetiven wie got. *nahts*, andererseits mit partitiven wie ai. *dvir ahnaḥ*, gr. δὶς τῆς ἡμέρας (Brugmann, K. vgl. gramm. 438), auch lat. *ubi terrarum* u. dgl. Er ist ursprünglich scharf geschieden gewesen von dem dativ in mhd. *ē rehter zît*, *ē dem donre* (Mhd. wb. 1,437), nhd. *ehedem.*[4]) Diesen ausdrücken liegt der komparativ got. *airis* (lautgesetzlich **airs)* zugrunde. Es sind aber früh vermischungen eingetreten; die zeitstrecke, innerhalb deren etwas f r ü h geschieht, und der zeitpunkt, v o r dem etwas geschieht, wurden nicht immer klar auseinander gehalten. So ist jedenfalls schon got. *air uhtwon* als 'vor tagesgrauen' aufzufassen (Braune, Got. gramm. 137, übersetzt 'vor tage'). Sicher stecken in ahd. *ēr*, mhd. *ē* beide formen; die bedeutung 'früher', 'vormals' geht auf den komparativ zurück, vgl. got. *iþ in Tyrai jah Seidonai waurþeina mahteis þozei waurþun in izwis, airis þau in sakkum jah azgon sitandeins gaïdreigodedeina* (Luk. 10,13).

---

[1]) *-mals* in *ehemals* ist also ebenso gut 'pleonastisch' wie in *damals*, *niemals*. Vgl. Paul, Dt. wb. 292. Paul stellt mhd. *ē* c. dat. und *ē* c. gen. auf eine linie und betrachtet den gen. als sekundär (ebd. 101).

[2]) Da *ár dags* = *ár* war, so konnte leicht ein kompositum daraus entstehn. Man darf nicht etwa mit Olrik das sprachgeschichtlich ältere *ár dags* in den text setzen. *Árdags snemma* ist so viel wie *snemma morgins* (Fritzner 3,457). Für das kompositum zeugt auch das adv. *árdegis;* es scheint nach einer weit verbreiteten analogie aus *árdags* gebildet, wie *hádegi*, *miđdegi* aus *dagr* (Ekwall, Suffixet ja, Uppsala 1904, s. 42). Gleichzeitig kann darin ein altes **ár degi* = as. *ēr daga* (Gen. 296) stecken; der dativ beruht auf vermischung mit dem komparativ, vgl. got. *air uhtwon*.

[3]) Ob *ár* in dieser verbindung je als subst. empfunden ist (Lex. poet. 18. Fritzner 1,65. Vollst. wb. 45), muß trotz ihrer isolirtheit mindestens bezweifelt werden. Es stand *ár* 'olim' zu nahe. Auch ist *fram var kvelda* vergleichbar, Brot 12,1 (dazu *er fram orđit dags*, Fritzner 1,473b, eine feste redensart, die zfdph. 39,298 hätte erwähnt werden sollen). *Í ár* erklärt sich als analogiebildung nach *í kveld* und ähnlichen ausdrücken.

[4]) Ein gewiß sekundärer a c c. erscheint in *ár morgin* 'früh morgens', Am. 87,6. KS 161,30. Er könnte nach dem muster von *ár dag* — dieses abstrahirt aus *ár dags snemma* — gebildet sein.



Hier ist *airis* ='längst', der urtext hat *πάλαι*;[1]) ebenso as. *Jōhannes was ēr them hērōston kūđ* (Hel. 4948f.). 'Längst' ist aus 'früher' entwickelt. Letztere bedeutung steckt auch in *airiza* 'vorfahr'. Demnach dürfen wir dem got. ein *airis*, das wirklich 'früher' bedeutete, zutrauen. Aus dem urgerm. äquivalent dieses wortes ist aber nicht bloß ahd. *ēr*, mhd. *ē* 'früher' hervorgegangen, sondern ebensowohl an. *ár*, soweit es diese bedeutung hat. Es kann kein zweifel sein, daß *ár* 'olim' — *ár var þats Sigurđr sótti Giúka, ár valtívar veiđar námu* — die funktion eines ursprünglichen komparativs fortsetzt. Wir wissen nicht, ob der parallelismus mit dem positiv *air* genügte, um zu verhindern, daß *airis* zu **ær* wurde (wie **skairiz* zu *skærr*, Noreen, An. gramm. 1,42. 2,75). Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß beide formen schon vor der synkope analogisch gleichgemacht worden sind. Die synkope beseitigte jedenfalls das formale kennzeichen des komparativs. Von da an mußte die alte komparativform ihre funktion einschränken. Sie konnte nicht mehr bei bewußten vergleichen gebraucht werden; hier trat *fyrr* an ihre stelle. Man versteht aber wol, wie sie in der bedeutung 'früher = olim' erhalten bleiben konnte. Auf diesem gebiete war aber von anfang an die begriffliche grenze zwischen *air* und *airis* unsicher gewesen, eben weil das vergleichsmoment hier fehlt. Besonders beachte man den parallelismus zwischen ausdrucksweisen wie *ár var þats Sigurđr sótti Giúka* (got. *airis*) und *ár var alda þats arar gullu* (got. *air* c. gen.). Lautete also die synkopirte form wirklich **ær*, so konnte sie sehr leicht durch den einfluß des gleichbedeutenden *ár* zu *ár*, oder mit andern worten durch *ár* verdrängt werden. Und nicht bloß in der olimfunktion war das vergleichsmoment ausgeschaltet. Dasselbe gilt von dem satze 'und er sprach kein wort früher', wenn er formelhaft als einführung der oratio recta gebraucht wird. Er war das negative gegenstück zu *ok hann þat orđa allz fyrst um kvađ*. Wurde in diesem satze **airiR* gebraucht, so hatte es an und für sich gute aussichten, als **ær* erhalten zu bleiben. Nur seine isolirung konnte ihm gefährlich werden. Und so spricht die lautform *ár*, die der codex an unserer stelle zeigt, keineswegs dagegen, daß 'früher' zu übersetzen ist. Eine so undeutlich gewordene phrase hatte schwerlich viel aussicht auf ein langes fortleben. Es scheint aber, als wäre sie für unsern dichter noch nicht rein formelhaft gewesen. Er will doch wol sagen: Hymir schwieg lange, bis er endlich zu einer notwendigen äußerung das wort ergriff; v o r h e r sprach er nichts *(ár ekki)*. Die wendung steht vermutlich unter dem einfluß der entsprechenden positiven phrase in der þr.

So dürfen wir der Hym. auf grund sprachlicher kriterien vorlitterarischen ursprung zuschreiben. Der verfasser der sogen. ersten grammatischen abhandlung hat sie gekannt; das beweist der satz, den er um der doppelkonsonanz in dem worte *hǫddo (hadda* 'henkel')

---

[1]) Gabelentz-Loebe übersetzen 'olim' und zweifellos falsch 'fierent' und 'poeniterent' statt 'factae essent' und 'poenituissent'. Vgl. Erdmann, Grundz. d. dt. synt. 1,124f. Nygaard, Norr. synt. 207.



willen anführt: *heyrđi til hǫddu, þá er Þórr bar hverinn* (Isl. gr. litt. 1, 48). Er bezieht sich deutlich auf Hym. 34; die schlußzeile dieser strophe hat dem verfasser im ohr geklungen (Cpb. 1,219). Und selbst wenn der hinweis nicht so individuell wäre, wir müßten doch auf bekanntschaft mit der Hym. schließen, denn Þórs kesselholung ist nicht etwa eine meteorologische fabel[1]), sondern ein litterarischer ableger der Þr.

Freilich, Véorr mit dem kessel auf dem rücken ist ein bild, das sich einprägt. Es hat mehr zeichnerischen umriß als irgend etwas in der Þr., die uns nur handelnde menschen fast ohne staffage zeigt (das *Þrymr sat á haugi* ist formelhaft und kaum anschaulich; die kosmische strophe 21 wirkt ein wenig als fremder schmuck; das zittern der diele im asenhause charakterisirt, aber malt nicht). Überhaupt, was aus der Hym. jedem unvergeßlich ist, sind die plastischen bilder. Wie Þórr den kessel anpackt, das hat ein überlegenes gegenstück in der scene, wo er das boot auf den strand zieht und sich mit bootsgerät und walfischen[2]) auf den weg macht. Hierher gehört auch der riese, der mit klirrenden eiszapfen im bart nach hause kommt (10). Landschaftlich empfunden sind *holtriđa hvert* (27,9) und *ór hreysum* (35,5). Das ausgeführteste bild aber ist der fischzug mit seinem höhepunkt, der angelung der mittgartschlange. Der beschützer der menschen wirft den köder aus, der weite rachen des feindes klafft von unten herauf, Þórr zieht seine beute an der schnur empor, er schmettert den hammer auf den häßlichen kopf herab, die erde muß sich zusammenziehen, bis der 'fisch' ins meer zurücksinkt. Es ist kein zufall, daß diese schilderung so zahlreiche seitenstücke bei skalden hat. Dem plastischen *gína neđan* steht in einer dem Bragi zugeschriebenen strophe ein *stara neđan* gegenüber (Gering, Kvæþa-brot nr. 18). Es ist ein specifisch skaldisches phantasiebild, eins von jener art, die immer wider den eindruck erweckt, als wäre die inspiration des dichters durch irgend eine bildliche darstellung erfolgt. Snorri hat für *gein*

[1]) Für eine solche auffassung ist zuletzt EHellquist (Ark. 18,353ff.) eingetreten — mit wenig glück, wie mir scheint. Zu den dort vorgeführten älteren deutungen kommt die von Vigfusson Cpb. 1,514, die EHMeyer näher ausführte.

[2]) Im hinblick auf die zweiteilung in 26 kann *brimsvín* schwerlich 'schiff' bedeuten trotz Eyvinds *unnsvín*. S. Lex. poet. und Detter-Heinzel.

6*



við agni mit charakteristischer abweichung *gein y f i r oxahǫfuðit* — weniger plastisch. Das beiwort *ofliótt* ist gerade hier sehr bezeichnend. Von den vier gemessenen schritten der erzählung wirkt doch jeder einzelne wie eine schilderung, und für diese tendenz des gedichtes sind die beiworte bedeutsam. Den zahlreichen malenden epitheta der Hym. hat die Þr. nichts an die seite zu setzen. Auch eine kenning wie *hraunhvalr* für 'riese' ist malend.

Wir sehen daraus, wie die eigenart der phantasietätigkeit des dichters auch seinen sprachlichen stil und damit gliederung und rhythmus seiner verse zum großen teil bestimmt. Neigung zum schildern, zu epithetis und umschreibungen und endlich zur festen zeilenbindung, das alles hängt zusammen, und das alles ist mehr oder weniger skaldisch.

Neben dem schildern kommt das erzählen zu kurz. Die erzählung ist unlebendig, weil die gebundenen zeilen steif einherschreiten und weil die direkte rede nur in beschränktem umfange angewendet wird. Die redeeinführungen sind von denen der Þr. charakteristisch verschieden. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß die Hym. höchstens e i n e wirkliche redeeinführung hat, daß dagegen mehrmals der sprecher erst aus dem inhalt der rede erraten werden muß (11. 19. 32,1). Dies kommt auch im dritten Gudrunliede vor, das gleich mit dialog anhebt. Der Þr. ist es fremd. Sie läßt nur bei der antwort das kvað weg (4. 7,5. 8,1. 11), und auch da nicht immer (26. 28). Wo sie im übrigen keine direkte einleitung hat, ist der sprechende im vorhergehnden subjekt, und seine äußerung schließt sich zwanglos an (13,7. 29,5). Der dichter scheut sich, die kvað-formeln, die er sonst unbedenklich widerholt, auch da anzubringen, wo sie überflüssig und störend sein würden. Der jüngere dagegen scheut sich vor diesen formeln überhaupt, doch sein technisches geschick reicht nicht aus, sie durchweg überflüssig zu machen.

Er meidet überhaupt die widerholungen. Die einzige, die, von unbedeutenden anklängen[1]) abgesehen, bei ihm vorkommt, bringt keine entsprechenden inhaltsstücke — wie in dem äußerlich ähnlichen fall der Þr. — und ist auch formell sehr entschieden differen-

[1]) 4,7—8 ~ 30,3—4. 5,6 ~ 21,2. 15,7 ~ 27,5 ~ 21,3. Diese anklänge beweisen nichts, als daß der dichter öfters in verlegenheit war. Dasselbe beweisen seine flickwörter, z. b. *vel* 16,4. 39,6.



zirt (35. 37). Die parallelismen sind bei ihm im vergleich zur Þr. sehr schwach entwickelt (s. o. s. 68. 71).

Ein einziger fall von strophenansatz begegnet (24). Er tritt zusammen mit parallelismus auf (24. 25), wir haben hier sicher eine nachahmung der Þr., wie im inhalt (Þr. 21,5), so auch in der gliederung (Þr. 5. 6). Hier und da haben die schlichten einzelzeilen des älteren gedichts nachfolge gefunden (31. 34. 36), aber kaum ein einziges mal drückt der dichter sich so einfach aus, wie auch der Þrymdichter getan hätte (etwa 39,3: *ok hafði hver, þannz Hymir átti)*. I. ü. herrscht eine grundsätzlich verschiedene gliederung. Wir dürfen es als gewiß betrachten, daß der Hymirpoet sich dessen nicht bewußt gewesen ist. Er folgte dem formgefühl seines kreises, in dessen bildungsstoff die Þr. nicht bloß in dieser beziehung eine isolirte stellung einnahm.

In ganz andere gedankenkreise führen uns Helreið und Innsteinslied.

2. Mit der Helreið haben die textkritiker schon manches experiment gemacht. Ich glaube, daß sich das überlieferte rechtfertigen läßt mit einziger ausnahme der stellung der halbstrophe 7. Schon ihre formale unvollständigkeit erregt bedenken, denn die übrigen 13 strophen haben alle das normale maß, und es ist kein zweifel, daß sie als regelrechte helmingpaare gedacht sind. Man hat diesem helming längst aus inhaltlichen gründen eine stelle vor 6 angewiesen (Müllenhoff DAk. 5,388). Die lücke zwischen 5 und 6 wird aber dadurch nicht ausgefüllt. Weder mit 6 noch mit 7 kann Brynhild ihre in 5 angekündigte rechtfertigung beginnen. Mit 6 nicht: denn diese strophe bliebe ganz unverständlich, niemand weiß, wer der *hugfullr konungr* ist. Es scheint nicht glaublich, daß der dichter hier an die sagenkenntnis seines publikums appellirt (wie in str. 11, wo doch das heiti merklich eindeutiger ist, schon wegen des begleitenden Grani). Denn diese episode aus Brynhilds leben wird sonst nirgends erwähnt, während zahlreiche gründe dafür sprechen, daß unser denkmal jung und keine sagenquelle erster hand ist. Dürfen wir also erwarten, den helden von str. 6 vorher genannt zu sehen, so leistet auch die halbstr. 7 dem kein genüge. Daß diese Brynhilds rede eröffnet, ist auch aus dem grunde nicht anzunehmen, weil der dichter die *Hlymdalir* ebenso wenig als bekannt

voraussetzen durfte wie den könig, der Brynhilds hemd unter die eiche trägt. An die Vǫlsunga saga und die Viðbœtir der Landnáma darf man nicht denken. Denn es liegt auf der hand, daß diese quellen den ortsnamen eben aus unserm gedichte haben. *Hlymdalir* ist, wie schon Müllenhoff gesehen hat, ein fingirter name wie *Skatalundr* 9,2. Er ist aber weiter auch vergleichbar mit *Valland* 2,2, *Goðþióð* 8,2, ja auch mit dem geographischen adjektivum *sunnanverðr* 10,2. Alle diese angaben haben — außer der phantastischen beziehung, die in dem appellativischen sinn einiger von ihnen liegt — nicht das geringste mit der handlung zu tun, noch weniger als die fiktiven lokalisirungen der Helgilieder; sie sind nur beigefügt, um den eindruck der geschichtlichen wirklichkeit zugleich mit dem räumlicher und zeitlicher ferne zu erwecken, daneben als bequeme stabträger. Sie hängen mit dem stil des liedes aufs innigste zusammen. Alle sehen sie wie augenblickseingebungen aus. Also nimmt der dichter allerdings die miene an, mit *Valland*, *Hlymdalir* auf etwas anzuspielen, was wenigstens manchem bekannt sein könnte. Aber er kann keine einzige orientirende ideenverbindung voraussetzen, und so muß er wenigstens andeuten, welche bewantnis es mit diesen Lärmtälern hat; sie können nur eine nebensache sein wie die andern namen des liedes, wie *Brálundr* am anfange des ersten Helgiliedes. Nun nennt str. 11 einen *fóstri* der Brynhild. Der heutige leser bezieht das auf den aus der Gríp. und Vǫls. s. bekannten Heimir, und er tut recht daran, denn höchst wahrscheinlich stammt der name aus der Helr.[1]). Jedenfalls ist anzunehmen, daß der pflegevater schon an einer früheren stelle genannt war. Von dem *fóstri* gilt ähnliches wie von dem *hugfullr konungr* in str. 8; hier fehlen zwar nicht die bestätigenden zeugnisse, aber die denkmäler, die sie liefern (Falkenlied, Gríp.) sind sehr jung, wahrscheinlich jünger als die Helr., und vor allem läßt die Vǫls. s. Brynhilds pflegevater in Hlymdalir wohnen, doch wol nach dem Falkenliede (obgleich die Hlymdalir in der paraphrase dieses liedes c. 23 noch nicht genannt werden), welches den namen aus der Helr. bezogen hatte. Das sieht denn doch ganz so aus, als wären schon in der Helr. Heimir und Hlymdalir zusammen genannt gewesen. Der pflegevater war also in einer strophe oder halbstrophe erwähnt, die

---

[1]) So auch Boer zfdph. 35,309. 323.

7 voranging. Damit gewinnen wir die scene, zu der der name Hlymdalir gehört: Brynhild wuchs bei einem pflegevater in Hlymdalir auf; da nannten die leute sie allgemein *Hildr und hiálmi.* Der sinn dieses satzes ist nun erst klar. Die leute erfanden den namen, weil sie den rechten namen der jungfrau so wenig wie ihre abkunft kannten. Lebte sie doch nicht bei ihren eltern, sondern bei einem *fóstri.*

Dieses verhältnis, das übrigens ein seitenstück hat in dem aufenthalt der jüngeren Hervǫr bei Ormar (Norr. skr. 276), scheint erfunden im hinblick auf Sigurds jugend. Auch der Brynhild bestimmte held wächst wenigstens nach der einen sagenform, ohne zu wissen, wer seine eltern sind, bei einem pflegevater auf (zeugnisse bei Boer zfdph. 37,309 f.).

Wir mögen uns den vor 7 fehlenden helming nach dem muster von Oddr. 14 vorstellen. Die ganze str. kann etwa gelautet haben:

Var ek up alin   *í iǫfurs sal —*
flestr fagnaði —   *at fóstra ráði;*
hétu mik allir   *í Hlymdǫlum*
Hildi und hiálmi,   *hverr er kunni.*

Ein solcher anfang würde Brynhilds erzählung eine biographische anlage geben. Dafür sprechen auch die parallelen Sig. sk. 34 ff., Oddr. 14 ff., Guðr. II 1 ff.

Sicherer können wir gehn bei der ergänzung von 6. Mit Finnur Jónsson, Lit. hist. 1,292 f. dünkt es mir recht wahrscheinlich, daß die in der prosa der Sigrdrífumál überlieferte halbstrophe

annarr hét Agnarr,   *Auðu bróðir,*
er vetr engi   *vildi þiggia*

hierher gehört. Das vorangehnde zeilenpaar berichtete ganz kurz den streit der beiden könige und nannte den *Hiálmgunnar.* Für diese einordnung des citirten helmings sprechen auch stilistische merkmale. Es war schon davon die rede, daß die koloritgebenden ortsnamen dem dichter als füllende stabträger willkommen gewesen sind. Dasselbe gilt von solchen archaistischen zusätzen wie *(Brynhildr) Buðla dóttir* 4,2, *(Guðrún) Giúka dóttir* 13,3. Ganz ebenso wie diese wendungen füllt *Agnarr Auðu bróðir* den vers. Ferner läßt sich beobachten, daß der dichter gern mit einem kurzverssatze in den helming hineinspringt: *ek mun segia þér* 5,1, *gaf ek*

ungum sigr 8,5, *lauk hann mik skiǫldum* 9,1, vgl. 1,5. 3,1. 6,5. 11,1. 12,1. 13,1. 13,5. Und so auch: *annarr hét Agnarr.* Der name *Agnarr* ist in der sagentradition stereotyp für einen jungen helden. *Auđa* dagegen und *Hiálmgunnarr* müssen wir für phantasienamen halten; ersteres ist nach Lind, Dopnamn s. v. nur hier und in der Vǫls. s. belegt, *Hiálmgunnarr*, von dem dasselbe zu gelten scheint, ist wol gebildet im anschluß an umschreibungen wie *Geirskǫgul*, *geirniflungr*, *geirniǫrđr*, andererseits *hiálmstafr.* Diese namen gehören auf dasselbe blatt wie *Hlymdalir*, *Skatalundr.* Wenn demnach die geschichte von Agnar und Hiálmgunnar eine erfindung des Helreiðdichters ist, so muß zugegeben werden, daß sie seiner gabe, dichterisch zu beleben, nicht eben viel ehre macht.

Das ergebnis dieser vorausgeschickten erörterung ist, daß wir den text der Helr. etwa so zu lesen haben, wie er bei Jónsson, Eddalieder 2,63 f. erscheint. Nur daß bei Jónssons strophen 6 und 7 nicht die zweiten, sondern die ersten helminge fehlen und vor 6 vielleicht noch der verlust einer strophe anzusetzen ist. Das gedicht hat also 15 (16?) strophen oder 60 (64?) langzeilen umfaßt, von denen 56 erhalten sind.

Von diesen 56 langzeilen sind 12 (= 22%) fest gebunden, darunter 2 mit spaltung (8,3. 14,7). Variation bei fester bindung kommt zweimal vor (2,7. 6,3); daneben dient einmal eine anrede als helmingfüllung an der variationsstelle:

Hvat skaltu vitia af Vallandi,
hvarfúst hǫfuđ, húsa minna?

(2, 3).
Zur losen bindung dient die variation etwa ebenso oft (3 mal, = 6%); andere art loser bindung kommt in dem kurzen denkmal nicht vor.

So ergeben sich insgesamt 15 langzeilenbindungen (= 28%).

An der cäsurstelle finden sich 35 feste bindungen (= 63%) und 13 lose (= 23%). In 8 fällen (= 14%) fehlt die bindung. Von den losen bindungen lockern 5 die feste bindung eines helmings. So 4,2:

Þú vart, Brynhildr, Buđla dóttir,
heilli verstu í heim borin.

Vgl. ferner 2,2. 7,2. 8,2. 10,2. Einige von ihnen enthalten eine variation (vgl. 8,6. 11,2), und zwar zweimal mit einem andern losen zusatz zusammen:

Bregđú eigi mér, *brúđr, ór steini,*
þótt ek værak *í víkingu* (3,2);
Ek mun seggia þér, *svinn, ór reiđu* (5,2).

Diese form ist sonst weit verbreiteter im ungeraden kurzvers.

Was die scharf trennenden cäsuren angeht, so fällt auch von diesen eine in einen geschlossenen helming (2,6). Die helminggliederung 3+1 kommt mehrfach vor (5,4. 9,4. 14,8. Dazu auch 7,4). Dagegen ist 1+3 überall vermieden; die abgeschlossenen kurzverse, mit denen verhältnismäßig so viele halbstrophen anheben, wachsen sich stets durch lose anknüpfung mindestens zur langzeile aus. Das denkmal verhält sich also in diesem punkte etwa umgekehrt wie die Hym., die ihrerseits 1 + 3 stark bevorzugt (s. 65). Vollständiges gleichgewicht zweier unabhängiger halbverse — wie in *fló þá Loki, fiađrhamr dundi* — läßt sich kaum irgendwo konstatiren, am ehesten wären 10,7. 8 und 13,5.6 zu nennen.

Man muß der Helr. i. a. nachsagen, daß sie bei ihrem streben, den helming mit einmal zu füllen, sich nicht allzu gequält wirkender mittel bedient. Zwar geht es ohne gelegentliche zerstückelung des kurzverses nicht ab (2,5. 2,7. 4,1), es kommt sogar ebnung des cäsureinschnitts dabei vor (4,1), aber die dehnenden einschiebsel haben meist einen leidlich guten sinn, und vor allem ist die wortstellung höchstens e i n m a l (14,7) gröblich verrenkt. An nicht ganz wenigen stellen sind dem dichter schlichte, ungebundene langzeilen gelungen (4,5—8. 8,5—8. 10,5—8. 13,5—8).

Seine phantasienamen und das dreimal widerholte *ef þik vita lystir* ersetzen ihm fast durchaus die kenningar; die einzigen künstlicheren umschreibungen sind *vár gullz* 2,5 — hier ein schlimmes flickwort — und *herr allz viđar* 10,4.

So steht die Helr. in ihrem stilistischen gesamthabitus dem, was wir als volksmäßige überlieferung auffassen dürfen, weit näher als die Hym. Von liedern wie Vegt. und Guðr. III unterscheidet sie sich dadurch, daß die modernere art bei ihr nicht bloß am inhalt und aufbau, sondern auch in der form sich ausprägt.

Die Helr. gehört nicht zu den j ü n g s t e n liedern der sammlung. Sie ist älter als die Gríp. und das Falkenlied; diesen beiden hat der namenfrohe Helreiðdichter den Heimir í Hlymdǫlum geliefert. Wahrscheinlich hat er diese figur erfunden. Er hat ihr ebenso wenig leben einzublasen verstanden wie dem Agnar und Hiálmgunnar. Aus

dem ganzen charakter seines werkes geht aber hervor, daß dieser statist doch eine wichtige rolle hatte. Er sollte die riesin und mit ihr das publikum überzeugen, daß die geschmähte Brynhild nicht schlechtweg ein *hvarfúst hǫfuđ* gewesen sei, daß ihr das *borda rekia* nicht zu allen zeiten ganz fern gelegen habe.

Man hat gesagt, aus der riesin spreche Brynhilds eigenes gewissen. Richtiger müßte es heißen: die riesin ist die sprecherin der öffentlichen meinung zu der zeit, wo das gedicht entstand. Die tendenz des letzteren geht auf eine verteidigung der heldin. Die vorwürfe aber, gegen die es stellung nimmt, sind solche, die bei zunehmender verengung und verfeinerung der lebensformen mit notwendigkeit gegen eine frau der heroenzeit wie Brynhild erhoben werden mußten.

Leider ist das können unseres dichters nicht bedeutend genug, um die einzelnen motive klar herauszuarbeiten. Es wird der Brynhild nachgesagt, daß sie häusliches wirken verschmäht und statt dessen ein unstätes wikingleben mit viel blutvergießen geführt, daß sie in Giúkis haus jammer und elend gebracht habe und nun den mann einer andern besuche. (Die gegenüberstellung 1,5—8 hat der dichter selbst als unbefriedigend empfunden und deshalb str. 2 hinzugefügt, die erst den rechten gegensatz zu *borđa at rekia* bringt).

Brynhild antwortet von der stolzen höhe ihres selbstgefühls und ihres besseren wissens. Die riesin hat kein recht, an ihrem wikingleben anstoß zu nehmen, denn sie steht tief unter Brynhild:

ek mun okkur *œđri þykkia,*
hvars menn ǫđli *okkart kunnu.*

ǫđli erklärte man früher als 'indoles, ingenium' (Lex. poet.). Richtiger ist 'abkunft' (so Gering). Dies entscheiden die ae. parallelstelle *hé éower œđelu can* (Beow. 392, vgl. auch *ǫđlum góđir* Sig. sk. 70,4 mit *œđelum góđ* Beow. 1870) und der zusammenhang; denn str. 4 nimmt deutlich auf Brynhilds abkunft bezug:

þú vart, Brynhildr, *Buđla dóttir,*
heilli verstu *í heim borin.*

Die riesin will sagen: das ist das wesentliche an deinem *ǫđli*, daß du zum unheil geboren bist, nicht daß du könig Buđlis tochter bist.

Es folgt Brynhilds eigentliche rechtfertigung. Hier hat neben der lust zu fabuliren deutlich auch das apologetische bemühen des dichters seine hand im spiel gehabt. Die jugendjahre bei Heimir,

wenn auch nur kurz angedeutet, sollen doch sympathie wecken — vielleicht dürfen wir sagen: sympathie für die arme waise. In dieser häuslichen umgebung denkt sich der dichter ein wesen, auf das ein name wie *Hildr und hiálmi* paßt, das in seinen erlebnissen halb der fabelwelt angehört.[1]) Diese elemente hat er jedenfalls ihrem kerne nach der tradition entnommen. Der zauberschlaf und Óðins zorn stammen aus dem liede, das in den Sigrdrífumál vorliegt. Das schwanenhemdmotiv hat wol erst unser dichter hier angeknüpft. Ihm war es ein anmutiges idyll im leben der jungfrau. Aber das idyll geht nur zu bald in den bittern ernst des lebens über. Jedermann kann es der jungen schildmaid nachempfinden, wenn sie dem jungen helden gegen den alten hilft; man braucht dazu gar nicht an die eide zu denken, die er ihr abgenommen hat. Der dichter will aber dies motiv nicht erotisch aufgefaßt wissen: die walkyrje hilft dem Agnar deshalb, weil keine ihrer genossinnen ihm helfen will. Vielleicht hat er ihr das geklagt, als er das gelöbnis ihres beistandes gewann — ein gegenstück zu Sigrúns hilfegesuch. Von ungehorsam gegen den gott ist nicht die rede, doch bringt sein zorn dies motiv eigentlich schon mit sich, denn zorn und rache erklären sich nur daraus, daß Hiálmgunnarr Óðins schützling war. Der dichter mag immerhin eine bewußte auflehnung der walkyrje im sinne gehabt haben. Dadurch wird Brynhild, was bedeutsam ist, zur tragischen heldin, in einem bestimmten sinne des wortes, der heute landläufig ist. Die strafe folgt der verfehlung auf dem fuße. Fast ohne das leben gesehen zu haben, wird die wunschmaid hinter die dichte schildmauer und die hohe feuerwand verbannt. So schon in früher jugend schwer geprüft, erlebt sie das härteste in dem betruge der Giukungen, die die erste und einzige liebe ihres lebens zerstören und sie eidbrüchig machen. (Worin der eidbruch besteht, weiß jeder, der die ältere Sigurdsdichtung kennt. Die Helreið, unbekümmert um klarheit im tatsächlichen, hat das gelübde der Brynhild durch Óðins spruch ersetzt.) So hat die sprecherin auf ihrer todesfahrt wol ein recht, von dem leid, ja der zwecklosigkeit des lebens zu sprechen. Sie schließt mit den worten: ‘Sigurd und ich wir wollen zusammen sterben! Versinke, riesenbrut!’

---

[1]) Diesen widerspruch hat der dichter des F a l k e n l i e d e s empfunden, daher spaltete er die gestalt der heldin in zwei: Brynhild und Bekkhild.



Brynhilds monolog wendet sich mit jedem zuge an das mitgefühl einer weicher empfindenden generation. Er widerlegt nicht punkt für punkt die anklagen der gegnerin. Diese anklagen können ja nicht beanspruchen, das urteil der zeitgenossen erschöpfend zu formuliren. Nicht einmal auf den konkreten hauptvorwurf *(Þú hefir Giúka of glatat bǫrnum ok búi þeira brugðit góðu)* geht die sprecherin wirklich ein. Sie begnügt sich, in bezug hierauf festzustellen, daß die Giukungen sie *ástalaus* und *eiðrofa* gemacht und bei der eheschließung betrogen haben. Wie das zugegangen, kann niemand aus ihrer darstellung ersehen. Sie betont nur die momente, bei denen ihre erinnerung weilt, und die die phantasie am stärksten anregen: das erscheinen des Graniritters vor ihrem gefängnis, das keusche beilager. Dazu tritt dann die vorgeschichte, die mit den Giukungen direkt nichts zu schaffen hat. Sie ist zunächst ersonnen, um den aus dem Alten Sigurdsliede[1]) bekannten flammenwall zu motiviren (im Kurzen liede fällt er dann ganz weg — beides eine folge der reiferen reflexion). Die vorgeschichte hatte aber für den dichter auch selbständigen wert. Er wollte etwas neues erzählen, aber selbstverständlich etwas, was auf den beifall seines publikums rechnen durfte. So erfand er eine geschichte, in der Brynhild, des männermordenden, begehrenden tatendrangs entkleidet, ein leidendes leben führt, gelenkt von dem willen stärkerer. Zu einer solchen passiven natur hat die jüngere dichtung auch Guðrún, ja Sigurd selbst umgewandelt. Der höchste schmuck des lebens ist ihr die liebe:

Ykkrar vissa ek — *ástir mestar*
manna allra — *fyr mold ofan*

(Guðr. I 17). Und gerade in der liebe wird Brynhild so bitter getäuscht. So will sie doch mit dem geliebten zusammen in den tod gehn. Das mußte die herzen der zeitgenossen gewinnen.

Das weiche ethos dieser lebensgeschichte paßt vortrefflich zu den moralisch-kritischen eingangsakkorden. Dieselbe mischung haben wir in der Sig. sk. und im ersten Gudrunlied, doch steht letzteres mehr für sich. Hier hat Gullrǫnd die rolle der anklägerin,

[1]) Direkt auf die Sig. f. dürfen wir den vorwurf zurückführen *þú hefir Giúka af glatat bǫrnum.* Brynhild hat nur insofern Giúki der kinder beraubt, als die verbrecherische tat an Sigurd, zu der sie die brüder getrieben, die ursache von deren untergang ist, ein zusammenhang, den die erhaltenen Brotstrophen deutlich unterstreichen.



das Sigurdslied verteilt die anklage auf Gunnar und Hǫgni. Im Gudrunliede antwortet Brynhild mit einer kurzen verteidigung, die eine offenbarung ihres zerrissenen innern ist; sie tritt hier mehr klagend als hoheitsvoll auf; der dichter nimmt keineswegs für sie partei, er malt ein reines stimmungsbild. Der dichter der skamma hingegen legt der Brynhild eine biographische rechtfertigung in den mund, die der Helr. sehr nahe kommt (Sig. sk. 34—41).

Die hauptquelle ist das Alte Sigurdslied gewesen (s. zfdph. 39,319 und unten). Im einzelnen berührt sich die ausführung aber auch mit der Helr. Das gilt besonders von str. 34. Brynhild sagt hier, sie sei wol zu jung, aber nicht zu übermütig (*þrungin*, wie Lok. 7,2) gewesen, damals als sie es gut hatte im hause ihres bruders. Man hat an dem überlieferten unnötigen anstoß genommen. Das einzige, was auf den ersten blick befremdet, ist eine kleinigkeit: *varþ* für *var*. Der schreiber hat aber zuerst *varþcat* geschrieben[1] (wol im hinblick auf das folgende *né*), dann *cat* ausradirt und *þ* offenbar nur aus versehen stehn lassen, denn es stand als letzter buchstabe auf der vorhergehnden zeile. Dieses *þ* verdankte sein dasein einer mißdeutung der folgenden participalformen. *Var* für *vard* vermutete schon Müllenhoff DAk. 5,381. Lesen wir *var*, so befriedigen form und inhalt vollständig. *Til* und *of-* entsprechen sich in der üblichen variirenden weise, und die antithese paßt vortrefflich zu der tonart des ganzen zusammenhangs. Der text wird weiter durch die Helr. gesichert, mit der unsere strophe sich wörtlich sehr nahe berührt. Der anfang

Segia munk þér, Gunnarr! — siálfr veiztu gørla —,
hvé ér ydr snemma til saka rédud

ähnelt auffallend den worten, mit denen Brynhild in der Helr. ihre verteidigung beginnt:

Ek mun segia þér . . . . . . ,
hvé gørdu mik Giúka arfar
ástalausa ok eidrofa.

Die wörtliche entsprechung wird fortgesetzt durch eine inhaltliche; hier wie dort will Brynhild sagen, wie die Giúkungen sich an ihr vergangen haben. Ferner ist zu vergleichen *á fleti bródur* sk. 34,8 mit *þars fóstri minn fletium stýrdi* Helr. 11,4. An beiden stellen

[1]) Photolithogr. ausg. s. 69.

bezeichnet *flet* das haus. So entspricht auch das *var ek til ung* dem *var ek vetra tólf* Helr. 6,5. Diese übereinstimmungen, zusammen mit der beiden stücken gemeinsamen apologetischen tendenz, beweisen abhängigkeit des einen vom andern.

Eine zweite beobachtung lehrt dasselbe. Sig. sk. 41 sagt Brynhild: *Þeygi skal Þunngeđ kona annarrar ver aldri leiđa.* Der sinn dieser stelle ist strittig, weil *Þunngeđ* nicht sicher gedeutet ist. Der verfasser der Vǫls. s. scheint darin ein synonymum von *huglaus* erblickt zu haben. Das ist für uns natürlich nicht bindend. Finnur Jónsson, Eddalieder 2,128 meint 'schwach, weiblich zart' und hält die *Þunngeđ kona* für Guðrún. Abgesehen davon, daß eine solche undeutliche umschreibung nicht im stile des gedichtes wäre, spricht hiergegen besonders der ausdruck *annarrar ver: annarrar* müßte auf Brynhild gehn und wäre dann in ihrem eignen munde sehr gesucht. Noch weniger kann Brynhild den Sigurd ihren mann nennen. Das wird durch die sagenform des liedes ausgeschlossen; 61,3 ist Sigurd Guðrúns *frumverr.* Überhaupt darf man an unserer stelle keinen hinweis auf die zukunft erwarten; zu prophezeien beginnt Brynhild erst str. 53 (oder 52). Auch die von manchen acceptirte deutung der Vǫls. s. ('fickle', 'leichtsinnig') gibt keinen rechten sinn. Weiter bringt uns die beobachtung, daß die schlußzeile von 41, die an ihrer stelle seltsam ist, vielmehr zur zweiten hälfte von 40 gehört:

alt mun Þat Atli eptir finna,
er hann mína spyrr morđfǫr gørva;
Þá mun á hefndum harma minna.

Mit dieser dreizeiligen strophe, wie es deren in dem denkmal eine ganze reihe gibt, schließt Brynhilds verteidigungsrede. Sie mündet hier in dasselbe thema ein, mit dem sie in str. 33, Gunnars schmähung zurückweisend, angefangen hatte. Dann rückt der rest von 41 unmittelbar hinter den ersten helming von 40. Es sind gute gründe vorhanden, diese reihenfolge für ursprünglich zu halten. Nachdem Brynhild erklärt hat, sie habe immer nur den einen geliebt, so schließt sich durchaus natürlich der gedanke an: aber man soll nicht mit dem manne einer andern leben. Sie will sagen: ich liebte Sigurd, aber ich durfte ihn nicht besitzen, denn er war der mann einer andern. Das steht im besten einklang mit der auffassung des dichters von Brynhilds charakter; man denke an die apologetische str. 5 und

die inneren kämpfe der heldin str. 6 fg. Dazu kommt widerum die bestätigung der Helr. Der ausdruck *annarrar ver* kehrt wider in dem vorwurf der riesin: *vitia vers annarrar.* Von dieser parallele aus gelangen wir nun auch zum verständnis von *þunnged.* Mit der *þunnged kona* kann Brynhild auf niemand anders als auf sich selbst zielen; sie hat eine *þ. k.* bleiben wollen und ist es geblieben; der sinn kann also nur lobend sein. In der Helr. nennt Brynhild sich mit selbstgefühl *svinn,* 'klug'. Läßt sich also *þunnged* als ein synonymum von *svinn* auffassen, so verdient diese deutung vor jeder andern den vorzug. Eine ungezwungene handhabe dazu bietet *þunnr* in der bedeutung 'scharf' (Lex. poet. 928). Diese bedeutung liegt zugrunde in *þunnheyrdr* 'wer scharf hört' (Fritzner 3,1053a), ebenso in *þunnu hlióði* 'mit scharfem gehör', Háv. 7,3. *þunngedr* ist also gleichsam 'scharfsinnig'. Die wirkliche bedeutung weicht etwas davon ab; wir dürfen übersetzen 'vernünftig'. Dieselbe bedeutung hat *svinnr* Háv. 103,3: *svidr skal um sik vera.*

Fragen wir, welcher der beiden dichter der entlehnende ist, so führt mehr als eine erwägung auf den des Sigurdsliedes. Der hauptgrund ist dieser: Brynhilds rückblick in der skamma stellt sich als ein ziemlich unvermittelt anhebender exkurs dar. Die erste absicht der heldin ist, das, was Gunnarr über ihren bruder gesagt hat, zurückzuweisen. Sie nimmt hier einen prophetischen anlauf (str. 33), der dann plötzlich gehemmt wird durch die ankündigung *segia mun ek þér.* Im folgenden wendet Brynhild sich gegen vorwürfe, die ihr gar nicht gemacht sind. Wir verstehn diesen an sich auffallenden zusammenhang sogleich, wenn wir annehmen, daß hier ein von einer älteren quelle gelieferter inhalt eingefügt ist. War diese quelle die Helr., so ist sie allerdings frei umgestaltet worden, was aber mit der gleichzeitigen starken benutzung des Alten Sigurdsliedes zusammenhängt. In derselben weise benutzt der dichter auch sonst seine zahlreichen quellen. — Die besonders starke receptivität dieses dichters, der sammelcharakter seines werkes ist der zweite grund. Außerdem gibt es noch einige weitere stellen, die wir erst recht verstehn bei der annahme, daß ihre vorbilder in der Helr. vorliegen.

Hierher gehört die rede des Hǫgni in str. 45. Sie enthält eine anklage der Brynhild. Besser hätte diese anklage vor Brynhilds verteidigung gepaßt. Aber offenbar sind dem dichter die Helreið-

motive erst eingefallen, nachdem er Brynhild schon das wort gegeben hatte (str. 33). Mit der verteidigung, zu der er also notwendig zuerst greifen mußte, traten dann auch die vorwürfe in sein gesichtsfeld, die er nicht ungeschickt nachholte. Die verse

hon krǫng um komsk fyr kné móður,
hon 's æ borin óvilia til,
mǫrgum manni at móðtrega

scheinen eine paraphrase der Helreiðstelle

Þú vart, Brynhildr, Buðla dóttir,
heilli verstu í heim borin,
þú hefir Giúka of glatat bǫrnum.

Die anknüpfung dieses vorwurfs — 'halte niemand sie zurück von dem langen gange dahin, von wo sie nie möge widergeboren werden!' — entstammt vielleicht ebenfalls dem vorstellungskreise der Helr.

Noch wahrscheinlicher ist dies von str. 52. 69. 70, wo die vorstellung eines einzuges in das reich der Hel vorliegt. Man vergleiche besonders *mín at vitia* 52,6 mit Helr. 1,7—8. Freilich kommt das besuchen im Helreiche auch Ghv. 19 vor. Aber diese stelle sieht ganz so aus, als ginge sie ebenfalls auf die Helr. zurück. Sie kombinirt das rahmenmotiv der Helr. mit dem Lenorenmotiv des liedes von Helgis tod, und zwar ist das offenbar die kombination zweier gegebener größen. Nicht bloß das Lenorenmotiv, auch das nachreisen der witwe war gegeben. Im grunde wird ja jenes durch dieses ausgeschlossen, oder, was auf dasselbe hinausläuft, die beiden vorstellungen sind gar nicht vergleichbar; die witwe kann nicht an rückkehr denken, während der besuch des toten ein wirklicher besuch ist. Es ist fast undenkbar, daß der dichter, der das Lenorenmotiv überkam, als gegenstück das nachreisen der witwe erfunden hätte, etwa in anlehnung an die mehrmals bezeugte sitte, daß die witwe dem manne nachsterben mußte. Höchstwahrscheinlich hat bei der anregung seiner phantasie der ausdruck *vitia*, der Helr. 1,7 vorkommt, eine entscheidende rolle gespielt. Nun wissen wir auch anderweit, daß die skamma Ghv. benutzt (Jónsson Lit. hist. 1,290). Sie verdankt ihr wahrscheinlich den scheiterhaufen, auf dem die trauernde frau dem geliebten nachstirbt (Heusler, Lücke 95). Wenn also das *vitia* aus der Ghv. stammt, so geht es doch letzten endes auf die Helr. zurück.

Wir kommen zu dem ergebnis, daß die Helr. sowol der Ghv. als der sk. an alter voransteht. Die sk. hat u. a. den Oddr. benutzt (sk. 58. 59; sk. 8,7 ∼ Oddr. 6,3; sk. 31,2 ∼ Oddr. 6,2; vgl. Jónsson an der eben citirten stelle). Auch dieses denkmal ist jünger als die Helr. Die schilderung der Brynhild Oddr. 16. 17 geht mindestens z. t. auf sie zurück. Man vergleiche den ausdruck *œđri* Oddr. 16,5. Helr. 3,6, *borđa rakđi* Oddr. 17,1 ∼ Helr. 1,6 (das motiv ist mit dem Heimir zusammen auch in das Falkenlied übergegangen, wo es zur erfindung der Bekkhild veranlassung gab, s. o. s. 91 n. 1), den helm als merkmal der walkyrje Oddr. 16,2. Helr. 7,3. *Mild* als epitheton einer frau begegnet nur Oddr. 7,3 und Helr. 2,7. Daß diese berührungen in der tat aus benutzung der Helr. durch den Oddr. zu erklären sind, nicht umgekehrt, zeigt Oddr. 11,7, *sem vit brœđrum tveim of bornar vœrim*, im vergleich mit Helr. 12,3 *sem hann minn bróđir um borinn vœri.* Hätte der verfasser des Oddr. ohne das vorbild der Helr. eine derartige phrase gebraucht, so hätte er von schwestern, nicht von cousinen gesprochen. Wir dürfen das umso sicherer behaupten, als er höchst wahrscheinlich Oddrún und Brynhild tatsächlich als cousinen betrachtet hat (s. darüber kap. IX, 9). Ähnliche gliederung und melodie zeigen folgende beiden stellen:

Þá varđ ek þess vís, er ek vildigak,
at þau véltu mik í verfangi (Helr. 13,5);

ok þeir kómu þar, er þeir koma ne skylduđ,
þá er breiddu vit blœiu eina (Oddr. 25,5).

Anhangsweise ein wort über das verhältnis der Helr. zur V ǫ l s. s. Seit Symons PBB. 3,278f. nimmt man mit recht fast allgemein an, daß c. 27 der saga als ganzes vom sagaschreiber zurechtgemacht ist. Nur das mittelstück, etwa z. 9—67, stammt seinem grundstock nach aus einer poetischen vorlage. Einzelheiten hat auch hier der sagamann hinzugefügt (zfdph. 39,310f.). So alle erwähnungen des saales, in dem Brynhild sich angeblich aufhält (*salr* z. 9, *herbergi* z. 42, *gólf* z. 47, *rekkia* z. 61). Es ist zwar denkbar, daß diese auffassung der örtlichkeit aus dem Großen Sigurdsliede stammt (so Boer zfdph. 35,468f.). Aber wir wissen m. e. nichts darüber, wie diese quelle die werbungsfahrt darstellte; wir wissen auch nicht, ob sie den Heimir kannte. Diese figur könnte aus dem Falkenliede

(c. 24) stammen, nicht aber zugleich der flammenumloderte saal in der nähe seines wohnsitzes. Diese künstliche topographie kann nur auf die Helr. zurückgehn. Bemühte der sagaschreiber sich, der impressionistischen darstellungsweise dieses gedichtes einen zusammenhang abzugewinnen, so wurde er fast mit notwendigkeit darauf geführt.

Nebenbei bemerkt: man hat str. 11 der Helr. ausscheiden wollen, eben wegen des *fóstri*. Mir scheint, daß diese strophe neben den vorhergehnden nicht störender wirkt als 10 neben 9. Allerdings ist das nebeneinander von *fóstri* und flammenwall ein embarras de richesse. Aber ebenso steht es mit dem nebeneinander von schildzaun und waberlohe. Hier wie dort zeigt sich der Helreið-dichter als motivsammler. Jede vorstellung, die er irgendwie brauchen kann, sucht er um ihrer selbst willen zur geltung zu bringen. Der zusammenhang wird dabei wenig berücksichtigt. So hat der dichter es auch nicht motivirt, warum Buðlis tochter nicht bei ihrem vater, sondern bei Heimir aufwächst.

Woher nun aber der 'saal' der Vǫls. s.? Es ist kein anderer als der in str. 10 der Helr. erwähnte *(um sal minn sunnanverđan)*. Mit Boer zfdph. 35,317 scheint es mir evident, daß dieser *salr* nur ein heiti für *skiáldborg* ist. Dem sagamann sieht es ähnlich, wenn er das nicht verstand und einen wirklichen saal, ein *fagrt herbergi*, einführte. Übrigens hatte er darin vorgänger, die ihn verführt haben können. Zunächst das Falkenlied mit seinem turm. Dann auch die Igðna spá, deren *salr* (Fáfn. 42) ebenfalls aus der Helr. stammt. Endlich mag die *borg* der Brynhild im Oddr. 17,8. 18,3 nicht außer zusammenhang mit Helr. 10 stehn. Der sagamann erwähnt neben dem saal eine *borg gulli bysta;* die wird der Oddr. geliefert haben.

3. Das Innsteinslied zeigt bei 96 langzeilen 20 feste, 6 lose bindungen (21, bezw. 7 %). Unter ersteren sind nicht weniger als 4 spaltungen (12,7. 14,3. 20,3. Auch 8,3) und 2 dehnende variationen (10,3. 17,7). Die lose bindung geht stets mit variation einher (auch 6,7 ist als variation zu rechnen).

Von den cäsuren sind 66 = 68,5 % fest gebunden, 12 = 12,5 % lose, 18 = 19 % bindungslos. Variation hinter fest gebundener cäsur kommt nur einmal vor:

Konung látum vér, keppinn, ráða (14,2).

Diese zerstückelung des kurzverses geschieht offenbar aus reimnot. Dasselbe gilt von den meisten der anreden: *menbriótr* (17,5), viermal *þengill.* Dreimal ist die cäsur zugunsten eines parasitischen einschnitts geschlossen:

ván er, at driúpi vax af sǫxum (16,3),
frækn, at fótum fólks oddvita (22,3),
horskr, at hǫfði hers oddvita (24,3).

In den beiden letzten fällen haben wir eine variation, die nur e i n e hebung deckt, wie

mild, af hǫndum manns blóð þvegit (Helr.).

Von den festgebundenen helmingen zeigt kein einziger das schema 1+3, dagegen mindestens 9 das schema 3+1. Auch 1+2+1 fehlt. Dies erinnert widerum an die Helr., während in der Hym., wie wir gesehen haben, das umgekehrte verhältnis herrscht.

Die stefartige widerholung der frage *hvat kveðr þú, þengill, þann draum vita?* (7,7. 9,7. 11,7), der sparsamere gebrauch von kenningar, die kompositionsform (handlungspiegelnder dialog) rücken ebenfalls das denkmal näher an die Helr. als an die Hym.

Doch scheint es, als habe der verfasser die Hym. gekannt. Ein helming wie 10,1:

Hrynia um herðar þeims hamalt fylkia,
grams verðungu, gullnar bryniur

deckt sich in einem wesentlichen punkte der gliederung mit Hym. 22,1 (vgl. 22,5):

Egndi á ǫngul sá er ǫldum bergr,
orms einbani, uxa hǫfði.

Der zweite kurzvers enthält eine aus einem relativsatz bestehnde umschreibung, der dritte bringt dazu eine zweigliedrige variation, deren erstes glied ein einsilbiger genetiv ist. Beide helminge sind fest geschlossen. Auch rhythmisch ähneln sie einander; die zweiten langzeilen haben identischen rhythmus. Anderweitige gegenstücke gibt es — wenn ich nichts übersehe, — innerhalb der eddischen texte nicht.

Dazu kommen ein paar anklänge im ausdruck: *of skarar fiǫllum* 8,8 ~ *háfiall skarar* Hym. 23,6 (Egilsson weist noch ein *haugr skarar* nach); *nú taka súlur í sundr þoka* 18,3 ~ *sundr stǫkk súla* Hym. 12,5 (vgl. 29,6).

Die umstände scheinen für entlehnung auf seiten des Innst. zu sprechen.

Parallelismus ist eher vermieden als gesucht. Ausnehmen müssen wir nur das stef der drei traumstrophen. Sonst sind gerade die traumstrophen einander recht unähnlich. Wo sie sich berühren *(ǫđru sinni* 9,2 ~ *þriđia sinni* 11,2), da ist keine künstlerische absicht im spiel, und z. t. verrät sich hier nur die armut des dichters *(sem logi brenni* 8,6 = 10,8, während es 7,3, zur ersten stelle gehörig, heißt: *at logi léki).* Die gegenüberstellung *at fótum — at hǫfdi* (22. 24) wirkt lahm; die umgebung erstickt sie.

Die gleichmäßigen strophen sind unverkennbar. Von 1 bis 15 geben sie sich als gleichlange repliken zu erkennen. In 16—19 hebt sich der zweite helming durch feste bindung vom ersten ab, eine erscheinung, die wir schon in der Guđr. III beobachten konnten. Von den übrigen 5 strophen stellt wenigstens die vorletzte deutlich eine inhaltliche einheit dar.

Als besonders charakteristisch für stil und geist der Innst. darf str. 21 gelten:

Hér sá ek alla	*einum fylgia*
iafnrǫskliga	*ǫđlings syni;*
hittumsk heilir,	*þá er heđan líđum!*
erat léttara	*líf en dauđi.*

Die meinung des vorderen helmings ist auf den ersten blick unklar. Der sprecher scheint sagen zu wollen: hier sah ich alle einem einzigen folgen, mit einer antithese wie Beow. 145: *ána wiđ eallum* 'einer gegen alle', Grímn. 54,9: *allir af einum mér,* Hym. 15,7: *einn međ ǫllu.* Aber die antithese wäre recht sinnlos. Die nächste zeile lehrt denn auch die wahre beziehung des *allir:* alle folgten gleich rüstig *(allir — iafnrǫskliga).* Wozu dann aber *einum?* Es mag durch *allir* attrahirt sein, doch grammatisch ist es der unbestimmte artikel. Das sprachgefühl des dichters stand in bezug auf den unbestimmten artikel auf derselben stufe wie etwa das des verfassers der jüngeren Gautrekssaga, der mit dem satze anhebt: *Þar hefium vér eine kátliga frásǫgn af einum konungi.* Die

trennung des *einn* von seinem nomen ist nicht anders zu beurteilen als im Heliand 589:

> *so quad he that ōstana ēn skoldi skīnan*
> *himiltungal hwīt,*

wo höchst lehrreich der Monacensis den stabträger *ēn* ausläßt. Stabträger vor allem ist auch das *einum* an unserer stelle. Der gedanke, der ausgedrückt werden sollte, ist einfach dieser: alle folgten ihrem führer mit gleichem mute. Für 'führer' ist aber ein lobendes heiti gesetzt; daß gerade das für diesen zweck wenig geeignete *ǫðlings sonr* gewählt wurde, daran ist nur der vers schuld. Ein lobendes heiti konnte das *einn* zu sich nehmen, das gut als hauptstab verwendbar schien, aber sinn und wortstellung gleichmäßig in unordnung gebracht hat. Schon durch die einführung des begriffes 'held' bekam der satz zwei centren, die kein natürlicher satz hat. Die antithese *einum* — *allir* schuf noch ein drittes centrum und hatte zur folge, daß nun der sinn des ganzen in allen farben schillert.

Der fall ist keineswegs vereinzelt. Noch mehrmals im Innst. hat eine zeile scheinbar einen klaren und abgeschlossenen sinn, wird aber in einer weise fortgesetzt, daß der hörer seine erste auffassung verbessern muß. Wenn str. 13 anhebt: *Hlýði Hrókar í her konungs*, so ist diese zeile sprachlich und inhaltlich ebenso gut ein ganzes wie *Hlióðs biðk allar helgar kindir* (Vsp.) oder *Hlýði hringberendr* (Har.). Es geht aber trotzdem weiter: *orðum mínum*. Der dativ befremdet, weil der dichter den falschen schein erweckt hat, als wolle er *hlýða* absolut gebrauchen. Der fall liegt hier besonders schlimm, weil die ergänzung nicht bloß durch den zeilenschluß, sondern durch den versfüllenden zusatz *í her konungs* von dem verbum getrennt ist. Man kann also auch nicht durch stilwidrige schließung der pause beim vortrag dem sprachgefühl des hörers den anstoß ersparen (wie in dem eben citirten Haraldskvæði, wo es weitergeht: | *meðan frá Haraldi segik* || *odda íþróttir;* man erblickt hier anfangs ein *segia frá* ohne accusativ). — Ähnlich 14,3: *konung látum vér,* | *keppinn, ráða* || *fyrir í fólki. Látum ráða* ist in sich abgeschlossen. Ferner sind zu vergleichen 8,3. 8,7. 13,3.

Mit dem gebrauch des unbestimmten artikels kann man zusammenstellen die hinzufügung des pronomens *sá* zum variirenden nomen. Beides bedeutet eine abweichung vom alten stil und sicher



auch vom älteren sprachgebrauch. 3,3: *sérat þú allan / Ásmundar hug, // hefir fylkir s á / flærđ í briósti.* Ebenso 6,3: *munat s á konungr sáttir riúfa.*

Derartiges mutet uns prosaisch an. Prosagemäß ist auch die wortstellung beim *hafa*-perfektum. Die älteste regel verlangte hier das objekt vor dem participium und dieses mit jenem kongruirend, z. b. *ek hefi Hlórriđa hamar um fólginn.* Von den liedern des cod. reg. weichen nur ganz wenige von dieser — auch durch das ae. bestätigten — regel ab. Zu dieser minderheit gewiß junger denkmäler stellt sich auch das Innst. 2,5: *Ásmundr hefir oss of bođna hringa rauđa.* Ohne kongruenz 4,1: *Ásmundr hefir oss of unnit margar trygđir.* Der altertümliche fall kommt nicht vor.

Wir kehren zu der vorhin ausgehobenen strophe zurück. Ihre zweite hälfte veranschaulicht mit einzig dastehnder deutlichkeit das pseudoheroentum unseres denkmals. Was für eine heldengesinnung, die da erklärt: 'Auf widersehen im jenseits! Fürchten wir den tod nicht! Er ist nicht schwerer als das leben'. Zwar gab es auch für die alten haudegen not, kampfesnot — *fela ic wéana gebád, heardra hilda!* sagt Sigeferð (Finnsb. 27) — und wenn ein dichter streit und sieg in einem tone darstellt wie der des ersten Helgiliedes *(svipr einn var þat)*, so weist das darauf hin, daß er selbst nie im heißen getümmel gestanden hat. Aber daß das leben als solches schwer sei, das ist erst eine entdeckung jüngerer zeitalter. Wenn dieser gedanke nun vollends dem Innstein in den mund gelegt wird in dem augenblicke, wo er seine gefährten anspornt, aus dem brennenden hause auszubrechen, so erkennen wir, wie sehr die last des lebens bereits ein gemeinplatz geworden war. Unzweifelhaft will Innsteinn sich gnomisch äußern; er meint mit *líf* nicht etwa die augenblickliche lage der kämpfer. Das würde heißen: in dieser unerträglichen not ergreifen wir jeden ausweg, auch den tod — ein gedanke, gegen den wortlaut und zusammenhang sprechen. Das ist gerade das hauptverdienst des dichters, daß er die leichte, frische tonart des todesmutigen sprechers gut festzuhalten versteht. Man sehe das kaltblütige *ván er* 16,3 und die ironie in str. 16—17. Mitten darin nun die weltschmerzliche gnome: *erat léttara líf en dauđi!* Das setzt die resignirten töne der elegischen gedichte und stoßseufzer wie Helr. 14 voraus: *Munu viđ ofstríđ allz til lengi konur ok karlar kvikvir fœđask.*

V.

RÍGSÞULA UND ATLAMÁL.

Ist die vorherrschende gliederungseinheit in der Þr. die langzeile, in der Hym. das zeilenpaar, so ist es in den denkmälern des dritten typus der kurzvers. Zwar kennen auch die beiden ersten typen den selbständigen kurzvers. Aber er tritt höchstens paarweise auf *(skegg nam at hrista, / skǫr nam at dýia; gekk Hlórriði, / greip á stafni).* Wo sonst der helming mit einer solchen halbzeile anfängt, bemüht sich entweder der dichter, mit einem einzigen, drei halbzeilen umfassenden zweiten satze den helming zu füllen (schema 1+3, häufig in der Hym.), oder er stellt durch lose zusätze das volle maß des langverses und des helmings her (häufig in der Helr.).

Ganz anders sind Ríꝗsþula und namentlich Atlamál gegliedert. Diese dichter scheuen nicht das nebeneinander von 4, ja von 8 und mehr isolirten halbversen. Derartiges gehört außerhalb dieser gruppe zu den seltenheiten. Selbst 3 selbständige halbverse sind nicht allzu häufig und auf bestimmte denkmäler beschränkt; wir werden unten auf diese erscheinung zurückkommen. 6 finden sich in den Hamð. 20:

Hló þá Jǫrmunrekr, hendi drap á kampa,
beiddiz at brǫngu, bǫðvadiz at víni;
skók hann skǫr iarpa, sá á skiǫld hvítan,
lét hann sér í hendi hvarfa ker gullit,

4 im Hunnenschlachtliede:

Felmtr er yðru fylki, feigr er yðarr vísir,
gnæfarat[1]*) yðr gunnfani, gramr er yðr Óðinn,*

[1]) Für den bei dieser konjektur (DLz. 1903, 2820) vorausgesetzten volksglauben kann man sich auf die geschichte vom rabenbanner berufen (Steenstrup, Normannerne 3,285. Kahle, Arkiv 20,292. 297f. ABugge, Vesterl. 288). Es handelt sich hier wol um das heilige tier des wind- und kriegsgottes.

und ein paar mal in der Akv. (s. kap. VII). Daß diese form an sich alt ist, zeigen westgerm. parallelen. Die altertümlichste von diesen bietet das Finnsburgfragment 11:

Ac onwacnigead nú, wígend míne,
habbad éowra handa, hicgead on ellen,
windad on orde, wesad onmóde![1])

Die epische langzeilenbrechung zeigen Finnsb. 6:

fugelas singad,
gylled græghoma, gúdwudu hlynned,
scyld scefte oncwyd,

und Hel. 2241:

thuo bigan thes wedares craft,
ūst up stīgan, ūthiun wahsan,
swang giswerc an gimang: thie sēu warth an hruoru,
wan wind endi water.

In allen diesen fällen liegt entweder lebhafte schilderung vor (so in den Hamð.) oder ein starker affekt (so im Hunnenschlachtliede, an der ersten stelle des Finnsburggedichtes). Letzterer ist meistens auch da im spiel, wo es sich um eine schilderung handelt (man vergleiche die zweite Finnsburgstelle und die lange þula der Trygðamál, die übrigens kein zusammenhängendes bild entwirft, sondern die phantasie schweifen läßt).

Diese merkmale treffen auf die denkmäler unserer gruppe nur sehr teilweise zu, am wenigsten auf die Atlamál. Von starkem affekt kann hier nur hin und wider die rede sein, und an zahlreichen stellen haben wir es nicht mit schilderung zu tun, sondern einfach mit erzählung. Doch spielt allerdings in der Rígsþula die schilderung eine nicht unbedeutende rolle.

1. Der name Rígsþula — er ist in dieser form gut bezeugt (SnE II 496) — bezeichnet die gliederung des denkmals sehr treffend. Von seinen 182 langzeilen fügt sich etwa ein zehntel zu nafnaþulur zusammen. Ein weiterer nicht allzu geringer bruchteil enthält ebenfalls aufzählungen von der form *fingr digrir, fúlligt andlit, lotr hryggr, langir hælar* oder *álm at beygia, ǫrvar*

[1]) Einen nachklang einer solchen stelle haben wir Exodus 217—220.



skepta, flein at fleygia, frǫkkur dýia. Selbst die eigentlichen kurzverssätze kommen den Þulur nahe, weil sie fast immer ganz gleichartige tatsachen an einander reihen und dabei merklich nach rhythmischem parallelismus streben. Das schönste beispiel dafür bietet str. 16:

Sat Þar kona,	*sveigdi rokk,*
breiddi faðm,	*bió til váðar;*
sveigr var á hǫfði,	*smokkr var á bringu,*
dúkr var á hálsi,	*dvergar á ǫxlum.*

Eine so wichtige rolle die kurzverseinheit spielt, so wird doch auch sie ein paar mal noch zerkleinert. Dazu konnten schon die namenaufzählungen verführen. Vier bis fünf namen in einer langzeile ergeben nicht einen, sondern mehrere natürliche einschnitte (24,3—4. 25,3—4). Die cäsur ist ganz verdeckt in einem verse wie 12,3—4:

hygg ek, at héti *Hreimr ok Fiósnir.*

Eigentümliche gliederungen sind *ǫflgan ok aldinn ás kunnigan* (1,3—4), *ramman ok rǫskvan Ríg stíganda* (1,5—6), *hión sátu Þar hár at árni* (2,7—8). Von diesen versen bringt der letzte eine variation mit zusatz im geraden halbvers, wie das *svinn ór reidu* der Helr. Hier ist eine pause hinter *hár* wahrscheinlich.[1]) Ganz ohne parallelen sind die beiden andern. Die verteilung der beiworte vor und hinter das substantiv ist abnorm. Es bleibt zweifelhaft, ob *ǫflgan ok aldinn, ramman ok rǫskvan* als substantivirte adjectiva — wie *rauðan ok rióðan* 21,5 —, also als selbständige vertreter des begriffs zu fassen sind und *ás*, *Ríg* als appositionen (variationen), oder ob *ǫflgan ok aldinn ás, ramman ok rǫskvan Ríg* einheiten sind wie *meiri ok minni mǫgu Heimdallar, undir heiðvǫnum helgum baðmi, undrsamligar gullnar tǫflur* in der Vsp. Jedenfalls sind die nachfolgenden dritten attribute seltsam. *Stíganda* ließe sich zur not als festes beiwort auffassen, so daß *Rígr stígandi* eine ähnliche geschlossene gruppe wäre wie *mǫgu Heimdallar*. Bei *ás kunnigan* aber ist derartiges ziemlich ausgeschlossen und die wahrscheinlichste auffassung von *stíganda*

[1]) Ebenso in dem verse *hrís gerstan dag* 9,6, den Wenck Beitr. 31,126 mit Gríp. 31,6 zusammenstellt.



ist die, daß man es mit *ganga* verbindet ('weitausschreitend wandern'). Diese gliederungen wären normal, wenn hinter *ás* und *Ríg* die langversgrenze läge. Dann wären *kunnigan* und *stíganda* variationen wie *ámatkar miǫk* in der halbstrophe

unz þriár kómu   þursa meyiar,
ámátkar miǫk,   ór iǫtunheimum.

So, wie der text vorliegt — und ein zweifel an seiner echtheit kann nicht aufkommen — können wir schwerlich umhin, einen parasitischen einschnitt mitten in die geraden halbverse zu verlegen.

Sind solche verschiebungen dem geschmack des dichters gemäß gewesen, so darf wenigstens die frage aufgeworfen werden, ob nicht in str. 44 folgende syntaktische gliederung anzunehmen ist:

Klókr*[1]*) nam fugla   kyrra, elda
sefa ok svefia,   sorgir lægia.

So befremdend das auf den ersten blick aussehen mag, in der Rþ., das muß man zugeben, wäre es möglich. Auch das harte enjambement hätte hier seitenstücke (s. u.). D a f ü r spricht 1) die wendung *fugla kyrra* 46,4. 47,4; es liegt nahe, die beiden worte auch an der dritten stelle, wo sie neben einander stehn, mit einander zu verbinden. 2) die zwillingsformel *sefa ok svefia*, die in eine lange reihe ähnlicher *ok*-formeln eingeht *(ræddu ok rýndu, drukku ok dœmðu, biuggu ok unðu, ǫflgan ok aldinn, ramman ok rǫskvan, þungan ok þykkvan, rauðan ok rióðan, hvíta ok horska, fán ok fleski,*[2]*) meiðmar ok mǫsma, afl ok eliun, kiǫr ok skóga, Danr ok Danpr, œvinrúnar ok aldrrúnar); sefa ok svefia* ist zwanglos zu erklären als 'beruhigen und einschläfern'; das dazu nötige objekt kann nur *elda* sein. 3) vor und hinter der zweifelhaften stelle ist von dem gebrauch der 43,1—4 genannten runen die rede; in diesen zusammenhang fügt sich das 'lernen' des vogelgezwitschers weit weniger gut ein als das kirren der vögel; dieses allein ist eine kunstfertigkeit wie *eggiar deyfa*, und wenn sie ebenso wie dieses für zauberhaft galt, so kann uns das nicht auffallen. — G e g e n unsere gliederung spricht *klǫk*. Obwohl ein ἅπ. λεγ., ist dieses wort doch auf grund des verbums *klaka* und im hinblick auf *fugla* fast sicher als 'gezwitscher' zu deuten. Man müßte annehmen, daß es durch umdeutung an die stelle etwa eines ursprünglichen *klókr* oder *klókt* 'listig' getreten wäre. Diese annahme ist kaum kühner, als wenn man mit Rask *ok* (z. 3) in *of* verändert.

---

[1]) cod. *klǫk*.

[2]) *fán* ist unerklärt. Vigfussons vermutung, daß es ein adjektiv und das *ok*-zeichen dahinter fehlerhaft sei, ist auch aus dem grunde abzulehnen, weil der zusammenhang die reiche fülle der mahlzeit betont.



Die beobachteten abnormitäten weisen die Rþ. in eine zeit, die von der geburtsstunde der germanischen langzeile weiter abliegt als die entstehungszeit der mehrzahl der Eddalieder.

In den meisten kurzversen ist jedoch die zerstückelung ohne zweifel glücklich vermieden, auch innerhalb der eigentlichen þulur. Entschieden kunstvoll und wollautend rhythmisirt ist eine namenreihe wie diese:

Dœtr váru þær — *Drumba ok Kumba*
Ǫkvinkálfa — *ok Arinnefia,*
Ysia ok Ambátt, — *Eikintiasna,*
Tǫtrughypia — *ok Trǫnubeina* (13).

Wo die namen sich dichter drängen, ging es schwer an, harmonie hineinzubringen. Ganz fern scheint diesem dichter das gefühl für langzeilenparallelismus zu liegen, das in der þulur der Skaldskaparmál öfters formgebend sich bemerkbar macht:

Harđverkr, Hrøkkvir — *ok Hástigi,*
Hrœsvelgr, Herkir — *ok Hrímgrímnir . .*
Kǫttr, Ǫsgrúi — *ok Álfarinn,*
Vindsvalr, Víparr — *ok Vafþrúđnir . . .*
Vǫrnir, Harđgreipr — *ok Vagnhǫfđi,*
Kyrmir, Suttungr — *ok Kaldgrani,*
Jǫtunn, Ógladnir — *ok Aurgrímnir,*
Grímlingr, Gripnir, — *Gúsir, Ófoti*

(SnE 196f. 198f.). Die letzte þula ist eine deutliche strophe. Gleichmäßige differenzirung der vorderen und hinteren kurzverse findet sich auch in dem verzeichnis der frauennamen SnE 200:

Snót, brúđr, svanni, — *svarri, sprakki*
fliód, sprund, kona, — *feima, ekkia,*
rýgr, víf ok drós, — *ristill, sœta,*
man, svarkr ok hœll, — *mœr ok kerling.*[1])

Man vergleiche damit die weit kunstlosere aufzählung Rþ. 25,3:

Snót, Brúđr, Svanni, — *Svarri, Sprakki,*
Fliód, Sprund ok Víf, — *Feima, Ristill.*

---

[1]) Rhythmisch ist diese strophe verwant mit dem grœnlenzki háttr, Háttatal no. 71.



Auch hier ist das material nach dem schema 3+2 angeordnet, aber der parallelismus ist unvollkommen (*Svanni* gegen *ok Víf*) und scheint unbeabsichtigt. Wir müssen das umso eher annehmen, als sonst von langzeilengleichlauf in der Rþ. keine spur ist[1].) Dagegen findet sich gleichlauf von kurzversen zu zweien (16,2—3. 5—6) und dreien: *víg nam at vekia, vǫll nam at rióda, val nam at fella, vá til landa* (37,7); *brún biartari, bríóst liósara, háls hvítari hreinni miǫllu* (29,5). Solche gruppen zu dreien sind auch für die Vsp. charakteristisch. Eine verwickeltere symmetrie scheint in str. 10 sich auszuprägen:

	Hreimr ok Fiósnir,
Klurr ok Kleggi,	*Kefsir, Fullnir,*
Drumbr, Digraldi,	*Drǫttr ok Hǫsvir,*
Lútr ok Leggialdi.	

Jeder kurzvers enthält zwei namen, die in den beiden mittleren asyndetisch angereiht, in den umgebenden durch *ok* verbunden sind.

Wichtiger als die symmetrie ist uns die begrenzung dieser namenreihe. Sie beginnt und schließt an der cäsur. Sie stellt einen nach vorn und hinten um je einen halbvers erweiterten helming dar. Beides ist für unser denkmal bezeichnend.

Mehrere hintere halbverse treten, sei es durch ihren bau oder durch ihren inhalt, von ihrem nachbar weg zum vorderen halbvers der nächsten zeile. Sie sind also mit diesem zusammen, oder der eine von beiden ist im hinblick auf den andern concipirt, womit die langzeileneinheit jedesmal so gut wie aufgehoben wird. So in der fortsetzung der eben angeführten stelle:

. . . *Lútr, Leggialdi;*	*lǫgdu garda,*
akra tǫddu,	*unnu at svínum . . .*

37,6:

skapt nam at dýia;	*skelfdi lind,*
hesti hleypti	*ok hiǫrvi brá.*

16,2:

sat þar kona;	*sveigđi rokk,*
breiddi fadm,	*bió til vádar.*

Hiermit verwant sind auch die widerholungen wie 36,5:

---

[1]) Ob der gleichlauf der beiden hinteren kurzverse 14,3—6 etwas besagt, ist mindestens zweifelhaft.



þann bað hann eignask *óðalvǫllu,*
óðalvǫllu, *aldnar bygðir.*

Sie gehören auf der andern seite zusammen mit den stehnden phrasen *gekk hann meirr at þat, bar hón meirr at þat* usw. Es ist kein zufall, daß diese uralte stilfigur gerade vom Rþ-dichter so reichlich verwendet wird.

In der Rþ. gibt es einen stattlichen bruchteil geschlossener langzeilen (63=35%), die langzeile steht also hier noch leidlich fest, aber daneben fehlen nicht die zeilenpaare des schemas 1+2+1, die i. a. nicht häufig sind:

kǫlluðu Karl, *kona sveip ripti*
rauðan ok rióðan, *riðuðu augu* (21,5).

38,5:

auð nam skipta, *ǫllum veita*
meiðmar ok mǫsma, *mara svangrifia.*

32,5:

fram setti hón *skutla fulla,*
silfri varða, *setti*[1]) *á bióð*
fán ok fleski *ok fugla steikta.*

Alle drei fälle bedeuten gleichzeitig eine überschreitung der helminggrenze. Daß die f e s t e bindung über den helming hinausreicht, begegnet uns hier zum ersten male. Die erscheinung ist charakteristisch für den dichter der Rþ., der bei einem höchst lebendigen und eigenartigen stilgefühl sämtliche alten einheiten so frei wie möglich behandelt.

Auch die strophe. Hier begegnet er sich freilich mit uralten gepflogenheiten, wie wir sie in der Þr. konstatiren konnten. Sicher sind seine ungleichen abschnitte an ältere vorbilder angelehnt. Dafür spricht auch eine stilistische grundeigenschaft unseres denkmals: die parallelismen und widerholungen[2]).

Vergleichen wir diese erscheinungen mit der Þr., so zeigt sich doch eine abweichung. In dem alten liede werden gleiche vorgänge

[1]) Dieses *setti* ist nicht überliefert, dürfte aber gesichert sein (s. o. s. 18 n. 1). SBugges herstellungsversuch Ark. 1,305 f. scheitert ebenso wie der von Rask an der metrischen unwahrscheinlichkeit des verses *silfr·varða á bióð* (Rask: *silfri varda)*.

[2]) Über den aufbau der Rþ. hat RMMeyer, Altgerm. poesie 471 ff. gehandelt.



mit gleichen worten, ähnliche mit ähnlichen worten erzählt, und zwar letzteres so, daß die abweichung im wortlaut ihren einzigen grund in der sachlichen abweichung hat. So stehn sich Lokis hin- und rückflug (5. 9), Freyias achttägiges nichtessen und nichtschlafen (26. 28) mit leichten variirungen gegenüber, während die vielen stereotypen redeeinführungen — darunter die zweizeilige der magd 26. 28 — sich völlig gleich bleiben. Heimdalls vorschlag und seine ausführung gleichen sich wie bild und spiegelbild bis auf die verbalformen, die notwendig differiren müssen. Nehmen wir hingegen die Rþ! Auch hier stellt sich die sachliche widerholung öfters im selben sprachlichen gewande dar, z. b. *Rígr kunni þeim ráð at segia* 5,1=17,1 (=19,1); *þar var hann at þat þriár nætr saman* 6,1=20,1 =33,5. Die sprachliche abweichung ist sachlich begründet, wenn sich gegenüberstehn *þá tók Edda ǫkkvinn hleif* 4,1 und *þá tók Móðir merktan dúk . . . hleifa þunna* 31, *meirr settisk hann miðra fletia* und *meirr lagðisk hann miðrar rekkiu.* Aber der nachdruck ruht nicht auf dem, was einander gleicht, sondern auf den abweichungen. Der parallelismus der drei handlungen mit seinen stereotypen zügen dient nur dazu, die charakteristischen u n t e r s c h i e d e in den zuständen und vorgängen hervorzuheben. Dabei wird eine fülle malender züge aufgeboten, die zwar gruppenweise auf einander bezogen, aber von parallelismus weit entfernt sind. Worin sie sich gleichen, das ist nur die kurzatmig häufende darstellung. Finnur Jónsson (Lit. hist. 1,194f.) bemerkt mit recht, die weitgehnde gleichheit und harmonie zwischen den teilen habe sich dem verfasser ganz von selbst aus dem stoffe ergeben müssen. Und der stoff ist grundverschieden von dem der Þr. Er ist unter anderm unendlich komplizirter. In seiner komplizirtheit tauchen die wörtlichen anklänge auf wie verschwimmende schaumstreifen im regellosen wellengewirr.

Die Þr. ist eine mit wenigen, starken strichen sicher hingezeichnete scene, die Rþ. dagegen ein mit feinem pinsel bis ins einzelne ausgeführtes genrebild oder auch stilleben. Die widerkehrenden züge können hier nicht dasselbe bedeuten wie dort.

Die versuche Grundtvigs und anderer, die überlieferte versmasse dem vierzeiligkeitsschema näher zu bringen, sind verlorene mühe. Str. 4 muß allerdings um ihre fünfte zeile erleichtert werden (SBugge, Ark. 1,305); der ausdruck *soð* (wol ‘gekochtes fleisch nebst der brühe’)

hat das gesottene kalbfleisch attrahirt, das wol ursprünglich Amma und nicht Edda dem gaste vorsetzte. Aus str. 23 sind zeile 7—8 mit Grundtvig zu entfernen; jedenfalls gehören sie zu dem verlorenen vierten teil, dem wir auch mit Bugge (aao. 307f.) den zweiten helming von 29 zuteilen dürfen:

brún biartari, briôst liósara,
háls hvítari hreinni miǫllu,

diese verse schilderten ursprünglich die dem Konr ungr verheißene braut. Endlich ist die erste zeile von str. 2 mit ihrem hier ganz sinnlosen *meirr* höchst wahrscheinlich ein späterer zusatz.

Aber mit diesen athetesen kommen wir dem schema kaum näher. Isolirte helminge sowol wie dreizeiler sind unzweifelhaft in großer zahl vorhanden. Letztere sind gesichert durch die fälle von übergreifender bindung, die oben besprochen wurden, und, ganz wie in der Þr., durch widerkehrende gruppen: 3 = 17 (?) = 30. 6 = 20 (?) = 33,5—10. Nicht alle entsprechenden inhaltsstücke sind derart in die gleiche form gegossen. Man vergleiche str. 2 mit 14 und 26. 26 ist sicher dreizeilig, auch 14 könnte vielleicht ihre letzte zeile an 15 abgeben, aber 2, die auch noch die *hión* in derselben strophe unterbringt, spricht dagegen. Die geburt des sohnes erzählt str. 21 in 3 zeilen, ebenso war 7 wahrscheinlich dreizeilig, dagegen ist 34 vierzeilig. Das hängt mit der größeren ausführlichkeit zusammen, mit der der jarl behandelt wird; im kleinen tritt das hervor in der langzeile *saman biuggu þau ok sér undu* 40,5 gegenüber *biuggu ok undu* 12,2. 24,2.[1]) Ein paar mal stehn die dreizeiler zu zweien beisammen (wider wie in der Þr.): 9 + 10. 20 + 21. 26 + 27. Für sich stehn 1. 15. 42. Ausfall einer langzeile (der vorletzten) ist zu erwägen bei 44 (vgl. Jónsson Lit. hist. 1,188).

Isolirte helminge haben wir anzuerkennen bei 28 (vgl. 15) — 28,5—29,4 ist eine strophe, die von der *húskona* handelt —, am ende von 32, in 37 (wahrscheinlich am anfang) und bei 46.

Gepaarte helminge, also normale strophen sind deutlich an folgenden stellen: 4. 5 = 19 = 33,1—4 + Bugges ergänzung Norr. Fkv. 146. 11. Am deutlichsten bei 31, wo eine art parallelismus besteht. Ferner bei 34. 39. 40. 43. 45. 47. 48.

---

[1]) Vgl. RMMeyer aao. 473f.

Auch vierzeilige strophen ohne helmingteilung finden sich: 22. 24. 25. 38. Alle vier fallen unter den begriff der **þula**. Ihre vierzeiligkeit darf man insofern zufällig nennen, als sie nur auf der erschöpfung des stoffes zu beruhen scheint. Sonst haben die þulur eine entschiedene tendenz, den strophenrahmen zu weiten.

Das gilt von 41 (5 zeilen), 35 (6 z.), auch von 13 und 16, wo auf die vierzeilige þula ein einzeiliger anhang folgt, der nicht zur nächsten strophe gehören kann. Wir haben angesichts der bauart des gedichts auch bei str. 13 kein recht, diesen zusatz zu beanstanden (13,9—10 $\sim$ 25,7—8). Die unförmlichste namenmasse enthält 12. Aber diese 7 unregelmäßig gegliederten langzeilen sind nicht abnormer als die verzahnten helminge in 38.

So zeigt die Rþ. auch die strophe in der auflösung begriffen. Das normale waren für die zeitgenossen des dichters die gleichmäßigen doppelhelminge, deren das gedicht noch 13 aufweist. Altertümliche spielarten wie die fünfzeilige str. 36 wurden nicht anders empfunden als andere, willkürliche abweichungen vom vierzeilenschema, deren der dichter sich eine menge gestattet hat. Alle diese vorsprünge und einschnitte an der helminggrenze, die wechselnde länge der absätze, die überdeckung der cäsuren entspringen einem und demselben streben nach neuerungen und bequemer abwechslung.

Auch von der inhaltlichen seite betrachtet, verrät die Rþ. sich als ein spätes werk, ein produkt isländischer litterarischer kreise. Dieser 'mythus philosophicus' hat innerhalb der altnordischen dichtung keine verwanten, noch weniger als die Vsp., der er relativ am nächsten steht. Dagegen sind nach stoff und geist vergleichbar stellen aus zwei prosawerken, der Skiǫldunga- und der Ynglingasaga (Arngrim c. VI. VII bei Olrik, Aarb. 1894, 108f. und Hkr. 1,32f.). Diese parallelen zeigen, daß der dichter die namen Rígr, Danr und Danpr aus der isländischen tradition genommen hat.[1]) Er hat diese durchaus menschlichen, der geschichtlichen welt zugeschriebenen namen in einen mythischen zusammenhang gestellt, indem er den ersten Ríg zu einem gotte machte. Woher er diesen gedanken auch geschöpft haben mag, jedenfalls spricht der überzählige ase, von dem sonst nirgend berichtet wird, nicht für entstehung des gedichtes mitten im heidentum.

[1]) Vgl. Heusler, Arch. f. n. spr. CXVI, 274.



Der gott Ríg̃r ist der stammvater und ratgeber des menschengeschlechts, am meisten aber begünstigt er das fürstenhaus, dem er seinen namen verliehen hat. Während er sich um seine nachkommen aus knechts- und bauernblut nicht kümmert, erscheint er dem jungen Jarl, begabt ihn mit der runenkunde und weist ihm den lebensweg an. Dessen sohn Konr hingegen erfreut sich der unmittelbaren hilfe des gottes nicht mehr. Seine überlegenheit beruht auf der angeborenen natur und dem erbe des vaters, und sein lebensweg, der zum fortschritt führt, wird ihm angewiesen — von der krähe. Der schluß ist verloren, aber zu den positiven einzelheiten aus seinem inhalt, die sich erschließen lassen, kommt sicher noch das negative faktum, daß der schutzgott des geschlechtes fortan nicht mehr auftrat. Er hat seinen namen an die königslinie abgetreten und lebt nun in *Ríg̃r konungr* und seinen nachkommen weiter.

Wenn somit das leibhaftige wandeln des gottes auf die urzeit beschränkt ist, so hängt das einerseits zusammen mit der euhemeristischen auffassung der götterwelt, die wir bei Ari, Saxo und Snorri finden und die schwerlich in vorlitterarischer zeit, vollends nicht im heidentum denkbar ist. Andererseits erinnert das eingreifen der gottheit in die geschicke der stammväter an alttestamentliche vorstellungen. Wie der wandernde Ríg̃r die gastfreundschaft der menschenpaare erfährt, so besucht der Herr Abraham und Sarah (1. Mos. 18), und wie Ríg̃r den Jarl ermuntert, sich land und leute zu erkämpfen, so verheißt der Herr dem erzvater, aus ihm solle ein großes und mächtiges volk werden (1. Mos. 18,18). Daß diese erzählung direkt eingewirkt habe, ist nicht zu beweisen. Unleugbar ist, daß der hinweis auf künftige größe des geschlechts in der gottheitsnähe der urzeit stark anklingt an den grundton der biblischen geschichte. Wo sonst derartige motive auftreten, da weisen sie wol ausnahmlos auf geistliche einflüsse hin; z. b. die träume der Ragnhild und des Hálfdan svarti Hkr. 1,93f.

Wenn der gott und die könige denselben namen tragen, so gibt es ein mittelalterliches gegenstück dazu in dem gebrauche des wortes *dominus*, das den himmlischen herrn u n d den lehnsherrn bezeichnet (Ducange 2,917f.). Es ist klar, daß wir in der Rþ. ein gottbegnadetes königtum haben. Dies zusammen mit dem gewicht, das auf die titulatur gelegt wird, weist nicht auf die götterentstammten könige

des germanischen altertums, sondern auf die 'gesalbten des herrn', die über die christlichen völker des mittelalters regirten.

Seltsam berührt es nun, daß der name Rígr sich als eine art titel von *Rígr iarl* auf *Konr ungr* vererbt (45,7). Es gibt aber historische parallelen dazu. Sigurðr slembi belehnte den Káli Kolsson mit der hälfte des gebietes der Orkneyinseln und gab ihm dazu nicht bloß den jarlstitel: *hann gaf honum ok nafn Rǫgnvalds iarls Brúsasonar, þvíat Gunnhildr, móðir hans, sagði Rǫgnvald verit hafa gørviligastan allra iarla í Orkneyium, ok þótti þat heillarvænt* (Ftb. 2,445f.). Rǫgnvaldr Brúsason lebte etwa 100 jahre vor seinem namensvetter. Letzterer ist der bekannte verfasser des Háttalykil. Wir haben von ihm einige kulturhistorisch interessante strophen, in deren einer er sich seiner mancherlei fertigkeiten rühmt:

Tafl emk ǫrr at efla —	*íþróttir kannk níu —*
týnik trauðla rúnum;	*tíð erumk bók ok smíðir;*
skríða kannk á skíðum;	*skýtk ok rœk, sválát nýtir;*
hvárttveggia kannk hyggia,	*harpslátt ok bragþáttu*

(Ftb. 2,440. Cpb. 2,276). Diese aufzählung berührt sich in vermutlich nicht zufälliger weise mit Rþ. 41—44. Jedenfalls wird der Rþ-dichter dem kreuzfahrer Rǫgnvald zeitlich nicht allzu fern stehn.

(Vielleicht in nachahmung des Sigurðr slembi verleiht i. j. 1230 Hákon der alte dem Úspak, Duggals sohn, den er zum unterkönig der Hebriden ernennt, gleichzeitig s e i n e n namen, Hákon. (Ftb. 3,101. KS 333. Vgl. Storm, Ark. 9,212.)

Imponirend ist die kulturhistorische einsicht des dichters. Wir wissen, daß bei den Isländern des 12. und 13. jahrhunderts ein starkes interesse in dieser richtung vorhanden war. Allem, was sie auf diesem gebiete erforscht und ersonnen haben, setzt das welthistorische gemälde der Rþ. die krone auf.

Der verfasser denkt sich als schauplatz der ältesten menschheitsgeschichte urbar gemachte waldlichtungen. Schon die *þrælir* bringen nicht bloß reisig nach hause (9,5f.), sondern sie treiben ackerbau und züchten geiße und schweine (12,10ff.). Bei den *karlar* kommen ochsen und pflug hinzu (22). Beim *iarl* hund, pferd und waffen (35). Aber auch Jarls wohnstätte ist noch von wald umgeben; der gott tritt *ór runni* zu ihm (36,1), und wie er auf des gottes geheiß aufbricht, die *óðalvellir* und *aldnar byggðir* zu suchen,

da führt sein weg durch dunklen wald (37,2), bis er zu einer einsamen halle kommt (37,4). Jarl gewinnt durch diesen zug die herrschaft über 18 gehöfte. Wie anders sollte ihm das gelungen sein als mit der schärfe des schwertes? Grundtvigs vermutung, die kriegerische strophe 37 gehöre nicht hierher, sondern in den vierten abschnitt, wird heutzutage wol von niemand mehr geteilt. Der dichter war ein viel zu klarer kopf, um nicht zu sehen, daß die entstehung des ältesten fürstentums ohne die gewalt des armes und ohne blutvergießen nicht denkbar ist. Es gab auch keine tradition, die dem widersprach. Der friede des Fróði wurde nicht am anfang der zeiten gedacht, sondern er war eine episode, wie denn Saxo ihn mit der regirungszeit des Augustus identifizirt. Niemand zweifelte, daß es vorher so gut wie nachher feindschaft und totschlag gegeben habe. Freilich, e i n krieg muß der erste gewesen sein. Aber es ist beachtenswert, daß die Vsp., die diesen gedanken gefaßt hat, nur von dem ersten k r i e g (*fólkvíg* 24,3), nicht von der ersten tötung spricht — hatten doch die asen schon vorher die Gullveig verbrannt.

Dem Rþ-dichter war es vorbehalten, diese idee in einen systematischen zusammenhang einzustellen. Der jarl, dessen sinn auf pferde und waffen gerichtet ist, unterwirft die bauern, die besser mit dem pflug als mit dem speer umzugehn wissen. Das entspricht aufs haar den zuständen des germanischen altertums, in Skandinavien wie in Deutschland. Der typische Germane des Tacitus, den das rauhe klima und der karge boden nicht zu einer einzigen hausbackenen tüchtigkeit erzogen haben, das ist unser Jarl. Seinesgleichen gab es im norden noch zu einer zeit, aus der man reiche überlieferung hatte.

Von den feldern und wäldern führt der weg ans m e e r. Während Konr dem echt herrenmäßigen vergnügen der jagd nachgeht,[1]) verweist ihn der vogel auf Dans und Danps reich. Sie haben prächtige hallen und wertvolleren landbesitz als er, und sie unternehmen kriegerische züge zur see *(kiól at ríða)*. Offenbar hat die krähe das alles öfter als einmal von oben bewundert. Es ist eine hübsche erfindung, daß diese bedeutende erweiterung des gesichtskreises dem jungen fürsten durch einen länder und meere überfliegenden vogel vermittelt wird. Auch die Trygðamál veranschaulichen die

[1]) Vgl. Jiriczek, Deutsche heldensagen 1,19 n. 2.

weite, weite ferne durch den fliegenden habicht. Was nun die krähe eigentlich rät, erfahren wir nicht. Aus ihrem hinweis auf das kriegshandwerk unmittelbar vor der nennung des Danr und Danpr folgt keineswegs, daß Konr diese beiden bekriegen soll (wie das z. b. Björn Ólsen, Tímarit 15,70 annimmt). Der zusammenhang kann auch so gedeutet werden, daß die verbindung mit *Danr ok Danpr* dem Konr zu kriegerischem glanz verhelfen soll. Und diese auffassung wird empfohlen durch die wahrscheinlich hierher gehörende halbstrophe 29,5—8, die das bild der braut entwirft. Nach den andern quellen — sicher jedenfalls nach der Skiǫldungasaga — heiratet Rígr (=Konr) die tochter des Danpr. Es ist nicht wahrscheinlich, daß der vogel dem Konr gleichzeitig die besiegung des Danr und Danpr und die gattin als lockende ziele vorhält. Auch wissen die parallelquellen nichts davon, daß Danps tochter mit den waffen erkämpft wird. Demnach rät die krähe dem jüngling nur dies: er solle seine macht vergrößern und ein gefürchteter s e e - k ö n i g werden durch seine heirat mit Danps schöner tochter[1]).

Einen plausibleren abschluß, scheint mir, können wir uns kaum wünschen. In dem bis dahin entworfenen kulturbilde fehlte für den alten Nordländer noch ein hochwichtiges element: ruder und segel und alles, was mit dem wikingtum zusammenhängt. Und ferner: der *konungr κατ' ἐξοχήν* war für ihn der *sækonungr*. In nichts trat die macht des altskandinavischen königtums so glänzend zu tage wie in ihren flotten — zeugen dessen sind die skalden herab bis zu Sturla — und die gewaltigsten könige des nordens, Knút der große vor allen, waren große seeherrscher gewesen.

Das land des *Danr ok Danpr* ist Dänemark. Man darf hier nicht mit SBugge, Arkiv 1,313 die vorstellung ausgedrückt finden, daß kriegszüge zur see eher von Dänemark aus unternommen wurden als von Norwegen. Schon deswegen nicht, weil nichts darauf schließen läßt, daß Konr aus Norwegen kommt. Im gegenteil, der schauplatz des gedichts ist durchaus binnenländisch. Schwebte dem dichter Norwegen vor, so würde er berge, fjorde, fischfang erwähnen. Auch führt von Norwegen kein landweg nach Dänemark. Konr ist aber ein jäger und kein seefahrer; die schiffahrt soll er erst in Dänemark

[1]) Ähnlich Jónsson, Lit. hist. 1,189f. Es scheint beachtenswert, daß auch die Ynglinge, wie sie die Yngl. saga vorführt, nach dem grundsatz handeln *tu, felix Austria, nube!*



lernen.[1]) Daraus ergibt es sich fast von selbst, daß seine heimat auf dem festlande von Mitteleuropa, am wahrscheinlichsten in Deutschland zu denken ist. Hier, fern von der see, weist ihn der vogel nach Jütland, nach den gegenden am Limfjord als dem nächst gelegenen centrum des wikingtums. Konr soll sich des wikingtums bemächtigen und es verherrlichen durch den glanz der königlichen würde, die er aus Deutschland mitbringen wird. Wahrscheinlich ist der name *konungr* selbst schon sehr früh aus Deutschland nach dem norden gelangt (Heusler aao. 273). Wichtiger für die vorstellungen unseres dichters ist, daß das glänzende christlich-mittelalterliche königtum, das ja noch unter Magnus Barfuß und selbst unter Hákon dem alten in gewissem sinne ein seekönigtum war, über Deutschland und Dänemark die skandinavische halbinsel erreicht hat.

Eine parallele zu der geographisch-historischen anschauung unseres dichters liefert die Ynglingasaga mit ihrer wanderung der asen aus Asien nach Skandinavien. Diese vorstellung ist sicher jung, litterarisch.

Dasselbe gilt von der kulturgeschichte der Rþ. Mögen wir auch soeben ihren horizont in dieser oder jener richtung etwas zu weit abgesteckt haben, jedenfalls zeugt sie von so feiner gedankenarbeit, daß wir den verfasser unmöglich mit gutem gewissen für einen zeitgenossen des Þrymskviðadichters halten können. Er war vielmehr ein zeitgenosse dessen, der den ersten grammatischen traktat schrieb.

Beachtenswert ist eine sprachliche einzelheit. In str. 17 und 48 wird *Konr ungr* mit dem pluralis *ér* angeredet. Dazu gibt es in der Edda nur e i n seitenstück, Vkv. 33,12: *Þótt vér kván eigim, þá er ér kunnið*, eine stelle, deren späte entstehung unten (kap. IX,4) wahrscheinlich gemacht werden soll. Sonst gehört dieser gebrauch der prosa an. Auch der wechsel von *þú* und *ér* ist dem prosastil gemäß (Lund, Ordföjningslære 9). Jacob Grimm hat durchaus überzeugend das altdeutsche ihrzen auf lateinische einflüsse zurück-

[1]) Wenn er 43,8 unter andern runenkünsten auch versteht, das meer zu glätten *(ægi lægia)*, so heißt das natürlich nicht, daß der dichter ihn schon zu dieser zeit in einer beziehung zum meere gedacht hat. Auch schwerter stumpf zu machen (43,7), hatte der junge held in seiner Parzivalschen waldeinsamkeit noch keine gelegenheit.



geführt (DGramm. 4,299ff.). Da nun das nordische *ér* wesentlich ebenso angewendet wird wie *ir* in den mhd. epen (ebd. 306f.), so ist seine deutsche herkunft kaum zu bezweifeln. Welche kulturwelle diese redeweise mitgebracht hat, liegt ebenfalls auf der hand: die kirchlich-ritterliche. Davon zeugt deutlich die verbreitung des phänomens. So dürfen wir das zweimalige *ér* der Rþ. mit den sonstigen spuren mittelalterlicher anschauungen auf eine linie stellen.

Die krähe spricht zu dem jungen fürsten: 'was kirrst du vögel? lieber solltest du in den krieg ziehen!' Diese gegenüberstellung scheint angeregt durch eine episode der Jómsvíkinga saga (vgl. Hkr. 1,327f.). Dort sagt ein alter bauer zu den heerenden Jómswikingen: *Þér farið óhermannliga, rekið til strandar kýr ok kálfa, væri yðr meiri veiðr at taka biǫrninn, er nú er nær kominn á biarnbásinn.* Die anspielung geht auf den jarl Hakon. Wie die Jómswikinge haustiere erbeuten, so jagt Konr vögel, und auch er soll die wehrlose beute mit einer ruhmreicheren vertauschen, er soll 'heere fällen' (47,8). Aber der bär paßt besser zu den kühen und kälbern als die heere zu den vögeln. In der Rþ. ist der sinn der parallele beibehalten, aber der witz preisgegeben. Das spricht für nachahmung auf ihrer seite. Wider eine anknüpfung an die isländischen sǫgur. Freilich gibt sie keine durchaus verläßliche handhabe, denn die tradition jener episode reicht vielleicht hinauf bis an die schlacht im Hiǫrungavág, aber im hinblick auf die Ynglinga- und Skiǫldungasaga wird doch auch hier litterarische beeinflussung das wahrscheinlichste sein.

Sicherer ist dies: der verfasser der Rþ. hat auch die Vǫluspá gekannt. Das zeigen einige nicht mißzuverstehnde anklänge an dieses ihm geistig nahestehnde werk. Die anfangsstrophe erinnert an Vsp. 17:

unz þrír kómu ór því liði
ǫflgir ok ástkir æsir at húsi.

Man vergleiche besonders phraseologie und gliederung in dem verse *ǫflgan ok aldinn / ás kunnigan.* Die gehäuften attribute haben auch sonst gegenstücke in der Vsp. (s. o. s. 105), während sie an der gesamtheit der Eddalieder gemessen als seltenheiten erscheinen. — Rþ. 26,4: *kom hann at sal, suðr horfðu dyrr,* ist entnommen aus Vsp. 38,4: *(sal sá hon standa . . .), norðr horfa dyrr.* Die angabe der himmelsrichtung ist im zusammenhange der Vsp. zu erwarten;

von der Rþ. kann man das nicht sagen. — Endlich ist die künstliche form der aufzählung Rþ. 41,5 zu erwähnen:

Niðr ok Niðiungr — *námu leika,* —
Sonr ok Sveinn — *sund ok tafl.*

Ganz ebenso Vsp. 12,5:

Nýr ok Nýráðr — *nú hefk dverga* —
Reginn ok Ráðsviðr — *rétt um talða.*

Die stäbe der ersten langzeilen sind dieselben. Sogar die beziehungen der namen unter einander sind ganz ähnlich: erst simplex und ableitung, dann zwei synonyma. Simplex + ableitung haben wir auch Vsp. 11,5: *Nár ok Náinn,* 11,9: *Ánn ok Ánarr,* und 12,3: *Þrár ok Þráinn.* Diese paare kommen dem *Niðr ok Niðiungr* noch näher als *Nýr ok Nýráðr.* Eine ähnliche gliederung wie in den angeführten helmingen findet sich noch Vsp. 45,7—10.

Aus diesen beobachtungen dürfen wir schließen, daß der Rígsþuladichter einen Vǫluspátext, der mindestens das erste zwergverzeichnis einbegriff, vor sich gehabt hat. (Wenn der name *Eikintiasna* Rþ. 13,6 an *Eikinskialdi* Vsp. 13,10. 16,2 anklingt, auch wenn Vsp. 11,10. 15,8 ein zwerg *Ái* vorkommt, so können diese berührungen auf zufall beruhen.)

Die zwergverzeichnisse der Vsp. sind mit evidenz als junge zusätze nachgewiesen. Es scheint nicht, als wenn das erste erheblich älter wäre als die beiden andern. Seine benutzung in der Rþ. liefert uns für letztere etwa denselben terminus a quo wie andere kriterien: die ersten jahrzehnte des 12. jahrhunderts.

Zu demselben ergebnis kommt Heusler, Archiv f. n. spr. CXVI 270ff.

2. In den Atlamál herrscht der isolirte halbvers noch stärker vor als in der Rþ. Von 382 zeilen sind nur 30 (=8%) gebunden, davon 14 (=3,7%) fest. Von den cäsuren sind nur 65 (=17%) fest geschlossen, 11 (=2,9%) lose; 306 sind bindungslos. Diese verhältnisse fallen umso stärker auf, als die þula in den Am. keine rolle spielt. Die selbständigen halbzeilen sind rund ebenso viel selbständige sätze. Dadurch bekommt die diktion etwas kurzatmiges, rastloses.

Die durchschnittliche bauart einer Atlamálstrophe kann ein beispiel veranschaulichen:

Horsk var húsfreyia,	*hugdi at manviti,*
lag heyrdi hon orda,	*hvat þeir á laun mæltu;*
þá var vant vitri,	*vildi þeim hiálpa,*
skyldu um sæ sigla,	*en siálf ne komskat* (str. 3).

Auch da, wo langzeilenparallelismus angestrebt ist, pflegt jede zeile aus zwei sätzen zu bestehn:

73,3:

í kné gengr hnefi,	*ef kvistir þverra;*
tré tekr at hníga,	*ef høggr tág undan.*

7,5:

hét þá Gunnarr,	*ef Hǫgni vildi,*
Hǫgni því níttit,	*er hinn um ræddi.*

Ebenso mit *ef* 7,1—4. 33,3—6. 74,1—4. Mit andern nebensätzen 57,7—10. 91,3—6. 99,5—8; auch 60,5—8. Dem verfasser ist der langzeilengleichlauf nicht so fremd gewesen wie dem Rþ.-dichter.

Dagegen gleichen sich beide in andern, sehr charakteristischen punkten.

Auch die Am. kennen hartes langzeilenenjambement und gruppirung der vier viertel eines helmings in der form 1+2+1. Sie zerkleinern ferner den halbvers auf kosten der cäsur und bauen reichlich strophen von ungleicher länge.

Helminge des schemas 1+2+1 finden sich 8 (wenn man lose bindung als grenze gelten läßt, 11), z. b. 30,5:

fóru fimm saman,	*fleiri til váru*
hálfu húskarlar;	*hugat var því illa.*

Ähnlich 1,1. 12,5. 30,1. 70,1. 79,5. 102,1. 105,1. Mit loser cäsurbindung 58,1. 65,1. 86,5.

Zweimal kommt 3+1 vor, doch nur mit loser, nie mit fester bindung des dritten kurzverses: 4,5—7. 105,5—7.

Andere fälle fester langzeilenbindung sind 38,3. 52,7. 102,7.

Der ganz geschlossene helming begegnet so wenig wie in der Rþ.

Was die zerstückelung des kurzverses betrifft, so findet sie sich, abgesehen von den anreden, an 13 stellen. Fünfmal ist dabei die cäsur überdeckt. Fälle wie 13,6:

okr mun gramr gulli *reiþa, glóðrauðu,*

79,2: *brá þá barnæsku* *brœðra, in kappsvinna,*

82,2: *maga hefir þú þinna* *mist, sem þú sizt skyldir,*

erinnern lebhaft an die erste strophe der Rþ. mit ihren den hintern kurzvers halbirenden zusätzen. Diese zusätze ermöglichen es, von einem satzganzen ein kleines stück abzuschlagen, während die ältere technik entweder den satz ganz ließ oder ihn durch die cäsur halbirte. Es wurde oben darauf hingewiesen, daß ein ähnliches sekundäres formgefühl in der Vsp. lebt. Ein vers wie

gǫrvar at ríða *grund, valkyriur*

(Vsp. 30,12) stellt sich unsern Am.-zeilen unmittelbar an die seite.

Die erscheinung gehört in das kapitel der flickworte. Man vergleiche noch folgende verse:

bryti fœtr ykra *brœdra* h é r t v e g g i a (26,6),

urpusk á orðum *allir senn*, r e i ð i r (42,6)[1])

Die übrigen zerkleinerten kurzverse sind 22,6. 32,5. 34,5. 537.[2]), 60,1. 77,6. 78,5. 83,4.

Wir kommen zum strophenbau. Hier lassen uns formale kriterien fast ganz im stich. Als eine durch ihren innern bau gegliederte und begrenzte strophe kann man wol nur 73 nennen: zwei geschlossene zeilen rahmen zwei gespaltene ein, die einander parallel gehn; die helminggrenze ist also in einer weise überdeckt, die wir schon bei Vegt. 9 (und ähnlich bei Vegt. 11) beobachten konnten. Im allgemeinen muß der inhalt den ausschlag geben. In etwa 60 fällen treten je 4 langzeilen zu inhaltseinheiten zusammen. Dabei liegt elfmal direkte rede vor. Aus einem paar zweizeiliger repliken besteht str. 78.

---

[1]) Ein flickwort ist auch *austan* 18,4: *þar mun hregg austan;* es ist mindestens bedenklich, aus dem inhalt dieses wortes einen schluß ziehen zu wollen (vgl. Jónsson, Lit. hist. 1,312).

[2]) mit Hjelmqvist, Ark. 11,112. Liest man mit Symons 1,1 *óþǫ*, so ergibt sich 1,3 ein weiterer fall *(seggir* eingeschobene variation bei fester bindung).



Einzelner helminge findet man bei Bugge 14 angenommen. 15 aber bildet mit der vierzeiligen str. 14 zusammen ein stück direkter rede; will man hier teilen, so muß es hinter 14,4 sein. Ähnlich ergibt 51 mit 50 zusammen eine zehnzeilige einheit, die schon Rask anerkannt hat. Die übrigen 12 fälle lassen sich nicht anfechten. Verdacht, daß etwas ausgefallen sei, liegt hier, soweit ich sehe, nirgends vor.

Noch reichlicher sind die dreizeiler vertreten (18). Bei 33. 34 entsteht ein dreizeilerpaar durch verbindung je eines zweizeiligen redestücks mit einführender zeile. Obgleich beide nicht inhaltlich auf einander bezogen sind, stützen sie sich gegenseitig; der erste ist unabsichtlich entstanden, der zweite nach seinem muster gedichtet. In str. 35 ist ein dreizeiliges redestück durch die einführung zur vierzeiligen strophe aufgerundet; 36 ist ein zweizeiler — wir haben allen grund, diese sorglose formgebung dem verfasser zuzutrauen. Dreizeilige redestücke haben wir ferner bei 22. 29. 43. 91. 103. Mehrfach schließt sich an ein solches redestück ein erzählender dreizeiler. Derartige paare sind 21+22 und 43+44. Weitere paare 3+3 langzeilen bilden 91+92 und 94. 95. Wir kennen diese erscheinung von der Þr. und von der Rþ. her.

Gegenstücke dazu gibt es unter den überlangen strophen. Paare fünfzeiliger gruppen sind 52+53. 56+57. 62+63. 96+97. Außerdem haben wir fünfzeiler anzuerkennen bei 9, 72 und 39. An der letzten stelle ist ein vierzeiliges redestück durch eine einführung erweitert. — Zweimal erscheinen sechszeiler: 14+15. 86. Hier bilden je 3 helminge eine direkte rede.

Hier und da könnte wol die frage aufgeworfen werden, ob nicht der überschuß über das normale maß eine spätere zutat darstelle. Aber kaum in einem einzigen falle ließe sich das wahrscheinlich machen, geschweige in allen, und nur letzteres wäre wirklich von wert. Jónsson hat Arkiv 21,13 an einigen stellen der Am. dublettzeilen angenommen, um dadurch zweizeilige helminge und vierzeilige strophen zu gewinnen. Aber seine eingriffe zerstören den charakteristischen stil des denkmals und sind schon aus diesem grunde abzulehnen.

Verzahnung der helminge wie in der Rþ. und andern jungen denkmälern gibt es in den Am. höchstens an einer stelle:

Frétt hefir old ófu,	*þá er endr um gørðu*	
seggir samkundu —	*sú var nýt fæstum —*	
œxtu einmæli;	*yggr var þeim síðan*	
ok it sama sonum Giúka,	*er váru sannráðnir*	(1).

Hier gehört der fünfte kurzvers inhaltlich zum vorangehnden. Sehr hart ist dieser fall nicht. Wäre feste langzeilenbindung in den Am. häufiger, so würde wahrscheinlich auch einmal eine flagrante verletzung der helminggrenze vorkommen. Unter den dreizeilern sind mehrere, die die dritte zeile mit loser bindung anfügen (33. 43. 91; auch 10. 46).

Die gliederungsverhältnisse mit ihrem starken überwiegen des selbständigen kurzverses hängen aufs engste mit dem s t i l unserer dichtung zusammen.

Der dichter der Am. treibt mehr als irgend ein anderer eddischer dichter kleinmalerei; er zerlegt die einzelnen handlungsstücke in ihre elemente. An die stelle der wenigen, grell beleuchteten punkte, die die alte sprunghafte diktion an einander zu reihen liebte, setzt er eine zeichnung, in der strich neben strich steht. Und das liegt nicht — wie ähnliches in der Rþ. — am stoff, sondern an seinem verhältnis zum stoffe. Ab ovo anhebend, schenkt er uns keinen der kleinen schritte, in denen sich die handlung entwickelt. Für 'Vingi fälschte die runen' heißt es: 'runen begann er zu ritzen und fälschte sie — einen bösen anschlag betrieb er —, ehe er sie übergab'. Man vergleiche ferner z. b. *Út gekk hon síðan, ýpði lítt hurðum, fóra fælt þeygi, ok fagnaði komnum . . . Sá þá sælborin, at þeir sárt léku, hugði á harðræði, ok hrauzk ór skikkiu; nøkðan tók hon mæki, ok niðia fior varði, hæg varat hiáldri, hvars hon hendr festi.* Ähnlich nachher: *Tóku brás Buðla ok brugðu til knífi; œpði illþræli, áðr odds kenndi; tóm létsk at eiga, teðia vel garða, vinna it vergasta, ef hann við rétti.*

Hier sehen wir die kleinmalerei in nachdrückliche emphase übergehn. Der autor will sich überbieten, oft nur verbessern und verdeutlichen, man glaubt bisweilen zu fühlen, wie er mit der sprache ringt. *Otul var þá Guðrún, er hon ekka heyrði, hlaðin hálsmenium, hreytti þeim gorvollum, s l ø n g d i s v á s i l f r i , at í sundr hrutu baugar.* Oder: *Annan réð hon hoggva, svá at sá upp reisat, í h e l i u h o n þ a n n h a f ð i , þeygi henni hendr skulfu. — Takið ér Hogna*

ok hyldiđ međ knífi, s k e r i đ ó r h i a r t a . . . Ähnlich 26,3. 34,5. 63,7. 71,7. 79,3. 88,3. 101,7. Man kann hier öfters von satzvariation reden, ein verhältnis, das sich auch zwischen den beiden hälften einer langzeile — *feldi stǫđ stóra, stríddi sér hardla* (2,5); *brátt hefik ykr brennda, bragđs skulud hǫggnir* (39,5) — sowie zwischen ganzen langzeilen findet: *í kné gengr hnefi, ef kvistir þverra: tré tekr at hníga, ef høggr tág undan* (73,3); *gnótt var grunnýdgi, er gramr því trúdi: sýn var sveipvísi, ef hann sín gædi* (74,1).

Lebhafte und nachdrückliche schilderungen dieser selben art finden sich in der Vsp. Fälle wie die zuerst angeführten, wo ein dritter kurzvers zwei vorangegangene variirend steigert, sind Vsp. 39,7—9: *þar saug Níđhǫggr / nái framgengna, // sleit vargr vera;* 47,1—3: *skelfr Yggdrasils / askr standandi, // ymr it aldna tré;* 50,5—7: *ormr knýr unnir, / en ari hlakkar, // slítr nái nidfǫlr;* ähnlich 62,1—3: *munu ósánir / akrar vaxa // bǫls mun allz batna.* Die ähnlichkeit der gliederung, des rhythmus fällt stark ins ohr. Wir müssen dieses indicium umso beachtenswerter finden, als auch in anderer hinsicht die Vsp. den Am. (und der Rþ.) nahesteht (s. o.). So verschieden der gesamthabitus der beiden gedichte ist, so erscheint es doch nicht ausgeschlossen, daß der Am.-dichter die Vsp. genau studirt und ihre melodie unbewußt nachgeahmt hat. Als sichere anzeichen dafür aber können unsere beobachtungen nicht gelten. Vsp., Rþ. und Am. mögen auch das formgefühl einer bestimmten periode darstellen, in der die überdeckung der cäsur und die satzvariation eine große rolle spielten. In diesem falle brauchte der Am.-dichter nicht von der Vsp. selbst beeinflußt zu sein. Es hängt davon ab, wie man über das quantitative verhältnis der erhaltenen texte zu den einst vorhandenen denkt.

Wichtiger für den gesamtcharakter der Am. ist ihre annäherung an den prosastil. Man hat das gedicht eine saga in versen genannt.[1]) Das dürfte nun freilich zu viel gesagt sein. In der komposition besteht kaum eine greifbare ähnlichkeit. Diese beschränkt sich auf die darstellungsweise im einzelnen, auf die tonart. Um das zu verstehn, brauchen wir nicht anzunehmen, daß der verfasser ein *sagnamadr* war oder daß er mehr sagas als heldenlieder gehört hatte. Die verwantschaft zwischen saga und Am. ist vielmehr eine

[1]) Olrik bei Bugge, Erpr og Eitill, Kristiania 1898, s. 10.



indirekte: der formgebende hauptfaktor ist für beide die umgangssprache.

Das hängt zusammen mit der allgemeinen bewußtseinslage des dichters und seiner zeit. Wir atmen die luft des bäuerlichen — in wichtigen beziehungen kann man sagen: des bürgerlichen alltags. Zwar der stoff ist nicht alltäglich. Der dichter hat auch ein starkes gefühl dafür, daß er außerordentliche taten schildert. Aber seine art, wie er diese taten und ihre träger sich und den hörern näher bringt, verrät ihn als epigonen. Er interpretirt sie alltäglich. Er stellt seine helden nicht nur in eine alltägliche umgebung hinein,[1]) er erweicht nicht nur ihre psyche und reflektirt über sie, er erzählt auch von ihnen eine menge kleiner umstände, die dem täglichen leben seiner eigenen zeit entnommen sind. Das setzt eine starke neigung, die aufmerksamkeit zu verteilen, voraus, die in ihrem kern unheroisch ist. Man nimmt dem boten die geschenke ab und hängt sie an die pfosten (str. 5); wie Kostbera beim feuerschein die runen buchstabirt, tastet sie mit der zunge bald ans obere, bald ans untere zahnfleisch[2]) (str. 9). Es kommt vor, daß solche einzelheiten eine pathetische resonanz erhalten; nichtsdestoweniger bleiben sie unheroisch. So, wenn Hǫgni an das tor des hunnischen königsgehöftes klopft, daß es kracht (str. 38), oder wenn Guðrún anstalten trifft zur ermordung ihrer kinder (str. 77). Mit der poetisirenden widergabe der stehnden redensart 'dann gingen sie zu bett' (*ok fóru þau í rekkiu* oder ähnlich, sehr häufig in den sagas) befinden wir uns mitten im alltäglichen dasein (*sæing fóru síðan sína þau Hǫgni* 10,1).

Viele äußerungen werden in unentschiedener oder eingeschränkter form gemacht. So Kostberas warnung (*vant er stafs vífi, eða valda aðrir* str. 11 12.), Gunnars antwort an Glaumvǫr (*glíklígt* str. 29), 68,8: 'an manchem davon bist du selber schuld', 97,2: 'du lügst, doch das kümmert mich wenig, war ich doch selbst nicht viel besser'. Solche stellen erinnern an einen der charakteristischsten züge des sagadialogs. Der

[1]) Vgl. Jónsson, Lit. hist. 1,312 f.

[1]) *gœta varð hon tungu í góma báða.* Zu vergleichen aus dem Þorsteins þátt stangarhǫggs: *Ef þú átt tvá hváptana, þá bregð þú tungunni sitt sinn í hvárn ok kalla í ǫðrum váðaverk, ef þú vilt, en í ǫðrum kalla þú alvǫru* (Jaoobsen, Austfirð. sög. 77[20]).

gedanke 'wir müssen beides tun' erscheint etwa in der form *meiri ván, at hvárttveggia þurfi* (Eyrbyggia ed. Gering 58[4]). Man vergleiche auch bemerkungen wie diese: *Þat munu menn mæla, at ei hafir þú þessa fyrr kvatt en ván var* (sinn: 'ich habe deine aufforderung erwartet', Heiðarvíga s. ed. Kaalund 67[32]), ähnlich: *eigi er nú þat heim at segia í kveld, at þér hafið eigi erendi haft hingat í Holt, er þér hioggud rokkinn* (Eyrb. 71[25]). Diese sätze zeigen die in den Isländergeschichten so häufige lithotesähnliche umschreibung mit der negation. Auch sie ist reichlich aus den Am. zu belegen. 26,7: *gerðit vatn vægia.* 28,3: *værit várt búnar.*[1]) 49,7: *hæg varat hiáldri.* Auch mit 'wenig' und 'selten', so 33,2: *sér réð hann lítt eira,* 40,2: *hugði lítt vægia,* 97,3: *heldr var ek hæg siáldan.* Deutlich spürt man hier die umgangssprache, die überall den von der schriftsprache gemiedenen unbestimmten, indirekten ausdruck liebt. Man denke etwa an unser 'das ist nicht übel', 'das war keine kleinigkeit'.

Die umgangssprache hat viele generationen hindurch in fühlbarem gegensatz zur eddischen überlieferung gestanden. Das ergibt sich schon einer oberflächlichen betrachtung aus dem wortschatz. Gerade im wortschatz machen aber widerum die Am. bemerkenswerte zugeständnisse. Wörter wie *samkunda, ávísat* sind außer hier nur in prosa belegt (s. Detter-Heinzel zu 1,3. 12,9. 55,8). Eine *húsfreyia* kennt unter den Eddaliedern nur noch Guðr. I. Zweimal begegnet als redeeinleitendes verbum *mæla,* das sonst in den eddischen liedern nur ganz vereinzelt in dieser funktion vorkommt, in der prosa dagegen das gewöhnliche ist (Am. 61,1. 32,3. Vgl. Heusler zfda. 46,261f.).

In diesen zusammenhang gehört auch der gebrauch der oratio obliqua. Sie kommt in den Am. von allen Eddaliedern bei weitem am häufigsten vor (Heusler aao. 243). Darin schimmert zweifellos die erzählweise des alltags durch. Man nehme etwa einen helming wie diesen: *Heipt óx Hniflungi, hugði á stórræði, gat fyr Guðrúnu, at hann væri grimmr Atla* (88,5) — das könnte, bis auf die poetisisirende wortwahl, auch in einer der kunstloseren sagas begegnen. Besonders bezeichnend ist folgende stelle: *Sór þá Vingi — sér réð hann lítt eira —: eigi hann iǫtnar, ef hann at ydr lygi, gálgi gǫrvallan, ef hann á grið hygði* (33). Stücke indirekter rede durchsetzen hier

---

[1]) Mit unrecht von Jónsson geändert, s. Detter-Heinzel z. st.

die oratio recta, eine bequeme form, die in sagas häufig genug vorkommt (Heinzel, Beschreibung der isl. saga 292, vgl. Detter-Heinzel zu Am. 34,1—6). — Weiter nichts als die erzählweise des gewöhnlichen lebens haben wir auch, wenn einmal ein allgemein schildernder überblick zwischen zwei scenen vermittelt: *Sátu samtýnis, sendusk fárhugi, hendusk heiptyrði, hvártki sér unði* (88,1). Man vergleiche damit sagamäßige abschlüsse und übergänge wie *ok er nú kyrt um hríð* oder *sitr Gunnarr nú heima í sæmð sinni* (Niála c. 56 ende). Es wirkt hier derselbe horror vacui wie in dem umständlichen aufrollen der einzelnen handlung von ihren ersten stadien an.

Natürlich soll nicht behauptet werden, daß die Am. aus versificirter umgangssprache bestehn. Davon ist diese gewundene diktion weit entfernt. Wenn der wortschatz z. t. prosaisch anmutet, so stellt er sich doch fast unübersehbar oft in einen bewußten gegensatz zur prosa. Das charakteristische ist dieses: der dichter beherrscht den überlieferten poetischen stil, das 'system des stabreims und der prächtigen variation' nicht genügend, um nicht fortwährend aus ihm herauszufallen; er greift zu uneddischen ausdrucksweisen mehr als irgend ein anderer; und diese schimmern manchmal auch da durch, wo eine äußerliche stilkorrektheit beobachtet ist.

Das gilt auch von den variationen. Zwar kommen appositive variationen vor, aber unter den 10 fällen, die man hier nennen könnte, bringt nur einer wirklich eine schmückende, variirende apposition im alten sinne (*hǫfum einn feldan, lamdan til heliar*, 43,5); die andern haben eine bestimmte beziehung zur handlung und sind mehr oder weniger prosagemäß, z. b. 40,3: *Orð kvað hitt Hǫgni, hugði lítt vægia, v a r r at vettugi, er varð at reyna.* Ähnliches gilt von der variation im neuen satze (nomen statt pronomen). Unter etwa 40 fällen besteht 15 mal deutliche beziehung zur handlung, die variation scheint um der handlung willen gewählt (63,3. 76,5 u. ö.).

Für den verfasser der Am. war es eine schwere aufgabe, im fornyrðislag (málaháttr) zu dichten. Was ihn zur neuen gestaltung des stoffes trieb, war gewiß weniger das gefühl seines dichterberufs als der umstand, daß ihm die sage auf seine weise lebendig geworden war, daß er eigenes zu sagen hatte. Aber nicht nur aus seinem technischen ungeschick erklärt sich die sonderstellung seines werkes. Einen noch größeren anteil hatten daran die umstände, unter denen es entstand. Der heldengesang tönte nur unbestimmt wie ein fern

rauschendes meer zu den ohren des mühsam lauschenden hinüber. Weder gesinnung noch stil noch versmaß steckten ihm im blut.

Wir glauben diese verhältnisse ohne weiteres zu begreifen, wenn wir auf die autorität des codex regius hin Grönland als heimat des gedichtes annehmen. Diese angabe wird durch die beschaffenheit des denkmals in der tat bestätigt. (Inhaltlich kann man außer dem eisbären die namen *Snævarr* und *Sólarr* — 30,9 — anführen: in Grönland gab es sowol ein *Snæfell* als *Sólarfiǫll*, Storm, Eiriks s. rauða 8[7], Ftb. 3,454.) Aber umsomehr beachtung verdienen die fäden, die diese grönländische dichtung frühestens des 11. jahrhunderts mit der übrigen eddischen überlieferung, zunächst mit der Rþ., verknüpfen. Die Rþ. steht dem alten stil i. a. nicht so fern, wie die Am., aber sie teilt mit ihnen den reflektirenden charakter und die freie, z. t. dem natürlichen vortrag zuwiderlaufende behandlung der metrischen einheiten. Diese beiden gedichte sind die einzigen, von denen man sagen dürfte, daß sie in *vísuorð* zerfallen. Denkbar ist, daß eine derartige auffassung der langzeile schon mit den ersten besiedlern nach Grönland wanderte; es hätte dann schon vor dem jahre 1000 gedichte in der art der Rþ. und der Am. gegeben. Nötig — oder auch nur wahrscheinlich — ist eine solche annahme nicht. Die ähnlichkeit des isländischen und des grönländischen typus kann auch auf dem ziemlich lebhaften verkehr der beiden länder beruhen. In diesem fall hätten sich jene sekundären gliederungsverhältnisse im laufe des 11. oder im 12. jahrhundert herausgebildet.

Doch die Am. können nicht nur von der gleichzeitigen dichtung der Isländer beeinflußt sein. Wie ihr stoff auf die älteren Nibelungendichtung beruht, so können sie auch formale anstöße von dort empfangen haben. Um über das verhältnis der Am. zu der älteren behandlung der sage ins klare zu kommen, bedarf es zunächst einer genaueren untersuchung der Atlakviða.

VI.

DIE ATLAKVIÐA.

Eine untersuchung der bindungsverhältnisse in der Atlakviða muß notwendig auf eine umfassende kritik hinauslaufen, denn es ist in confesso, daß dieses denkmal keine primäre einheit darstellt. Längst hat man auf die verschiedenen stilschichten hingewiesen, die hier neben einander liegen, doch ist bis jetzt keine einigkeit in den textkritischen fragen erzielt. Indem ich im folgenden versuche, die bindungen für die textkritik nutzbar zu machen, müssen zugleich andere kriterien verschiedener art zur sprache kommen. Nur bei einer gesamtbetrachtung kann sich herausstellen, was die bindungen für das denkmal, und was das denkmal für die bindungen lehren kann.

Die Akv. gibt eine darstellung vom untergang der Burgunden und Gudruns rache. Sie erzählt dasselbe, was der sammler unseres Eddacorpus in den Atlamál 'genauer' erzählt fand. 'Genauer' *(gløggra)* — das kann einfach bedeuten 'ausführlicher'. Dunkelheit fand der aufzeichner schwerlich in dem ersten gedichte mehr als in dem zweiten. Allerdings wickelt die Akv. ihren faden bei weitem nicht so glatt und klar ab wie etwa die Þrymskviða oder das erste Helgilied, aber sie ist ebenso weit davon entfernt, ein trümmerhaufe zu sein. Das überlieferte ist zwar flickwerk, doch ohne wirkliche inhaltslücken und als ganzes, nach den intentionen dessen, der zuletzt die hand daran gelegt hat, ungezwungen zu begreifen.

Zwischen Hunnen und Burgunden herrscht feindschaft. Knéfrøðr verhehlt die böse absicht seines herrn — und doch versieht man sich des hasses der Hunnen! —; mit kalter stimme bringt er vom ehrensitze aus die einladung vor: Atli bietet den Burgunden kostbarkeiten in menge und selbst weite länder, wenn sie zu ihm ins land reiten. Kühl spricht Gunnarr, zum bruder gewendet: 'Ich wüßte kein gold auf der Gnitaheide, das wir nicht ebenso gut hätten;

mein schwert ist meines wissens das schärfste, mein roß das beste; unsere besitzstücke sind mehr wert als alles, was die Hunnen uns bieten können'. Hǫgni erwähnt das warnende wolfshaar, das die schwester in den ring geknüpft hat. Da rät keiner zur reise, die verwanten nicht und die ratgeber nicht. Gunnarr aber ruft, wie es einem könige ziemt: 'Bringt den abschiedstrunk! Wolf und bär werden über den Nibelungenhort schalten, wenn ich nicht widerkehre'. Und er bricht auf. Weinend geleiten ihn seine leute aus dem hofe. Hǫgnis junger sohn nimmt ahnungslos mit einem frohen reisewunsch von den scheidenden abschied.

Die kühnen reiten über weite grüne lande, bis sie Atlis burg erblicken. Hoch und waffenstarrend ragt sie, vor dem tor eine wache für den fall, daß der feind mit bewaffneter mannschaft kommt. Im saale bemerkt die beiden ankömmlinge zunächst nur ihre schwester denn alle andern sind trunken. Sie rät Gunnar, die halle zu verlassen, und stellt ihm vor, er hätte lieber in der brünne kommen sollen, dann wäre es ihm möglich gewesen, die schildmädchen der Hunnen über tote weinen zu machen und Alti in den schlangenhof zu werfen, der jetzt ihnen selbst bestimmt sei. Er antwortet: 'Es ist zu spät, die berge des Rheins liegen zu fern, um die Nibelungen zu sammeln'. Da ergreifen sie ihn und binden ihn. Hǫgni erschlägt sieben und stößt einen achten ins feuer, ehe ihm gleiches geschieht.

Man fragt Gunnar, ob er sein leben mit dem golde erkaufen wolle. Er antwortet: 'Hagens herz soll mir in der hand liegen'. Man bringt ihm Hiallis herz, aber er erkennt am zittern, daß es nicht das rechte ist. Hǫgni lacht, wie er das messer fühlt. Gunnarr erkennt sein herz und spricht zu Atli: 'So wahr du die ringe nicht sehen wirst, so wahr wird man dich nicht mehr sehen! Jetzt weiß ich allein um den hort, Hagen lebt nicht mehr, und ich brauche nicht mehr zu zweifeln. Und jetzt mögt ihr wissen: der Rhein soll über dem golde fließen, an den händen der Hunnen soll es nicht glänzen'.

'Der gefangene ist in banden!' ruft Atli, 'spannt den wagen an!' Und er selbst reitet mit. Gudrun aber kämpft in der lauten halle mit ihren tränen und flucht ihrem gemahl wegen der gebrochenen eide. Inzwischen wird Gunnarr lebend in den schlangenhof geworfen. Er schlägt die harfe. So weit hat der held es kommen lassen, weil er das gold gegen die feinde behaupten wollte.

Atli reitet mit seinen leuten heim. Gudrun geht ihm mit dem kelch in der hand entgegen und ladet ihn zum mahle. Nachdem die Hunnen die halle betreten haben, bewirtet sie die männer und eröffnet dem Atli, daß er seine söhne gegessen hat. 'Jetzt rufst du Erp und Eitil nicht mehr an deine kniee, siehst nicht mehr vom hochsitz deine söhne gere schäften'. Die Hunnen schreien und weinen. Gudrun hat keine träne. Sie verteilt das gold der schatzkammer unter die knechte.

Schwertrunken und waffenlos geht Atli zu bett. Manches mal haben die beiden traulicher sich umfangen als heute. Sie gibt dem bette blut zu trinken mit der klinge, stößt die hunde vor die tür, aber die Hunnen weiht sie alle dem tode. Sie steckt das haus in brand, die alten balken stürzen, die schatzhäuser rauchen, elend verbrennen auch die schildmädchen. So hat Gudrun drei große könige umgebracht, ehe sie selber stirbt.

Die darstellung ist sprunghaft, doch nicht lückenhaft.[1]) Was zu fehlen scheint, braucht nie vorhanden gewesen zu sein. So hat man zwischen str. 17 und 18 eine lücke angesetzt und gemeint, der beginn des handgemenges, an dessen ende die brüder gefesselt werden, sei hier geschildert gewesen. Nötig ist diese annahme nicht. Dem dichter kam es nicht auf den kampf an, sondern auf dessen ausgang. An Hagens fesselung hing ein motiv (19), an Gunnars offenbar nicht; letzterer war dafür der held der berühmten trutzreden str. 21—27. Da kann die kürze der str. 18 kaum wundernehmen.

Die Akv. entwickelt unter allen erhaltenen Eddastücken das stärkste pathos. Das heldenhafte wird in grelle, steigernde beleuchtung gerückt. Namentlich in zwei auftritten bricht diese stimmung hervor, und beide male ist Gunnarr der held. Zuerst die scene in der halle der Burgunden. Die prahlenden lockworte des Hunnen hatten dem könige nicht imponirt; er war zu reich, um nach anderer schätzen zu schielen. Aber nicht aus der unlust aufzubrechen floß seine zurückhaltung. Denn alsbald wirkt die gewißheit der gefahr auf ihn wie das rote tuch auf den stier. Die erwähnung der wolfshaars, das bange schweigen in der runde, sie lösen einen elementaren ausbruch der heldengesinnung in dem

---

[1]) Vgl. Jónsson, Lit. hist. 1,303.

manne aus, der nicht umsonst könig der Burgunden heißt. — Und nachher, wie das tollkühne brüderpaar von der übermacht bewältigt ist und die grandiose doppelscene mit dem zitternden herzen sich abgespielt hat, da ruft der gefesselte Gunnarr Atli und der Hunnenschar entgegen: 'Jetzt wird der hort nicht mehr verraten, jetzt weiß ich allein um ihn!' — und läßt sich zum martertode führen. — Daneben hat auch Hǫgni seine stumme aristie (19. 24).

Doch nicht allein an den heroen haftet das leidenschaftliche interesse. Auch Gudrun steht im vollen lichte der charakteristik da. Auch sie wird angestaunt *(afkár dís)* — dem sammler war ihre ungeheuerliche tat der hauptinhalt des gedichtes —, mehr worte aber wendet der dichter daran, uns zu sagen, wie dieser merkwürdigen frau zu mute sein mußte. Als der zug mit dem gefangenen das gehöft verlassen hat, kämpft sie mit den tränen (29). Der zusatz *í þyshǫllu*, der auf die lärmende freude um sie herum deutet, soll das ergreifende des stummen auftritts erhöhen. Wer das verhältnismäßig feine motiv des *varna við tárum* erfand, dem mag man auch den sinn für einen solchen gegensatz zutrauen. Dieser gegensatz — um bei der stelle gleich zu verweilen — kommt übrigens weit deutlicher heraus, wenn man *vaðin* nicht, wie die jetzt herrschende auffassung fordert, mit *í þyshǫllu* verbindet, sondern mit Fritzner 3,837a als 'die freudenberaubte', 'die elende' faßt. Letztere deutung ist in der tat geboten. Nicht sowol wegen des dativs, denn dazu ließen sich zur not parallelen beibringen (Detter-Heinzel z. st.), als vielmehr aus mehreren andern gründen. Einmal liegt es am nächsten, Gudrun noch in der halle zu denken, in der sich doch auch die trutzreden 21—27 abgespielt haben. Sollte aber wirklich gemeint sein, daß sie ihren gatten und das gefolge vor das tor begleitete, ohne daß dies ausgedrückt wäre, so müßte auffallen, daß ihr zurückgehn in das haus eigens hervorgehoben wäre, und das umso mehr, als man nicht einsieht, warum Gudrun gerade jetzt die halle wider betritt. Den fluch (30) riefe sie passender dem Atli im freien nach, so daß sie ihn noch im auge hätte. *Í þyshǫllu* ist ein malender seitenblick, wie er im stil der stabreimenden dichtung liegt, ein zusatz ähnlich wie *í miǫðranni* str. 9. *Vaðin, í þyshǫllu* vergleicht sich sehr nahe dem *mærr, í miǫðranni* und manchen ähnlichen kurzversen.

Weiter fällt licht auf Gudruns seelenstimmung in dem variationsartigen *nauðug* 35,5 — 'gezwungen' legt sie den Hunnen die leckerbissen vor —, auch wol schon 33,4, wenn wir dort mit Finn Magnusson und Gering lesen *(at) reiða giǫld rǫgni*, 'dem herrscher zu geben, was ihm gebührte'. Der nachdruck liegt auf dem g e - b ü h r t e; Gudrun gehorcht nur der sitte. Nachher wird ihr tränenloser schmerz in gegensatz gestellt zu dem weinen der männer (38).

Am dürftigsten ist Atli bedacht, doch hat auch ihn der dichter sich und den hörern menschlich näher gebracht durch einige elegische betrachtungen (37. 40,5).

Schon hier, bei der überschau des inhalts, glauben wir spuren davon wahrzunehmen, daß die einheit unseres denkmals keine ursprüngliche ist, daß sie nur durch teilweisen nachwuchs verlorener integrirender bestandteile aufrecht erhalten ist. Die strophen, die den burgundischen brüdern gelten, atmen i. a. einen andern geist als jene, die sich mit Gudrun und mit Atli beschäftigen. Dort ist die aufmerksamkeit begeistert auf große gesinnungen gerichtet, hier auf das vom schicksal verwundete gemüt. Zwar wird auch in Gudrun das außerordentliche anerkannt, aber es prägt sich mehr in einem epitheton und allgemeinen wendungen der bewunderung (43, auch 38) aus als in der heldin taten und reden. Der dichter scheint ihr mit derselben mischung von bewunderung und grauen gegenüberzustehn, die anderswo nach einer besondern erklärung für ihr handeln gesucht und diese in dem genuß von Fáfnis herzen gefunden hat.[1])

Der hier angedeutete gegensatz läuft ungefähr auf einen gegensatz zwischen der ersten und zweiten hälfte des gedichts hinaus. Hinter str. 27 etwa liegt die grenze. Wir bemerken zugleich einen markanten unterschied in der darstellungsform. Was oben über die sprunghafte erzählweise gesagt wurde, gilt eigentlich nur von der vorderen größeren hälfte. Hier entfaltet sich die handlung in zwei äußerst dialogreichen scenen: Knéfrøðr bei den Burgunden und gefangennahme der brüder. Bindeglieder bilden nur str. 1 und 12—15; in diesen bindegliedern allein fehlt die dramatische belebung. In der zweiten hälfte dagegen drängen sich die undramatischen schilderungen sehr in den vordergrund, während der

---

[1]) Vǫls. c. 26,59f., vgl. prosa vor Guðr. I und Boer zfdph. 37,479. 480 mit note 1, auch Schück, Studier i nord. religionshistoria 1, 38 ff, bes. 41 f.

dialog auffallend zurücktritt. Die handlung entwickelt sich zwar stetig vorwärts, aber es ist ein schieben, kein springen; lücken sind nicht vorhanden (wobei nicht zu übersehen ist, daß die tötung der knaben sich hinter der scene abspielt).

Also unser denkmal ist in der anlage unproportionirt. Diese eigenschaft teilt es mit andern Eddaliedern, besonders mit der Sigurðarkviða skamma. Diese gönnt ebenfalls den einzelnen teilen der handlung sehr ungleichen raum und verweilt gar auf einer für die struktur der sage unwichtigen scene — Brynhilds abschied — mit mehr als der hälfte ihrer strophenzahl. Aber das mißverhältnis ist doch bei der Sig. sk. ganz anderer art als bei der Akv. Dort steht überknapper kürze beschauliche redseligkeit gegenüber, hier dagegen dramatischen auftritten voll handlungtragender rede stumme vorgänge, in lückenloser folge entrollt und z. t. genrehaft ausgemalt. Es ist klar, daß die Akv. als ganzes der skamma recht fern steht. Und doch könnte die disharmonie der teile hier und dort ähnliche ursachen haben. Die vermutung liegt nahe, daß ein redaktor sich für den einen teil der sagenhandlung in hohem grade auf überlieferte verse stützen konnte, für den andern dagegen auf die eigene gestaltungskraft angewiesen war. Dieser modernere teil wäre dann allem anschein nach der zweite. Es fragt sich, inwieweit dieser eindruck durch die einzeluntersuchung bestätigt wird.

Die auffälligsten kritischen fragen, die unser text bietet, sollen der reihe nach besprochen werden.

A. Str. 7 fällt durch ihre länge auf. Das allein gäbe uns kein recht, hier das kritische messer anzusetzen. Indessen auch inhaltlich ist nicht alles in ordnung. Wie schon Bugge bemerkte, gehören z. 5—6 und 9—10 zusammen: *minn veitk mar baztan, enn mæki hvassastan, hiálm ok skiǫld hvítastan, kominn ǫr hǫll Kiárs.* Es ist evident, daß von *veit* nur die drei superlative abhängen. Die trennende zeile *(boga bekksœma, enn bryniur ór gulli)* weicht inhaltlich ab. Nicht bloß daß hier die superlative fehlen, auch der pluralis *bryniur* verträgt sich nicht mit den einzig natürlichen singularen, die vorausgehn und folgen.

Wohin nun mit dem anfang der strophe (1—4)? Sicher falsch ist es, wenn man die zweite langzeile streicht und die dritte an die

erste schließt, um auf diese weise eine normale strophe zu bekommen. Das ist schon darum bedenklich, weil die superlativverse sichtlich einen helming bilden, bei diesem verfahren aber durch die helminggrenze getrennt würden. Auch ist es unerlaubt, zwei langzeilen einzeln zu streichen, ehe man untersucht hat, ob nicht der überlieferte vershaufe durch ineinanderschieben zweier ursprünglicher einheiten entstanden sein kann. Dieser fall scheint nun in der tat hier vorzuliegen. 7,1—4 fügen sich unter allen umständen schlecht an 7,5; wir erhielten ein höchst unglückliches gebilde, in dem Gunnarr erst von seinem und seines bruders reichem schwertervorrat, dann von seinem roß und seinem schwert sprechen würde. Verbinden wir jedoch den ersten helming mit der bisher isolirten zeile 7—8, so ergibt sich ein gedankengang, der für sich selbst spricht: 'wir haben schwerter, sieben häuser voll, mit goldenen stangen daran, herrliche bogen, brünnen aus gold'. Man beachte, daß nur plurale auf einander folgen. Die schlußzeile empfiehlt sich schon aus dem grunde anzufügen, weil bei *Kiárs* offenbar ein helming zu ende ist. *Minn* (z. 11) paßt sehr übel zu dem vorangehnden *hiálm ok skiǫld*, wie widerum schon Bugge betont hat. Statt nun hier mit Gering *ok skiǫld* in *minn* zu ändern, werden wir lieber zusehen, wie sich der anschluß der endzeile an *boga bekksœma*, *enn bryniur ór gulli* bewerkstelligen läßt. 'Meiner allein ist besser (d. h. mehr wert) als die aller Hunnen' — das kann nur auf den bogen gehn, und der sich ergebende sinn ist tadellos, waren doch die hunnischen bogen bekannt.[1])

Somit kommt folgende strophe heraus:

Siau eigu vit salhús *sverða full —*
hveriu eru þeira *hiǫlt ór gulli —,*
boga bekksœma, *bryniur ór gulli:*
einn er minn betri *enn sé allra Húna.*

Die strophe scheint glaubhaft, trotz der klar vor augen liegenden verderbnis in der sechsten halbzeile. Das widerholte *ór gulli* ist eine verlegenheitsfüllung. Sie gibt uns ein recht, auch *bryniur* und die

---

[1]) *Eigi gøra Húnar oss vélar né hornbogar ydrir*, Hunnenschlachtlied (EM 11). Nach Jordanes c. 48 stirbt Vinitharius an einem hunnischen pfeilschuß in die stirn. (Vgl. damit die ungarischen chroniken bei Bleyer Beitr. 31,464f. und 465 n. 1.)

nennung der *bogar* im e r s t e n kurzvers (statt im zweiten) für unursprünglich zu halten. Die *bryniur ór gulli* sind aber doch für die kritik wertvoll. Ihr urheber hat den charakter der strophe, die er vervollständigte, richtig erkannt. Man könnte sie überschreiben 'der r e i c h t u m der Burgunden'. Sie handelt von der fülle und namentlich von der kostbarkeit ihrer waffen. Auch der vergleich von Gunnars bogen mit den vielen bögen der Hunnen kann kaum anders gemeint sein. Lehrreich dafür ist der beiwort *bekksœmir*. So unklar der genaue sinn ist, so weist es doch unzweideutig auf irgend welche friedliche, schmückende eigenschaft des bogens (goldbeschlag oder dergl.), nicht auf seinen gebrauchswert[1]).

Durch diese ihre deutliche tendenz weicht unsere strophe höchst charakteristisch von den superlativversen ab. Hier haben wir das beste roß, das schärfste schwert, den blanksten helm und schild. Der zusatz 'aus der halle des Kiár stammend' geht auf die als bekannt vorausgesetzte vorzüglichkeit der dort gefertigten waffenstücke. Ein blanker schild ist — wie eine blanke klinge im gegensatz zur rostigen — ein stets für die kriegsarbeit bereit gehaltener schild; goldene schwertstangen sind etwas ganz anderes. So sehen wir unsere unterscheidung der beiden bestandteile bestätigt.

Wie verhalten sich nun die beiden zeitlich? Welcher ist der ältere?

Wir wollen versuchen, dem zusammenhang einen wink hierüber abzugewinnen.

In str. 4.5 macht Knéfrøðr wortreiche versprechungen. Er bietet in ziemlich verwirrter aufzählung waffen und heergerät, kleinode, ganze länder, mannschaft (4,4 *Húna mengi;* 2,3 *af geiri giallanda)* und schiffe *(af gylltum stǫfnum)*. Die antwort darauf beginnt bei 6,5 und umfaßt die ganze erweiterte str. 7. Obgleich unter den anerbietungen die schwerter und bogen fehlen und andererseits manches genannt ist, worauf Gunnarr nicht bezug nimmt *(skafna aska, dafar darraðar, sǫðulklæði, Húna mengi* und das meiste von str. 5), so muß man doch zugeben, daß anerbietung und ablehnung einander leidlich befriedigend entsprechen. Es stimmt das zu

---

[1]) Interessant ist Vigfussons bemerkung Cpb. 1,473 'strung must be the sense': sie beruht wie seine konjektur *bazt* für *bekk* auf dem eindruck der umgebenden zeilen.



dem, was wir schon i. a. konstatiren konnten, daß der vorliegende text ohne grobe anstöße lesbar ist. Trotzdem müssen wir str. 4.5 beanstanden, schon wegen der verwirrten fülle der aufzählung, die ebenso wenig ursprünglich aussieht wie dieselbe erscheinung in 7. 4,5—8 ist eine þula von ebenso einförmiger rhythmik wie z. b. die goldkenningar der Biarkamál (EM 31f.). Sie sticht von dem ersten helming auch durch ihre asyndetische gliederung ab. *Dafar darradar* 4,7 ist neben *skafna aska* 4,2 eine unerträgliche abundanz. Scheiden wir die þula aus, so erhalten wir eine rhythmisch und formal ziemlich einheitliche reihe von 12 langzeilen (4,1—4. 5,1—8). Gleichzeitig aber verlieren auf der andern seite zwei weitere gegenstände ihre entsprechung: *bryniur ór gulli (serki valrauda)* und *marr bezti (drǫsla mélgreypa)*. Für die beurteilung dieses verhältnisses kommt in betracht, daß 4,4 *Húna mengi* sehr auffallend ist. An sich besser wäre *Húna meyiar*, wie Vigfusson liest (nach Guðr. II 26,1). Doch spricht auch dagegen der zusammenhang. Man erwartet etwas, was sich zwangloser an die eben genannten waffen anschließt. Vielleicht darf vermutet werden *hrossa mengi*. Ein lesefehler *hun* — für *hross* — ist nicht undenkbar. Das *silfrgylt sǫdulklædi*, womit die þula anhebt, lag an sich nicht sehr nahe, erklärt sich aber zwanglos, wenn vorher als letztes die pferde genannt waren. Die *drǫsla mélgreypa* 4,8 sprechen eher für als gegen diese vermutung, denn auch *dafar darradar* ist eine widerholung (s. o.), und die *hross* und *drǫslar* würden an entsprechender stelle stehn.

Hat wirklich einmal 4,4 *hrossa* gestanden, so gewinnen wir eine anknüpfung für *marr* 7,5 — freilich für *mæki* ebenso wenig wie für *sverd* 7,2. Gleichwol und trotz der unsicherheit jener vermutung besteht eine deutliche beziehung zwischen den superlativversen von 7 und dem ersten helming von 4 einerseits und zwischen 7,1—4. 7—8 und der þula andererseits. *Hiálm ok skiǫld hvítastan* kehren wider in *Skiǫldu knegud þar velia ok (skafna aska,) hiálma gullrodna* 4,1—3, ebenso *bryniur ór gulli* 7,8 in *serki valrauda* 4,6. Die beiworte *silfrgylt* und *valraudr* (dieses wol mit Detter-Heinzel als 'welschrot' zu deuten, vgl. *feldum raudum* Har. 19,4) gehn ausschließlich auf die kostbarkeit, gewiß nicht auf die brauchbarkeit; sie werden dann übertrumpft durch *ór gulli*. Andererseits ist *gullrodinn* zu *hiálmr* nur ein epitheton ornans wie *skafinn* zu *askr*, sagen

wir deutlicher: es ist als stehndes beiwort empfunden. Dies ist so sicher wie das andere, daß die þula ein einschiebsel ist. Der mann, der sie einschob, aber erblickte in *gullrodna* einen betonten begriff, und er variirte ihn durch sein *silfrgylt*, weiterhin durch *valrauda*. (Daß er in der letzten langzeile die pointe wider fallen ließ und seine zuflucht zu anleihen nahm — *mélgreypa* 3,3 —, dient nur zu seiner charakterisirung.)

Da der erste helming von str. 4 älter ist als der zweite, so sind auch die superlativverse von str. 7 alter äls die vor und zwischen ihnen stehnden.

Dieses ergebnis wird durch innere gründe bestätigt. Der inhaltliche gegensatz zwischen den älteren und jüngeren versen von str. 7 läßt sich als der gegensatz zweier zeiten auffassen: hier eine rauhe generation, die auf die schärfe ihres schwertes pocht, dort ein jüngeres zeitalter, das von goldenen paradewaffen fabelt. In str. 4 muten besonders die *silfrgylt sǫdulklædi* modern an. Diese silbergestickten[1]) satteldecken sehen nach ritterlicher kultur aus, nach einem 'tapestry poet', nicht nach altgermanischen zuständen (man vergleiche etwa Klage 2077ff.).

Wir müssen uns nunmehr über 5 und 6 klar zu werden suchen. Beide strophen hängen eng zusammen, denn die zweite hälfte von 6 bringt die antwort auf 5. Wie wir schon sahen, stellt 5 sich durch die form der aufzählung nahe zu 4,1—4. Ferner hängt 6 mit 7 zusammen, denn das gleichwertige gold, das Gunnarr den schätzen der Gnitaheide gegenüberstellt, ist das gold seiner schwertstangen in den sieben schatzhäusern. Die tendenz der ganzen partie wird deutlich, wenn wir beachten, daß in str. 5 länder und mannschaften angeboten werden und daß dies offenbar als steigerung gegenüber str. 4 gemeint ist. Ein fürst, der dem andern weite gebiete abtreten, ihm streitkräfte zu lande und zu wasser zur verfügung stellen will, das ist kein altgermanischer *konungr*, das ist ein mittelalterlicher könig vom schlage derjenigen, deren politik die königssagas uns erzählen. Ein mann, dem ein solches fürstenbild vorschwebte, fand schilde und geschabte eschenspeere ein zu geringes anerbieten in

---

[1]) 'Vergoldetes silber' (Gering, Vollst. wb.) braucht nicht gemeint zu sein. *Gylla* kann die allgemeinere bedeutung 'mit edelmetall verzieren' oder 'mit edelmetall besticken' angenommen haben.



einer königshalle. Kleinode (5,5) waren schicklicher, die hauptsache aber waren land und leute, denn wo hätte je eines königs sinn nach etwas anderm gestanden? Da boten sich ihm die bekannten sagenörtlichkeiten *Gnitaheiðr*, *staðir Danpar*, *Myrkviðr* und verhalfen ihm, mit ein paar eigenartig altertümelnden phrasen verquickt, zu einer neuen, politischen strophe, die nun den ganzen auftritt auf die höhe der zeit brachte. Es gelang ihm dabei die paarweise gliederung des älteren helmings 4,1—4 nachzuahmen. Doch verrät er sich durch den schwerfälligen eingang, der deutlich etwas neues anzeigt und vielleicht ursprünglich gar keine rücksicht auf das vorhergehnde nahm; ein *oc*, das über der zeile steht, ist möglicherweise erst von dem schreiber unseres codex hinzugesetzt.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieser diplomatische neuerer derselbe war, der 7 erweiterte und 6 hinzufügte. Es galt nun den weg zurückzufinden von der hohen politik zu dem preis der waffen in den alten superlativversen. Das wurde erreicht durch anknüpfung an das gold der Gnitaheide. Ebenso viel gold, sagt Gunnarr, haben wir in unsern sieben waffenhäusern, die voll schwerter mit goldenen stangen sind. Diese sieben waffenhäuser und die goldgezierten waffen sind ganz in dem vergrößerten maßstab der str. 5. So dient das gold als übergang von den ländern zum kriegsgerät. Es nimmt aber gleichzeitig bezug auf *stórar meiðmar* 5,5. Die þula 4,5—8 ist dann wol erst im hinblick auf die erweiterte str. 7 hinzugedichtet.

So gewinnen wir als ältesten kern dieser partie zwei korrespondirende halbstrophen: 4,1—4 und 7,5—6. 9—10. Aber selbst diese können kaum für gleichaltrig gelten. Stellt man sie in ihrer kürze einander gegenüber, so werden die inhaltlichen differenzen doch auffällig. Und noch ein tieferes bedenken erhebt sich. Unser politiker von vorhin hatte nicht ganz unrecht, wenn er an den waffenverheißungen als solchen anstoß nahm. Das ganze ködermotiv ist überhaupt seltsam. Außerhalb der Akv. und der auf ihr fußenden Vǫls.-saga wird es nirgends erwähnt, weder in nordischen noch in deutschen quellen.[1]) Die einzige parallelstelle, die man nennen könnte, weist in wesentlich andere richtung: *okkr mun gramr gulli*

---

[1]) Verwant ist allerdings Þs. c. 360 das anerbieten an die Burgunden, an stelle des greisen Attila dessen reich zu verwalten. Dieses sinnvollere motiv scheint aber nur eine umbildung von Akv. 5 zu sein.



reifa glóðraudu, sagt Hǫgni vor dem aufbruch Am. 13,5. Das geht einfach auf die zu erwartenden gastgeschenke. Die versprechungen der Akv. nehmen natürlich auch auf diese sitte bezug, sie wären ohne sie schwerlich erfunden worden, sie sind aber eine seltsame erfindung. Denn eine plumpere list konnte Atli kaum anwenden, um seine schwäger zu sich zu locken. Es mußte unter allen umständen verdacht erregen, wenn die gastgeschenke vorher angekündigt wurden. Allerdings erklärt auch Ólafr pái, wie er nach dem tode seines vaters die ganze landsgemeinde zum erbbier ladet: *engi skal giafalaust á brott fara enna meiri manna* (Laxd. c. 27, Müllenhoff DAk. 4,330). Aber das ist eine öffentliche erklärung, die sich an keinen bestimmten richtet, und sie geschieht in allgemeinster form; jeder hörer kennt ihr motiv und wird sich damit einverstanden erklären. Im gedichte liegt die sache ganz anders; das motiv aber schimmert auch hier nur zu deutlich durch.

Ferner: es ist uralter sagenbestand, daß die Burgunden im besitz des Nibelungenhortes gedacht werden. Der mann, der die Gnitaheide und ihr gold einführte, hat das gewiß vergessen. Wer sich des unendlichen reichtums Gunnars und seiner brüder bewußt war, der konnte das ködermotiv nicht erfinden, der konnte Gunnarr nicht in der weise, wie es hier geschieht, von seinen schätzen reden lassen.

Nehmen wir an, daß die superlativverse von str. 7 vorhanden waren, ehe 4,1—4 gedichtet wurden, so gelangen wir zu einer plausiblen erklärung. Jene verse, ohne ihr gegenstück betrachtet, weisen mit keinem worte auf anerbietungen Atlis hin. Sie drücken einfach Gunnars vertrauen auf seine waffen aus. Mit einer solchen rüstung, wie er sie besitzt, trotzt er leichten herzens den scharen der Hunnen. Dieses pochen auf die waffen, die ihresgleichen nicht haben, ist gewiß ein primitiver zug und paßt auch gut in den mund Gunnars, der im weiteren verlaufe der fabel noch mehr als einmal seine furchtlosigkeit bezeugt.

Vielleicht gehören diese verse zum inhaltlich ältesten, was uns aus der ganzen Burgundensage erhalten ist. Sie nehmen nicht nur auf keine anerbietungen bezug, sie wissen überhaupt von keiner einladung. So würden sie vortrefflich in den mund des Burgundenkönigs passen, der auf die meldung vom anrücken der Hunnen beschließt, gegen sie aufzubrechen. Mit andern worten: diese verse

sehen aus wie ein rest jener ältesten historischen dichtung, die von einer verräterischen einladung noch nichts wußte. Daß die einführung dieses wichtigen motivs nicht am anfange der poetischen tradition des stoffes steht, sondern um eine oder mehrere generationen davon entfernt, ist an sich wahrscheinlich. Und auch in der deutschen sage finden sich erinnerungen an die heerfahrt der Burgunden. Wenn die könige vor dem aufbruch den heerbann aufbieten und außer ihren 60 recken noch 1000 ritter mitnehmen, so weist das deutlich auf einen kriegszug. Zu der einladung, dem kampf um den saal passen diese zahlen schlechterdings nicht. Es ist deshalb nicht recht wahrscheinlich, daß sie auf der basis dieser vorstellungen sekundär erfunden sind, nur weil der könig nicht ohne ein zahlreiches ritterheer kämpfen darf. Noch unverständlicher ist in seinem zusammenhange ein späteres motiv der Akv. selbst: Atli hat wächter ausgestellt für den fall, daß die Burgunden in kriegerischer absicht kommen (14,12). Obgleich diese stelle einer jüngeren schicht unseres textes anzugehören scheint (s. u.), dürften wir es doch auch hier mit einem survival zu tun haben. Man kann den Eckewart der deutschen überlieferung vergleichen. Seine klage, ein feindliches heer sei ins land gefallen (þs. c. 367, vgl. NL 1632f.), ist vielleicht nicht so sinnlos, wie Boer zfdph. 38,52 meint. Erst die jüngere dichtung hat aus ihm einen warner gemacht, eine rolle, die er mit Dietrich teilt. Über einen zu vermutenden dritten fall soll unten gehandelt werden.

Aus dem NL vergleicht sich unserer stelle:

Ich bringe iu den tiuvel, *sprach aber Hagene,*
ich hān an mīnem schilde *so vil ze tragene*
und an mīner brünne: m ī n h e l m d e r i s t l i e h t,
daz swert an mīner hende — *des enbringe ich iu nieht* (1744).

Hier darf man wol einen zusammenhang mutmaßen.

Folgten etwa in einem lückenhaften text die trutzworte von den waffen unmittelbar auf die einladung, so lag das mißverständnis nicht allzu fern, daß der hunnische bote ihm waffen angeboten habe. Aus diesem gedanken erwuchs dann der erste helming von str. 4. Der verfasser wurde dabei vielleicht beeinflußt von versen, in denen die freigebigkeit eines fürsten gegen seine gefolgsleute ge-

geschildert war; man vergleiche Har. 16, Biark. 35 ff., stellen die an Akv. 4 anklingen (besonders Har. 16,7 mit *málmi húnlenzkum*). —

Wir überblicken noch einmal, von anderm gesichtspunkt aus, den besprochenen abschnitt. — Auf die verheißungen der Hunnen antwortet Gunnarr mit keinem worte. Er wendet sich vielmehr an Hǫgni, und an diesen sind die worte gerichtet, in denen der könig seine verachtung der hunnischen gaben zum ausdruck bringt. Das braucht uns an sich noch nicht zu befremden. Wir haben hier nur ein interessantes gegenstück zu der höflichkeit, mit der Wärbel und Swemmelin in Worms aufgenommen werden. Diese kühle geringschätzung stimmt gut zu Gunnars charakter, den er durch das ganze gedicht festhält. Auffallender ist ein anderes. Der könig fragt Hǫgni um rat, aber der rat bleibt aus und wird auch nicht erwartet, denn Gunnarr geht unmittelbar nach der frage dazu über, seinen eigenen standpunkt zu entwickeln. Es wäre verfehlt, hieraus schließen zu wollen, daß etwa 6,1—4 von dem nachfolgenden zu trennen sei. Genauere betrachtung der stelle belehrt eines andern. 'Gunnarr wandte den kopf und sagte zu Hǫgni: was rätst du uns, jüngerer mann, da wir solches hören?' Das ist eine bedächtige, leidenschaftlose tonart, die von dem *minn veitk mar baztan* scharf absticht. Dieselbe tonart vernehmen wir in str. 8. Hǫgni tut eine schwerfällig stilisirte gegenfrage, auf die er sogleich selbst antwortet (*hygg ek, at hón vǫrnuđ byđi*). Hier wie dort dieselbe gespreizte, innerlich prosaische diktion. Dieselben merkmale zeigt drittens str. 15: wider eine höchst umständliche ausdrucksweise, und wider eine rhetorische frage, dazu endlich langgestreckte, holprige verse, die auch für 6 und 8 charakteristisch sind. Wir werden unten bei der untersuchung von str. 16 noch weitere gründe dafür anführen, daß 15 ein zusatz ist. Ein engerer zusammenhang besteht zwischen 6 und 8. 8 ist offenbar in gewissem sinne als antwort auf die frage von str. 6 gedacht. Der tatbestand nötigt uns, beide strophen demselben dichter zuzuschreiben. Wenn dieser nun in str. 8 (und 15) eine ganz undramatische rhetorische frage gebraucht, so müssen wir annehmen, daß die in ganz derselben weise auftretende frage in str. 6 ebenfalls nie etwas anderes gewesen ist als undramatisch und rhetorisch, daß kein unmittelbarer bescheid auf sie geplant war.

Also braucht hinter 6,4 nichts zu fehlen, und der verfasser des ersten helmings von 6 kann sehr wol auch der verfasser des zweiten und der erweiterer von 7 gewesen sein.[1]) Die superlativverse aber hat er vorgefunden. Sie waren ihm augenscheinlich ohne poetische einführung überliefert. Daher dichtete er 6,1—2 — die anrede an Hǫgni, weil die beratung der brüder altes sagengut war und weil diese abwendung von Knéfrøð gut hierher zu passen schien. Er wollte aber den superlativversen eine stelle im dialog bewahren. Daher konnte Hǫgni nicht gleich antworten, und der dialog fiel auseinander. Das dramatische leben dieser ganzen scene liegt nicht in den wechselreden, deren ineinandergreifen nur undeutlich herausgearbeitet ist, sondern in den monologisch anmutenden ergüssen Gunnars str. 7 und 9—11. Diese sind, wenigstens in ihrem kern, alt. Was dazwischen steht, ist später angeleimt. — Von dem prosaischen und sekundären charakter der str. 6 zeugt allein schon das wörtlein *sagđi*. So wie hier für poetisches *kvađ* steht es nur noch je einmal in den Am. und im 1. Helgilied (Heusler zfda. 46,272).

Unser ergebnis ist, daß str. 4—7 uns den einblick in mindestens 3, wahrscheinlich 4 verschiedene stufen der überlieferung eröffnen:

I. Älteste schicht: 7,5—6. 9—10. — Dazu durch umdeutung als gegenstück

II. 4,1—4.

III. Moderner zusatz: 5, nebst seinen folgen: 6. 7,1—4. 7—8. 11—12.

IV. Mit beziehung auf die jungen zusätze in 7: die þula 4,5—8.

Einen fingerzeig für die beurteilung des folgenden enthält die beobachtung, daß str. 8 und 15 von demselben jüngeren dichter herzurühren scheinen wie str. 6.

[1]) Freilich bleibt die möglichkeit zu erwägen, daß 6,5 ff. einmal ohne das vorangehnde vorhanden war. Dann wäre das gold der Gnitaheide (6,5—6) ursprünglich rein gnomisch gemeint gewesen und die Gnitaheide der str. 5 beruhte auf einem mißverständnis dieser stelle. Zu gunsten einer solchen annahme ließe sich die rhythmische beschaffenheit des zweiten helmings von 6 und der erweiterung von 7 einerseits und des ersten helmings von 6 nebst 8 und 15 andrerseits ins feld führen. Das ergebnis würde schließlich von der im text vorgetragenen auffassung nur wenig abweichen.

Auch die Þula 4,5—8 gibt uns eine lehre mit. Denselben auffallenden versbau wie sie zeigen die beiden einander benachbarten helminge 11,5—8. 12,1—4.

B. Wir verweilen bei den letztgenannten stellen, zunächst bei str. 11.

Über den sinn dieser strophe sind die meinungen geteilt. Man hat eine selbstverfluchung Gunnars für den fall, daß er nicht zu Atli komme, darin erblickt. Bugge, der sich hiergegen wendete, wollte vielmehr die strophe den leuten des königs in den mund legen, die hier ihre bangen ahnungen aussprechen sollten. Eine kühne rede Gunnars darin zu erblicken, hielt er für unmöglich. Allerdings ist der sinn 'mögen die wölfe walten über der Nibelungen erbe' den überlieferten worten nur mit einiger gewaltsamkeit abzugewinnen. Aber es bleibt doch dabei, daß dieser oder ein ähnlicher sinn nach dem vorausgehnden unbedingt zu erwarten ist. Ich deute darum Gunnars gedanken so: Es mag sein, daß wir alle dem tode verfallen sind. Aber wenn wir nicht widerkehren, so wisset, daß auch kein Hunne überleben wird, um hierher zu kommen und den hort zu stehlen. Nur wilde tiere werden in dem verlassenen gehöfte hausen.

Das paßt gut zu dem früher von Gunnar geäußerten vertrauen auf seine waffen. Auch glauben wir zu erkennen, daß in diesen versen eine einladung noch nicht vorschwebt, daß es sich hier widerum um den auszug zur schlacht handelt.

Es liegt aber auf der hand, daß dem geforderten sinn schon der erste helming allein völlig genüge tut. Der zweite variirt nur dasselbe motiv, und zwar, wie auch der inhalt zeigt, in ganz sekundärer weise.

Zunächst müssen wir uns über den text klar werden. Der singularis *úlfr* verträgt sich nicht mit den folgenden pluralen. Die einfachste besserung ist die von Grundtvig vorgeschlagene: *úlfar munu* (für *úlfr mun)*. Weiterhin ist mit den neueren ausgaben zu lesen *gamlir, blakfiallir*. Ranisch (Eddalieder 122) nimmt auch an *gamna greystóði* anstoß und liest *gumna greystóð*, 'die meute der männer'. Gegen die verkürzung des kompositums spricht das versmaß; málaháttr von der form –́ ⏑ –́ –̀ ⏑̀ ist in den ersten drei vierteln des helmings ebenso beabsichtigt wie 12,1—3. Ist *greystóð* falsch,

so läßt sich auch *gumna* nicht halten, denn ein **greystœði* wäre angesichts *gránstóð* und ähnlicher komposita allzu kühn. Es bleibt also bei *gamna greystóði*, mit dativ wie bei *granda* und verwanten verben. Mir scheint aber, daß diesen worten gegenüber eine andere auffassung angezeigt ist als die bisherige, die in der tat zu konjekturen verführen muß. Es ist so gut wie ausgeschlossen, daß in dieser bitter ernst gemeinten strophe jemand den gedanken hätte anbringen wollen, die in das gehöft einbrechenden bären würden durch ihr beißen den hunden spaß machen. Auf das richtige führt Am. 17, eine strophe, die unleugbar mit der unsrigen zusammenhängt. Dort sagt Kostbera von dem bären, von dem sie geträumt hat: *munni oss mǫrg hefði*, 'er hielte viele von uns im rachen'. Das unausgedrückte objekt zu *búta þreftǫnnum* ist 'menschen'. Die bären werden ein blutbad anrichten. Der traditionelle ausdruck dafür ist 'die wölfe erfreuen', und eben dies muß auch mit *gamna greystóði* gemeint sein. Allerdings bedeutet *grey* für sich allein sonst nie 'wolf', nur die kenningar *Viðris grey*, *grey norna*. Daß aber ein substantiv als erstes glied eines kompositums eine bedeutung annimmt, die es sonst nur mit einem genetiv zusammen konstituiren kann, ist in der poetischen sprache nicht unerhört. Guðr. I 15,5 steht *regns dropi* für 'träne', während sonst als ausdruck für 'tränenguß' etwa ein *hlýra regn*, 'wangenregen', nötig wäre (s. Detter-Heinzel 2,452). Wir dürfen also *gamna greystóði* deuten als 'erfreuen die wolfsschar'. Am nächsten kommt unserer stelle HHu II 25,6: *opt náir reifi* (cod. *hreifi) gránstóð gríðar*, 'mögen ihre leichen oft die graue schar der riesin erfreuen' [1]).

So erhalten wir eine in sich geschlossene vorstellung. Freilich steht diese vorstellung in unvereinbarem gegensatz zur ersten hälfte der strophe. Aber auch die metrik weist darauf hin, daß die beiden strophenhälften nicht ursprünglich zusammengehören. Ferner ist die stilistische form der strophe zu beachten. Das ähnliche ausklingen der beiden helminge macht denselben eindruck wie die widerholungen in der zweiten hälfte von str. 4 (4,7 ∼ 4,2; 4,8 ∼ 4,4? *mélgreypa* aus 3,3). Dieser verseschmied stampft mit ungeschickten schritten vorwärts; nachdem er drei viertel des raumes gefüllt hat, beschränkt er sich für das vierte auf eine leichte ände-

[1]) Der ausdruck ist nachgeahmt im Háttalykil (Jónsson, Lit. hist. 1,53).



rung eines übernommenen ausdrucks. Nach dem so entstandenen rhythmischen muster dichtete er dann auch 12,1—4.

Daß dieser helming ebenfalls jüngerer zusatz ist, zeigen nicht bloß die glatten füllungen. Der inhalt lehrt dasselbe. Zunächst fällt der singularis *landrǫgni* auf. Zwar ist die meinung gewiß nicht, daß Gunnarr allein aufgebrochen sei. Die eigentümliche wendung erklärt sich daraus, daß diese verse die unmittelbare fortsetzung der str. 11 und des ganzen vorausgegangenen auftritts bilden. In diesem auftritt war Gunnarr der mittelpunkt. Er hatte soeben seinen entschluß aufzubrechen der staunenden tafelrunde verkündet. Nun geht es weiter: Und er brach auf; seine trauernden mannen geleiteten ihn aus dem hoftor. Von Hǫgni war hier nicht die rede; hieß es doch vorher nur *ef G u n n a r s missir*, *ef G u n n a r r ne kømrat*. Schon hieraus erhellt der junge ursprung unserer verse. Sie geben sich deutlich als lückenbüßer zu erkennen. Eine poetische darstellung aus einem guß hätte, das dürfen wir zuversichtlich behaupten, den aufbruch ganz anders, realistischer dargestellt. Sie hätte vor allen dingen Gunnarr (und Hǫgni) nicht ohne gefolge reiten lassen. Allerdings herrscht diese vorstellung nicht bloß hier, auch im folgenden. Die wächter vor Atlis tor (str. 14) würden eine bewaffnete Burgundenschar nicht unbehelligt einlassen — 'mit gellendem ger' aber müßte die gefolgschaft der könige selbstverständlich auftreten —, und so heißt es denn gleich darauf (str. 15) auch nur, daß Guðrúns beide brüder in den saal kamen. Also dem letzten bearbeiter der Akv. hat ein ritt der Burgunden zu zweien vorgeschwebt, ganz wie bei Hamðir und Sǫrli. Damit setzte er sich aber in widerspruch nicht nur mit der historischen wirklichkeit und der sicherlich ältesten form der sage (die im NL, in vergrößertem maßstab, erhalten ist), sondern auch zu dem ersten helming von str. 11. Denn hier ist die vorstellung die, daß nach dem falle Gunnars (und der seinen) das gehöft mit dem Nibelungenhort verlassen und schutzlos, als beute für die wölfe daliegen wird. Also zieht Gunnarr mit allen seinen mannen ins Hunnenland. Das ist entweder aus begriffen wie 'untergang der Burgunden', 'der letzte Burgunde' *(er ek einn lifik*, Akv. 27,4) ohne viel reflexion abgeleitet, oder es birgt eine erinnerung die geschichtlichen grundlagen der sage, an den auszug der burgundischen mannschaft gegen die Hunnen (vgl. oben s. 140 f. 144 und zfda. 10,150 f.).

Über 14. 15 soll unten gehandelt werden. Es kommt uns hier nur darauf an, daß 11,5—8 und 12,1—4 ganz gleichmäßig von 11,1—4 abfallen. Schon in der zweiten hälfte von 11 ist die auffassung die, daß das gefolge zurückbleibt. Wenn Gunnarr nicht widerkehrt, wird es die beute der bären. Was kann sich der verfasser dabei anderes gedacht haben, als daß Gunnarr der schutz und schirm der Burgunden sei, der allein sie vor den tieren der wildnis zu schützen vermöge? Die schilderung des zu fürchtenden ereignisses ist derart, daß man hier nicht mit Bugge allgemeine böse ahnungen ausgedrückt finden darf. In der Grettissaga c. 21 heißt es von einem *híđbiǫrn: hann eirđi hvárki mǫnnum né fé;* Grettir erlöst die leute von dieser plage. Man vergleiche auch Egilssaga c. 27, wo auf der insel Fenhring hirtenknaben mit hunden nachts auf der bärenwacht sind (Schönfeld, Der isl. bauernhof 284 f.). Einen derartigen sinn hat der verfasser denn wol auch dem vorangehnden älteren helming untergelegt: wenn Gunnarr das gehöft der Nibelungen nicht mehr schützen kann, werden die wölfe dort einbrechen. Diese auffassung (die sich übrigens ungefähr deckt mit derjenigen von Keyser und Bugge) trägt ihren sekundären charakter deutlich zur schau. Sie macht die burgundischen gefolgsleute zu furchtsamen pygmäen, rückt das heldentum ihres königs in fast komische beleuchtung. Selbst der fernste epigone konnte so etwas nicht frei erfinden; er hat es eben aus dem überlieferten zeilenpaar herausgelesen.

In welchem lichte er die ereignisse sah, das lehrt uns weiter der höchst bezeichnende zusatz *grátendr* 12,3. Die abschiedstränen stammen nicht aus dem germanischen altertum, sondern aus einer sehr späten litterarischen welt, der welt der stabreimenden elegien, die auf denselben ton gestimmt sind wie der ae. Wanderer: *eall is earfodlic eordan ríce!* —

Der zusatz 11,5—12,4 rückt durch seine metrische form und durch die art der anknüpfung an das vorausgehnde in eine linie mit der þula von str. 4, die bereits oben als zusatz erkannt wurde. Es gehört aber sicher noch mehr zu dieser oben mit IV. bezeichneten schicht. Zunächst kommt str. 2,1—4 in frage. Auch hier tritt die furchtsamkeit der Burgunden hervor: sie scheuten den groll der Hunnen, aber sie ließen das nicht merken *(dyliendr þǫgđu)* ! Statt *vín í hǫllu* heißt es *vín í valhǫllu*, mit einem gesuchten ausdruck,

der sich mit *greystódi* 11,7, *landrǫgni* 12,1 vergleicht und ebenso wie diese komposita zu der beliebten rhythmischen form D* führt. Dieselbe form haben wir (nach streichung von *þar*, das im hinblick auf *í valhǫllu* überflüssig ist) 2,1: *drukku dróttmegir*. — Zugehörigkeit zu dieser schicht ist auch bei str. 38 zu erwägen. Auch hier erscheinen weinende männer *(grétu bǫrn Húna)*, widerum zusammen mit jenem gleichmäßigen rhythmus (38,2—4). Wir befinden uns hier in der schlußpartie unseres textes, deren modernerer gesamtcharakter schon hervorgehoben wurde. Es scheint, daß str. 38 von ihrer umgebung nicht zu trennen ist. Das abschließende urteil über diese strophen müssen wir noch aufschieben.

C. Demnächst verdient die überlange str. 16 eine nähere betrachtung. Es ist hier widerum nicht damit getan, daß man einige zeilen streicht. Sicher darf man nicht 7—10 streichen, bloß weil diese verse unverständlich sind oder nicht in den zusammenhang passen. Man kann von der ganzen strophe sagen, sie sei unverständlich. Jedenfalls sagt sie bei weitem nicht das, was an dieser stelle allein verständlich wäre.

Gehn wir von Gunnars antwort in str. 17 aus, so erwarten wir in str. 16 etwa den sinn: du tätest am besten, deine bewaffnete mannschaft zu holen; allenfalls auch: du hättest besser getan, mit bewaffneter mannschaft zu kommen. Beides steht nicht da. Guðrún spricht: 'Besser tätest du (oder: hättest du getan), bruder, wenn du in die brünne führest, wie in erzbeschlagenen (?) helmen, Atli zu besuchen' — diese zeile ist unklar — 'in sätteln säßest sonnenhell tage' — die folgenden zwei zeilen sind wider schwierig, bis 'und ließest Atli selber in den schlangenhof kommen; jetzt ist der schlangenhof euch beiden bestimmt'. Von kriegern kein wort. Der nächste sinn scheint zu sein: du hättest in waffen kommen sollen. Das klingt unglaublich, denn wie hätte es einem Burgundenkönige einfallen sollen, ohne waffen über land zu reiten? Ferner versteht man nicht das *sætir þú í sǫdlum*. Ist Gunnarr etwa gar zu fuß gekommen? Und selbst wenn man diese ungeheuerliche vorstellung einem späten skáld zutrauen wollte, so ist immer noch der zusatz *sólheiða daga* anstößig. Er scheint auf die beschwerden ununterbrochener tagesritte, insonderheit auf die tageshitze, zu gehn. Ein solcher hinweis hat hier gar keinen sinn. Man würde noch eher

den gedanken erwarten: ein ritt wäre auch weniger beschwerlich gewesen als ein marsch.

Sehen wir näher zu, so hängt die vorstellung des 'kommens' an dem einen kurzverse *at siá heim Atla*. Dieser kurzvers, sowie der vorhergehnde stimmen fast wörtlich überein mit 3,7—8. Auch in str. 13 hat eine aus str. 3 entnommene langzeile unordnung gestiftet. Ebenso wie dort ist an unserer stelle die syntaktische anknüpfung gezwungen und unklar *(sem)*. Schon hieraus dürfen wir zuversichtlich folgern, daß die zweite langzeile in str. 16 sekundär eingeschoben ist. Die wahrscheinlichkeit wird sich zur evidenz steigern, wenn sich zeigen läßt, daß ohne jene langzeile ein befriedigender sinn vorliegt.

Ein solcher ergibt sich in der tat, sobald wir den anfang der strophe ohne hinblick auf das in der hs. folgende interpretiren. Guðrún rät dem bruder, seine brünne anzulegen. Da sie das ohne einschränkung ausspricht, so ist ihre meinung offenbar die, daß er es auf der stelle tun soll. Und zu welchem zwecke soll er es tun? Um sonnenhelle tage in sätteln zu sitzen. Es ist klar, die schwester rät dem bruder, sich zum aufbruch zu rüsten und möglichst schnell eine weite strecke zwischen sich und die Hunnen zu legen. Sie rät ihm zur flucht. Darauf wies schon mit aller deutlichkeit der schluß der vorhergehnden strophe: *hǫll gakk þú ór snemma!*

Auch die folgenden zeilen erklären sich bei dieser auffassung, wie mich dünkt, zwanglos. *Nái* (so müssen auch wir statt des überlieferten *nár* lesen) *naudfǫlva létir nornir gráta*, 'ließest die nornen die bleichen toten beweinen', ist so zu verstehn, daß Gunnarr aufgefordert wird, das klagen über die gefallenen, und wol auch die rache für sie, den nornen zu überlassen. Es scheint eine sprichwörtliche wendung zugrunde zu liegen, etwa: *látum ná nornir gráta*, des sinnes 'kümmern wir uns nicht um die gefallenen!' Diese annahme ist weniger kühn, als wenn man für *norn* an dieser einzigen stelle die bedeutung skiáldmær ansetzt oder mit Gering zfdph. 29,61 den vers für arg verderbt hält.

Über jene redensart wäre etwa folgendes zu sagen. Von allen weibern sind die nornen die letzten, die einen gefallenen beklagen, denn ihrem spruch verdankt er ja seinen tod. Sagt man also 'die nornen mögen ihn beweinen', so ist das ein drastischer ausdruck für 'er bleibe unbeweint', unmittelbar zu vergleichen unsern wen-

dungen 'das weiß der teufel', 'das müßte mit dem teufel zugehn', letzteres im sinne von 'dazu kommt es nicht'. Der teufel ist hier als der übelwollende mächtige gedacht, der gewiß nicht zu etwas helfen, gewiß nicht etwas mitteilen wird, obgleich er helfen kann, und obgleich er um die sache weiß. Die analogie mit den feindlichen nornen, denen man ebenfalls nichts gutes zutraute, liegt auf der hand. Es sieht fast so aus, als wenn die christlichen redensarten auf heidnische von der art der von uns vermuteten zurückgehn. (Treffen diese erwägungen das richtige, so liegt es nahe, daß die weigerung der Þǫkk — *Þǫkk mun gráta þurrum tárum Baldrs bálfarar* — mit solchen vorstellungen zusammenhängt.)

In der späteren überlieferung hat man unsere zeile mißverstanden. Davon zeugte schon der einschub von z. 3—4. Wie die neue auffassung zustande kam, darüber belehrt uns deutlich der wortlaut des folgenden: *Húna skiáldmeyiar (létir) herfi kanna.* Die verwechslung von nornen, walkyrjen und schildmädchen hat dazu geführt, daß man die *nornir* als hunnische kämpferinnen faßte. Damit entstand der sinn: ließest die hunnischen schildmädchen über tote weinen (*láta gráta = grœta*, vgl. *mey hann né grœtir né manns konu*, Lok. 37,4). Diesen sinn glaubte jemand deutlicher herausarbeiten zu sollen, indem er einen vers hinzudichtete (*herfi* doch wol zu *herfiligr*, s. Bugge 431a). Daß aber hier keine spontane erfindung steckt, sieht man gleich: statt der schildmädchen wären die frauen oder mädchen, d. h. gattinnen und bräute in diesem zusammenhang das einzig gegebene gewesen, das ist sicher der sinn der gemeingermanischen redensart 'frauen weinen machen', während die schildmädchen laut mehr als einem zeugnis die männerliebe verschmähen. Freilich ist die vorstellung des späten dichters von den *skiáldmeyiar* wol eine etwas andere gewesen. Er wollte diesen unklar vorgestellten wesen nicht wol, gemäß der isländischen denkweise der christlichen zeit, wie sie die fornaldarsǫgur widerspiegeln (Olrik, Sakses oldhistorie I). Offenbar kamen ihm diese *nornir ok annat illþýði* (Hrólfssaga ed. Jónsson 95[19]), diese *taufrnornir* (Buslubœn 8,2, EM 128) gerade recht in verbindung mit den feinden seiner helden, er gönnt ihnen ihr leid, und es ist gewiß kein zufall, wenn in der vorletzten strophe der feuertod der *skiáldmeyiar* besonders hervorgehoben wird. Aber eben durch diese durchschimmernde antipathie ergeben sich z. 9—10 und damit die durch sie

vorausgesetzte auffassung von z. 7—8 als jung. Es kommt hinzu, daß *herfi kanna*, wenn es oben richtig gedeutet wurde (etwa 'lehren, was leid ist'), auch durch seinen sentimentalen charakter den epigonen verrät.

Die folgenden verse mit der erwähnung Atlis schließen sich an die drohung gegen die schildmädchen sehr natürlich an. Die verbindung Atlis mit dem *ormgardr*, die hier hergestellt wird, macht einen entschieden sekundären eindruck. Der zudichter geriet auf der suche nach dem hauptstabe nur zu leicht auf diesen durch die sage selbst nahegelegten begriff. Noch weiter entfernte er sich aus dem kreise alter vorstellungen mit dem schlußverse der strophe, dessen unursprünglichkeit schon aus dem unsagengemäßen *ykr* erhellt.

Als alter bestand unserer strophe bleiben somit 3 langzeilen übrig:

Betr hefdir, bródir, at í bryniu fœrir,
sœtir í sǫdlum sólheida daga,
nái naudfǫlva létir nornir gráta —.

Betrachten wir den inhalt dieser zeilen genauer, so erkennen wir die grundlinien eines verschütteten zusammenhangs. Die nornenzeile lehrt, daß in dem augenblick, wo Guðrún ihren rat erteilt, schon blut geflossen ist. Die Burgunden sind also mit gefolge erschienen; man muß sich vorstellen, daß das gefolge ganz oder zum teil gefallen ist (für letzteres spricht der plur. *í sǫdlum;* Gunnarr soll mit den überlebenden aufbrechen). Bekanntlich beginnen im NL die feindseligkeiten mit einem überfall auf die burgundischen knechte. Ein ähnliches blutbad wird auch durch unsere stelle vorausgesetzt. Doch läßt sich nicht ersehen, ob nicht der erste kampf an derselben stelle stattgefunden hat, wo Guðrún mit ihrem bruder spricht. Gunnarr weist natürlich die zumutung der schwester zurück. Ebenso wie er vor dem aufbruch ins Hunnenland unter allgemeinem schweigen der tischgenossen, *af módi stórum*, gerufen hatte 'nun trinken wir das abschiedsbier!', so widerstand er hier, angesichts der gefahr, der versuchung sich zu retten zweifellos wider mit einer kühnen trutzrede.[1]) Sie ist verloren; als ersatz dient in

[1]) Sie wird bezeugt durch Vǫlsungs rede Vǫls. saga c. 5,14 ff.



unserm umgedeuteten text die resignirte str. 17. Aus dem NL kann man vergleichen:

Wir müezen doch ersterben, sprach dō Gīselher,
uns enscheidet niemen von riterlīcher wer.
Wer gerne mit uns vehte, wir sīn et aber hie,
wand ih deheinen mīnen vriunt an triuwen nie verlie

(B 2106).

Vorangegangen ist hier das anerbieten freien abzuges, den Kriemhilt ihren brüdern gewähren will, wenn sie Hagen ausliefern. Es könnte sein, daß wir hier eine umbildung des aus der Akv. zu erschließenden älteren auftritts vor uns haben. Jedenfalls sind beide scenen insofern verwant, als hier wie dort die zwei haupttugenden des germanischen kriegers triumphiren, todesverachtung und treue, während es sich bei Gunnars aristie nur um die eine von ihnen, die todesverachtung, handelte.

Wir müssen noch einen blick auf die umgebung der str. 16 werfen. Der schluß von 15 weist, wie wir sahen, auf den alten inhalt von 16 hin *(hǫll gakk þú ór snemma!)*. Allerdings verträgt sich diese aufforderung zur not auch mit dem vorliegenden zusammenhange; auch wenn Gunnarr seine leute holen soll, muß er zuvor die halle verlassen. Aber str. 15 hat sicher andere voraussetzungen. Nehmen wir die erschrockene rede der Guðrún als ganzes — 'verraten bist du! was willst du machen gegen die anschläge der Hunnen? mach, daß du fortkommst!' —, so kann über den sinn des letzten satzes kein zweifel sein. Hier spricht die schwesterliche fürsorge ihre erste regung aus: der bruder soll sich retten.

Aber 15 ist mit der alten str. 16 nicht gleichzeitig. Hätten beide strophen denselben verfasser, so verstünde man nicht, warum schon der schluß der ersten mit einem thema anfängt, das die zweite, in veränderter tonart anhebend, mit einer dritten (!) anrede *(bróðir!)* erledigt. Ferner: in 15 sind die giukungischen brüder ohne gefolge gedacht, in 16 dagegen ist auf einen kampf angespielt, in dem ein teil des gefolges gefallen ist. Von diesem kampf selbst weiß str. 15 auch nichts, denn sie läßt den rat der Guðrún unmittelbar auf die ankunft der brüder folgen. Der verfasser von 15 hat also von dem kampf keine kunde gehabt außer dem kurzen hinweis 16,7—8, den er wahrscheinlich auch schon nicht mehr verstand.

Aus diesem sachverhalt dürfen wir folgern, daß 15 jünger als der kern von 16, aber älter als die erweiterung von 16 ist. Mit dieser erweiterung gleichzeitig oder jünger als sie ist str. 17, die sie voraussetzt.

Dies stimmt zu dem, was wir oben über die beziehungen von 15 zu 6 und 8 festgestellt haben. 15 und 8 gehören zur III. schicht. Die erweiterung von 16 nebst 17 dürfen wir, solange nichts dagegen spricht, der IV. schicht zuteilen.

D. Str. 26 und 27 können in der form, wie sie dastehn, nicht ursprünglich sein. Von 26,1—4 dürfen wir absehen. Das folgende ergibt den sinn: Da Hǫgni nicht mehr lebt — ruft Gunnarr —, liegt der schatz in meiner hand allein. Jetzt brauche ich nicht mehr zu zweifeln (nämlich daß der ort des schatzes den Hunnen für immer verborgen bleibt, oder daß er nie in ihre hände kommt). Im Rhein, unter dem wasser sollen die roten ringe liegen, nicht an den händen der Hunnen glänzen.

Es ist klar, daß der letzte satz keine fortsetzung des vorhergehnden bildet. Nach dem zusammenhange ist es ausgeschlossen, daß Gunnarr hier droht, er wolle den hort in den fluß versenken lassen. Die meinung kann nur sein: er ist schon versenkt worden, natürlich vor dem aufbruch der Burgunden ins Hunnenland (vgl. SnE 106. NL 1137). Auf diese tatsache kann es aber keinerlei einfluß haben, ob Hǫgni am leben ist oder nicht. Wenn der schatz im Rhein liegt, ist er den Hunnen allemal entrückt. Gunnarr braucht nicht mehr zu 'zweifeln' von dem augenblick an, wo der letzte goldring in der flut versank. Von diesem augenblick an darf er auch nicht mehr sagen: *er und einum mér ǫll um fólgin hodd Niflunga.*

So sicher die Rheingoldstrophe (27,5—12) an ihrer stelle unursprünglich ist, so unverkennbar ist es, daß ein innerer grund sie an diese stelle versetzt oder an dieser stelle geschaffen hat. Gunnarr steht gebunden vor den Hunnen, die nach dem schatze lüstern sind und von ihm aufklärung über seinen ort erwarten. Da muß seine eröffnung, daß fern im Burgundenlande die tiefen fluten des Rheins über die ringe gleiten, wol ein wutgeheul der enttäuschung wecken. Gunnarr spielt also einen wolberechneten trumpf aus, um seine gegner aufs äußerste zu erbittern, und ruhig wartet er es ab, wie sie sich dafür rächen werden.

Das ist gewiß eine dichterisch geschaute scene. Von hier geht es ohne anstoß, in selbstverständlicher psychologie weiter zu Gunnars martertod. Schlimm aber steht es mit dem anschluß nach vorne. Auch wenn wir die vorangehnde strophe (26,5—27,4) mit Symons als jüngere variante beiseite schieben, wird die Rheingoldstrophe im zusammenhang nicht wahrscheinlicher. Sie paßt überhaupt nicht in den ganzen auftritt von str. 21 an. Man bringt Gunnar das herz seines bruders, um ihn zu überzeugen, daß dieser tot ist. Das steht mit deutlichen worten da, und das motiv wird durch die deutsche sage bestätigt. Es kann keinen andern sinn haben als den uns das NL an die hand gibt: die brüder haben eide getauscht, daß keiner den ort des schatzes verraten wird, solange der andere lebt; dieses faktum hat Gunnarr dem ersten verlangen der Hunnen nach dem schatze entgegengesetzt. Auch die fortsetzung kann nur die des NL sein. Der überlebende erklärt: Jetzt, wo ich keinen mitwisser mehr habe, schweige ich erst recht! Es gibt keine möglichkeit, diese scene auf die Rheingoldstrophe hinauslaufen zu lassen.

Dagegen wird der inhalt von 26,5 ff. durch die deutsche parallele als alt erwiesen:

den scaz den weiz nu niemen *wan got unde mîn:*
der sol dich, vâlandinne, *iemer wol verholen sîn*

(NL 2371,3. Edzardi, Germ. 23,98).

Folglich ist die Rheingoldstrophe jünger als die ganze scene, die sie scheinbar abschließt. Sie rührt her von einem manne, der stolz darauf war, eine neue glanzstelle beisteuern zu können, dem aber der zusammenhang nicht klar vor augen stand.

Betrachten wir die strophe näher, so zeigt sie starke berührungen einerseits mit 11,1—4, andererseits mit der gruppe von interpolationen, zu der die zweite hälfte von str. 11 und die erste von 12 gehören (IV. schicht). Die berührungen mit 11,1—4 charakterisiren sich als anlehnung *(Rín skal ráda ∼ úlfar munu ráda)* und entlehnung *(arfi Niflunga)*. Sie sind zu beurteilen wie die beziehung von 16,3—4 zu 3,7—8, von 13,3—4 zu 3,3—4 usw. Die berührungen mit der IV. schicht hingegen sind anderer art: doppelte variation 27,7—8 wie 12,3, vorliebe für komposita *(rógmálmr, valbaugar*, vgl. *valhǫll* 2,3, *valrauðr* 4,6). Nur *Húna bǫrnum* 27,12 ∼ *bǫrn Húna* 38,4 ist eine verbale übereinstimmung. Die komposita

wie die ganze ausdrucksweise tragen einen gesuchten, unprimitiven charakter; man denke etwa an *greystóð* für 'wölfe' 11,7. Das unprimitive tritt auch an der Rheingoldstrophe stark hervor in der umschreibung *rógmálmr skatna* 27,6, die übrigens nicht aussieht, als wäre sie für diese stelle erfunden, sondern sie scheint fertig einer skaldischen quelle entnommen zu sein. [1]) Unsere strophe ist schwungvoller und phantasiereicher als die helminge, zu denen wir sie hier stellen. Doch das allein beweist nichts gegen die zusammengehörigkeit. Es finden sich in unserm texte noch andere strophen, die demselben dichter zu gehören scheinen und denen man anschaulichkeit nicht absprechen kann. —

Die Rheingoldstrophe ist nicht der einzige anwuchs an die trutzscene. Die eingangsstrophe 2 1 steht gleichermaßen in widerspruch zum sinn und zusammenhang des ganzen. Warum v e r l a n g t Gunnarr Hǫgnis herz? Auf die frage gibt es keine andere antwort als diese: weil die Hunnen es ihm bringen. Die erwähnung der eide, die ursprünglich das ausschneiden des herzens herbeiführte (NL 2368), muß aus irgend einem grunde vergessen worden sein, während der hauptauftritt, Gunnarr mit dem herzen in der hand, weil wichtiger und fesselnder, besser überlebte. Daher bedurfte dieser auftritt einer neuen motivirung. Und es lag keine so nahe wie ein ausdrückliches verlangen. Man kann hier kaum von einer erfindung reden; das motiv schien mit der hauptscene schon gegeben. Von einfluß ist dabei gewiß auch die specifisch nordische ausgestaltung dieser scene gewesen. Wenn Gunnarr ausdrücklich sagt: 'dies ist nicht Hǫgnis herz', so schien der nebengedanke fast selbstverständlich: 'und ich habe doch Hǫgnis herz von euch verlangt'. Man beachte, daß durch die erfindung vom zuckenden knechtsherzen der schwerpunkt der scene nach vorn rückt. Er liegt nicht mehr in dem trutzruf: *der sol dich iemer wol verholen sīn!* Dadurch erklärt es sich, daß dieser trutzruf zum teil (und zwar in seinem inhaltlich ältesten teil: 26,5—8) nicht so altertümlich aussieht wie str. 23 und 25, die mit ihren einfachen parallelismen und antithesen viele generationen hindurch über jede um-

---

[1]) Recht nahe stehn die beiden kenningar *Rínar raudmálmr, rógr Niflunga*, Biark. 6 (EM 82, SnE I 402), und dies möchte umso weniger zufall sein, als die skaldischen zusätze der Biark. und unsere schicht IV. auch rhythmisch eng verwant sind.



dichtung triumphirt zu haben scheinen (ebenso übrigens 27,1—4). Von hier aus begreift man, wie ein jüngerer dichter auf den gedanken kommen konnte, den trutzruf durch ein neu eingekleidetes altes sagenmotiv aufzufrischen. Und von hier aus begreift sich auch, wie wir sahen, die zudichtung von str. 21.

Inhaltlich betrachtet, könnten 21 und 28,5 ff. von sehr verschiedenem alter sein. Aber die untersuchung der form führt zu dem ergebnis, daß wie eine reihe anderer strophen, von denen noch nicht die rede war, so auch str. 21 zu der schicht IV. gehört.

Str. 16 in ihrer umgearbeiteten gestalt wird durch str. 17 vorausgesetzt. Wir rechnen daher letztere zu der überlieferungsschicht IV. Nun zeigt 17 eine eigentümliche bauart. Auf zwei (parallele) langzeilen folgt eine dritte, die sich mit loser bindung an die zweite anschließt, ganz aus ausmalend variirenden zusätzen besteht und die strophe schließt:

Seinat er nú, systir, at samna Niflungum,
langt er at leita lýða sinnis til,
of Rosmufiǫll Rínar, rekka óneissa.

Eine derartige bauart kehrt noch mehrmals wider, und zwar am ähnlichsten in str 21:

Hiarta skal mér Hǫgna í hendi liggia,
blóđugt, ór brióst skorit baldriđa,
saxi slíđrbeitu, syni þióđans.

Wider nur drei langzeilen, die dritte ganz mit zusätzen zur zweiten gefüllt.

Sehr nahe steht auch str. 35:

Skævađi þá in skírleita, skálar þeim at bera,
afkár dís, iǫfrum, ok ǫlkrásir valdi
naudug neffǫlum, en níđ sagdi Atla.

Daran schließen sich einerseits noch zwei dreizeiler, von denen der eine (34) wahrscheinlich ebenfalls die dritte zeile lose bindet (komma hinter *tǫldusk* und hinter *gransídir)*, während bei dem andern (24) wenigstens der schein einer bindung vorliegt (24,5 ~ 22,3), andererseits führt von hier der weg zu solchen strophen, die, ohne dreizeilig zu sein, in enjambement und verwischen der helminggrenze schwelgen.

Ganz ähnlich wie 35 ist 31 gegliedert. Ein ebensolcher abnormer sinneseinschnitt, wie sich dort hinter dem dritten und fünften kurzvers einstellt, findet hier hinter dem fünften und neunten statt. Auch hinter dem dritten bewirkt die absonderliche wortstellung einen knick.

Hierher gehört ferner 14, mit 31 schon durch die übermäßige länge zusammengehalten. Der erste helming ist normal gegliedert. Dann aber folgen gruppen von 5, 2 und wider 5 kurzversen. *Dafa darrađar* 14,9 ist sachlich und syntaktisch nicht ganz klar; doch unterliegt es keinem zweifel, einmal daß diese worte keine inhaltliche selbständigkeit haben, ferner daß mit 14,10 eine neue gruppe anhebt, *dafa darrađar* gehört also sicher zum vorhergehnden. Wie hinter 11 liegt auch hinter 13 und 15 ein deutlicher einschnitt, stärker als die einschnitte an den benachbarten langzeilenenden. Ähnlich steht es bei 7. Liest man hier mit der hs. *bundnum rǫndum*, so ruht allerdings die langzeile im gleichgewicht. Aber was 'gebundene schilde' sind, noch auch wie dieser dativ syntaktisch zu erklären wäre, hat uns noch niemand gesagt. Vielmehr ist zu lesen *bundinn rǫndum*. Die halle ist mit schilden behängt, die an den wänden angebunden sind, gleichsam 'mit schilden bebunden'. Der Ausdruck ist ganz parallel dem *sleginn sessmeiđum*, 'mit bänken beschlagen', d. h. die bänke sind aufgeschlagen. Die ausdrücke sind von derselben art wie *dreyra runninn*, *grasi vaxinn*, man vergleiche Nygaard, Eddasprogets syntax 1,20 f.[1]) Lesen wir aber *bundinn rǫndum*, so steht dieser vordere kurzvers nicht mehr mit dem folgenden *(bleikum skiǫldum)* parallel, sondern mit dem vorhergehnden *(sleginn sessmeidum)*, und wir erhalten einen neuen fall von enjambement.

Ferner gehört zu dieser gruppe str. 41. Man hat diese 8 halbverse freilich in annähernd normale helminge zu zwängen gesucht, doch der erfolg richtet über dieses unternehmen. Die parenthese 41,6 hätte schwerlich gegenstücke, und warum Gudrun den heißen brand v o r die tür der halle stoßen sollte, ist nicht abzusehen. Es kann sich doch nicht um ein wirkliches *brenna inni* handeln. *Hratt*

[1]) Was bei Gering, Vollst. wb. 954 über *slá* gesagt ist, kann nicht befriedigen. Ebenso scheint mir die deutung von Detter-Heinzel (2, 528) sprachlich ganz unmöglich.



fyr hallar dyrr 41,5 gehört vielmehr eng zum vorhergehnden verse *ok hvelpa leysti:* Guðrún bindet die hunde los und jagt sie mit einem fußtritt vor die tür. Mit heißem brande weckt sie die knechte (41,6 + 7), d. h. die *húskarlar* erwachen infolge des feuers. Damit sind die helminge, wenn auch nicht allzu gröblich, gesprengt.

Endlich muß die widerum überlange str. 42 genannt werden. Bei z. 9 ist die helminggrenze durch ein sehr hartes enjambement überschritten. —

Anders liegt die sache bei 37 und 38. Doch sei auch über diese strophen hier ein wort eingefügt. Beide erweitern den zweiten helming durch eine lose gebundene zeile. Diese scheint bei 37 sekundär zu sein. 'Du wirst nicht mehr vom hochsitz aus die jungen könige gerne schäften sehen' — das erregt doch zunächst die vorstellung, daß die knaben in der halle sich aufhalten. Das *manar meita né mara keyra* führt aber plötzlich die scene ins freie hinaus. Die annahme, daß der saal vorn offen gedacht werde (Detter-Heinzel z. st.), ist nur ein notbehelf. Das *geira skepta* führt jedenfalls nicht darauf, und ein anstoß vor 9 bleibt also bestehn. Auf str. 14 darf man sich nicht berufen, denn der dichter dieser jungen strophe hatte sicher keine anschauung von der dargestellten scene. Die erweiterung steht vielleicht unter dem einfluß einiger stellen der Rþ., besonders Rþ. 22 und 35. — Bei 38 kommt ursprüngliche zehnzeiligkeit eher in frage. Es fällt nämlich auf, daß 38,7 außer den söhnen der Guðrún auch ihre brüder erwähnt sind, auf die doch der gegensatz, um den es sich hier handelt, in keiner weise hinführt. Die *brœðr berharðir* sind nur vorgeschoben, um einen stabreim auf *buri* zu liefern. Dadurch geraten die söhne ungebührlich in den hintergrund, was dann, wie es scheint, wider ausgeglichen werden soll durch den nachdrücklichen zusatz der fünften langzeile. Jedenfalls hat der schluß der strophe etwas schleppendes, sehr ähnlich dem schluß von 14 und 31, wo auch infolge von reimnot das ende später erreicht wird. —

Die strophen, die durch ihre bindungsverhältnisse bisher auffielen, sind also folgende: 1) die dreizeiler: 17. 21. 24. 34. 35. 2) str. 41 und die überlangen str. 14. 31. 42, dazu 38.

Beide gruppen dürfen wir auf ihre form hin einer der jüngeren schichten zurechnen. Bei der zweiten sprechen dafür die überschreitungen der helminggrenze und das dominiren der cäsur über

den langzeilenschluß, bei der ersten ebenfalls diese letzte eigentümlichkeit (35) und ein zerkleinerter kurzvers wie *blóđugt, ór brióstі* . . . (21,3). Ist aber diese beurteilung richtig, so müssen wir erwarten, daß andere kriterien ihr zur seite treten. Solche müßten uns dann auch einen fingerzeig darüber geben, welche der bisher angenommenen schichten wir hier vor uns haben.

17 wurde oben der IV. schicht zugeteilt und auch bei 21 die vermutung jungen ursprungs begründet.

Auch darauf wurde schon hingewiesen, daß die schildmädchen die in dem jüngeren teil von 16 eine so bezeichnende rolle spielen, auch in 42 auftreten. Allem anschein nach ist es derselbe dichter, der, entsprechend der denkweise seiner zeit, ihnen dort ihr leid und hier den tod gönnt. Ferner: 16,13 wird die vorstellung bemerkbar, daß beide brüder, nicht Gunnarr allein, in den schlangenhof geworfen wurden *(nú er sá ormgarđr ykr um fólginn)*. So ist auch in 42 davon die rede, daß Gunnarr nicht allein starb *(frá morđi þeira Gunnars)*. Wenn das anstößige *þeira* zur streichung aus metrischen gründen herausgefordert hat (während jenes *ykr* durch stabreim gebunden ist), so bedeutet das nichts gegenüber der folgerung, daß beide stellen zusammengehören müssen. Sie stehn im widerspruch zu allem, was das gedicht sonst, sichtlich alter tradition gemäß, von der todesart der beiden helden zu berichten weiß, insbesondere zu der offenbar uralten scene vom ausgeschnittenen herzen. Die ungezwungenste auffassung ist die, daß wir hier gedankenlose phantasiespiele desselben mannes vor uns haben, der auch in str. 11 und 16 den zusammenhang verdorben hat. (Über eine dritte hierher gehörige stelle s. u. s. 162.)

Verwantschaft konnten wir ferner konstatiren zwischen 12 und 38: in beiden strophen kommen weinende männer vor. Str. 38 hebt im gegensatz dazu Guðrúns tränenlosigkeit hervor; auch das ist gefühlvoll. Merkwürdig berührt es nun, wenn in str. 41 die harte Guðrún die hunde vor die tür jagt — doch sicher, um sie zu retten. Das kann wol nur so verstanden werden: Der dichter, der für die heldin ausdrücke des staunens hat, empfand in ihrer handlungsweise zugleich etwas furchtbares, abstoßendes. Er wie seine zeitgenossen befanden sich eben der Guðrún gegenüber in einem mißlichen verhältnis. Eigentlich hätte man sie beurteilen müssen wie jede *skiáldmey*, der es besser war, *borđa at rekia æ*

(Helr. 1,6), als die brünne anzuziehen, aber der ruhm ihres namens und die überlieferte haltung des heldengesangs stritten dagegen. Die herkömmliche bewunderung war also nicht mehr echt, und es lag für einen dichter nahe genug, der Guðrún Giúkadóttir neue züge anzudichten, die geeignet waren, ihr wirkliche sympathie zu sichern. Ein solcher zug ist die verschonung der hunde. Die armen tiere, die sonst eines elenden todes hätten sterben müssen, erregen Guðrúns weibliches mitleid.

Bleiben wir bei str. 41, so fällt hier eine ähnlich gesuchte ausdrucksweise auf, wie wir auch sonst in der IV. schicht beobachten konnten (11,5—8. 27,6). *Hon beđ broddi gaf blóđ at drekka hendi helfússi* und *húskarla vakđi brandi heitum*, das sind gedankensprünge von derselben art, wie sie zahlreichen kenningar und wendungen wie *gamna greystóđi, skiáldmeyiar herfi kanna* zugrunde liegen. Sämtliche kenningar, die in unserm texte vorkommen, stehn in jung aussehenden strophen: *landrǫgnir* 12,1; *kumblasmiđr* 24,3; *rógmálmr skatna* 27,6; *hringdrifi* 31,11; über *skókr bituls* 28, *rógþorn* 29,3, *hǫlkvir hvílbeđiar* 30,7, *sverđa deilir* 36,2 und *gullz miđlendr* 37,7 siehe unten; auch *dafa darrađar* 14,9 hielt Bugge für eine kenning: 'des Odins der speere', d. i. Atlis. Vergleicht man damit die mutmaßlich alten teile (3. 7. 9. 11. 16. 19. 23. 25. 27), so zeigen sie eine ungleich schlichtere diktion, die zwar reichlich beiworte verwendet, aber sich künstlicherer umschreibungen enthält.

Eine specielle stilistische eigentümlichkeit der jungen strophen sind die phraseologischen genetive: *Bikka greppar* 14,3; *rógmálmr skatna* 27,6; *sǫngr virđa* 32,7. 38,2; *bœr buđlunga* 42,7; *garđr Húna* 12,4; *Atla ǫlskálir* 34,2. Diese eigentümlichkeit — darauf mag schon hier hingewiesen werden — erstreckt sich auch auf andere strophen (aber nicht auf die ältesten): *greppa gullskálir* 10,3; *gumna hendr* 10,4; *manna valbráđir* 36,6; *Guđrún sigtífa?* 29 (Detter-Heinzel 2, 38 f.).

Unter sich gleichartige umschreibungen sind *Húna bǫrnum* 27,12; *bǫrn Húna* 38,4 und *syni þióđans* 21,6 (vgl. *einum . . . ǫđlings syni* in dem jungen Innsteinsliede str. 21, öfters *gumna synir*, s. Vollst. wb. 363 f.).

An anklängen fällt etwa folgendes auf: *lýđar óneissir* 12,2 ~ *lýđa . . . rekka óneissa* 17,4—6; *dafar darrađar* 4,7 ~ *dafa darrađar* 14,9; *vín í valhǫllu* 2,3 = 14,11. Zu der eben schon einmal heran-

gezogenen str. 36, führt *ǫlkrásir* 35,4 (vgl. *ǫlskálir vínhǫfgar!* 34,1—2) ∼ *at ǫlkrásum* 36,7. Dabei ist weiter zu bemerken, daß *valbráðir* 36,6 sich zu *valhǫll* 2,3. 14,11, *valrauðr* 4,6 und *valbaugar* 27,10 stellt. Eine vereinzelte berührung mit der dritten schicht *(af geiri giallanda* 5,3 ∼ *með geiri giallanda* 14,15) könnte auf beeinflussung durch den vorliegenden text beruhen.

Endlich besteht eine vorliebe für doppelvariation, gleichzeitige variation zweier begriffe. Teils füllen diese variationen nur einen kurzvers (12,3: *grátendr, gunnhvata;* 35,3. 5: *afkár dís, iǫfrum; naudug, neffǫlum)*, teils erstrecken sie sich über einen langvers, so 27,7—8: *svinn, áskunna, arfi Niflunga.* Nicht wesentlich verschieden ist die gliederung, wenn statt zweier variationen eine mit einem andern losen zusatz auftritt, so 17,5—6: *of Rosmufiǫll Rínar, rekka óneissa;* 21,5—6: *saxi slíðrbeitu, syni þióðans.* Zu diesen stellen müssen wir hinzufügen 29,3—4. Man hat bisher *sleginn rógþornum* auf Atli bezogen und interpretirt 'von schwertern (oder kriegern) umgeben'. Aber die bedeutung 'umgeben' für *slá* beruht auf einem mißverständnis (s. o. s. 157 über *sleginn sessmeiðum).* Darum sind sowol Bugges (Norr. Fkv. 432a) wie Ranischs (Eddalieder 130) herstellungen abzulehnen. Es ist ganz unmöglich, *sleginn* mit *Atli* zu verbinden. Es muß zu *Glaum* gehören. Man darf füglich bezweifeln, ob das nur hier belegte *rógþorn* wirklich schwert bedeutet. Erinnert man sich der wendung *slá hest sporum* (Fritzner 3,420a), so wird man es mindestens ebenso plausibel finden, daß der stechende dorn den sporn andeuten soll. Atli treibt sein roß mit den sporen an, um seine rachgier so schnell wie möglich befriedigen zu können. Eine solche auffassung bleibt die wahrscheinlichste, auch wenn man an *rógþorn* 'schwert' festhält. Nach dem muster einer stelle des Alten Sigurdsliedes (Vǫls. saga str. 23) mag der dichter sich vorgestellt haben, daß der könig in der hitze der erwartung sein roß mit dem geschwungenen schwerte antreibt. Freilich wird die überlieferte lesart kaum richtig sein. Der plur. *rógþornum* allerdings wäre nur auffallend, wenn man von der bedeutung 'schwert' ausginge, und ließe sich auch dann durch parallelen stützen (Bugge zu Sig. sk. 14, Detter-Heinzel zu Vsp. 6,5), mißlicher steht es um den acc. *sleginn.* Man erwartet den dativ, denn *ríða* mit dem acc. des reittieres scheint sonst nur 'zureiten' zu bedeuten (s. Fritzner). Wahrscheinlich ist demnach zu lesen: *slegnum rógþornum.* Die verderbnis setzt voraus,

daß schon ein schreiber die stelle mißverstand, verführt durch die scheinbare kongruenz der beiden dative (vgl. 14,7). Auch *mǫnum* im vorhergehnden verse scheint rettungslos verderbt. Statt *Glaum* muß es jedenfalls *Glaumi* heißen (vgl. Kálfsvísa). — Die doppelte variation ist nicht das einzige bindeglied zwischen str. 29 und der schicht IV. *Sifiungr þeira* ist gewiß so gemeint, wie Detter-Heinzel mit ihrer paraphrase 'trotz der verwantschaft' andeuten. Der zusatz soll die grausamkeit des Hunnenkönigs unterstreichen, an das gefühl des hörers appelliren. In dieselbe richtung weist der zweite verstümmelte helming. Von dem gefühlswert des *vađin* und des *varna viđ tárum* war schon die rede. Wir merken hier dieselbe tendenz, die in 41 spürbar ist: Guđrún soll einem verfeinerten zeitalter menschlich näher gebracht werden. *Þeira* 29,4 läßt verschiedene deutungen zu, am natürlichsten aber bringt man es jedenfalls in verbindung mit dem schon erwähnten mißverständnis, wonach Gunnarr u n d H ǫ g n i zur schlangengrube fuhren. Es müssen doch wol die außer Atli nächstbeteiligten gemeint sein. Schwebte Gunnarr als alleiniges opfer vor, so wäre die miteinbeziehung des schon toten Hǫgni recht gesucht. Endlich fällt die kenning *róg-þorn* ins gewicht, zumal wegen der verwantschaft mit *rógmálmr* 27,6.

So erkennen wir zahlreiche fäden, welche die dreizeiler und die strophen mit verletzung der helminggrenze unter sich und mit der IV. überlieferungsschicht verknüpfen. Stark beteiligt sind außerdem str 29 und 36.

Bedenken erregt str. 31. Die darstellung, die sie von Gunnars tode gibt, steht im widerspruch zu dem *ykr* 16,14 und dem *þeira* 42,3. 29,4. Auch fallen die größtenteils regelmäßigen viersilbler auf, die in den bisher untersuchten strophen nicht ihresgleichen haben. Wir müssen deshalb wol annehmen, daß str. 31 eine V. schicht vertritt. Daß sie jünger, nicht älter als die IV. schicht ist, dafür spricht dieses. Hätte der erweiterer von 16, der verfasser von 42 (und 29) eine direkte darstellung von Gunnars tode vorgefunden, so wäre sein mißverständnis noch weit ungeheuerlicher, als wenn wir nur anzunehmen brauchen, daß er sich die tötliche wirkung des herzausschneidens nicht klar gemacht hat. Weitere gründe werden sich unten ergeben.

Was bei str. 31 wahrscheinlich ist, ist bei andern möglich. Auch die andern strophen unseres textes, die durch ihre bindungen

auffallen, brauchen nicht einen und denselben verfasser zu haben. Die aufgezeigten ähnlichkeiten in der anschauungs- und ausdrucksweise brauchen nicht auf identität der urheber zu beruhen, sie erklären sich auch teils aus zeitlicher nähe, teils aus beeinflussung. Die hauptsache, auf die es uns allein ankommen kann, ist, zu zeigen, daß alle strophen, die die langzeilen- und helminggrenzen nicht achten, auch aus inneren und inhaltlichen gründen für jung gelten müssen. Doch ist es nicht bloß erlaubt, sondern geboten, sie nur in so viele überlieferungsgeschichten zu gliedern, als die positiven anhaltspunkte verlangen.

Noch von anderer seite her liefern die bindungsverhältnisse ein kriterium. Es handelt sich um helminge wie 12,1—4, die ganz fest geschlossenen. Der schluß — *ór gardi* '*Húna*' — ist die notwendige ergänzung zum anfang: *leiddu ; leiddu ór gardi* = *leiddu út* (Fritzner 2,459b). Derartige halbstrophen begegnen noch mehrmals in unserm text, besonders in der zweiten hälfte.

Zunächst ist str. 20 zu nennen. Sie zeigt ähnlich gleichmäßige viersilbler wie 31, drückt den gedanken, der die natürliche einleitung zur folgenden scene ist, in höchst verschwommener form aus und besteht aus indirekter rede. Indirekte rede kann i. a. als ein merkmal junger formgebung gelten (Heusler, zfda. 46,243). Bemerkenswert ist, daß auch die Hym. sie in weitem umfange als begleiterscheinung des fest gebundenen helmings aufweist.

Auch 28,3—6 hat beziehungen zu 31: künstlich verschränkte wortstellung, magere füllungen. Die 10 worte enthalten nicht weniger als 3 kenningar. (*Skókr bituls* und *menvǫrđr* sind *ἅπαξ λεγόμενα*. *Dólgrǫgnir* hat gegenstücke in der Akv. selbst: *landrǫgnir* 12, *rǫgnir* 33.)

32,1—4 ist metrisch anstößig (das nomen *Atli* geht stablos voran). Dieser und die beiden vorher genannten helminge malen motivleere bindeglieder der handlung aus und haben schon aus diesem grunde die wahrscheinlichkeit höheren alters nicht für sich.

Dagegen enthalten 33,5—8. 36,1—4. 37,5—8 oratio recta. Doch weichen diese apostrophen weit ab etwa von str. 23 und 25. Die sich drängenden anreden (*þengill* 33,5; *sverda deilir* 36,2; *móđugr* 36,5) haben nirgends treffendere gegenstücke als in der Grip.; hier wie dort geben sie sich als verlegenheitsfüllungen zu erkennen. Die

umschreibung *sverđa deilir* kommt nur noch in dem geistig und formal höchst modernen Oddr. (33,7) vor. Str. 37 enthält in *gullz miđlendr* eine künstlichere umschreibung.

Bei der mehrzahl dieser helminge hat man den eindruck, daß der dichter es durch gequälte bemühungen zu einer gerundeten halbstrophe bringt. Er stopft den satz aus mit allerhand gesuchten zutaten. Jedesmal kann man mindestens einen kurzvers streichen, ohne den zusammenhang zu schädigen (28,3. 32,2. 33,6. 36,2 + *viđ hunang!)*. Bei str. 28 entsteht die fülle des satzes durch die kenningar, wie das im Ynglingatal, auch in der Hym. so reichlich zu beobachten ist. In str. 12 wirkt die doppelvariation in derselben richtung. Es ist unverkennbar, daß bei diesen geschlossenen helmingen eine ähnliche tendenz im spiel ist wie bei den erweiterten: man sucht mit einem inhalt, dessen natürliches gefäß eine, höchstens anderthalb langzeilen wären, einen viel weiteren rahmen zu füllen, am liebsten die strophe, aber man gelangt nur zum helming oder zum dreizeiler.

Anders liegt es bei 37. Man muß zugeben, daß der zweite helming sich dem auszudrückenden gedanken als gut sitzendes gewand anschmiegt. Er ist nicht zu weit, auch die umschreibung *gullz midlendr* dehnt den gedankenkörper nicht entscheidend aus, und das *í seti midiu* ist alles eher als ein müßiger zusatz. Auch rhythmisch und inhaltlich sticht 37 vom vorhergehnden ab. Wie Symons bemerkt, schwächt sie 36. Es versteht sich aber, daß diese strophe voll elegischen empfindens nur jünger, nicht älter sein kann als ihre umgebung. Sie ist nur als sekundäre erweiterung einer derartigen rede wie in str. 36 zu verstehn, und es muß für höchst unwahrscheinlich gelten, daß 36 einen inhaltlich gleichwertigen vorläufer je gehabt habe.

Von den zuletzt ausgehobenen helmingen gehört einer (12,1—4) zur IV. schicht, zwei (20. 28,3—6) stellen sich zu str. 31 und damit zu einer V. schicht, ein anderer (37) läßt sich nirgends anknüpfen und darf als vertreter einer VI. schicht gelten. Die übrigen drei (33,1—4. 33,5—8. 36,1—4), räumlich eng benachbart und nur durch zwei dreizeiler der IV. schicht getrennt, müssen am ehesten dieser letzteren zugeteilt werden. Dafür läßt sich nicht bloß anführen, daß die ganze strophenreihe von 32 an mit überspringung der einzigen str. 37, einen sehr einheitlichen charakter trägt. Ebenso wie str. 32

einigermaßen steif mit *Atli* anhebt, tut es auch 29, und ebenso erwähnen 33. 34. 35. 38. 40 den namen mit fast ermüdendem verzicht auf variirung. In der V. schicht dagegen ist der handelnde nicht Atli selbst, sondern die Hunnen (20. 31). Gibt man zu, daß 33 jung ist, so rückt der gebrauch von *rǫgnir* für 'fürst' auf eine linie mit *greystóđ* für 'wolfsschar' 11,7, wozu vielleicht drittens *ballriđi* 21,4 zu stellen ist (nach Jónsson eigentlich 'gott'). *Rǫgnir* (und *ballriđi?)* vergleicht sich andererseits mit *valhǫll* für *hǫll*, das 2,3 und 14,11 vorkommt. Dieser hochtrabenden phraseologie entspricht die zeichnung des milieus. Die pracht und der reichtum des hunnischen hofes kommen zum ausdruck in wendungen wie *med gyltum kálki* 33,3, *und gudvefium* 38,3. Dazu stimmen die *silfrgylt sǫđulklæđi* und *serkir valrauđir* der Þula von str. 4. — Das wort *drǫsull* 'pferd' kommt in der ganzen Edda nur Akv. 4,8 und 32,6 vor, ebenso der plural *fiarghús* 'schatzhäuser' nur Akv. 42,6 (und 39,8).

Der moderne charakter der ganzen schlußpartie wurde zu anfang betont. Durch die einzelbetrachtung ist sie nunmehr so durchlöchert worden, daß der sekundäre ursprung der wenigen strophen, die noch keine gelegenheit war, speciell ins auge zu fassen, kaum noch zweifel zuläßt. Es sind dies str. 39. 40. 43. Die beiden letztgenannten nähern sich in ihren zweiten helmingen der festgeschlossenen form. 40 schlägt einen elegischen ton an, der durchaus mit dem ethos der IV. schicht übereinstimmt. Dasselbe gilt von der vagen und gesuchten lobpreisung der Guðrún in 43. In 39 will Guðrún die *húskarlar* vor deren tode noch einmal froh machen; sie verteilt das gold der schatzkammern. Diese scene erinnert an das losbinden der hunde in 41. *Skǫp lét hon vaxa* ist eine recht gesuchte phrase wie mehrere in str. 11,5 ff. und 41. *Varnađi hann viđ Guđrúnu* 40,4 klingt an *varnađi viđ tárum* 29 in einer weise an, die nicht an nachahmung denken läßt, sondern an die vorliebe eines einzelnen für den seltenen ausdruck ('auf der hut sein vor etwas'). Die häufung kurzer sätze 40,1—4 hat gegenstücke 42,5—6. 32,5—8.

Auch die vordere hälfte unseres textes enthält noch einige halbstrophen, die nicht zum ältesten bestand gehören können, vielmehr, wie es nunmehr den anschein gewinnt, zur IV. schicht gerechnet werden müssen. Gleich der erste helming des ganzen stellt

sich mit seinem unvermittelten *Atli sendi* zu den ähnlich anhebenden str. 29 und 32. Der wortlaut berührt sich außerdem mit 3,1—2; bei str. 3 sind auch sonst anleihen gemacht worden. Betrachten wir str. 1 als ganzes, so fällt auf, daß Gunnarr zweimal genannt ist, das zweite mal mit Giúki zusammen. Die hintere halbstrophe sieht alt aus mit ihrer paarweisen aufzählung, die im kern von 7 und danach auch in 4 und 5 (und 30) widerkehrt, und mit dem eigenartigen *at bióri svásum.*[1]) Sie verträgt sich auch nicht recht mit dem bereits als jung erkannten zweiten helming von 2; das *drukku dróttmegir* scheint durch das 'süße bier' nahegelegt und steckt doch eigentlich schon darin, das objekt *vín* aber setzt sich in widerspruch zu *biór*. So erscheint eine alte halbstrophe von zwei jungen eingefaßt.

Bei str. 10 fielen schon die beiden phraseologischen genetive auf, die sonst für die IV. schicht charakteristisch sind. Hinzu kommt die feste bindung vom zweiten halbvers an, die 30,3 und 40,5 seitenstücke hat (schema 1+3; 3+1 kommt 43,5 vor). *Vađa* mit sachlichem subjekt, sonst spärlich belegt, kehrt wider 39,6. Der zusatz an unserer stelle, *međ gumna hǫndum*, verrät sprachliche reflexion: die männerhände sind die zu einem eigentlichen *vađa* nötigen füße. Endlich gibt auch der eigenname *Fiǫrnir* zu denken. Die möglichkeit kann zwar nicht widerlegt werden, daß man einmal von diesem *Fiǫrnir* mehr zu erzählen wußte (vgl. Bugge, Norr. Fkv. 429a), weit näher liegt es jedoch, die andern statistennamen unseres textes zu vergleichen: *Bikka greppar* 14,3, *Glaum* 29,2, auch *enn œri erfivǫrđr Hǫgna* 12,5. Diese haben offenbar keinen andern zweck, als die sagenkunde des dichters ins rechte licht zu setzen und dem für personalgeschichte empfänglichen publikum eine wahrhaftig klingende geschichte zu erzählen. Mag nun *Fiǫrnir* ein

---

[1]) Dieser gebrauch von *sváss* scheint ganz isolirt zu stehn. Ich sehe darin einen reflex des sonst im nord. untergegangenen adj. as. *swōti* 'süß' (an. *sœtr* wird spätes lehnwort aus dem ndd. sein, s. die belege in den wbb.). Bekanntlich hat das got. für **swōtus suts*. Dieser stamm ist auch für das vorgeschichtliche skand. eher zu vermuten als das westgerm. **swōti*-. In der tat scheint der name des besitzers des dichtermets, *Suttungr*, auf ein substantivirtes **sut* 'süßes getränk' zu weisen (wegen *tt* vgl. Noreen, An. gramm. 1,180). Ist dies richtig, so rückt unser '*svás*' als überrest der südgerm. fassung auf eine linie mit ähnlichen fossilien im Hunnenschlacht- und Wielandsliede.



phantasiename oder irgend einer quelle entnommen sein — der name begegnet noch einmal in einer kviðuhátthalbstrophe, Isl. gramm. litt. 2,104 —, jedenfalls hat auch er hier nur die aufgabe, kolorit zu geben. Recht nahe steht unserer stelle Vkv. 39: *Upp rístu, Þakkráðr, Þræll minn inn bezti!*, ebenfalls, wie unten gezeigt werden soll, ein später passus.[1]) Über die vorliebe der jüngeren Eddapoesie für nebenpersonen s. Heusler, Germanist. abh. für HPaul 34.

Damit ist auch über den zweiten helming von 12, mit dem 'jüngeren sohn' des Hǫgni, das entscheidende gesagt. Namentlich der zusatz 'der jüngere' redet hier eine deutliche sprache. Wir wissen sonst von mehreren söhnen des Hǫgni nichts. Der verfasser ersann die nach genauer kunde aussehende bezeichnung anscheinend unter dem einfluß einer stelle des ihm vorliegenden textes, wo Hǫgni selbst als *seggr enn œri* bezeichnet wurde (6,3). Auch dadurch verrät sich dieser helming als zutat, daß der Hǫgnisohn über das ziel der aufbrechenden ganz im unklaren ist *(hvars ykr hugr teygir)*, als hätte die in str. 2—11 erzählte verhandlung gar nicht stattgefunden. Wir bemerken hier dieselbe gedankenlosigkeit, die sich in der IV. schicht auch sonst zeigt.

Fassen wir somit die 6 langzeilen von 11,5 an als eine einheit, so ist sogar grund vorhanden, mindestens noch den ersten helming von 13 hinzuzunehmen. Wir konstatirten in der IV. schicht schon widerholt anleihen bei str. 3. Eine solche anleihe ist auch der langvers 13,3—4 *(marina mélgreypu, Myrkvið inn ókunna,* fast = 3,3—4) In str. 13 fällt die mannigfaltigkeit der geographischen angaben auf: gebirge, *Myrkviðr*, hunnische ebene. Man könnte darin ein abbild der historischen verhältnisse erblicken. Der ritt vom Rhein nach Ungarn führt wirklich erst durch berge, dann durch flachland. Doch ist nicht deutlich gesagt, daß es sich hier um ein nacheinander handle. Abgesehen von dem schlußbild, den *vellir algrœnir*, denen man einen historischen hintergrund zutrauen möchte,[2]) wirken die ortsangaben unanschaulich und verwirrt. Die erste hälfte der strophe ist eine aufzählung, keine schilderung (wie HHu I 47), noch weniger

---

[1]) Über das verhältnis der beiden texte soll kap. IX, 4 gehandelt werden.

[2]) Vgl. Jessen, Üb. d. Eddalieder 32 f. Doch s. auch *grœnar brautir* Fáfn., Rþ. und ae. *gréne wong*, as. *grōni wang*, Sievers Heliand 413.

eine erzählung (wie Guðr. II 35). Daß eine solche überhaupt nicht gemeint sein kann, das lehrt eine allgemeinere beobachtung. Die Eddalieder machen nirgends tatsächliche geographische angaben von einiger genauigkeit. Es ist das auch ganz natürlich, denn mündlich fortgepflanzte poesie kann ihrem wesen nach keine exakte vorstellung irgend welcher raum- oder zeitverhältnisse festhalten, alles wird je nach der lage der dinge vereinfacht, verwischt oder übertrieben. Darum ist es auch von vornherein verlorene mühe, etwa aus den ortsnamen der Helgilieder oder des Hunnenschlachtliedes datenreiche landkarten zusammenstellen zu wollen. Und ebenso wenig dürfen wir in str. 13 der Akv. ein abbild süddeutsch-ungarischer wegeverhältnisse erwarten.

Es liegt auf der hand, daß die buntheit des ersten helmings zustande kam durch aufnahme der fertigen zeile 3,3—4 (13,3—4). Der verfasser hat eigenes (13,1—2, *fiǫll* im einklang mit 17,5) und fremdes ebenso ungeschickt zusammengejocht wie in str. 16 (2—3): der acc. *myrkvið* erscheint, von *um fiǫll* aus gesehen, als anakoluth, mag nun eine gleichsetzung der beiden ortsbegriffe — die im hinblick auf die *Myrkviðar heiðr* des Hunnenliedes nicht recht einleuchtet — gemeint sein oder nicht.

Gegen das höhere alter des zweiten helmings scheint nichts zu sprechen. Wenn wir die *vellir algrœnir* der *Húnmǫrk* als die echte 'geographie' der alten Burgundendichtung gelten lassen, so hat das natürlich mit dem alter des helmings nichts zu tun. Auch in den *rosmufiǫll Rínar* steckt eine uralte erinnerung, und dem verfasser von str. 14 hat — dies nebenbei bemerkt — gewiß auch die weite hunnische ebene vorgeschwebt. Diese vorstellung verrät sich nämlich in dem ausdruck, der 14,5 in der form *sal um suðrþióðum* überliefert ist. Für *um* ist sicher *of* zu schreiben. Einen 'saal über den südvölkern'. wird man aber weniger glaubhaft finden als einen 'saal über dem süd l a n d e': *sal of Suðrþióðu*, vgl. Grott. 13,2 *á Svíþióðu*, Hunn. 7,4 *á Goðþióðu*, 16,5 *drifin ǫll Goðþióð gumna blóði* (auch Skírn. 10,4 und Bugge zu dieser stelle). Der gekrümmte strich über dem *o* konnte dem schreiber leicht entschlüpfen angesichts der vier dative plur., die ihm unmittelbar bevorstanden und die denn auch zwei zeilen weiter noch eine illegitime form auf - *om* hervorgebracht haben. *Sal of Suðrþióðu* weist deutlich auf ein hochragendes königsgehöft in einer ebene.

Nur wenige verse hat unsere nachlese noch zu berücksichtigen. Die beiden stark verderbten zeilen 19,5 ff. wird niemand in dieser form für alt ausgeben, und eingreifende konjekturen, wie sie hier notwendig wären, bleiben zweifelhaft. 26,1—4 ist eine variante zu 30. Wie dort Guðrún den Atli verflucht, so hier Gunnarr. Die form ist metrisch anstößig, der inhalt gesucht. Diesem und dem eben erwähnten helming eine bestimmte stelle in der überlieferung anzuweisen, dazu fehlt es an handhaben.

Das alleinstehnde kurzzeilenpaar 28,1—2 könnte alt sein. Jedenfalls ist es älter als der folgende, zur V. schicht gehörige helming. Ein wenig befremdend ist das *nú* 28,2, da doch Gunnarr schon seit str. 18 in fesseln ist. Doch läßt es sich rechtfertigen. Atli ignorirt in seinem grimm seinen ganzen versuch, von Gunnar den hort zu erlangen, und tut fast, als wäre er nicht ernst gemeint gewesen.

Ähnlich zweifelhaft bleibt endlich das urteil über 30. Die paarweise gliederung 30,5—8 wirkt archaisch. Dazu stimmt der inhalt, der sich z. t. nirgends anknüpfen läßt. Doch ist *hǫlkvir hvílbeðiar* eine recht künstliche kenning (s. o. s. 160). Der erste helming zeigt die gliederung 1 + 3, die auch in der IV. schicht vorkommt (s. o. s. 166). Unsere strophe behandelt das verhältnis Guðrúns zu Atli, ein thema, das die größtenteils der IV. schicht zugerechneten strophen des zweiten teils dann weiter ausführen; der eidbruch Atlis gegenüber Gunnar, auf den str. 30 in etwas unklarer form anspielt, motivirt Guðrúns rachetat. Die eide selbst sehen aus wie eine widerholung der aus der Sigurdsage bekannten blutsbrüderschaft. Es wäre denkbar, daß hier einwirkung des Alten Sigurdsliedes (Brot 17) vorläge, wie wir sie oben für die vorhergehnde strophe 29 als möglichkeit ins auge faßten. Alles in allem: non liquet.[1])

Zu den ältesten trümmern rechnen wir demnach, mit mehr oder weniger wahrscheinlichkeit, die folgenden strophen und strophenteile: 1,5—8. 3. 7,5—6. 9—10. 9. 11,1—4. 13,5—8. 16,1—2. 5—8.

[1]) Akv. 30 scheint in beziehung zu Sigrdr. 14 ff. zu stehn. Hier findet sich von 15,7 an eine ganz ähnliche aufzählung. *Sigtýs berg* erinnert an Sigrdr. 14,1: *á biárgi stóð, sól in suðrhalla* an Sigrdr. 15,1: *á skildi . . . . þeims stendr fyr skínanda goði.* Die anlehnung wird hier wol auf seiten der Sigrdrífumál sein.

18. 19,1—4. 23. 25. 27,1—4. 28,1—2. 30? Zusammen rund 40 langzeilen.

Einzelne ausdrücke werden auch in diesen teilen jung sein. *Aringreypr* steht 3,7 als beiwort der helme, 2,7 als beiwort der bänke: der ausdruck ist wol, als er nicht mehr verstanden wurde, von der einen stelle auf die andere übertragen. Ist auch str. 30 alt, so wird man die kenning *hǫlkvir hvílbediar* für einen jüngeren anwuchs halten dürfen.

Denn die älteste schicht zeichnet sich merklich aus durch schlichtheit und kraft der diktion. Sie enthält sich der kenningar und gesuchter umschreibungen. Nicht mit solchen zu vergleichen ist ein kompositum wie *miǫdrann* 9,7, das überdies durch das ae. *meodo-ærn* und ähnliche bildungen als alter besitz der poetischen sprache erwiesen wird. Nicht unprimitiver ist *hvélvagn* 28,1; im gegenteil, dieses wort repräsentirt etwas altertümliches, insofern es auf eine zeit weist, in der das rad für den 'wagen' noch nicht wesentlich war (vgl. das in den wbb. einmal belegte *hiólvagn)*. Innerhalb der an. dichtung vereinsamt stehn ausdrücke wie *bióđ* 'schüssel' 23,8. 25,8 (auch in str. 22 und 24 übergegangen), *rýnendr né (~ ok) ráđendr* 9,3 (vgl. hom. *ἡγητορες ἠδε μεδοντες), vinr Borgunda* als variation für Gunnar 18,3, *aringreypr* 1,7. 3, 7, *mélgreypr* 3,3, *vanstyggr* 13,7, *sólheiđr* 16,6, *suđrhallr* 30,5, *sváss* vom biere gesagt 1,8, (s. o. s. 166 n.). Wie die Trygđamál und gewisse strophen des Hunnenschlachtliedes neigt unser fragment zur fülle des ausdrucks. Es schwelgt in beiwörtern. Neben ganz einfachen wie in str. 19 'heißes feuer', 'scharfes schwert' (vgl. *mæki hvassastan, skiǫld hvílastan* str. 7) stehn zusammengesetzte wie 'graugekleideter wolf' 11,3,[1]) 'gebißkauendes (?) roß' 3,3,[2]) 'notbleiche leichen' 16,7, 'sonnenheller tag' 16,6,[3]) 'südgeneigte sonne' 30,5. Beliebt sind häufungen zusammengehöriger begriffe (1,5—8. 7,5—6. 9—10. 9,1—4. 30,5—8). Sie werden in paaren vorgeführt, die durch *ok, enn* oder *né* ver-

---

[1]) Dagegen *úlfr grár* HHu II 1,5, mhd. Exodus *der wolf gräwe*, Grimm Andr. u. El. XXVII, vgl. XXV f.

[2]) Vgl. *stiórnbitlađr* Oddr. 2,6, *gullbitlađr* HHu I 42,3, *gullbitli vanr* HHu II 36,9.

[3]) Dagegen *enn heiđi dagr* Sig. sk. 55,4, andererseits mhd. *der morgenlieht tac*, Mhd. wb. 1,1029, *sumerlieht, sumerlangen tac* ~ an. *várlangan dag*, Trygđ.

bunden sind, eine gliederung, die zu gleichlaufenden, lose oder gar nicht gebundenen langzeilen führt, wie sie überhaupt für unser fragment charakteristisch sind. Ein drittes element der fülle sind die breiten redeeinführungen (2,5—8. 9,5—8. Bei 23 und 25 vielleicht verloren, die erhaltenen kürzeren einführungen überfüllen die strophen).

Diese eigenschaften geben dem stil nachdruck und anschaulichkeit. In derselben richtung wirkt eine freie, ausdrucksvolle behandlung des verses. Diese rhythmen wirken nirgends eintönig (wie die V. und stellenweise die IV. schicht), auch nicht holprig (wie die III., vermutlich archaisirende). Die malende kraft der abwechslungsreichen füllungen zeigt am besten str. 19:

Siau hió Hǫgni sverði hvǫssu,
enn enum átta hratt hann í eld heitan.

Stilistisch am nächsten verwant sind die Hamðismál und das Hunnenschlachtlied, beide — im gegensatz zur Þrymskviða und den alten Brotstrophen — reich an schmückenden beiwörtern, einfachen und zusammengesetzten, die Hamðismál ferner mit mehreren über zwei langzeilen ausgedehnten redeeinführungen (14,1—4. 22,1—4. 25,1—4),[1]) das Hunnenschlachtlied mit aufzählungen von ganz ähnlicher gliederung wie in der Akv. (1. 6. 7. 9. 21); man vergleiche auch die antithesen Hunn. 19 mit Akv. 27,1—4. Bindung durch variation, die in der ältesten schicht der Akv. nur zweimal vorkommt (9,7. 18,3), ist in allen mutmaßlich ältesten denkmälern selten, während sie in den jüngeren mehr oder weniger häufig ist (so auch in der IV. schicht der Akv.). Erwähnenswert scheint noch daß das Haralds kvæði, das eine reihe von aufzählungen von der form der Akv. hat, doch in diesem wie in andern punkten stark abweicht.

Der älteste von uns vermutete zusatz (4,1—4) ist eine aufzählung ganz im stil derer, die ihr als vorbilder dienten: zwei mit *ok* verbundene paare, typische beiworte (zu *skafna aska* vgl. Lex. poet. 715a, zu *hiálma gullroðna* Wisén, Carm. norr. 2,100; *gullroðinn* = ae. *goldhroden)*.

Auch in der III. schicht (5. 6. 7 erweitert. 8. 15) ist die form der aufzählung noch beibehalten, aber es ist vielleicht kein zufall,

[1]) Reiche redeeinführungen kennen auch die Þrymskviða und das Alte Sigurdslied, s. zfdph. 39, 298. 310. 318.



daß die beiden paare der str. 5 durch die helminggrenze geschieden werden, was in den älteren teilen nicht vorkommt. Altformelhaft ist hier nur der 'gellende ger' (ae. *giellende gár*, Wids. 128, vgl. den segen gegen hexenstich Grein - W. 1,317⁹; in die IV. schicht übergegangen 14,15). Allerdings hat der dichter auch die 'vergoldeten steven' als formelhaft empfunden, denn er verwendet den ausdruck metonymisch: *gyltir stafnar* = schiffe, ebenso *geirr giallandi* = kriegsmannschaft, ähnlich *hrís* = wald.

Dieser gesuchten altertümelei widerspricht nicht die tonart in den str. 6. 8. 15. Es ist i. a. eine alltägliche tonart, trotz des 'roten ringes', 'des wölfischen weges', der 'kleider des heidegängers'. Auch ist *varinn váđum heidingia* ein gesuchter ausdruck, wie dann so manches in der IV. und V. schicht. In str. 8 und 15 treten syntaktische gruppen aus hinterem und vorderem kurzvers (helming 1 + 2 + 1) hervor: 8,2—3. 15,2—3. 6—7.

Wir kommen zur IV. schicht. Es ist nächst der ältesten bei weitem die wichtigste. Hierher ziehen wir folgende strophen und halbstrophen: 1,1—4. 2,1—4. 4,5—8. 10. 11,5—8. 12. 13,1—4. 14. 16 erweitert. 17. 21. 22. 24. 26? 27,5—12. 29. 32—36. 38—43. Zusammen 91 (95?) langzeilen.

Dieser dichter gibt aufzählungen in asyndetischer form (4,5—8). Wirkliche redeeinführungen kennt er nicht. Die wenige direkte rede, die er bringt, tritt mit einer nicht voll zu rechnenden ausnahme (35,6) ohne einführung auf. An beiwörtern begegnen folgende: *silfrgylt sǫđulklæđi*, *serkir valraudir*, *drǫslar mélgreypar*, *marr inn mélgreypi* (aus I entlehnt), *birnir blakfiallir*, *lýđar óneissir*, *rekkar óneissir*, *liđskiálfar diúpar*, *bleikir skildir*, *geirr giallandi* (aus III entlehnt), *sax slíđrbeitt*,[1]) *á svinn*, *áskunna*, *veltanda vatn*, *iór eyrskár*, *gyltr kálkr*, *ǫlskálir vínhǫfgar*, *gumar gransíđir* (die Hunnen), *afkár dís*, *hiǫrtu hrædreyrug*, *afkárr sǫngr*, *brœđr berharđir*,[2]) *burir svásir*,[3]) *ungir*, *ófróđir*, *hringar rauđir* (aus I oder III), *skírr málmr*, *hǫnd helfús*, *brandr heitr*, *forn timbr*. Auffallend viele unter diesen beiwörtern sind individuell schildernd: silbergestickte satteldecken, welschrote waffenröcke, vergoldeter kelch, weinschwere bierschalen, altes holzwerk, tiefe fensternischen, schnauzbärtige Hunnen, leichenblutige

[1]) Vgl. *sverđi sárbeitu*, Hamð. 8,7.
[2]) Vgl. *brœđr bǫlharđir*, Mánn. 13,3 (EM 68).
[3]) Vgl. *brœđr grát þú þina ok buri svása*, Hamð. 10,1.

herzen, eine unheimliche frau, unheimlicher lärm. Nur wenige dieser wendungen sind farblos, die meisten malerisch. Die IV. schicht neigt überhaupt sehr zum malerischen. Sie schildert die vorgänge ihrer äußeren erscheinung nach bis ins einzelne. Man vergleiche den brand der halle str. 42 — 'die alten balken stürzten, die schatzhäuser rauchten' —, besonders aber die rückkehr der Hunnen vom *ormgarðr*. Da drängen sich die rosse im hof, und Guðrún tritt mit dem goldenen kelch in der hand vor die tür; dann klirren drinnen die becher, das gespräch der schnauzbärtigen Hunnen erfüllt die halle, die ganz voll menschen ist, denn beide scharen,[1]) die aufgebrochenen und die zurückgebliebenen — sie waren mit Guðrún vor die tür getreten — sind hereingekommen. Derartiges hat höchstens in der Vsp., bei der schilderung des weltuntergangs, oder im ersten Helgilied eddische gegenstücke. Näher als dem eddischen stil steht es dem skaldischen. Wo die skaldischen gedichte es zu poetischer wirkung bringen, beruht diese fast immer auf der lebhaftigkeit, mit der die äußere erscheinung widergegeben ist. Skaldischem stil gemäß ist auch das zurücktreten der rede, das unser text übrigens mit dem ersten Helgiliede (s. Heusler, zfda. 46, 192 f.) und mit der Vsp., von deren einkleidung wir absehen dürfen, gemein hat.[2]) Endlich ist die gezierte diktion, die mehrere kenningar aufweist, zu erwähnen. Man denkt hier unter den Eddaliedern widerum an das erste Helgilied und an die Hymiskviða.

Skaldischer kunstübung noch näher steht die V. schicht (20. 28,3—6. 31). Kenningar im übermaß, verschränkte wortstellung, starke annäherung an das princip der silbenzählung sind ihre merkmale.

Str. 37 hingegen — für uns die VI. schicht — ist eine schöne blüte jener weichen, wollautenden lyrik, die wir an denkmälern wie Guðrúnarhvǫt, dem ersten Gudrunlied, Hiálmars sterbelied studiren können.

---

[1]) *hvárir* 34,6, s. Detter-Heinzel z. st.

[2]) Unsere IV. schicht enthält etwa 14 % redeverse und würde danach in Heuslers tabelle a. a. o. 190 an erste stelle zu stehn kommen.



VII.

DIE BEIDEN ATLILIEDER.

Ihr gegenseitiges verhältnis und ihre vorgeschichte.

Weder Atlakviða noch Atlamál lassen sich befriedigend auffassen, solange nicht das gegenseitige verhältnis der beiden denkmäler beleuchtet und erklärt ist. Wir haben, von den gliederungsverhältnissen ausgehnd, das allgemeine problem dieser gedichte angeschnitten; so müssen wir das begonnene zu ende führen, mag auch das vorliegende kapitel in höherem grade als irgend ein anderes den charakter eines exkurses annehmen.

Die Am. stehn als eine motivreiche behandlung aus einem gusse der ärmeren, buntscheckigen Akv. gegenüber. Das verhältnis ist vergleichbar mit dem des zu erschließenden Großen Sigurdsliedes zum Alten Sigurdsliede, auch zur Sig. sk.; doch geht in den beiden letzteren, soviel wir erkennen können, die buntscheckigkeit der darstellungs- und anschauungsweise nicht so weit wie in der Akv. Bei den Sigurdsliedern sprechen zahlreiche einzelbeobachtungen neben der allgemeinen wahrscheinlichkeit dafür, daß beeinflussung stattgefunden hat. Dasselbe ist für die Atlilieder anzunehmen.

Längst ist man auf berührungen in der phraseologie aufmerksam geworden.[1]) Akv. 17,1 *seinat er nú, systir* ~ Am. 29,1 *seinat er at segia.* Akv. 24,1 *hló þá Hǫgni* = Am. 65,5. Akv. 14,1 *land sá þeir Atla . . .* ~ Am. 38,3 *bœ sá þeir standa, er Buðli átti.* Akv. 36 ~ Am. 83. Akv. 39,5 *skǫp lét hon vaxa* ~ Am. 2,1 *skǫp œxtu skiǫldunga* (1,5 *œxtu einmœli* uö.). Akv. 35,3 *afkár dís* (38,2 *afkárr sǫngr virða)* ~ Am. 71,5 *afkár ek áðr þótta (afkárr* sonst sehr selten).

---

[1]) Edzardi, Germ. 23,408 n.

Solche anklänge können kaum zufällig sein. Hinzu kommt eine z. t. weitgehnde übereinstimmung in der behandlung der bindungen. In beiden Atliliedern hat die cäsur eine starke neigung, es dem langzeilenschluß gleich zu tun; sie marschiren in dieser beziehung an der spitze aller Eddastücke (quotient 2, bezw. 2½ bei einem durchschnitt fast = 4, s. o. s. 32 f.). Die bindungslose cäsur herrscht zwar in der Akv. bei weitem nicht derart vor wie in den Am., aber doch nächst Am. und Rþ. am stärksten (s. o. s. 29 f., tabellen C und D). In concreto tritt diese ähnlichkeit hervor, wenn man neben die achtgeteilten strophen der Am. stellen hält wie Akv. 38:

Ymr varđ á bekkium, afkárr sǫngr virđa,
gnýr und guđvefium, grétu bǫrn Húna,

oder Akv. 40:

Óvarr Atli, óđan hafđi hann sik drukkit,
vápn hafđi hann ekki, varnađit hann viđ Guđrúnu.

Auch die innere gliederung des kurzverses ist ähnlich. Mit dem fall von Am. 13,5 *okr mun gramr gulli / reifa, glóđraudu* (oben s. 120 f.) vergleiche man Akv. 34,1 *umđu ǫlskálir / Atla, vínhǫfgar* — verwant ist auch Akv. 25,1 *mærr kvađ þat, Gunnarr* —, ferner mit Am. 73,1 *kostum drepr kvenna*, 82,1 *maga hefir þinna* (abtrennung des possessivums, häufig in den Am.) Akv. 1,5 *at gǫrđum kom hann Giúka*, 14,1 *land sá þeir Atla*, 36,1 *sona hefir þinna.*

Daß auch metrische verwantschaft besteht, ist längst erkannt. Es ist hier dasselbe verhältnis zu beobachten wie auf dem gebiete des stils: auf der einen seite eine gleichförmige masse, offenbar von einer und derselben hand geformt, auf der andern ein wirres durcheinander verschiedener formgefühle; daher erstreckt sich auch hier die gleichheit nur auf t e i l e der Akv. Eine besonders hervorzuhebende einzelheit betrifft den einförmigen rhythmus in versen wie *serki valrauda.* Solche gruppen kommen auch in den Am. mehrfach vor. Beispielsweise seien genannt: 1,3—5 *seggir samkundu, / sú var nytt fæstum, // æxtu einmæli* (der rhythmus wirkt mit der sinnesgliederung zusammen zur sprengung des helmings, s. o. s. 122 f.), 30,5—7 *fóru fimm saman, / fleiri til váru // hálfu húskarlar*, 88,1—3 *sátu samtýnis, / senduz fárhugi, // henduz heiptyrđi* (hier auch inhaltlicher parallelismus). Jedesmal haben wir wie in der Akv. grup-

pirung der gleich rhythmisirten verse zu dreien, während der vierte abweicht. Man vergleiche z. b. noch 8,1—3, auch 29,1—3. 35,5—7.[1])

Die formalen berührungen betreffen in ihrer großen mehrzahl die IV. schicht der Akv. Hierher weist nicht nur die zuletzt angeführte rhythmische eigentümlichkeit, auch die energisch gespaltenen langzeilen, die zerkleinerten kurzverse begegnen fast, bezw. durchaus nur hier, und die berührungen im ausdruck gehn sämtlich diese schicht an. Kaum beteiligt erscheinen daneben die III. (langgestreckte verse, helminge 1 + 2 + 1) und die I. schicht (gleichlaufende langzeilen, Akv. 1,5—8. 23. 25. 27,1—4, auch an einigen stellen der Am., s. o. s. 120). Diese beziehungen können nicht dartun, daß der Am.-dichter unsere Akv. als ganzes gekannt habe. Die sonderstellung der IV. schicht legt an sich eher die vermutung nahe, daß der verfasser dieser jungen zutaten umgekehrt die Am. vor augen gehabt habe. Doch zwingend ist auch das nicht. Denkbar bleibt, daß der Am.-dichter sich aus dem überlieferten komplex nur das zum stilistischen vorbild nahm, was seinem geschmack zusagte, nämlich die jüngeren bestandteile. Nicht alles braucht übrigens aus nachahmung und direkter beeinflussung erklärt zu werden. Die gemeinschaftlichkeit jener gliederungsverhältnisse z. b., die wir überhaupt als ein charakteristikum jüngerer denkmäler ansehen, mag immerhin in dem gemeinsamen formgefühl der sich zeitlich vielleicht sehr nahe stehnden verfasser ihre wurzel haben.

Hier können stoffgeschichtliche erwägungen fördernd eintreten. An die Atlilieder heftet sich mehr als ein ungelöstes problem der sagenforschung. Um hier den richtigen standort zu gewinnen, müssen wir die südgermanischen quellen in unsere betrachtung hereinziehen.

DIE ÄLTESTE GESTALT DER BURGUNDENSAGE.

Vor allem wichtig ist uns der saalbrand. Dieses motiv ist der deutschen und der nordischen überlieferung gemeinsam, es besteht aber eine auffallende differenz. Während im NL das feuer gegen die Burgunden spielt als ein mittel, durch das die rache ihren heldenmut vergebens zu beugen sucht, ist es in der Akv. die groß-

[1]) Weiteres material wird demnächst im afda. beigebracht werden (in veranlassung von Sjöros, Málaháttr).



artige vernichtung, die Guðrún nach vollzogener rache über das königsgehöft und sich selber hereinbrechen läßt. Die deutsche auffassung ist die ursprüngliche. Das bezeugen die sagenhaften und geschichtlichen parallelen. Wie alle berichte übereinstimmend lehren, hat die sage schon früh den untergang der Burgunden in Attilas land verlegt, sie hat den historischen verlauf der ereignisse gründlich umgebildet nach dem muster des weit verbreiteten motivs von der verräterischen einladung. Es läßt sich sogar noch mit wahrscheinlichkeit vermuten, wie diese umbildung vor sich gegangen ist. Man hörte, Attila sei von seiner gemahlin Ildiko in der nacht nach dem hochzeitsfeste ermordet worden. Die tat mußte natürlich ein racheakt sein. So associirte sich das hochzeitsgelage mit der in der luft liegenden idee der verräterischen einladung: diejenigen, für die Ildiko rache nahm, waren bei oder vielmehr unmittelbar nach jenem gelage umgekommen. Daß es die burgundischen brüder waren und die rächerin ihre schwester, war eine naheliegende kombination.[1])

Mit Boer zfda. 47,130 nach einem speciellen vorbild zu fragen, erscheint überflüssig. Häufige vorfälle des wirklichen lebens, wie sie Müllenhoff zfda. 10,150 aus Ammian belegt, wie sie Jordanes c. 26, Widukind 2,20 erzählen und wie sie noch in späterer zeit im norden vorgekommen sind,[2]) haben eine typische poetische form erzeugt für das thema 'fall eines fürsten und seines gefolges durch einen andern'. Die geschichte von Siggeir und Vǫlsung (Vǫls. saga c. 5) ist nur e i n beleg von vielen.[3])

---

[1]) Zu der üblichen identificirung von Hild und Grimhild vgl. BjMÓlsen, Aarb. 1905, 72, der paare anführt wie Heðinn = Skarpheðinn (Niála 1875, c. 119,82), Steinn = Þorsteinn (Eyrb. c. 7), Biǫrn = Kolbiǫrn (Sturl.), Þorbiǫrn = Biǫrn (Egilss. c. 80, ed. Jónsson s. 295 var.). Anders, doch kaum richtig, Boer zfdph. 37,484 f.

[2]) Hansen, Landnåm i Norge 185 (Idg. Forsch. anz. 17,33). Vgl. auch Sachsenchronik z. j. 1015.

[3]) Man vergleiche auch Hrólfssaga c. 12. Die notiz der älteren quellen, Helgi sei auf einem wikingzuge gefallen (s. die stellen bei Herrmann, Geschichte von Hrolf kraki 35), ist hier nach berühmten mustern ausgemalt. Wenn die saga erzählt, Helgi sei nach Uppsala gezogen, *at ná í burtu Yrsu*, so ist das eine entgleisung des sagaschreibers; es paßt auch gar nicht zu Helgis verhalten gegen Yrsa.

Es scheint nun, als sei bei weitem die häufigste ausgestaltung dieses motivs dadurch zustande gekommen, daß man das verräterische gastgebot mit der brenna kombinirte: der wirt versucht im eigenen hause die gäste zu verbrennen. Diese praxis hat z. b. markgraf Gero gegen seine slavischen gegner geübt (Widukind 2,20). So entledigt sich auch Ingialdr auf dieselbe weise seiner nebenbuhler (Hkr. 1,64 f.). Was Saxo 413 in aller kürze von Jarmericus und den *optimates* berichtet, ist wol ebenso zu deuten. Ausdrücklich erzählt Saxo von zweien seiner Frothones, daß fremde fürsten ihnen durch eine solche treulose brenna nach dem leben trachteten (Saxo 251 ff. 283). Bekannter ist das schicksal könig Hálfs und seiner recken, die aus der brennenden halle könig Ásmunds ausbrechen und tapfer kämpfend fallen (Hálfss. c. 11). Die beispiele genügen, um die gangbarkeit des motivs wenigstens in nordischer überlieferung zu zeigen.

Auf deutschem boden weiß ich allerdings keinen beleg nachzuweisen außer der Nibelungensage. Aber dieses eine interessante überbleibsel beweist m. e. genug. Es zeigt, daß die verräterische einladung mit brenna einst auch den kontinentalgermanischen dichtern eine geläufige vorstellung war. Denn sie haben den untergang der Burgunden, der erweislich anders verlaufen ist, mit dieser vorstellung verknüpft. Die landesüblichkeit der brenna als solcher beweisen auch für die Südgermanen die gesetze (Müllenhoff, zfda. 10,176, dazu Lex. Sal. 16,1, vgl. 5,2. Rib. 17,1, vgl. Mon. Germ. Leges 5,64 note 75).

Die bekannte episode des NL B. 2087 ff. verstehn wir erst recht, wenn wir sie mit nordischen berichten über das *brenna inni* zusammenstellen.[1]) Die verhandlung, die dem anzünden des saales vorangeht, gehört ursprünglich i n die brennascene; sie ist das erste mittel, zu dem der überfallene greift, sobald er das feuer oder die vorbereitungen dazu bemerkt.[2]) Das ist auch noch aus dem mhd. texte selbst herauszulesen. Die verse, durch die das epos die verhandlungen motivirt, beziehen sich deutlich bereits auf die feuers-

[1]) Derartiges hat auch B o e r gesehen. Seine bemerkungen zfdph. 38,88 kamen mir erst zu gesicht, nachdem die nachstehnde parallele niedergeschrieben war. Vgl. auch Boer, Untersuchungen üb. d. Nib.-sage 2,85 f.

[2]) Diesen schluß hat, wie ich nachträglich finde, schon 1877 W i l m a n n s gezogen (Beitr. z. gesch. und erkl. des NL 56).



not; sie werden ziemlich wörtlich aus einem älteren zusammenhang herübergenommen sein:

si gedâhten, daz in bezzer wære ein kurzer tôt
dan lange dâ ze quelne ûf ungefüegiu leit

(2087). Zum unmittelbar folgenden — '*ir wænet vride gewinnen*', 2089,4 — passen diese verse nicht. Wir werden unten zu einer, wie mir scheint, plausibeln deutung für sie gelangen.

Zweierlei begehren die Burgunden: *welt ir ditze starke hazzen zeiner suone legen* (2094,2), und, als das abgeschlagen wird: *slahet uns ellenden und lât uns zuo ziu gân* (2096,3). Beides, die frage nach einem vergleich *(sætt)* und das verlangen nach offenem kampf vor der halle *(útganga)*, ist für die nordische brenna typisch.[1]) Das normale ist, daß der angreifer beides abschlägt, die *útganga* deshalb, weil er sich nicht des ganzen selbstgeschaffenen vorteils begeben will, übrigens auch das handgemenge mit dem feinde fürchtet. So erklärt Harald Schönhaar selbst, als Þórólfr Kveldúlfsson *útganga* verlangt hat: 'ich habe keine lust, mich mit ihnen zu schlagen und meine leute dranzugeben; ich weiß, daß Þórólfr uns großen schaden tun würde'.[2]) Ganz denselben gedanken äußert Kriemhilt; sie rät den Hunnen dringend ab, die *útganga* zu gewähren, ihre brüder allein würden ihnen allen den garaus machen, wenn man sie ins freie ließe (NL 2099 f.). Was die sagas uns übereinstimmend schildern, ist die wirklichkeit des germanischen heidentums. Der deutsche volksgesang hat diese wirklichkeit, hyperbolisch gesteigert, in die ritterzeit hinübergerettet.

Nicht bloß der befund an einzelmotiven, auch der saalbrand als solcher gibt sich als uralte erfindung zu erkennen. Während unter den irischen *austmenn* der grafschaft Limerick das *brenna inni* noch um 1290 im schwange gewesen zu sein scheint,[3]) dürfen wir das für die oberdeutsche ritterschaft des 12. jahrhunderts nicht voraussetzen. Seit es steinerne burgen gab,[4]) war die praxis

[1]) *sætt:* Egilss. ed. Jónsson 63^{3}. Niála 1875, c. 129,27. Hrólfss. ed. Jónsson 16^{12}. Heusler, Zwei Isländergeschichten 12^{14}. — *útganga:* Egilss. 63^{11}. Niála c. 129,28. Gullþóriss. ed. Kaalund 40^{6}.

[2]) Egilss. 63^{14}. Vgl. Niála c. 128,12. Jacobsen, Austfirð. sög. 221^{28}.

[3]) ABugge, Aarbøger 1904, 262.

[4]) Piper, Abriß der burgenkunde 33: 'Erst unter Karl d. gr. wurde ... auf grund römischer tradition die mauerkunst auf deutschem boden, zunächst

abgestorben. Daher kommt weder im NL noch in der Þiðrekssaga das motiv zur vollen entfaltung; den ritterlichen erzählern schwebten ja steinhäuser vor. So sind zwar die fallenden brände des NL (2118 f.) realistisch, sie passen auch zum holzbau (vgl. Niála c. 129, 101), dagegen würden die Burgunden in einem brennenden holzhause wahrscheinlich nicht an die wand treten, um sich zu schützen (NL 2119). Möglicherweise alt ist das bluttrinken.[1]) Aber ganz unmöglich vom standpunkt des holzbaues und der sǫgur erscheint es, daß auch nur einer der angegriffenen den brand überlebt: nach dem NL (2124) stehn noch 600 kühner degen in dem ausgebrannten saale.[2])

Wir berühren hier die rolle, die der saalbrand im zusammenhange der fabel spielt. Wenn seit alters die geschichte so erzählt wurde, daß den Nibelungen im Hunnenlande verräterisch das haus über dem kopfe angezündet ward, bedeutet das nicht eine verstümmelung des stoffes, schließt es nicht die trutzreden des letzten Burgunden aus, die doch aller wahrscheinlichkeit nach zum ältesten bestande der überlieferung gehören? Darauf ist mit nein zu antworten. Allerdings kann es ursprünglich nicht so weitergegangen sein wie im NL, das nach wirkungslos verlaufener brenna ruhig zu ende berichtet. Es gab aber für die alten dichter einen bessern weg, auf dem sie ihre helden lebendig in die letzte große scene hineinführen konnten: sie mußten einen a u s f a l l machen; sie mußten die saalwand durchbrechen und sich das erzwingen, was man ihnen vorher geweigert hatte. Erst dadurch entstand ein wirklich heldenmäßiger auftritt. Der erzwungene tod in den flammen ist zwar ein thema für einen späten prosaroman wie die Niála, aber

---

für kirchen- und palastbauten, wider eingeführt, doch herrschte noch lange der holzbau vor, so daß dieser bei burgen erst vom 10. bis zum 12. jh. durch den steinbau allmählich mehr und mehr verdrängt worden zu sein scheint'.

[1]) Das lied Grimilds hævn (B 32) und die chronik von Hven bewahren es als isolirten zug, letztere mit abergläubischer umdeutung (ed. Jiriczek 14[1]). Vgl. auch fär. Högn. 140,3.

[2]) Die unwahrscheinlichkeit dieses vorgangs betont auch Wilmanns (aao. 57). Er schließt, daß der saalbrand einmal das ende der Burgunden bedeutete. Dieser weitreichende schluß ist, wie aus unserer darstellung hervorgehn dürfte, nicht zwingend, und damit wird auch den weiteren folgerungen von Wilmanns — über den ursprünglichen verlauf des brandes und die ursprüngliche stellung der Rüdigerepisode — der boden entzogen.



nicht für ein heidnisches heldenlied, das die gesinnung in der tat aufblitzen, nicht im dulden durchschimmern läßt. So bricht Hálfr mit seinen getreuen aus der brennenden halle und verkauft draußen teuer sein leben. Ähnlich verhalten sich Frotho III und seine Dänen bei Saxo 253 (vgl. auch die notiz über Frothos IV tod ebd. 283). Þórólfr Kveldúlfsson, dem man die *útganga* verweigert hat, läßt seine leute ein großes loch in die wand des schon brennenden hauses reißen. Sie treten heraus und haben in dem sich entspinnenden gefechte zunächst rückendeckung an der hauswand. Als aber das feuer um sich greift, müssen sie diese aufgeben. Þórólfr durchbohrt den bannerträger, der unmittelbar vor dem könige steht, und fällt mit den worten: 'drei fuß weiter hätt ich gehn sollen!'

Denken wir uns nach diesen mustern das ende der Nibelungen dargestellt, so erhalten wir einen in sich plausiblen hergang. Nachdem die todesmutigen kämpfer die deckung haben hinter sich lassen müssen,[1]) werden sie von der übermacht umzingelt und umdrängt,[2]) und es ist nun keine heldentat mehr, sie lebendig zu greifen. Die gefangennahme kann nicht befriedigender motivirt werden als so (während sie im NL 2324 ff. — s. besonders 2351 — ein durchaus unursprüngliches gepräge trägt).

Das ist nun freilich kein beweis dafür, daß der alte verlauf der sagenhandlung wirklich dieser gewesen ist. Ohne ein positives zeugnis ständen unsere folgerungen auf schwachen füßen. Ein solches zeugnis fehlt aber keineswegs. Die **Þiðrekssaga** ist es, deren bericht als willkommene ergänzung zum NL das ausstehnde mittelglied liefert.

In betracht kommen c. 379—392. Die erzählung ist ziemlich verwickelt und nicht frei von widersprüchen. Besonders befremdlich ist der schauplatz des kampfes: erst ein großer, von einer steinmauer umgebener garten, dann (c. 387) eine halle, dazwischen die straßen von Soest. Die halle, in der Hǫgni mit Jrung kämpft und die auf Grimhilds geheiß angezündet wird, ist dieselbe wie im NL. Andererseits entspricht der halle des NL aber auch der garten, denn

---

[1]) Vgl. Gullþ. 40⁹: *Ásmundr ok Ketilbiǫrn gengu undan einn vegg ok kómusk þar út.*

[2]) Vgl. Gullþ. 40: *Hlupu þeir Steinólfr ok Hallr þangat ok slógu hring um þá (Ásmund ok Ketilbiǫrn); þar váru þegar drepnir þrír menn af Ketilbirni, enn hann vá tvá menn.*



hier bricht der streit beim gastmahl aus. Diese und andere beobachtungen fordern die annahme, daß in der saga zwei verschiedene quellen kombinirt sind (Busch, Die ursprünglichen lieder vom ende der Nibelungen 66 ff.). Die eine stellt die Soester ortssage dar. Man zeigte in Soest den garten, in dem die Nibelungen gekämpft haben sollten, und verschiedene denkwürdige stellen an der mauer und in ihrer nähe (Þs. c. 381. 394). Hier also hatte man den saal durch den garten ersetzt, jedenfalls aus der erwägung heraus, daß ein einzelnes gebäude zu klein sei, um von 1000 rittern besetzt und verteidigt zu werden.[1] Wir gewinnen also die dieser ortssage zugrunde liegende tradition, indem wir für den garten wider die gedeckte halle einsetzen. Nur solche züge lassen sich auf diese weise nicht rekonstruiren, die wol zu der halle passen, mit dem garten dagegen unvereinbar sind. Ein solches motiv ist der brand. Der steinmauer konnte feuer nichts anhaben. Gleichwol haben die Soester den saalbrand nicht einfach fallen lassen. Nach c. 385 setzt Hǫgni eine küche *(steikara hús)* in flammen, um beim nächtlichen kampfe licht zu haben. Die begründung ist recht gesucht. Da wir wissen, daß die vorstufe der sage das motiv einer brennenden halle enthielt, werden wir sie mit großer wahrscheinlichkeit in dem brennenden *steikara hús* widererkennen.[2] Auch scheint der grund, weshalb man gerade auf ein *steikara hús* verfiel, noch erkennbar. In c. 391 heißt es, daß Hǫgni, von Dietrichs feurigem atem angeglüht, spricht: 'nun will ich mich gerne vergleichen und meine waffen ausliefern; nun brenne ich von meinen panzerringen — *væra ek svá fiskr sem nú em ek maðr, þá em ek svá s t e i k t r , at sumt mitt hold væri nú ætt*'. Dieser grimmige scherz gehört gewiß ursprünglich in die brenna.[3] Dafür spricht auch die erwähnung des *sættaz*. Hǫgnis rede ist kombinirt aus erinnerungen an das anerbieten einer *sætt* und an einen — vielleicht im unmittelbaren zusammenhange damit gegebenen — hinweis auf das 'braten' im feuer. Dieses braten nun (das z. b. auch Sturl. 2,168 von dem leichnam eines bei einer brenna umgekommenen gesagt wird), ist allem anschein nach auch an der er-

[1]) Die ursprünglichkeit des saales ist mit unrecht bezweifelt worden, s. dagegen Boer zfda. 47,153 f. (n.) und Seemüller afda. 30,19 f.

[2]) So auch Boer zfdph. 38,87.

[3]) So auch Boer aao. 77. — Ähnliche halbverwischte spuren der brenna zeigt das lied Grimilds hævn str. 34 A. 31. 32 B. (DgF. 1,44 ff.)



findung des von Hǫgni angezündeten 'brathauses' schuld. So beleuchten sich die beiden survivals gegenseitig.

Wenn demnach die Soester steinmauer sogar den saalbrand nicht hat verdrängen können, wieviel weniger das durchbrechen der wand, wofern überhaupt ein solches in der sage vorkam! In der tat finden wir denn auch dieses motiv in der Þs. in voller deutlichkeit entfaltet, und das ist eben der punkt, in dem sie uns als zeugin dienen soll. C. 381 schlägt Hǫgni vor, um an die führer der feinde heranzukommen und um die hiebwaffen gebrauchen zu können, solle man aus dem garten hervorbrechen. Das geschieht denn auch. *Man reißt eine lücke in die mauer.* Hagen springt zuerst heraus, ihm folgen Gernoz und Gislher und viele Nibelungen. Ein heftiger straßenkampf entspinnt sich (c. 382). Die Nibelungen geraten in bedrängnis *Hagen lehnt sich mit dem rücken an die tür einer halle* und richtet unter den andringenden ein schreckliches blutbad an. Ebenso machen es Gernoz, Gislher und Folkher. Nach einiger zeit folgt Gunnarr seinen freunden auf die straße (c. 383). Nach langem kampfe wird er von Ósið gefangen genommen. '*Weil könig Gunnarr ganz allein in den haufen der Hunnen geraten ist* und mit einem gewaltigen kämpen zu tun hat, *wird er von der übermacht überwältigt*, ergriffen, muß seine waffen lassen und wird dann gebunden'.

Diese erzählung bietet den im NL vermißten ausfall durch das loch in der wand. Sie bietet die halle als rückendeckung, ein zug, der oben ex analogia postulirt wurde. Sie bietet endlich die gefangennahme durch die umdrängende übermacht nach dem ausfall. Es scheint evident, daß wir hier die oben vermutete sagenform leibhaftig vor uns haben. Die halle, an deren wand Hagen vor der übermacht deckung sucht, ist ein petrefakt von derselben art wie die brennende küche, ein rest der alten vorstellung, den die neue lokalisirung nicht absorbirt hat. Wenn die gefangennahme in der saga nur Gunnar, nicht auch Hagen trifft, so rührt das natürlich daher, daß letzterer in der halle mit Irung und Dietrich kämpfen soll, damit auch die zweite quelle zu wort kommt. In diesen späteren kämpfen, besonders in dem mit Dietrich (vgl. das NL) fehlt nun Gunnarr, ebenso wie vorher beim umzingeln und binden Hagen fehlte. Das ursprüngliche war: gemeinsamer kampf beider und

fesselung erst Gunnars, dann auch Hagens, wie in den Atliliedern. Daß die trennung der beiden sekundär ist, ersieht man auch aus folgendem verhältnis. Das NL und die zweite quelle der Þs. berichten übereinstimmend, daß Hagen in der nähe der saaltür mit Iring kämpft. Demgemäß hat die Soester sage diese selbe episode an der gartenmauer spielen lassen (Boer zfdph. 38,69 f.). Ihr zufolge trieb Hagen den eingedrungenen bis an die steinwand zurück und durchbohrte ihn mit dem speer, so daß die spitze in die mauer drang. Offenbar fand dieser kampf vor dem ausfall statt. Nur dann hat die örtlichkeit einen sinn,[1]) und auch das NL bestätigt diese einzig natürliche folge der ereignisse. Der sagaschreiber erzählt Irungs aristie im zusammenhang der zweiten quelle (c. 387), daß sie aber auch in der ersten enthalten war, das zeigt außer dem *steinveggr* in c. 387 der anfang von c. 383. Hier verteidigt Gunnarr das gartentor gegen Irung, während Hagen auf der andern seite ausbricht. Gunnarr vertritt offenbar Hagen, den eigentlichen Gegner Irungs. Er kann plötzlich seinen posten verlassen, ohne daß Irungr hinter ihm eindringt. Daß das nicht ursprünglich ist, liegt auf der hand (vgl. Busch aao. 69). In der quelle war eben an dieser stelle der fall Irungs dargestellt, darauf folgte der ausfall Gunthers und Hagens.

Eine äußere bestätigung dessen, daß die Soester sage auch Hǫgni in der nähe des baumgartens seinen feinden erliegen ließ, könnte die erwähnung der stelle *hvar Hǫgni fell* (c. 394) sein. Daß Hǫgni erschlagen wurde (Boer 71 n. 1. 105), braucht dieser satz nicht zu besagen: *falla* geht unter umständen auch auf das hinstürzen von verwundeten. Da nun Hǫgni von Irung einen schweren schenkelhieb empfängt (c. 387) und die stätte, wo letzterer fiel, im selben satze genannt wird *(hvar Hǫgni fell eða Írungr var veginn)*, so wird wol nur dies gemeint sein: man wußte zwei stellen nahe bei einander zu bezeichnen, eine an der mauer, wo Irungr fiel, die andere weiter einwärts, wo Hǫgni strauchelte. Dazu stimmt

---

[1]) Dies übersieht Boer bei seinem überblick über die quelle I aao. 70 (Untersuch. 2,89). Bei Boers verfahren — das u. a. die kombinirende und schöpferische selbsttätigkeit bei der niederschrift der saga zu gering einschätzt — ergibt sich eine so starke diskrepanz der beiden quellen, wie man kaum als wahrscheinlich zugeben kann.



es, wenn über der partie, die dies erzählt, in der membran die überschrift *fall H.* steht (Unger 328 n. 12).

Der name *Hǫgna hlið* spricht nicht gegen einen gemeinsamen ausfall Hagens und Gunnars. Er zeigt nur, daß Hagen bei dem tollkühnen unternehmen der anführer war, eine vorstellung, die im einklang steht mit der tendenz der jüngeren deutschen sage. Hagen über Gunther zu erheben. Hier konnte übrigens der sagamann bequem anknüpfen.

Wichtig für die beurteilung des ausfalls als solchen ist noch dies. Hagens vorschlag ist in der saga entschieden ungenügend motivirt.[1]) Man versteht den entschluß zum ausbrechen so wenig wie die flucht einzelner Burgunden gleich nach beginn des kampfes. Allerdings darf man nicht mit Busch es an sich verwunderlich finden, daß die ausfallenden das tor vermeiden und es vorziehen, sich eine neue öffnung zu brechen. Dies geschieht nach der saga nicht aus furcht vor Irung, sondern weil Grimhild rohe rindshäute hatte außen vor das tor breiten lassen, die schon bei manchem flüchtling ihren zweck erfüllt hatten. Wol aber muß man fragen: warum streben die Burgunden überhaupt hinaus? Hagens motiv ist nicht derart wahrscheinlich, daß aus diesem gedanken die ganze erfindung hervorgegangen sein könnte, umso weniger, als schon vorher manche Nibelungen das weite suchen. Was hier flucht heißt, erscheint bei Hǫgni als tapferer angriff. Da keins von beidem befriedigt, muß der echte beweggrund ein dritter sein, einer, der für beide vorgänge paßt. Nun sieht es doch offenbar so aus, als wäre das innere der ringmauer für die Burgunden ein ort des schreckens; sie suchen ihn auf allen möglichen wegen zu verlassen, Grimhild dagegen sucht sie darin festzuhalten. Die saga will es das eine mal so begründen, daß Atli befiehlt, alle Burgunden im garten niederzumachen (c. 379). Aber dies steht weder im einklang mit dem geiste der erzählung, noch mit der darstellung des NL, noch auch mit der Þs., die sich

---

[1]) Dies haben schon andere mit recht betont: Busch 68, Boer 88 n. 1. Letzterer ist zu derselben auffassung gelangt, die von mir im texte begründet wird, daß nämlich der ausfall durch die gartenmauer seine wahre voraussetzung hat in der brenna, zu der ein ausbrechen als fast notwendiges requisit gehört. In diesem spontanen zusammentreffen wird man schon vor näherer prüfung der data ein indicium für die richtigkeit dieser auffassung erblicken.



selbst lügen straft, indem sie im nächsten kapitel umgekehrt die Nibelungen alle Hunnen hinauswerfen läßt. Aus diesem widerspruch darf man nicht mit Busch eine zweiheit der quellen an dieser stelle folgern wollen, sondern nur dies, daß die ratio der sache für den verfasser unserer kapitel (und vielleicht schon für seine gewährsmänner) verdunkelt war. Täuscht nicht alles, so sind wir imstande, sie mit sicherheit widerherzustellen. Die verstreute flucht der Burgunden aus dem garten ist ursprünglich ein ausbrechen einzelner aus dem brennenden hause, wie es in den Isländergeschichten widerholt vorkommt.[1]) Damit werden auch die rindshäute zusammenhängen. Sie waren ein nicht ungeeignetes mittel, die ausgeräucherten beim hervorstürzen aus der tür zu fall zu bringen, so daß sie mit leichtigkeit getötet werden konnten. Wahrscheinlich sind die rindshäute aus der älteren sage, die noch die brenna und den ausfall kannte, übernommen. Schon dort werden sie es begründet haben, daß die Nibelungen statt der tür eine selbstgeschaffene öffnung benutzen. Die erfindung hat in der sagalitteratur m. w. keine seitenstücke. Dafür war sie aber in dem aufbau der alten sagenhandlung ein fast unentbehrliches glied. Die halle ist mit einer kette von bewaffneten umgeben, vor der tür stehn die feinde am dichtesten. Da schickte es sich für die helden nicht, die gefährlichste stelle zu umgehn. Das einreißen der wand war zwar an sich ein wirkungsvolles bravourstück, doch nicht geeignet, den vorwurf der kampfscheu abzuwehren. So mußte der weg durch die tür mechanisch versperrt werden. Wenn die Nibelungen das wehrlose hinstürzen vor die waffen der feinde scheuten, so fand das niemand zu tadeln. Sie wollten festen schrittes gerade auf den gegner losstürmen, wie es sich für helden ziemt. Daher ist natürlich ihr bewaffnetes ausbrechen in dichter schar ganz anders empfunden worden als etwa das des jungen Gísli und seiner neun genossen, die auch die wand durchbrechen, dann aber unter dem schutze des rauches — wie Kári in der Niála — in die berge entkommen. —

Das ergebnis unserer untersuchung der Þs. darf in kürze so formulirt werden: Die Soester ortssage, die aus dem saal einen garten macht, bewahrt gleichwol in andern wichtigen punkten den

---

[1]) Niála c. 129. Gullþ. 40[8] ff. Austfirð. sög. 221 f. Gíslas. c. 3.



alten zusammenhang am treuesten, sie zeigt uns noch den ausfall samt seiner motivirung (rindshäute) und in einzelheiten seines verlaufs (bresche in die wand, gefangennahme durch die übermacht).

Neben der Þs. ist das färöische Högnilied zu nennen. Str. 129—130 spaltet Gunnarr, um sich aus der burg herauszuschlagen, eiserne türen in seinem zorn. Auch Högni springt heraus, und während des kampfes heißt es zweimal (144. 152): *hann hopar til hallar veggjar.* Hier ist also, im gegensatz zu den deutschen quellen, Gunnars führerrolle noch nicht vergessen.[1])

Auch das NL selbst hat noch eine spur des ausfalls. Die oben angezogene str. 2087 weist, scheint es, deutlich darauf hin:

In was des tages zerunnen: dō gie in sorge nōt.
si gedāhten daz in bezzer wære ein kurzer tōt
dan lange dā ze quelne ūf ungefüegiu leit.
eins vrides si dō gerten, die stolzen riter gemeit.

Wie das *queln* auf die feuersnot geht, wie auch die *sorge* durch die schreckgespenster der nacht nicht genügend motivirt wird, so kann die erwähnung des 'kurzen todes' kaum anders erklärt werden als durch den gedanken an ein fallen im kampfe. Die ersten drei zeilen dieser strophe sind ziemlich unverändert aus einem älteren liede herübergenommen, das vorher das anlegen des feuers erzählt hatte und nun zu dem durchbrechen der wand und dem hinausstürzen der krieger überging. Möglich ist allerdings auch, daß noch nicht der ausfall selbst, sondern erst das verlangen nach *útganga* folgte. Auch das würde dem wortlaut genügen. Aber man wird zugeben, daß der unmittelbar bevorstehnde kampf eine ungezwungnere erklärung bietet. Wir erhalten dann einen tragischen gegensatz zwischen der hoffnung der Burgunden auf einen kurzen schlachtentod und ihrem wirklichen schicksal.

Vermuten läßt sich noch folgendes. War aus der ausfallscene der einzelne zug überliefert: 'die Hunnen umdrängten ihre gäste so dicht von allen seiten, daß diese sich nicht rühren konnten', so

[1]) Ich halte es weder für geboten noch für durchführbar, den Högnatátt als einen rein litterarischen ableger einer hs. der þs. aufzufassen. Selbst eine indirekte zurückführung auf die uns vorliegende saga dünkt mir nicht wahrscheinlicher als die annahme, daß ein großer teil des inhalts der saga mündlich umlief und aus volkstümlicher überlieferung ebenso in den Högnatátt wie in die dänischen lieder gekommen ist.



mag daraus der auftritt bei der mahlzeit entstanden sein, wo Volker den Hunnen das drängen verweist (B 1820 f., vgl. Zarncke 290,3 f.). Beachtenswert ist dabei, daß es auch beim h i n a u s g e h n aus dem saale geschieht.

Die brenna spielte sich ursprünglich, den gepflogenheiten der bevölkerung gemäß, b e i n a c h t ab. Neben den sagaberichten vergleichen wir aus der Lex Ribuaria tit. 17,1: *si quis hominem per noctem latenter incenderit . . . (incendere* = an. *brenna inni).* Die heimlichkeit des unternehmens ist im NL und in der Þs., dem veränderten zusammenhang gemäß, preisgegeben, gleichwol erinnern sich diese quellen der scene noch als einer nächtlichen.[1]) Das NL knüpft mit str. 2081 wider an die vorher erzählte nachtwache an:

Nu bindet abe die helme, sprach Hagene der degen.
ich und mīn geselle sulen iuwer pflegen.

Vgl. 1828:

Nu lāzet iuwer sorgen, sprach Hagene der degen,
ich wil noch hīnte selbe der sciltwache pflegen.

Vieles spricht dafür, daß die nachtwache ursprünglich mit der brenna eng zusammengehörte. Die Hunnen, die str. 1837 ff. sich unter dem schutze der nacht heimlich heranschleichen, waren ursprünglich in der absicht aufgebrochen, feuer an den saal zu legen. Die scheltreden und der feige abzug der angreifer können von hause aus nicht das ziel dieses auftritts gewesen sein. Die höhnenden rufe Volkers passen aber aufs beste zu dem lichtscheuen unternehmen der brandstifter. Letztere haben einmal trotz des verächtlichen spottes der wächter — auf den dann gleich das wecken folgen mußte — ihre brennstoffe aufgehäuft. Die parallelberichte führen zu dem schluß, daß die Burgunden — bis auf die wächter, *varđmenn* — im schlaf gelegen haben müssen, als die Hunnen sie überfielen. Es war wahrscheinlich der tiefe schlaf nach dem zechgelage, in dem z. b. auch die Halfsrecken und die Dänen Frothos III vom feuer überrascht werden. Man kann allerdings sagen, daß dazu die ausgestellten wachen nicht gut passen; diese passen besser zu einer gewöhnlichen brenna, ohne vorangegangenes gastmahl *(si quis casa qualibet super homines dormientes incenderit,* Lex Sal. tit. 16,1). Vielleicht ist die nachtwache eine jüngere zutat, aus einer

[1]) Þs. c. 384. 385. NL 2087,1.



zeit, wo man schon über das einmalige große gelage und die darauf folgende schreckensnacht hinausgegangen war. Daß das wächteramt von zwei berühmten helden übernommen wird, dürfte sicher jung sein. Diese erfindung hat zur folge gehabt, daß die Hunnen reißaus nehmen und daß die brenna sich noch eine weile verzögert.

Die entwicklung der sage muß sich ja überhaupt in der weise vollzogen haben, daß man der brenna und dem sich an sie anschließenden letzten kampf andere kämpfe vorangehn ließ. Vor der brandnacht war die stelle, wo die jüngeren motive sich am ehesten ansetzen konnten. (Eine ausnahme bildet die Rüdigerepisode, die zur motivirung von Dietrichs eingreifen dienen sollte und daher hinter der brenna eingefügt wurde.) So bezeugt uns, wie es scheint, die Akv. ein verlustreiches gefecht, nach dem Guðrún den bruder aufsucht, ihm zur flucht zu raten und wol auch zu verhelfen (oben s. 148ff.). Dieser besuch findet heimlich und zur nachtzeit statt, denn Gunnarr hat seine brünne abgelegt. Vielleicht meldete die schwester gleichzeitig das herannahen der mordbrenner.

Wenden wir uns nunmehr zu den nordischen quellen zurück, so hat uns zunächst die eigentümliche verschiebung in der Akv. zu beschäftigen. Guðrún rächt hier den tod ihrer brüder, indem sie dem Atli seine söhne zu essen gibt und ihn selber erdolcht. Das feuer, das sie dann entzündet, hat mit ihrer rache im grunde nichts zu schaffen. Allerdings stellt unser text eine art motivirung her, indem es in str. 42 heißt: *Eldi gaf hon þá alla, er inni váru ok frá morði þeira Gunnars komnir váru ór Myrkheimi.* Aber dieser ungeschickte satz sieht nicht danach aus, als könnte der in ihm enthaltene gedanke den saalbrand erzeugt haben. Jedenfalls müßte der saalbrand, als racheakt an Atli und den seinen betrachtet, eine ziemlich sekundäre erfindung sein. Die älteste historische sage, die doch die erstechung des Hunnenkönigs kennt, weiß nichts von der brenna. Da nun die südliche überlieferung vom Burgundenuntergang eine wolmotivirte brenna enthält, so können wir nicht umhin, den saalbrand der Akv. mit dieser zu verbinden.[1]) Die Guðrún, die den *bœr Buðlunga* in brand setzt, ist gar nicht die rächerin ihrer brüder, sondern sie ist die Kriemhilt der

[1]) So schon Müllenhoff, zfda. 10,176. Vgl. Sijmons, Einl. CCLXXII.

deutschen sage. Von dieser wurde erzählt, daß sie die königshalle verbrennen ließ: *'lét brenna konungs hǫll'*. Seit im nordischen *brinna* und *brenna* vermischt waren, war *láta brenna* nicht nur = 'anzünden lassen', sondern auch = 'anzünden'. So konnte sich aus diesem bericht die vorstellung entwickeln, Guðrún habe selbst feuer an die halle ihres gemahls gelegt. Das konnte aber kaum zu anderer zeit gewesen sein, als nachdem sie ihre rache ausgeführt hatte. (Die richtigkeit dieser folgerung hängt natürlich nicht davon ab, ob zur zeit, wo jene kunde nach dem norden kam, wirklich *brinna* und *brenna* schon vermischt waren. Der vorgang bleibt plausibel, auch wenn diese sprachliche bedingung nicht erfüllt war.)

DIE SAGENWANDERUNG.

Die annahme deutschen einflusses auf die Akv. ist nicht neu.[1]) Da aber die sekundäre deutsche sageneinfuhr im folgenden eine nicht geringe rolle spielen wird, scheint es angemessen, die historischen bedingungen der sagenwanderung nach dem norden hier näher ins auge zu fassen.[2]) Neuerdings hat Sijmons wider mit recht darauf hingewiesen, daß sehr wol noch im 8. jh. niederdeutsche lieder nach Skandinavien gekommen sein können (zfdph. 38,164). Die frage liegt ja nicht so einfach, wie sie seiner zeit Müllenhoff erschien. Wir müssen es heute als recht unwahrscheinlich bezeichnen, daß die überführung der deutschen sagen nach dem norden um 600 im wesentlichen abgeschlossen gewesen und dann eine fast völlige trennung der beiden gebiete gefolgt sein sollte bis in die tage des verfassers der Þiðrekssaga.

Es sei mir gestattet, etwas weiter auszuholen. Fassen wir unser problem von möglichst vielen seiten ins auge, so erschließt sich uns zugleich ein wichtiges stück kulturgeschichte von Nordeuropa.

---

[1]) Vgl. schon WGrimm, Hds. ²13. Edzardi, Germ. 23,86, erklärte *Atli enn riki* Akv. 30,1 aus dem mhd. *Etzele der riche*.

[2]) Ich richte dabei mein augenmerk überwiegend nach anderen richtungen als Maurer in seinem nie veraltenden aufsatz zfdph. 2,440 ff. Der schluß dieses aufsatzes enthält zugleich den grundgedanken aller meiner stoffgeschichtlichen erwägungen: es 'dürfte bei jeder einzelnen sage stets die möglichkeit einer successiven umgestaltung durch successive einwirkung des auslandes im auge zu behalten sein' — ein gesichtspunkt übrigens, den auch Boer als maßgebend anerkennt (s. seine Untersuchungen 2,193).



Ums jahr 800 treten die Nordgermanen in die geschichte ein. Durch das vordringen des Frankenreiches und durch die Normannenzüge kommen sie mit der christlichen welt in berührung. Alles nordische, was vor dieser zeitschwelle liegt, ist für uns in nebel gehüllt. So wissen wir denn auch so gut wie nichts positives über die beziehungen zu den südlicheren Germanenstämmen. Fragen wir nach den umständen, unter denen der älteste liederaustausch stattgefunden haben mag, so bietet sich scheinbar keine überlieferung dar, an die wir anknüpfen könnten.

Es ist dies nichts anderes, als was die allgemeine geschichte der bildung in Europa erwarten läßt. Bei den nördlichen Germanen widerholt sich derselbe vorgang, der jahrhunderte früher für das Germanentum als ganzes wichtig geworden ist: ihr leben bleibt der nachwelt verloren bis zu dem zeitpunkt, wo sie in das beobachtungsfeld schreibender zeitgenossen eintreten, deren muster sie bald selbst zu aufzeichnungen veranlaßt.

Das ist ein allbekannter zusammenhang. Mir scheint aber, es läßt sich ihm ein gesichtspunkt abgewinnen, von dem aus uns das vorgeschichtliche dunkel über den wäldern und fjorden Skandinaviens weniger schwarz erscheinen wird. Schritt vor schritt ist die römisch-christliche kultur gegen die ultima Thule vorgedrungen, immer neu hat sie ihre grenze abgesteckt, erst am Alpengürtel, dann an der Rhein- und Donaulinie, dann weiter nördlich am deutschen mittelgebirge, schließlich an der unteren Elbe. Um 800 wurde diese letzte schranke erreicht; um 1000, können wir sagen, fiel auch sie. Damals wurde das letzte stolze vorgebirge altgermanischen wesens, die isländische sagazeit, von der weltgeschichtlichen flut überschwemmt, und die letzten wikinge auf den nordischen meeren fingen an, sich vor dem christlichen königtum in ihre schlupfwinkel zu verkriechen. Zweihundert jahre früher, da hausten leute wie Hálfr und der gode Snorri südwärts bis an die Elbmündung und weit darüber hinaus, und noch ein paar generationen weiter zurück, da gehörte auch ganz Saxland zu ihrem bereich, Elbe und Eider waren keine breiteren grenzgräben als Öresund und Gøtaelf.[1])

---

[1]) Steenstrups neigung, den alten zusammenhang zwischen Sachsen und Dänen zu ignoriren, läßt sich durch die quellen nicht rechtfertigen. Es gibt z. b. m. e. ein schiefes bild, wenn er Danmarks Riges Historie 1,207 f. über die zeit vor 800 sagt: Saaledes laa Danmark ... som en udsondret del af



Diese betrachtung enthält eine wichtige wahrheit, die von der kulturhistorikern lange nicht scharf genug ins auge gefaßt zu werden pflegt. Aber schematisch, wie sie ist, wollen wir uns hüten, sie auf die spitze zu treiben. Sonst kämen wir schließlich dazu, das alte Skandinavien mit dem Germanien des Tacitus schlechthin zur deckung zu bringen! Wir wollen vielmehr versuchen, den allgemeinen satz, soweit er Norddeutschland angeht, mit konkretem inhalt zu füllen.

Ein punkt, der sich da mit leidlicher klarheit erkennen läßt, betrifft schiffahrt und küstenraub. Steenstrup hat in seinen glänzenden untersuchungen über die sog. Normannen einen gesichtspunkt zu sehr betont: den, daß jene heerfahrten, deren überlieferung um 800 einsetzt, etwas einzigartiges, völlig neues, ungeahntes gewesen seien. Neu waren sie vielleicht für die angegriffenen, für die wikinge selbst und ihre landsleute gewiß nicht. Für diese w u r d e n sie erst eine neue erfahrung, als sie einen bisher unerhörten umfang annahmen und ungeahnte ergebnisse, beute und land, lieferten. Von hause aus aber waren sie nur die natürliche konsequenz uralter gewohnheiten, gewohnheiten, die nicht bloß bei Dänen, Gauten, Schweden und Norwegern eingewurzelt waren, sondern ebenso wol bei den andern seeanwohnenden Germanen, und die mit der ebenfalls uralten institution der gefolgschaft aufs engste zusammenhingen. Schon PAMunch hatte diese seite der sache betont, aber da er sich nur auf die sagas berief, hatte Steenstrup ein gewisses recht, seine ergebnisse zu verlassen. Wer andere zeugen vorführen will, muß freilich nordischen boden verlassen. Aber wo fing in der Merowingerzeit und früher der nordische boden an? Man darf in solchen fragen seinen standpunkt nicht ausschließlich bei einer der späteren nationen nehmen. Tut man es, so erhält man unvollständige und schiefe bilder.[1])

Europa. De nordiske folk levede i en sluttet verden for sig, om end i livlig forbindelse med folkeslagene ved Østersøen . . . ; men baade de slaviske folk ok Finnerne vare hedninger. Anderswo läßt übrigens derselbe historiker dänische sagen bei den Friesen besungen werden (ebd. 124 f.).

[1]) Nicht anders als unhistorisch muß eine betrachtungsweise heißen, wie sie ein geschichtsforscher vom range Steenstrups übt, wenn er (Danmarks Riges Historie 1,77) für die zeit der besiedelung Englands mit begriffen wie 'Deutsche' und 'Dänen' operirt und zwischen diesen beiden eine scharfe ethnische grenzlinie annimmt. Für letztere behauptung sollte man

Mit richtigem blick nannte Mommsen den Chaukenführer Gannascus, von dem Tacitus berichtet,[1] einen 'vorgänger der Sachsen und Normannen' (Röm. gesch. 5,114). Plinius spricht von *Germani praedones*, deren schiffe je 30 mann besatzung haben (DAk. 4,500). Schon in den sechziger jahren des ersten jahrhunderts und wahrscheinlich früher wurde Britannien von germanischen gefolgschaftsführern, Batavern vom Niederrhein, in kriegerischer absicht aufgesucht (Tacitus, Hist. 4,12). Die Römer suchten diesen lästigen feinden auf deren eigenem element entgegenzutreten. Wie Strabo (VII,1) berichtet, lieferte Drusus den Brukterern ein seetreffen auf der Ems (DAk. 4,422).[2] Eine römische flotte gelangte um Skagen

---

sich auf sprachgeschichtliche argumente am wenigsten berufen. Haben doch sogar die ältesten runeninschriften z. t. für anglofriesisch erklärt werden können. Aber auch Bremer, der diesen aussichtslosen nachweis versucht hat, hält die dialektscheidung zwischen Westgerm. und Skand. für uralt, für älter als unsere zeitrechnung (Pauls grdr. ²III 790). Demgegenüber vergleiche man den sehr plausibeln gesichtspunkt, den neuerdings Feist geltend macht (Beitr. 32,483): nach ihm hat erst die auswanderung der Angeln und Sachsen die sprachliche kontinuität unterbrochen. Daran ist sicher etwas richtiges — ob die unterbrechung so folgenreich war, wie Feist annimmt, steht dahin.

[1]) Ann. 11,18: *levibus navigiis praedabundus Gallorum maxime oram vastabat* (a. 47).

[2]) Mit der leugnung der uralten vergangenheit der wikingzüge hängt es zusammen wenn Steenstrup die flotten des 9. jh. als bloße beförderungsmittel betrachtet (Norm. 1,265 ff.). — Zunächst ist seine auslegung der quellen anfechtbar. Es sieht ganz so aus, als wenn durchweg die partei gesiegt hat, die in der überzahl war, und das waren in der regel die feinde der Normannen. 885 aber siegten die Dänen. Mehrmals wird die geringe zahl der wikingschiffe ausdrücklich genannt, so 7 (875), 4 (882), 16 (885). Einige fälle sind indifferent, so das treffen bei Wight (s. 268) und das arabische zeugnis (s. 267). Die gesamtzahl der fälle ist gering (etwa 8). Wenn 885 die dänische flotte an der sächsischen küste den Friesen in die hände fällt, so lag das daran, daß die mannschaft größtenteils an land gegangen war. — Alle wahrscheinlichkeit ist dagegen, daß die wikinge, die seit ältester zeit küstenraub trieben, nicht sollten verstanden haben, auf ihren schiffsplanken ein gefecht zu liefern. Die technik solcher seekämpfe war einfach genug. Das italienische zeugnis — *gens Normannorum navalis nescia belli* (s. 269) — geht wol auf diese primitive technik, die z. b. von enterbrücken nichts wußte. Auch die überlegenheit der Alfredschen schiffe (s. 268), außer in der größe und bordhöhe, darf angesichts der vortrefflichen bauart des Gokstadschiffes bezweifelt werden. Beachtenswert Ad. Brem. 2,28: *sic enim ea gens confligere solet.*

herum bis zu den dänischen inseln (Danmarks Riges Historie 1,67 f.), wahrscheinlich geführt von germanischen schiffern, die dieses fahrwasser seit lange kannten. Vermutlich seit der zeit des Germanicus hielt Rom ein ständiges geschwader auf der Maas, von wo es auslief, um an der küste entlang das Friesengebiet (castellum Flevum) zu erreichen — den weg hatten auch hier sicherlich die Germanen gewiesen.

Es scheint, daß es Rom gelungen ist, den ansturm auf seine küsten noch für zwei bis drei generationen leidlich zurückzuhalten. Seit der zweiten hälfte des ersten jahrhunderts verstummt die kunde von germanischen strandräubern auf einige zeit. Wahrscheinlich hat hier das kraftvolle auftreten des Domitian in Britannien eine rolle gespielt. Trajan und seine nachfolger sorgten dann in weitestem umfange für die sicherung der reichsgrenzen. In dieser zeit hat, nach den münzfunden zu urteilen, der friedliche verkehr einen aufschwung genommen.

Schon damals wirkte das meer als völkerverbindende straße. Wenn Tacitus (Germ. c. 35) den Chauken tüchtigkeit und die seltenen eigenschaften der gerechtigkeit und friedensliebe nachrühmt, so hängt dies ohne zweifel damit zusammen, daß diese küstenvölker den römischen kaufleuten williger entgegenzukommen pflegten als die binnenländischen stämme. Sie wußten von den sommerlichen raubfahrten her, wie gute dinge man von den fremden zu erwarten hatte.

Dieses älteste germanische wikingtum dürfen wir uns — und das ist das wichtige — im großen und kleinen den skandinavischen unternehmungen des 9. und 10. jahrhunderts höchst ähnlich denken. Es finden sich überraschende übereinstimmungen.

Die größe der schiffe ergibt sich annähernd aus der oben angezogenen notiz des Plinius (je 30 mann besatzung) und aus Tacitus Hist. 5,23. Civilis veranstaltet im jahre 70 in dem breiten gewässer an der Rhein- und Maasmündung eine flottendemonstration gegen die Römer. Dazu dienen ihm biremen und moneren — wahrscheinlich römische beute —, außerdem *ingens lintrium vis, tricenos quadragenosque, sed armamenta Liburnicis solita.* Der sinn dieses verstümmelten satzes kann nur sein: *lintres,* die je 30 bis 40 mann faßten, im übrigen aber wie die liburnischen ausgerüstet waren (Doederlein ergänzte *portantium,* andere *vehen-*

tium, ferentium, vexere). Wir haben hier also eine bestätigung des Pliniusschen zeugnisses.

Ein solches boot, wie es die Römer im auge haben, hat man im Nydamer moor aufgefunden. Es ist vielleicht 500 jahre jünger als die antiken berichte. Die beschaffenheit seines bordrandes zeigt, daß es mit 14 paar rudern bewegt wurde, also eine besatzung von 30 mann (oder etwas mehr) hatte.[1])

Die länge des Nydamer bootes beträgt 75 fuß. Fast genau so lang ist das aus der wikingzeit stammende boot von Gokstad, das vom bug bis zum stern 77 fuß 11 zoll (engl.) mißt[2]) und dementsprechend 16 ruder auf jeder seite führte. Das Gokstadschiff stellt deutlich den Nydamer typ auf höherer entwicklungsstufe dar.[3])

Wir vergleichen damit, was Steenstrup (Normannerne 1,352 f.) über die stärke der schiffsbesatzungen zur Normannenzeit ermittelt hat. Aus dem bericht der Sachsenchronik z. j. 897 scheint hervorzugehn, daß die dänischen schiffe durchschnittlich 30 ruder hatten, also eine vielleicht nur wenig zahlreichere besatzung. Steenstrup hat nach diesem und andern anhaltspunkten die zahl 40 als normalzahl zu grunde gelegt. Das stimmt genau zu den dimensionen des Gokstad- und des Nydamschiffes, nicht minder zu den angaben der Römer.

Zu ähnlichem ergebnis führt ein vergleich der b a u a r t der schiffe. Es lassen sich hier freilich nur die groben züge zusammenstellen, aber sie genügen, um zu zeigen, daß die fahrzeuge der skandinavischen wikinge in gerader linie abstammen von den Nord- und Ostseeschiffen der Germanen zur zeit des Tacitus, ja von den schiffen der keltischen Veneter, wie sie Caesar beschreibt. Gemeinsam sind: flache bauart, schlanke linien, spitzes heck.[4]) Das schiff von Gokstad hat bei einer tiefe von 5 fuß 9 zoll (engl.) eine

[1]) S. die angaben bei Steenstrup in Danmarks Riges Historie 1,86 f. Abbildung daselbst und bei Müller-Jiriczek, Altertumsk. 2,125.

[2]) Nach Colin Archer, Transactions of the Institution of Naval Architects XXII 298, bei Holmes, Ancient and modern ships I (London 1900) 56, vgl. 60.

[3]) S. die angaben bei Steenstrup aao. 319 f., wo man auch einen querschnitt findet (ebenso bei Holmes 57). St. gibt die länge auf 72 fuß an.

[4]) Caesar, Bell. Gall. 3,13. Tacitus, Ann. 2,6. Germ. c. 44, dazu Müllenhoff, DAk. 4,499 f., Holmes aao. 55 ff.



größte breite von 16 fuß 7 zoll und läuft sehr schlank aus gegen beide steven hin.[1]) Ähnliche verhältnisse zeigt das Nydamer boot doch (ist dieses nur 11 fuß breit.). Schon die Veneter bauten ihre fahrzeuge mit flachem boden, damit sie bei der ebbe besser brauchbar wären und vorkommenden falls ohne schaden aufsitzen könnten *(ut sine noxa siderent,* wie Tacitus von den sicher nach germanischem muster gebauten schiffen des Germanicus im jahre 16 n. Chr. sagt). Den vorteil der flachgehnden kleinen boote lehrt ein gefecht, das 897 zwischen 6 wikingschiffen und 9 von könig Alfreds neuen großen langschiffen stattfand.[2]) Beide parteien wurden durch die ebbe in einer bucht auf den strand gesetzt, aber die Dänen konnten schon wider abrudern und das weite suchen, als ihre gegner noch am ausgange der bucht festsaßen. Wenn in der wikingzeit und noch später es widerholt vorgekommen ist, daß schiffe über land aus einem gewässer ins andere geschleppt wurden, so erklärt auch das sich nur aus der geschilderten uralten eigenart der nordeuropäischen seeschiffe.

Aus Caesars darstellung des Veneterkrieges geht hervor, daß diese Kelten ihre kriegsschiffe ausschließlich durch den wind treiben ließen, also schon über die stufe des ruderns hinausgewachsen waren; denn mehrere ruderstockwerke wie die alten kannten sie wol sicher nicht. Im graden gegensatz dazu steht, was Tacitus, Germ. c. 44 von den Schweden weiß: *nec velis ministrant nec remos in ordinem lateribus adiungunt; solutum, ut in quibusdam fluminum, et mutabile, ut res poscit, hinc vel illinc remigium.* Man darf die richtigkeit dieser angabe, uneingeschränkt, wie sie dasteht, billig bezweifeln (trotz des mastlosen bootes von Nydam). Daß Tacitus jedoch wirklich die Germanen für der segelschiffahrt unkundig hielt, ergibt sich auch aus der oben citirten stelle der Historien, wo die batavische flotte beschrieben wird (Hist. 5,23). Es heißt dort weiter: *lintres sagulis versicoloribus haud indecore pro velis iuvabantur.* Das müßten schon *sagula* für übermenschliche schultern gewesen sein, wenn es möglich war, mit ihnen 20 meter lange, voll bemannte boote selbst bei einer steifen westbrise gegen die strömende wassermasse des Rheins zu treiben! Und woran mögen nur diese im-

---

[1]) Vgl. den grundriß bei Holmes s. 57; *angusta puppi proraque,* Tacitus.

[2]) Steenstrup 1,268; *þá com þæm Deniscum scipum þeh ær flód tó, ær þá Cristnan meahton hira út áscúfan,* Sachsenchron.



provisirten segel gehangen haben? etwa an einem aufgerichteten ruder, das der stämmigste mann festhalten mußte? Waren aber masten vorhanden, so werden die scheinbaren manteltücher auch wol richtige segel gewesen sein. Man kann sich leicht vorstellen, wie der irrtum entstehn konnte. D i e r e c h t e c k i g e n, b u n t e n s e g e l mögen sich aus der ferne wirklich wie ausgespannte römische soldatenmäntel ausgenommen haben. Daraufhin hat dann irgend ein legionär einen verächtlichen witz gemacht, der weiterberichtet, mißverstanden wurde und so entstellt auch zu des Tacitus ohren oder augen gelangte. Dieser schriftsteller muß aber von der schiffahrt und besonders von der germanischen sehr ungenügende vorstellungen gehabt haben. Schreibt er doch anderswo der Nordsee eine klippenküste und felseninseln zu (Ann. 2,23. 24) und glaubt, daß sie von den Germanen nicht befahren werde (Ann. 2,5), was freilich andern stellen seiner schriften widerspricht. — Worauf es uns hier ankommt, ist das schildernde beiwort *versicolor*. Wir erkennen die farbigen segel *(stǫfuð segl)* der sagas.

Nicht bloß die schiffe, auch die mannschaften — ihre motive, ihre organisation — fügen sich ohne weiteres in das bild der skandinavischen wikingzeit ein. Gannascus, der überläufer, wird aus fürstlichem stamme gewesen sein. Ausdrücklich heißt es von den Batavern: *mox aucta per Britanniam gloria, transmissis illuc cohortibus, quas vetere instituto n o b i l i s s i m i p o p u l a r i u m regebant* (Hist. 4,12). Wir haben es also mit unternehmungen zu tun, wie sie Caesar (Bell. Gall. 6,23) erwähnt: ein vornehmer wirft sich zum führer auf, und alle unternehmungslustigen jungen leute folgen ihrem 'könig'. Diese zustände hängen aber aufs engste mit dem gefolgschaftswesen zusammen, dessen bedeutung für die wikingzüge Munch überzeugend dargetan hat.

Er sagt (Det norske folks historie I, 1,453): 'es war eine notwendige folge der besonderen beschaffenheit der nordischen länder und der besonderen lebensformen der Skandinavier, daß die kriegerischen unternehmungen, die in den übrigen germanischen ländern zu lande ausgeführt wurden, von unsern vorfahren zur see ausgeführt wurden'. Man braucht nur den begriff 'nordische länder' etwas zu erweitern und für 'Skandinavier' zu setzen 'seeanwohnende Germanen', so hat man den hauptgesichtspunkt für jegliches wikingtum. Bei Gannascus und genossen und bei den Normannenzügen

im engeren sinne kommt freilich noch ein zweiter, wichtiger gesichtspunkt hinzu: der lockende reichtum der westländer. Tacitus sagt von Gannascus zweifellos richtig: *Gallorum maxime oram vastabat, non ignarus, dites et imbelles esse.*

Diesen satz könnte man als motto über lange kapitel der geschichte des 9. jahrhunderts setzen. Aber vorher und inzwischen haben die Bataver sowol wie später die Dänen unzählige vergessene raubfahrten unternommen gegen ihre verschiedenen stammesvettern und andere geschichtslose heiden. So fügt der römische geschichtsschreiber seiner nachricht über den Chaukenfürsten ein bedeutsames 'hauptsächlich' ein: *Gallorum maxime oram vastabat.* Die einfälle in das gebiet einiger südskandinavischer völkerschaften, von denen Jordanes c. 3 spricht, sind umso wahrscheinlicher auf kriegerische landungen zu beziehen,[1]) als auch später, zur ausgehnden wikingzeit, die schonische küste ein beliebtes ziel der schiffahrt gewesen zu sein scheint.[2]) Die allerdings sehr verfeinerte strandwache des Beowulf (229 ff.) gibt uns eine vorstellung davon, wie jeder küstenbewohner in jenen zeiten auf der hut sein mußte.[3]) Das gilt von der Römerzeit ebenso intensiv, wenn auch nicht in demselben räumlichen umfange, wie von der Normannenzeit.

Es fehlt uns nicht an daten, um so etwas wie eine brücke von der einen epoche zur andern zu schlagen. Solange die römische kultur in Westeuropa blühte, hören wir auch gelegentlich von einfällen der begehrlichen germanischen räuber, die bald nur noch den zeitpunkt abwarteten, wo sie sich in scharen auf dem wehrlosen boden festsetzen konnten, um seine früchte in ruhe zu essen — ebenso wie später die Dänen. Unter Mark Aurel, während des Markomannenkrieges, mußte ein legat der Belgica den landsturm gegen die Chauken aufbieten. Das deutet auf sich von neuem häufende piratenzüge (Mommsen, Röm. gesch. 5,114). Seit dem 3. jahrhundert trieben Heruler, Goten und Wandalen, also Ostseevölker, die wahrscheinlich alle zu schiffe aus Skandinavien gekommen waren, ihr unwesen sogar im Mittelmeer nach alter

---

[1]) So Müllenhoff, Beowulf 95 f.

[2]) Hauberg in Danske Vid. Selsk. Skrifter VI 5,21.

[3]) Die kehrseite dazu ist das strandrecht, kraft dessen noch im 18. jh. in mecklenburgischen gemeinden um einen 'gesegneten strand' gebetet wurde (Hans. geschichtsblätter 1906,300).



heimischer gewohnheit (DAk. 4,500. Jdg. Forsch. 15,243). Am ende des 3. jahrhunderts hatten die Römer zu kämpfen mit Herulern und 'Chavionen',[1]) 'welche, vermutlich auf raubschiffen von der Nordsee her, Gallien heimsuchten' (Dahn, Deutsche geschichte 1,512 f., vgl. Zeuß, Die Deutschen 477 f.). Gleichzeitig heerten Sachsen und Franken, auch letztere teilweise zu schiff, an den belgischen und bretagnischen küsten. In die jahre 286/7 fällt der aufstand des Carausius, der anfänglich feldherr gegen diese seeräuber gewesen war. In Britannien erschienen die Sachsen seit 365, während sie gleichzeitig auch Gallien heimsuchten und hier tief ins binnenland vordrangen (Ammian XXX 7). Im 5. jahrhundert erschienen sie auf der Loire; Angers und andere orte mußten sich frieden erkaufen. Die Sachsen von Bayeux, von denen Gregor berichtet, haben sich vielleicht bis zur ankunft der Dänen im 9. jahrhundert ihre sprache bewahrt. Mit den Sachsen zusammen werden wider die Heruler genannt. Von ihnen sagt Sidonius Apollinaris (ca. 430—480):

Hic glaucus Herulus genis vagatur,
Imos Oceani colens recessus,
Algoso prope concolor profundo.

Um 515 fällt der berühmte zug des Gauten — Gregorius sagt: Dänen — Hugleikr (Chochilaicus). Bald darauf zeigen sich auch die Dänen selbst. Chlotacharius I schlägt, begleitet von seinem sohne Chilperich, in einem entscheidenden treffen die Dänen, Euten, Sachsen und 'Britannier'.[2]) Die nennung dieser vier namen zusammen weist mit bestimmtheit auf eine größere wikingschar. Auch später waren solche raubheere aus verschiedenen seefahrenden stämmen gemischt, Adam von Bremen nennt z. b. die Dänen und

---

[1]) = got. **hafjans*, 'seefahrer' (an. *haf*) ?

[2]) Dies ergibt sich aus Venantius Fortunatus, Carmina IX 1,73 ff., eine stelle, die ebenso wie die folgende schon von Müllenhoff, Nordalbingische studien I (1844) verwertet wurde. Daß es sich um e i n treffen handelt, zeigt v. 77: *illo iudice campo.* Chilperich hat dem dichter zufolge durch diesen sieg schrecken bis zu den Friesen und 'Sueben' verbreitet. Letztere dürfen mit den *Swæfe* des *Wídsíð* identificirt werden, während die Britannier wol Angelsachsen sind, von denen um jene zeit noch manche sich in solcher weise betätigt haben mögen. (Das scheinen die Angelsachsen, die papst Gregor d. gr. auf dem sklavenmarkte in Rom sah, zu bestätigen. Sehr bezeichnend spricht Ælfric von 'kaufleuten', die auf der handelsfahrt nach Italien gekommen seien.)

Schweden als waffengefährten (2,29). Diese schlacht hat vor 561, aber schwerlich früher als 530 stattgefunden.[1]) Eine dauernd abschreckende wirkung hatte sie so wenig wie ein menschenalter früher der mißerfolg des Hugleikr. Um 570[2]) finden wir widerum Sachsen und Dänen im bunde auf fränkischem boden. Graf Wolf,[3]) der um Laon seinen sitz gehabt zu haben scheint, schlägt sie am bache Bordaa und treibt sie flüchtig bis zur Laugona. Diese namen führen uns nach Westfriesland: Bordaa ist jenes gewässer, an dem zweihundert jahre später Bonifacius erschlagen wurde,[4]) 'Laugona' aber ist jedenfalls die Lauwers.[5]) Daß es sich auch hier um eine invasion von der see her handelt, kann keinem zweifel unterliegen.[6]) War doch gerade Friesland seit alters ein beliebtes ziel der dänischen wikinge.

Von nun an schweigt die überlieferung reichlich zwei jahrhunderte. Dieses schweigen wird kein zufall sein;[7]) von rund 600 bis um 780 sind keine oder fast keine germanischen wikingschiffe nach Friesland oder durch den kanal gesteuert.

Wahrscheinlich trafen mehrere gründe zusammen, die dieses nachlassen zur folge hatten. So kann man mutmaßen, daß etwa seit Chlodwig die wikinge in Gallien meist auf kräftigen widerstand stießen. Die drei zuletzt erwähnten zeugnisse bieten belege dafür. Die flotte des Hugleikr wurde sogar in einem seetreffen überwunden (Gregor von Tours 3,3). Diese verhältnisse sind eine deutliche widerholung dessen, was sich schon unter den kraftvollen kaisern von Domitian bis Mark Aurel ereignet hatte. Schon frühzeitig haben sogar die Franken angefangen, einen druck auf die Friesen aus-

---

[1]) Chlotacharius regirte 512—561, Chilperich 561—584.

[2]) Genauer: zwischen 561 und 575 (regirungszeit Sigeberts).

[3]) Die lateiner nennen ihn Lupus.

[4]) Diese gleichsetzung findet sich schon bei Eckhart, Francia orientalis (Würzburg 1729) 1,93. Gleichwol erblickte dieser gelehrte in 'Laugona' die Lahn, ein handgreiflicher irrtum, der noch bei Leo im index zu den Mon. Germ. Auct. antiquissimi IV begegnet. — Die quelle ist Venantius, Carmina VII 7,49—60.

[5]) So Steenstrup in Danmarks Riges Hist. 1,80, wo auch Bordaa mit Bordau widergegeben wird ('rivus Bordau', Mon. Germ. Scr. 2,350).

[6]) So auch Müllenhoff, Beowulf 19. ABugge, Vesterlandenes Indflydelse 10.

[7]) Vgl. Steenstrup, Normannerne 1,10.

zuüben. Diese wurden zum großen teil nach und nach unterworfen. Wenn Venantius Fortunatus von dem schrecken spricht, den Chilperich bis jenseits der Elbmündung verbreitet habe, so ist das vielleicht mehr als eine panegyrische redensart. Wie damals die unternehmungslust der östlicheren Friesen gelähmt wurde, so durch die unterwerfung der letzteren vermutlich die unternehmungslust der Dänen. Um 700 sehen wir den missionar Willibrord völlig unbehelligt und sogar von einer schar heidnischer knaben begleitet, aus dem Dänenlande zurückkehren — ein achtbares zeugnis für die scheu vor dem fränkischen namen (Vita Willibrordi c. 9. 10).

Es kommt hinzu, daß seit der Römerzeit die Friesen sich weit nach osten, an der küste entlang, ausgebreitet haben. Später finden wir sie sogar nördlich der Eider. Wann sie diese letzteren sitze bezogen haben, steht durchaus nicht fest. Aber soweit ich sehe, verbietet nichts die annahme, daß es bereits vor der sog. wikingzeit, etwa im 7. jahrhundert, gewesen ist. Dann würde dieses vordringen der Friesen auf kosten der Dänen[1]) es z. t. erklären, wenn die Dänen sich so lange nicht in den westlichen gewässern sehen lassen.

Und was die Sachsen betrifft, so scheint im 6. jahrhundert auch die besiedlung Britanniens, an der sie starken anteil hatten, zum abschluß gekommen zu sein. Die folge dieser großen bewegung muß eine wesentlich verdünnte bevölkerung in den stammlanden gewesen sein, und das konnte nicht umhin auch eine gewisse verödung der see nach sich zu ziehen. Wahrscheinlich haben die Sachsen auch einen teil ihrer küste an die Friesen verloren. Letztere aber gravitirten, wie wir sahen, nach osten und nordosten und kamen schon aus diesem grunde nicht zu westlichen fahrten.[2])

Wir dürfen das erscheinen der Dänen an der Nordsee um 500 datiren. Von den völkern, die ihnen platz machten, wurden sie alsbald in die westfahrt mit hineingezogen. Der zug des Gautenkönigs bezeugt selbstverständlich zugleich dänische unternehmungen;

---

[1]) Die geest scheint bei der einwanderung der Friesen von Dänen bewohnt gewesen zu sein, die durch jene verdrängt oder aufgesogen wurden (Ark. 23,54).

[2]) Dieser zug der Friesen in die *imos recessus Oceani* ist vielleicht nur ein ausweichen, erst vor den Römern, dann vor den christlichen Franken gewesen, also nicht als eine erscheinung für sich zu beurteilen.



erst die kunde von solchen hat ihn durch den Limfjord oder um Skagen herum gelockt. Dieser sächsisch-dänische abschnitt der ersten wikingperiode dauert, nach den quellen zu urteilen, nur etwa zwei menschenalter. Dann folgt der rückschlag, von dem eben die rede war.

Selbstverständlich hat während dieser scheinbar stillen jahrhunderte die schiffahrt der seevölker nicht geruht. Schiffahrt aber müssen wir für diese zeit fast ohne einschränkung = küstenraub setzen (ebenso wie 'scharenweise wandern' = 'raubzug'). Dieser küstenraub wurde nunmehr nur von den einzelnen heidnischen stämmen wechselseitig betrieben. Zum teil führte er auch hier zu niederlassungen im fremden lande, und in diesem falle können wir ihn nachweisen. Um 800 hatten die Dänen in Friesland feste sitze. Als stärkeres gegenstück dazu dürfen wir die nordfriesische niederlassung am schleswigschen wattenmeer ansehen. (Den üblichen küstenweg, quer über die Elbmündung, den schon die flotte des Augustus gesegelt war, legte um 700 auch Willibrord zurück, als er — vermutlich mit fränkischem geleite — den Dänenkönig Angantýr aufsuchte.)

Auch nordwärts strebten die Dänen. Wie schon vor jahrhunderten ganze völkerschaften aus Jütland und den Ostseeländern nach Norwegen gesegelt waren *(Rygir, Hǫrðar)*,[1]) so scheint in der ersten hälfte des 8. jahrhunderts ein jütisches fürstengeschlecht sich am Kristianiafjord festgesetzt zu haben. Die Ynglinga saga (c. 46) und die Hauksbók (Af Upplendinga konungum c. 2) kennen einen könig Agnarr von Vendill, der sich in Vestfold eine herrschaft erworben hatte. Damit wird es zusammenhängen, wenn nach Einhards annalen z. j. 813 die königlichen brüder Harioldus und Reginfredus eine expedition nach der abgefallenen provinz Vestarfolda unternehmen. Es hat sogar den anschein, als wenn das geschlecht der Ynglinge selbst dänischen ursprungs gewesen ist.[2]) Die erinnerung daran ist während oder nach der wikingzeit verloren

---

[1]) S. über diese die ansprechenden vermutungen MOlsens, Christ. Vid. selsk. forhandl. 1905, nr. 5.

[2]) Lind, Hist. Tidskrift (Stockholm) 1896, 237 ff. Die Ynglinge von Uppsala werden sich so erklären, daß zur völkerwanderungszeit angehörige eines ostdänischen fürstengeschlechtes (ae. Runenlied 67) sowol nordwärts wie westwärts eroberungen machten.



gegangen (im Beowulf heißen die Dänen noch *Ingwine);* damals gab es keine Ynglinge in Dänemark mehr, dagegen herrschte in Uppsala ein berühmtes königshaus dieses namens und wurde die veranlassung, daß man Haralds vorfahren aus Schweden einwandern ließ.

Endlich hat es schon früh dänische niederlassungen an der slavischen Ostseeküste gegeben. Einhard bezeugt dies, wenn er (z. j. 808) von dem hafen Reric sagt: *magnam regno illius (scil. Godofridi) commoditatem vectigalium persolutione praestabat.* Offenbar erhob hier eine kriegerkolonie abgaben von den kaufleuten, ebenso, wie das später in Jómsborg der fall gewesen zu sein scheint. Es wohnten übrigens auch wol dänische kaufleute dort. Diese waren es, die Godofridus mit nach Schleswig nahm, als er im Abodritenkriege, wahrscheinlich notgedrungen, den platz zerstörte.

So können wir notdürftig die lücke zwischen den beiden wikingperioden ausfüllen.

Ums jahr 790 erscheinen plötzlich wider nordische raubschiffe im christlichen westen. Die zweite periode, die wikingzeit im engeren sinne, kündigt sich an.[1])

So viel ist klar: ganz aus dem gesichtskreis der Nordseevölker können auch in der zwischenzeit Britannien und Frankreich nicht entschwunden sein. Die früheren heerfahrten lebten im gedächtnis

---

[1]) Neuerdings sind weite wikingfahrten für das 7. jahrhundert behauptet worden. Z. b. nimmt ABugge auf grund der arbeiten von Zimmer und Jacobsen an, daß schon damals wikinge die Hebriden heimsuchten. Aber Zimmers beweise sind nicht zwingend — so beruht seine interpretation der Dicuilusstelle auf einem offenbaren versehen (was auch Jónsson und Taranger konstatirt haben, den angelsax. kirkes indflyd. paa den norske 22 n. 3) —, und auch die ortsnamen auf den Shetlandsinseln beweisen kein hohes alter, wie Jónsson, Nord. tidskr. f. fil. 14,146 f. gezeigt hat. Auch gegen Bugges meinung (Vesterland. indflyd. 316 f.), Gotländer wären schon im 7. jh. nach Schottland oder Irland (oder doch nach den Shetlandinseln) gesegelt, darf man sich einstweilen skeptisch verhalten. Ich glaube mit Steenstrup, daß die wikinge die hochseefahrt erst im laufe des 9. jh. gelernt haben. Sie begannen mit der altererbten küstenfahrt. Dann erst haben die Norweger, die von jeher an stürmischere see gewöhnt waren, sich den weg nach Nordengland und Irland abgekürzt. Den alten verkehr zwischen den Nordseeländern, den die archäologie für diese periode erschließt, darf man sich durchaus als küstenfahrt denken. 'Direkte' verbindungen zwischen Norwegen und Westeuropa, wie sie — auf Undsets unter vorbehalt geäußerte vermutung hin — Mogk, Pauls grdr. ²II 558. 625, annimmt, sind nicht wahrscheinlich.

fort, und unternehmende händler, die auf der route des Willibrord ost- und nordwärts segelten, und die erzeugnisse des kunstgewerbes vielleicht bis nach Norwegen brachten,[1]) berichteten von ihrer heimat. Und ferner: will man einen grund ausfindig machen für den aufschwung um 800, so darf man den blick nicht ausschließlich auf die Skandinavier richten, man muß vielmehr, der vorgeschichte der ereignisse gemäß, auch ihre südlichen nachbarn in die betrachtung einbeziehen.

Der beginn der sog. wikingzeit fällt zusammen mit den Sachsenkriegen Karls des großen, und es ist unschwer zu sehen, inwiefern dieses zusammentreffen einen kausalnexus darstellen kann. Die freien Sachsen gerieten durch Karl in wesentlich dieselbe — nur eine noch schlimmere — lage wie die freien Norweger hundert jahre später durch Harald. ABugge hat treffend gezeigt, wie die Haraldsche maßregel der entziehung des *ódal* sich aufs engste berührt mit Karls politik gegen die Sachsen und Friesen, denen nach dem vorbild römisch-fränkischer zustände das *ius paternae hereditatis* genommen wurde (Vesterl. indflyd. 89 ff.). In Norwegen hatte diese bedrückung einen nachweislichen aufschwung des wikingwesens zur folge. Nun waren die Sachsen seit alters seefahrer. An der unteren Elbe, in Stormarn und Dittmarschen, grenzten sie ans meer. Noch enger hingen die Friesen mit der see zusammen. Was war natürlicher, als daß mancher große bauer oder kleine fürst dieser marschgegenden dem *ofríki* des königs sich entzog, indem er mit den seinen zu schiffe ging und auf gut glück die straße zog, die einst seine vorfahren nach England gesegelt waren?

Diese annahme dürfte sich aus den quellen nicht widerlegen lassen. Wenn die wikinge nirgends als Sachsen bezeichnet werden, so darf uns das nicht wunder nehmen. Deckte doch der sammelname 'Nordleute' auch die Nordalbinger *(Nordliudi)*, um die allein es sich hier handeln kann. Überdies kommt für die sächsischen raubzüge nur eine kurze reihe von jahren in betracht, denn 804 verpflanzte Karl die rechtselbischen Sachsen ins fränkische gebiet. Nun stammen aber unsere aufzeichnungen z. t. aus späterer zeit, und da kann es wol vorgekommen sein, — zumal in angelsächsischen quellen —, daß eine schar strandräuber ohne gewähr als 'Dänen'

---

[1]) Undset, Aarbøger 1880, 129 ff. 171 ff.

bezeichnet wurde. Hier und da heißt es einfach 'heiden', so beim überfall von Lindisfarne 793, in Alcuins brief von 799 über die *praedatores* in Aquitanien (Steenstrup, Normannerne 2,12).

Andererseits sprechen auch einige einzelne fakta dafür, daß Sachsen, insbesondere Nordalbinger, unter den ersten 'Normannen' waren. So vor allem Karls eben erwähnte maßregel vom jahre 804. Durch diese verpflanzung wurden die Sachsen nicht bloß — indem die Abodriten einströmten — von den Dänen abgeschnitten, sondern auch vom meere. Beides wird in des kaisers absicht gelegen haben, aber doch wol hauptsächlich das zweite, denn wir hören nichts davon, daß die Sachsen von jenseits der Eider zuzug erhalten hätten, und wenn Karl etwa noch jenes bestreben kannte, von dem Caesar berichtet *(civitatibus maxima laus est quam latissime circum se vastatis finibus solitudines habere*, Bell. Gall. 6,23), so hätte jedenfalls eine verjagung nach norden näher gelegen als eine gewaltsame übersiedlung ins binnenland. Es kam also vermutlich gerade darauf an, die Nordalbinger selbst unschädlich zu machen. — Ferner scheint es bedeutsam, daß die ersten raubfahrten, von denen die geschichte des 8. und 9. jahrhunderts weiß, sich gerade nach der englischen küste richteten (793/94). Auf dieses ziel mußten die Sachsen ihrer tradition nach zuerst verfallen.

Die Sachsen haben ihre nachbarn, die Dänen, mitgerissen. Bei der nachbarschaft der beiden völker war es eine fast selbstverständliche folge, daß wie im 6. jahrhundert, auch Dänen an den sächsischen zügen teilnahmen, zumal um diese zeit noch ein gutes einvernehmen zwischen den beiden naheverwanten stämmen herrschte.[1])

Bald bekamen die Dänen selbst mit Karl zu tun. Die wegführung der Nordalbinger veranlaßte schon 804 ihree könig Godofridus mit seiner flotte bei Schleswig zu erscheinen.[2])

---

[1]) 'Nahverwant' sage ich im binhlick auf die Angeln, die vermutlich in nicht ganz geringer zahl in den Dänen aufgegangen waren. Die nordalbingischen Sachsen jener zeit dürfen für reine Anglofriesen gelten. — Übrigens gibt es ein quellenzeugnis — ein spätes freilich und an sich nicht beweiskräftig — für das gemeinsame wikingern der beiden nationen: die Jómsvíkinga saga (Ftb. 1,97) berichtet von dem Dänenkönig Gorm und dem sächsischen 'iarl' Arnfinn, der zur zeit Karls d. gr. gelebt habe: *hǫfðu verit fyrr í víkingu báðir samt.*

[2]) Von dort haben die Dänenkönige auch in späterer zeit Jütland zu schützen gesucht, so Harald Blauzahn bei Ottos II. zug zum Limfjord (Ad.



Was die Dänen wahrscheinlich schon damals voraussahen, verwirklichte sich wenige jahre später: 808 wurden die Abodriten, durch Karl begünstigt, gegen sie unternehmend, und Godofridus schritt 809 zu einem, wie es scheint, nicht durchweg erfolgreichen rache- und abwehrzug nach der mecklenburgischen küste.[1]) Gegen Slaven und Franken zugleich errichtete er den Eiderwall, gegen den Karl alsbald (809) die burg Esesfeld (Itzehoe) vorschob. Offenbar war dies, zusammen mit der begünstigung der Abodriten, ein casus belli für Godofridus. Als der nächste sommer herankam, schickte er eine große flotte nach Friesland, um zu heeren. Dieser erfolgreiche zug, von dem auch Saxo weiß, ist die erste große wikingunternehmung, von der wir hören, zweifellos eine tat der Dänen und ebenso zweifellos ein akt der kriegführung, ein vorwiegend politischer akt. Aber kriegs- und raubzüge sind in jener zeit schwer auseinanderzuhalten. So ist Godfrids große unternehmung nur ein glied in der kette der dänischen plünderungen an der friesischen küste, wie solche wahrscheinlich noch jüngst vorgekommen waren (Einhard, Vita c. 17, Steenstrup 2,12). Sie gab ein lockendes muster ab für später. 834—37, dann noch 839, unter Hárekr (Horicus), fand allsommerlich eine große raubfahrt nach Friesland statt.[2]) Bezeichnend für die verteilung der rollen in diesem drama ist es, daß die Friesen es liebten, gemeinschaftliche sache mit den Dänen zu machen (Steenstrup 2,150 f.).[3])

Brem. 2,3, vgl. Hkr. 1,301 f.) und Magnus der gute beim Wendeneinfall von 1043 (Ad. Brem. 2,75, vgl. Hkr. 3,46).

[1]) *Suas ultus est iniurias*, Einhard a. 809. Wenn der Abodritenfürst Thrasco seinen sohn dem Godofridus als 'geisel' gab, so war das, nach späteren nordischen analogien zu schließen, wol nicht unbedingt eine demütigung für den Wenden; gleich darauf zieht Thrasco ungebeugt gegen die Wilzen.

[2]) Diese *sumarliđar* hatten auf den entlegenen Orkneyinseln noch im 12. jh. nachfolger (Ftb. 1,559. 2,507. 512 f.).

[3]) Die Friesen haben die altgermanischen lebensformen z. t. ebenso lange bewahrt wie die nördlichen Skandinavier. Man denke an die friesische wede, das *vađmál* der Isländer, das leinwandgeld bei Friesen und Skandinaviern (auch bei Slaven, vgl. Luschin von Ebengreuth, Allg. münzkunde u. geldgesch. 1904, 135 f.), ferner das pfeil- bezw. schwert- oder kreuzaufgebot (Beitr. 33,462), die lange abwesenheit der festen familiennamen. Das nordische viehgeld andererseits läßt sich auch weiter südlich nachweisen (Lex Rib. 36,11, Mon. Germ. Leges 5,231. Widukind 2,6. Vgl. Luschin v. E. aao.).

Es kann nicht im plan dieser betrachtung liegen, die geschichte der rein skandinavischen wikingzüge weiter zu verfolgen. Es kommt hier nur auf den historischen anschluß nach vorne an und auf die beziehungen zu den Sachsen.

Unter den dänischen wikingen, die über die schwäche der fränkischen und angelsächsischen reiche fortlockten, waren vermutlich einzelne Sachsen, die mit reicher beute aus England zurückkehrend in Dänemark land gekauft hatten und sich und ihre nachkommen noch für etliche generationen im freien heidentum erhielten. Im allgemeinen aber läßt sich sagen, daß seit dem 9. jahrhundert, seit der gründung des bistums Hamburg, die beziehungen zwischen Sachsen und Dänen sich lockerten.

Zur zeit der unterwerfung der Sachsen waren, wie gesagt, diese beziehungen noch gut. 777 findet Widukind mit einem teil seiner leute[1]) eine zuflucht beim Dänenkönig Sigifredus. Nach fünf jahren kehrt er von dort zurück, gleichzeitig schickt Sigifredus gesante an Karl. Es folgt die siegreiche schlacht am Süntel und Widukinds zweite flucht nach Dänemark. Seinen sohn Wibrecht finden wir in den 830er jahren in freundschaftlichen beziehungen zu zwei am Niederrhein angesessenen Dänen, Biǫrn und Knútr (Steenstrup 2,29 ff.). Es ist ja das einzig natürliche, daß die Dänen mit den angegriffenen sympathisirten. War doch mit der freiheit der Sachsen auch ihre eigene bedroht. Das anglische element in Jütland hatte aber vielleicht schon in weit früherer zeit dazu beigetragen, bande der verwantschaft und freundschaft zwischen beiden stämmen zu knüpfen. Hier ist an die oben erwähnte waffenbrüderschaft zu erinnern, die in den engen beziehungen der könige Liudegast von Dänemark und Liudeger von Sachsen im Nibelungenliede fortlebt. Im sächsischen herzoghause finden wir später den namen *Oddo* (vgl. Wid. 1,16). Das ist, bis auf die endung, die skandinavische (urnordische) aussprache für as. *Ordo*, die kurzform eines namens wie as. *Ordulf* oder an. *Oddleifr* und dergl.; aisl. lautet der name *Oddi*.[2]) Dieser später so erlauchte name hat seine voraussetzung in der heirat eines vorfahren der Liudolfinger mit einer

---

[1]) *Cum sociis suis*, Ann. Laurisham.

[2]) *Otto* wird auf einfluß des obd. *Ôto* beruhen, das zum stamme *auþa-* gehört (belege bei Förstemann, Personennamen [2]186).



Dänin, der tochter eines Oddi; er nannte dann seinen erben nach dessen — wahrscheinlich verstorbenem — muttervater, eine sitte, die um die zeit zwischen 500 und 750 von süden her in Skandinavien eingezogen ist (Storm, Arkiv 9,210. 221).[1] Diese namengebung wird schon in die zeit Widukinds fallen. Von letzterem selbst weiß die sage zu erzählen, daß er sich mit einer dänischen prinzessin, der tochter des Sigfred, vermählt habe. Wenn 'Däne' von den Deutschen und Engländern des frühen mittelalters nicht selten in eigennamen gebraucht wird (Müllenhoff, Beowulf 29 f.), so ist das ebenfalls ein zeugnis für alte beziehungen zwischen den Dänen und ihren südgermanischen nachbarn. —

Mehr durch 'kriegerischen ansturm' als durch 'linde überredung' waren die Sachsen dem kreuze unterworfen worden, mag auch der ottonische geschichtsschreiber beide methoden neben einander und die überredung zuerst nennen (Wid. 1,15). Gleichwol ging es ihnen wie den Norwegern, die 200 jahre später auf ähnliche weise zur annahme des christentums gebracht wurden: sie nahmen die lehre der priester als etwas gegebenes hin und gewöhnten sich, die heiden zu verachten. Und mit der zugehörigkeit des Sachsenlandes zum fränkischen reich war es gegeben, daß nordische piraten nunmehr auch hier beute suchten. Besonders lockte sie natürlich das erzstift Hamburg. 845 ließ könig Hárekr durch 600 schiffe den ort plündern. Ein menschenalter später brachte in derselben gegend ein wikingheer den Sachsen unter ihrem herzog Bruno eine blutige niederlage bei (2. februar 880, Steenstrup 2,195 f.). Im selben jahre gelang es den Sachsen, beim Glinster moor zwischen Hamme und Oste die wikinge in einen hinterhalt zu locken und, wenn man Adam und Helmold glauben schenken darf, 20 000 von ihnen niederzumachen. Hier wird schon der christliche glaubenseifer die schwerthiebe vervielfacht haben. Im allgemeinen gilt, daß während des 9. jahrhunderts Norddeutschland sich mit mühe seiner haut wehrte. Die von Karl gegründete dänische mark (Waitz, Verfassungsgeschichte 3,371 f. 7,65 f.) mußte aufgegeben werden. Erst Heinrich I hat sie in den dreißiger jahren des 10. jahrhunderts neu begründet. Er besiegte Gorm den alten, wahrscheinlich bei

[1]) Über ganz analoge fälle (um 940 und um 1300) s. Storm aao. 216. 219 f.



Schleswig, setzte hier die grenze fest und führte eine sächsische kolonie in die stadt ein (Ad. Brem. 1,59). Diese kolonie wurde später, als feindseligkeiten zwischen Otto II und den Dänen ausbrachen, von diesen bis auf den letzten mann niedergemacht. Es folgte der rachezug Ottos, auf dem er bis zum 'Wendelmeer' oder, wie die Deutschen es nunmehr nannten, 'Ottensund' — d. h. bis zum Limfjord — gelangte, das land mit feuer und schwert verwüstend. Nach siegreicher schlacht gegen Harald Blauzahn bei Schleswig zwang er diesen zur annahme des christentums und gründete die drei bistümer Schleswig, Ribe und Aarhus (Ad. Brem. 2,3. 4, danach Ftb. 1,17). Um diese zeit hatte das christentum schon mancher orten, besonders in den handelsplätzen, wurzel geschlagen. In den nächsten generationen gewann es auch die nordischen könige. Gleichzeitig verlor das wikingwesen seine bedeutung. Damit geht die periode der entfremdung zwischen Sachsen und Dänen zu ende.[1])

Die bestrebungen einflußreicher förderer des christentums wie Knut und Adalbert von Bremen dienten zugleich der versöhnung und annäherung der völker. Jetzt kam die solidarität zwischen Sachsen und Dänen wider zur geltung, die wir schon in der Karolingerzeit wahrzunehmen glauben: der gemeinsame feind war jetzt wie damals der Slave. Allerdings hat Dänemark später seine interressensphäre am südrande der Ostsee (Jómsborg, Vitland) dem vordringenden deutschtum überlassen müssen, ebenso wie die Hanseaten das erbe der Skandinavier in Rußland antraten. Doch reichen die dänischen expansionsbestrebungen in dieser richtung bis ins 13. jahrhundert. Einstweilen setzte Magnus von der seeseite her die politik der sächsischen kaiser fort. Es pflegt nicht genügend beachtet zu werden,daß die vielgerühmte kolonisation der Deutschen im Slavenlande sich wirksamer skandinavischer vor- und mitarbeit erfreut hat, und zwar wahrscheinlich seit dem 10. jahrhundert, wo Olaf

[1]) Die einwirkungen der politik Karls des großen auf die des Harald Schönhaar (ABugge, Vesterl. indfl. 89 ff.) sind wol größtenteils über Dänemark vor sich gegangen. Wie Bugge selbst mit guten gründen annimmt, hat Harald z. b. seine *óðal*politik schon von seinen vorfahren überkommen. Die kunde davon verbreitete sich unter den nordischen häuptlingsgeschlechtern wahrscheinlich schon zu der zeit, wo Widukind in Dänemark weilte. Wir haben es also auch hier mit einem v o r wikingischen einfluß zu tun.



Tryggvason in Pommern gegen die Wenden im felde lag. In der Wendenschlacht auf der Lürschauer heide (1043) sehen wir Magnus von Dänemark-Norwegen und Ordulf von Sachsen seite an seite für christliche sitte gegen heidnische zerstörung streiten (Hkr. 3,46).

Wie bei dieser gelegenheit die krieger mit einander fraternisirt haben werden, so boten überhaupt die politischen und kirchlichen verhältnisse der zeit reichen anlaß zu verkehr. Von reisen zwischen Norddeutschland und Skandinavien hören wir mehrfach. Besonders interessant ist uns der sächsische sänger Knud Lavards, von dem Saxo berichtet. Er gehört aber erst dem 12. jahrhundert an. Schon ums jahr 1000 sind sächsische geistliche bis nach Island gekommen, und ihre rolle als kulturübermittler ist wesentlich höher einzuschätzen als die der missionare des 9. jahrhunderts, die in rein heidnische länder kamen. Von einer Islandreise um diese zeit berichtet auch der Merigarto. Die Isländer Ísleifr und Gizurr haben im 11. jahrhundert in Norddeutschland die bischofsweihe empfangen (Maurer zfdph. 2,462). 'Bernhard der sächsische', den Ari c. 8 und die Hungrvaka c. 3 (Kahle, Kristnisaga 95) nennen, ist wahrscheinlich 1043 zu Magnus dem guten gestoßen, als der neuerwählte erzbischof Adalbert den damals mächtigsten herrscher des nordens in Schleswig aufsuchte (Ad. Brem. 2,75).

In diesem zusammenhang möge eine merkwürdige überlieferung besprochen werden, die uns zeigt, zu wie weiten reisen die erschließung des nordens damals einem Deutschen verhelfen konnte.

Als Leifr hinn heppni im jahre 1000 Amerika entdeckte, befand sich in seiner begleitung, der Flateyiarbók zufolge, auch ein Deutscher namens 'Tyrkir'. Er fand die weintrauben, die dem neuen lande den namen V í n l a n d eintrugen. Auf Leifs frage, ob es wahr sei, was er erzähle, erwidert Tyrkir: *at vísu er þat satt, þvíat ek var þar fœddr, er hvárki skorti vínviđ né vínber* (Eiriks saga rauða edStorm 59,7). Man hat diese nachricht bezweifelt, weil der Grœnlendinga þáttr, der sie überliefert, nachweislich unzuverlässig und weil sie mit fabelhaften einzelheiten ausgestattet ist. Aber diese fabelhaften einzelheiten bestätigen m. e. gerade die wahrheit des kernes der geschichte. Offenbar hat der verfasser des þátt keine richtige vorstellung von der weinrebe gehabt. Woher

sollen Leifr und seine gefährten eine solche vorstellung gehabt haben? Es ist døch eine sehr hohe wahrscheinlichkeit vorhanden, daß diese Grönländer nie weder eine rebe noch eine weinbeere gesehen hatten. Wenn sie trotzdem das neue land Vínland nannten — ein name, der durchaus der alten flora von Neuschottland entspricht (Storm, Aarbøger 1887, 338 ff.) und der kurze zeit darauf bis nach Dänemark bekannt war (Ad. Brem. 4,38) —, so müssen sie es auf die autorität eines südländischen reisegefährten getan haben, der ihnen die gefundenen pflanzen benannte und erklärte. Der Grœnlendinga þáttr bewahrt also hier eine echte überlieferung. Ähnlich steht es mit dem m a s e r h o l z , aus dem Karlsefni sich ein schiffsgerät *(húsa-snotra)* gehauen hatte und das ihn dann veranlaßte, noch einmal Vínland aufzusuchen (AM 192,8°, aao. 304). Das versteht man nur, wenn in der zwischenzeit jemand den Karlsefni über die kostbarkeit des holzes aufgeklärt hat. Nun erzählt wider der erwähnte þáttr, daß ein mann aus Bremen in Norwegen — also wol in Drontheim, möglicherweise aber auch in Tønsberg — dem besitzer die *húsasnotra* für einen hohen preis abkaufte (Eiriks saga 72 f.). Wenn die quelle hinzusetzt ‘aber K. wußte nicht, was es für holz war, aber das war maserholz’, so zeigt dies, daß die episode nicht etwa bloß gut erfunden, sondern in ihrem kern wahr ist. Es ist ja ausdrücklich bezeugt, daß um jene zeit lebhafter verkehr wenigstens zwischen S ü d norwegen und Saxland, bestand (ABugge, Vesterl. indfl. 197), eine tatsache, die auch an sich für uns interessant ist. — Kehren wir zu ‘Tyrkir’ zurück, so wird freilich der name auf einer entstellung beruhen, denn die Türken sind in Deutschland schwerlich vor der mitte des 11. jahrhunderts bekannt gewesen. Vielleicht haben wir es (wie Storm vermutete) mit einem *Dirk* zu tun. Da der name *Dietrich* im norden nicht einheimisch war, so ist eine umdeutung wie die hier vorauszusetzende sehr wol denkbar. Man müßte annehmen, daß der irgendwie entstellte name einmal von einem Niederdeutschen in die form *Dirk* korrigirt und diese dann wider umgebildet wurde. Wie dem auch sei, jedenfalls scheint der name nicht gegen die realität des mannes zu sprechen. —

Wir haben nicht bloß mit einem landverkehr nach und über Dänemark zu rechnen. Der direkte handelsweg zwischen Deutschland und Norwegen, den die wikingzeit hinterlassen hatte, wurde

eben schon erwähnt.[1]) Seit der gründung von Bergen durch Olaf kyrri (1075) werden die deutschen kaufleute auch diese stadt aufgesucht haben. Gegen ende des 12. jahrhunderts hält könig Sverrir seine denkwürdige rede gegen die weineinfuhr. Im 13. jahrhundert steht dann der hanseatische handel in Bergen in voller blüte.[2])

An diesem punkte können wir die litterarischen einwirkungen fassen. Die Þs. beruht, nach ihrem eigenen zeugnis, zum größeren teil auf erzählungen norddeutscher gewährsmänner. Wir erkennen in ihr die deutsche sagenform der ritterzeit. Dies ist die jüngste schicht eingewanderter heldensage in Skandinavien. Was wissen wir von der entstehung der älteren schichten?

Die vorgeführten historischen data liefern uns bereits für die früheste epoche, die für das bekanntwerden der bewohner Skandinaviens mit der Burgundensage in betracht kommt, d. h. für die zeit um 500, ausreichendes material, um diesen vorgang ohne weiteres für möglich zu erklären. Alle Nordseevölker lebten damals unter denselben lebensbedingungen, sie hatten die gleiche lebensweise und die gleichen interessen, denen insbesondere die Sachsen und Dänen nachweislich gemeinsam nachgingen. Wir

---

[1]) Die hauptstelle lautet: *Víkverium váru miklu kunnari kristnir siđir en mǫnnum norđr í landit, þvíat þar var bæđi vetr ok sumar fiǫlment af kaupmǫnnum bæđi dǫnskum ok saxneskum; Víkveriar hǫfđusk ok miǫk í kaupferđum til Englands ok Saxlands eđa Flæmingialands eđa Danmerkr, en sumir váru í víking ok hǫfđu vetrsetu á kristnum lǫndum* (Hkr. 2,96 f., vgl. ebd. 150). Dieses zeugnis ist weit glaubhafter als das etwa gleichbedeutende für die zeit um 900, das sich Hkr. 1,151 findet; wahrscheinlich hat man die zustände der regirung Olafs des heiligen auf die epoche Harald Schönhaars ohne weiteres übertragen (was auch sonst beobachtet ist, Storm Arkiv 9,213). Damals war der handel der Norweger wol eben erst in seinen anfängen (Egilssaga 104, Ftb. 1,217), und ob der unternehmungsgeist der christlichen kaufleute die furcht vor den wikingen und den gefahren des meeres schon aufwog, darf billig bezweifelt werden. ABugge scheint mir die friedliche betätigung der wikinge zu überschätzen. Wenn Steenstrup gar vor dem 9. jh. den Skandinaviern friedliche handelsfahrten nach Friesland und Flandern zutraut (Norm. 2,5. 27), so kann er sich auf keinerlei sichere zeugnisse berufen. Dagegen sprechen die vorgeschichte und der unleugbar wilde charakter der ersten wikingfahrten. (Etwas anders drückt Steenstrup sich Danm. R. Historie 1,219 aus.)

[2]) Näheres über diesen seeverkehr bei Maurer zfdph. 2,455 f. Unter den ausländern, die Olaf Tryggvason in seinen diensten hatte (Hkr. 1,424 f., Maurer 459) sind wahrscheinlich auch Norddeutsche gewesen.

dürfen danach diesen völkern annähernd denselben vorstellungskreis, denselben geistigen besitz zutrauen. Was im leben oder denken der Dänen eine rolle spielte, konnte den Sachsen nicht lange unkannt bleiben, und umgekehrt. Wie beide stämme dieselben schiffe bauten, dieselben waffen führten, so sind auch dieselben rechtsbegriffe, dieselben götter- und heldensagen bei ihnen umgegangen. Bestätigt wird das durch die nahen beziehungen zwischen Sachsenspiegel und Jydske lov (Lehmann zfdph. 39,276), für eine noch frühere zeit durch die verwantschaft des langobardischen rechtes mit dem skandinavischen (Brunner, Deutsche rechtsgeschichte ²1, 373), auf religiösem gebiet durch den Nerthus- und Freykult. Wurde also sächsischen sängern ein fränkisches lied vom untergange der Burgunden bekannt, so trugen sie es gewiß bald auch auf den edelhöfen nördlich der Eider vor, und dänische kunstgenossen verpflanzten es weiter nach den inseln, nach Schonen und Gautland; norwegische schiffer hörten es in Schleswig und nahmen es mit hinüber nach Skiringssal.

In ähnlicher weise ist, wie man mit guten gründen angenommen hat, der Wodansglaube von norddeutschen völkern zu den Skandinaviern gekommen.

Überall führte natürlich das wandernde heldenlied sein eigenes leben. Auch die Nordleute steuerten einzelne motive und wendungen bei, und die von ihnen geprägten strophen konnten im süden anklang finden wie die fränkischen oder sächsischen im norden. Es ist demnach überhaupt nicht angebracht, von einem ein- oder mehrmaligen akt der übertragung, bezw. entlehnung zu reden mit dem zusatz, daß der zeitpunkt nicht feststehe, sondern wir müssen eine periode der gemeinsamen pflege der sage bei Nord- und Südgermanen anerkennen. Diese periode begrenzen wir nach unten durch das jahr 800, nach oben — soweit es sich um die Nibelungensage handelt — durch das jahr 500. Es ist die zeit, wo Wídsíð seine kunde sammelte, wo der inhalt des Beowulf nach England kam, wo die Hildesage ihre ausstrahlungen nach norden und süden schickte.[1])

Man hat behauptet, erst zur wikingzeit habe die überführung stattgefunden. Das ist zwar nicht unmöglich, aber vergleicht man

[1]) Panzer, Hilde-Gudrun 436 f.



die periode, die hier gemeint ist, in der die heidnischen Skandinavier im christlichen Deutschland, Frankreich und England heerten, mit den voraufgehnden jahrhunderten, in denen das heidentum noch die der heimat der sage nahe gelegenen gegenden mit dem norden verband, so muß man jene hypothese Maurers und anderer als überflüssig erkennen. Sicherlich fand zur zeit der gemeinsamen heerzüge der Franken, Sachsen, Heruler und Dänen eine innigere berührung zwischen Nord- und Südgermanen statt als je nachher. Das 9. und 10. jahrhundert sind gerade die zeit, wo die berührung am wenigsten innig war, wo wir am ehesten sagen können: sie war unterbrochen.

Allerdings hat in dieser zeit die fränkische kirche in Dänemark und Schweden missionirt. Aber einmal scheint diese tätigkeit nicht sehr bedeutend gewesen zu sein[1]) — die furcht vor den wilden wikingen tat wol doch das ihre —, andererseits kann man leuten wie Ebbo und Ansgar und ihren begleitern nicht zutrauen, daß sie sich mit ihren täuflingen über *cantus rustici* unterhalten haben. Für uns ist die frage nur nach dem verkehr der völker, nach dem verhältnis, in dem der sächsische bauer und sänger, der deutsche händler zum dänischen bauer standen. Eben diese kreise müssen damals im allgemeinen einander entfremdet gewesen sein. Dafür haben wir ein nicht zu unterschätzendes zeugnis in den münzfunden.

Die skandinavischen münzfunde spiegeln mit bemerkenswerter treue die perioden des völkerverkehrs. Hält man die angaben von Hauberg[2]) zusammen mit den oben mitgeteilten daten über die beziehungen der Seegermanen zum römischen und fränkischen reich, so ergibt sich folgendes bild:

I. Erste wikingperiode, erster teil (Augustus bis Titus): fast keine münzen.[3])

II. Friedenszeit (Trajan bis Mark Aurel): reiche funde.

III. Erste wikingperiode, zweiter teil (Commodus und seine nachfolger): fast keine münzen.[4])

---

[1]) Steenstrup, Dansk Tidsskrift (udg. af Appel og Moltesen) 1898, 153 ff.

[2]) Danske Vid. Selsk. Skrifter VI 5.

[3]) Näheres bei Steenstrup in Danm. R. Hist. 1,70. 72.

[4]) Der letzte kaiser, dessen bild auf silbermünzen im norden begegnet, ist nach Steenstrup (Danm. R. Hist. 1,97) Septimius Severus (193—211).



(IV. Namentlich aus dem 5. jahrhundert hat man viele goldmünzen, doch stammen diese größtenteils aus Byzanz und sind nicht über Deutschland nach dem norden gekommen.[1]) Hier handelt es sich wahrscheinlich um beute und lösegeld.)

V. Zwischenzeit (600—800): keine münzen.

Die vor dem 5. jahrhundert niedergelegten münzen sind silberstücke. Sie entstammen offenbar dem friedlichen verkehr, wie er durch römische und gallische händler in den germanischen landen gepflegt wurde. Die münzfunde aus dem 5. jahrhundert weisen schon durch die abweichende beschaffenheit (goldene *solidi)* auf eine andere quelle. Diese quelle versiegt mit der aufrichtung des Merowingerreiches, das den raubfahrten bald ein ende macht und selbst erobernd nach nordosten vordringt. Daß aber der verkehr im 6. und den folgenden jahrhunderten nicht geruht hat, zeigen die brakteaten und andere erzeugnisse des südlichen kunstgewerbes, die man so reichlich in dänischem boden gefunden hat, zeigt ferner der ornamentstil dieser zeit, der Deutschland, England und Skandinavien verbindet.

Der münzverkehr setzt erst wider ein zur zeit Karls des großen. Karolingische münzen aus den jahren 800—850, die man in Norwegen gefunden hat, bezeugen für die ersten ein bis zwei generationen der zweiten wikingperiode noch einen nennenswerten verkehr. Das stimmt mit der tatsache, daß die einfälle der wikinge im Sachsenlande erst um die mitte des 9. jahrhunderts einsetzen. Das 845 geplünderte Hamburg wird diesen verkehr zum nicht geringen teil vermittelt haben, und es wird sich um land- oder küstenverkehr zunächst nach Dänemark handeln. Allerdings fehlt in Dänemark die ältere karolingische münzgruppe.[2]) Aber wenn Hauberg mit seiner annahme recht hat, daß zwischen 870 und 900 Karlsmünzen in Dänemark nachgeahmt wurden, so setzt das die einfuhr solcher stücke auch für Dänemark voraus (womit Haubergs folgerung, die

— Auch in Deutschland versagen in dieser periode die münzfunde, was Steenstrup aus dem Markomannenkrieg erklärt.

[1]) Danm. R. Hist. 1,97 f.

[2]) Vielleicht ist die vermutung nicht ohne weiteres von der hand zu weisen, daß dies mit Dänemarks armut an g r a b funden aus der späteren eisenzeit (Undset, Aarb. 1880, 171) zusammenhängt.



karolingischen münzen seien nach Dänemark weit später gekommen als nach Norwegen, fällt).

Aus der zeit von 850 bis 980 hat man in Norwegen so gut wie keine westeuropäischen münzen. (Rygh, der Aarbøger 1877, 131 dies hervorhebt, sagt sogar: in ganz Skandinavien.) Welchen grund kann das haben, als daß die wikingzüge den friedlichen verkehr auf ein minimum herabsetzten? Die händler, die nach Norddeutschland kamen, wagten sich nicht weiter, weil auch die Sachsen selber mit furcht und feindschaft nach norden blickten.

Die angaben bei Hauberg (31 f.) weisen darauf hin, daß auch in Dänemark lebhaftere zufuhr aus Deutschland erst gegen ende des 10. jahrhunderts einsetzt. Die münzen Heinrichs I. können durch die mark Schleswig vermittelt sein. Man kann die spärlichkeit der deutschen münzen aus der ersten hälfte des 10. jahrhunderts nicht aus den deutschen münzverhältnissen erklären (vgl. Hauberg 31), denn England zeigt ganz parallele erscheinungen (Hauberg 26 ff.). Selbst die friedenszeit 959—78 scheint keine münzzufuhr von dort bewirkt zu haben (Hauberg 27), im gegensatz zu Rußland, wo kufische münzen mindestens vom 9. jahrhundert bis in den anfang des 11., byzantinische im 10. und 11. jahrhundert ausgetauscht wurden, dank dem friedlicheren verkehr in den rauhen, menschenarmen ländern (Hauberg 9 ff. 22 ff. 25 f.).

Lehrreich ist der widerholte bericht der sagas über den nutzen, den im 9. und 10. jahrhundert der übertritt zum christentum — genauer das *prímsignask* — mit sich brachte. Man sehe etwa, was die Egilssaga (Jónsson 156 f.) von Þórólf und Egil bei könig Æthelstan zu erzählen weiß. Die beiden ließen sich auf des königs rat mit dem kreuze zeichnen, um nach belieben nicht bloß mit heiden, sondern auch mit christen verkehren zu können. Nun ist zwar dieses *prímsignask*, wie es scheint, schon damals nicht eben selten vorgekommen (zfdph. 2,452). Aber es kann immerhin doch nur ein ausnahmefall gewesen sein. In Norwegen und Schweden und wahrscheinlich auch in Dänemark war die große mehrzahl der bevölkerung ums jahr 1000 noch heidnisch. Jenes *prímsignask* aber lehrt, wie streng christen- und heidenleute sich mieden. Die annahme des christentums durch die Nordleute ist die voraussetzung dafür, daß ein lebhafterer verkehr sich wider anbahnte.

Dürfen wir demnach das 9. und 10. jahrhundert ausschließen, so ergibt sich die alternative: entweder vor 800 (850) oder nach 1000. Die zweite möglichkeit wird aber so leicht keinen anwalt mehr finden. Unsere denkmäler enthalten ohne allen zweifel einen nicht geringen bruchteil vorchristlicher dichtung. Wer kann glauben, daß solche heidnische poesie im längst bekehrten Norddeutschland bis ins 11. jahrhundert gelebt und dann von den ebenfalls christlichen Skandinaviern übernommen wäre? In jener zeit ist noch manches übernommen worden — wir gehn sogleich näher darauf ein —, aber nicht der grundstock der südgermanischen sagen, der historische erinnerungen, z. t. in einzelheiten, an die zeit der völkerwanderung enthält. Alles dies ist vor 800 mit anderen kulturgütern nach dem norden gewandert, und zwar in gebundener form, worauf sprachliche indicien hinweisen.

NÖRDLICHE AUSSTRAHLUNGEN DER RITTERLICHEN SAGENDICHTUNG.

Nach dem ausgange der wikingzeit blühte in den südlicheren ländern das rittertum empor. Es nahm bald die pflege der sagen in die hand. Die epische ausschmückung der Nibelungensage, wie wir sie im oberdeutschen epos und auch in der Þiðrekssaga finden, ist das werk ritterlicher dichter.[1]) Ihr werk ist wol auch die verwandlung der brüderrächerin in eine gattenrächerin. Diese neue auffassung der fabel entspricht der christlich-erotischen geistesrichtung, die mit dem rittertum zugleich aufkam und letzterem bei der gleichzeitigen verfeinerung der sitten mehr und mehr das gepräge gab. Diese moderneren elemente nun sind nicht bloß deutsch. Auch wenn wir von jenen nordischen denkmälern absehen, die hergebrachter weise zur deutschen sagenform gerechnet werden, so gibt es skandinavische quellen genug, die kräftige ausstrahlungen der jüngeren, ritterlichen gestalt der sage belegen. Diese ausstrahlungen können schon aus inneren gründen nicht vor dem 11. 12. jahrhundert stattgefunden haben. Sie bestätigen damit unser ergebnis, daß erst

[1]) Damit meine ich natürlich nicht etwa dichter ritterlichen standes, sondern gebrauche das wort in dem sinne wie Scherer im 4. kap. seiner Literaturgeschichte ([8]66—68).



seit dieser zeit wider raum war zu stärkerer einwirkung Deutschlands auf den norden.[1])

Diese einwirkung müssen wir uns erheblich verschieden vorstellen von jener, die zwischen den heidnischen Sachsen und Dänen stattfand. Berührten und vermischten sich damals die völker — ihre sprachen müssen einander im höchsten grade ähnlich gewesen sein —, so spannen sich jetzt dichte und dichtere fäden namentlich zwischen den vornehmeren ständen, die eben jetzt anfingen, sich von der masse der gemeinfreien durch sitten und bildung abzusondern. Svend Estridsen, der mit magister Adam aus Bremen zu tische sitzt, ist der erste nordische fürst, der nach deutschem muster seinem sohne den eigenen namen gibt (Storm, Arkiv 9,211). — Seinen hochstand erreicht der deutsche einfluß auf Dänemark in der Stauferzeit (Steenstrup, Dansk Tidsskr. 1898, 162 f.).

Gerade für die beurteilung der Atlilieder sind diese verhältnisse von äußerster wichtigkeit. Aber keineswegs für die Atlilieder allein. Damit es nicht den anschein hat, als stützte sich die eben entwickelte auffassung nur auf diese denkmäler, so mögen die andern zeugen vorweg aufgerufen werden.

In dem gedichte Guðrúnarhvǫt erzählt die heldin, auf ihr leben zurückblickend:

Húna hvassa hét ek mér at rúnum,
mattigak bǫlva bœtr um vinna,
áðr ek hnóf hǫfuð af Hniflungum.

Diese strophe (13) kann bei unbefangener interpretation nur so gedeutet werden: Guðrún spricht heimlich mit kühnen Hunnen; sie kann für das ihr angetane leid nur darin trost finden, daß sie den Nibelungen das haupt abschlägt. Diese motive kennen wir aus

[1]) Etwa denselben zeitpunkt (975—1050 oder 1075) weist auch Finnur Jónsson, Lit. hist. 1,67 der sekundären deutschen sageneinfuhr an. Anders Edzardi, Germ. 23,86 und Sijmons, Einl. CCLXXIII. Meine meinung ist also, daß man die jüngeren deutschen sagenzüge schon an ihrem ethos und kolorit erkennen kann. Der moderne charakter fehlt andererseits bei der geschichte von den streitenden brüdern, die doch nach ausweis der quellen ebenfalls sekundär nach dem norden gekommen sein wird, d. h. zu einer zeit, wo Sigurds drachenkampf dort schon populär war (Boer, zfdph. 37,475 f.). Wir haben es hier wol mit einem zeugnis für den widerholten sagenaustausch in den jahrhunderten vor der wikingzeit zu tun.



dem NL. Dort wendet sich Kriemhilt widerholt an die hunnischen recken mit der bitte, Hagen und die andern Burgunden anzugreifen (B 1765. 1899 uö.). Nachdem sie Gunther hat das haupt abschlagen lassen (2369), tut sie eigenhändig Hagen dasselbe an (2373). Eben diese vorgänge müssen auch in dem eddischen liede gemeint sein. Der klare sinn der citirten stelle wird bestätigt durch den zusammenhang und die ganze anlage des gedichts. Kurz vorher hat Guðrún von ihrer liebe zu Sigurd gesprochen, den ihre brüder erschlugen. Darauf erwähnt sie ihre erzwungene vermählung mit Atli, und dann folgt unsere strophe. An dieser stelle ist also eine erinnerung an ihre rache für Sigurd das denkbar natürlichste.

Die hergebrachte interpretation — Cpb. 1,329. Jónsson, Lit. hist. 1,315. Vollst. wb. 1382. Detter-Heinzel 2,570 — erkennt das freilich nicht an. Nach ihr soll *Hniflungum* variation zu *Húna hvassa* sein und beides auf die söhne Atlis und der Guðrún sich beziehen. Diese gezwungene auslegung beruht auf der paraphrase der Vǫls. saga (c. 41,20 f.), deren autorität sie einen wahrlich unverdienten weihrauch streut; sie hat damit nur verhindert, daß einer der instruktivsten belege für die willkürliche ratekunst des sagaschreibers als solcher gewürdigt wurde. Sonst kann man sich auf nichts berufen als etwa auf str. 17, die allerdings die brüderrache enthält. Aber wenn alle interpolationen so leicht zu erkennen wären wie diese, so stünde es gut um die textkritik. Str. 17 unterbricht den zusammenhang in der unwahrscheinlichsten weise. Sie schließt sich an 16 höchst ungeschickt an und bringt teils eine unmotivirte widerholung, teils einen gedanken, den man nicht hier, sondern vor str. 13 erwarten würde. Der dichter besingt das doppelte leid der Guðrún: den verlust erst des gatten, dann der kinder (auch der söhne, deren tod als gegeben vorausgesetzt und durch Hamðis prophezeiung in str. 8 angedeutet wird). Dieses doppelte — oder dreifache — leid wird in str. 18 klar zusammengefaßt: 'keine t o c h t e r noch s c h w i e g e r t o c h t e r sitzt bei mir einsamer (vgl. Hamð. 5); komm du zu mir, S i g u r d !' In diesem durchaus befriedigenden zusammenhang hat str. 17 keinen raum.[1]) Hier hat ein jüngerer seine sagenkenntnis an den tag legen wollen. Der

[1]) Jónssons textscheidung Lit. hist. 1,315 f. hält einer konservirenden analyse des denkmals nicht stand.



dichter selbst stand auf dem boden der deutschen sage. Damit befindet sich der charakter seines werkes in bestem einklang. Es ist ein gefühlvolles situationsstück, angelehnt an den stoff eines älteren liedes (der Hamðismál).

Auch die andern Gudrunlieder bekennen sich mehr oder weniger offen zur deutschen sage. Über Guðr. I und III hat Edzardi treffende bemerkungen gemacht (Germ. 23,86).

Guðrún an Sigurds leiche ist ein aus der deutschen ritterdichtung eingeführtes motiv[1]) (NL 1011. 1055 ff. 1068 f.), ebenso ihre rachedrohung (Guðr. I 21, vgl. NL 1046). Diesen hinweis auf die rache teilte die ältere nordische dichtung der Brynhild zu (Brot 16). Charakteristisch für Guðr. I und ihre epoche ist der bewundernde ausruf der Gullrǫnd str 17:

Ykkrar vissak ástir mestar
manna allra fyr mold ofan.

Das ist ein nachklang aus denselben gesellschaftskreisen, die Tristan und Isolde verherrlichten. Dieser ausruf faßt aber zugleich getreu die tendenzen jener deutschen dichter zusammen, die Sigfrids und Kriemhilds liebe so farbenreich ausmalten, vom ersten süßen erröten der jungfrau bis zu den allmorgendlichen tränen der witwe.

Der verfasser des dritten Gudrunliedes kannte mindestens diesen zug der deutschen sage: Dietrich von Bern hat in den kämpfen an Etzels hofe alle seine mannen verloren und beklagt sein schicksal (NL 2319, vgl. Þs. c. 395). Dietrichs leid spielt im NL noch ganz zuletzt eine rolle: mit weinenden augen läßt er die gefangenen Burgunden in der gewalt der königin (NL 2365). Dem wurde Kriemhilt-Guðrúns leid gegenübergestellt. Darauf führte vielleicht das ebenfalls deutsche motiv, daß die königin bald nach der ankunft ihrer brüder mit dem Berner spricht, um seinen beistand zu gewinnen (NL 1899). Auch in der Ghv. sind diese bitten der königin als heimliche zwiesprache aufgefaßt *(Húna hvassa hét ek mér at rúnum*, vgl. *er vit hǫrmug tvau hnigum at rúnum*, Guðr. III 4,7—8).

Im Gudrunliede besteht das gefolge Dietrichs nur aus 30 mann (str. 5), während das NL von 600 seiner leute weiß (1995,4) und

[1]) So auch Boer, Untersuchungen 2,45 n. 2.

die Þs. ihn mit über 500 zu Etzel kommen läßt (c. 135). Der unterschied der zahlen hängt gewiß mit dem abstand der zeiten zusammen: dem 11. jahrhundert schwebte noch nicht eine so geräumige königsburg vor wie dem ausgehnden 12. und dem 13. Hinzukommen wird der unterschied der länder.

Interessant ist die namensform *Þióđrekr*. Sie lehrt, daß wir es mit erheblich älterem sagenimport zu tun haben als bei der Þs., die die form *Þiđrekr* hat. Im 13. jahrhundert dürfte die monophthongirung von *uo*, *üe*, *ie* in Niederdeutschland durchgeführt gewesen sein. Seit wann, steht jedoch nicht fest. Das einzige aber, worauf die form *Þióđrekr* schließen läßt, ist eine diphthongische aussprache des ndd. namens, keineswegs ein noch vorhandenes *io*, wie Sijmons, Einleitung CCLXXIII ohne triftigen grund annimmt.[1]) So gut wie beim konsonantismus des wortes eine selbstverständliche lautsubstitution vorgenommen wurde, kann es auch beim vokalismus geschehen sein.

Die merkwürdigste verquickung nördlicher und südlicher sage zeigt das zweite Gudrunlied. Ähnlich wie im NL wird hier das leben der heldin ganz von dem schmerz um Sigurd beherrscht. Ihr haß gegen die brüder, besonders gegen Hǫgni, ihre abneigung gegen die zweite ehe spielen eine große rolle. Erst gegen ende tritt die version der nordischen Atlilieder hervor. Der dichter hat das unvereinbare zu vereinigen gesucht, indem er auf der mutter Grimhild rat Gunnar und Hǫgni der schwester wergeld für den gatten zahlen und ihr außerdem einen vergessenheitstrank reichen läßt. Man kann nicht sagen, daß dabei ein inhaltlich befriedigendes ganzes herauskomme.

Ein vergleich mit dem NL im einzelnen bestätigt diese auffassung. Wie das epos zu erzählen anhebt: *ez wuohs in Burgonden ein vil edel magedīn*, so auch das eddische lied: *mær vark meyia, móđir mik fœddi*. Das anfangs herzliche verhältnis zu den brüdern wird bedeutsam hervorgehoben *(unnak vel brœđrum)*. Str. 2 deutet das glück der ehe mit Sigurd an, vielleicht nicht ohne beziehung auf den zank der frauen, wie ihn das NL hat *(wie rehte hērlīche*

[1]) In betreff der Zimmerschen aufstellungen, auf die Sijmons sich hier beruft, darf ich auf FJónsson Aarb. 1895 verweisen.



er vor den recken gât, alsam der liehte mâne vor den sternen tuot, 817; die senna des Alten Sigurdsliedes hat ein solches schlichtes motiv nicht, Vǫls. c. 28). Die heimkehr der mörder mit Hǫgnis bekenntnis ist frei nach dem Alten Sigurdsliede (Brot 5 ff.) gegeben.[1]) Der zorn Guðrúns auf Hǫgni kann einfach hieraus gefolgert, er kann aber auch durch die bekanntschaft mit dem zweiten teil der deutschen Nibelungensage nahegelegt sein, wo Hagen ja das eigentliche ziel von Kriemhildens rachegedanken ist. Der dichter denkt aber schon hier an das ende; mit wirkungsvoller anspielung läßt er Hǫgni prophezeien, Guðrún werde auch über seinen tod einst wehklagen. Grimhilds versöhnungsversuch und ihr zureden zur heirat mit Atli hat ein gegenstück in der überragenden rolle der alten königin im Großen Sigurdsliede, läßt sich aber direkt zusammenstellen mit dem rat der Uote NL 1246.[2]) Grimhildr ist übrigens eine persönlichkeit von ganz anderem gewicht und auftreten als die deutsche Ute. Sie 'läßt' ihre söhne — die könige — 'holen' (17,6). Sie hat fürsten und krieger in ihrem dienst (19). Ihr erscheinen bei Guðrún wird durch *þrennir konungar* angemeldet (24). Das sühneanerbieten der brüder richtet sie in deren namen aus (25). Auch Atli läßt sich durch sie vertreten, ja seine ehe erscheint ganz und gar als ihr werk.

Die beiden letzten punkte sind wichtig. Grimhild nennt die anerbietungen der brüder und die schätze Atlis in einem atem (str. 25 f.). Das ist eine verschmelzung zweier verschiedener auftritte, in deren einem die Burgundenkönige selbst ihre schwester zu versöhnen suchen, indem sie den h o r t zu ihrer verfügung nach Worms bringen lassen (NL 1104 ff.), während in dem anderen Etzels bote im namen seines herrn der witwe mannen und länder verheißt (NL 1235 f.; vgl. *húnskar meyiar* Guðr. II 26,1 ~ *manige vrouwen* NL 1236,3). In dieser zweiten scene antwortet Kriemhilt:

---

[1]) So beruht *fyr handan ver* 7,6 auf *sunnan Rínar*, Brot 5,2; der dichter denkt sich den ganzen schauplatz 'südlich vom Rhein'. Mit dem *fiall* (13,1), von wo Guðrún nach Dänemark wandert, sind die 'gebirge des Rheins' gemeint (Akv. 17,5. Vkv. 15,4). *Gottorms bani* (7,7) weist auf die sagenform der Sig. sk., doch nicht mit sicherheit auf den betttod; möglicherweise stand das zu grunde liegende motiv in einem andern text der Sig. f.

[2]) Dies merkt auch Boer an, Untersuchungen 2,47.



wie möhte mīnen līp
iemer des gelusten, deich wurde heledes wīp?
mir hāt der tōt an einem so rehte leit getān,
des ich uns an mīn ende muoz unvrœlīche stān

(NL 1238). Fast ebenso Guðrún:

Vilk eigi ek með veri ganga . . .;
samir eigi mér við son Buðla
œtt at auka né una lífi

(Guðr. II 27). Hier ist also Grimhild für den Hunnenkönig, bezw. seinen boten eingetreten.

Das wirft ein licht auch auf str. 19. Die dunkelhaarigen Slaven und die übrigen recken in Grimhilds dienste sind keine anderen als die *Riuzen* und *Pœlāne*, die als Etzels vortrab der Kriemhilt entgegenreiten (NL 1336 ff.). Das NL nennt hier auch germanische könige, so *Hāwart von Tenemarke, Irnfrit von Düringen.* Damit vergleiche man den '*Valdarr Dǫnum*', auch die *Langbarðs liðar*, denn es ist sehr wol denkbar, daß die deutsche quelle hier auch die Langobarden nannte;[1]) der nordische dichter hat den namen nicht verstanden und vielleicht wirklich, wie WGrimm (Hds. 7) und nach ihm andere annahmen, auf Atli bezogen. Die *Þrennir konungar* von str. 24 gehören sicherlich zu der schar von str. 19. Wie Grimhild durch sie ihre ankunft verkünden läßt, so tritt auch Etzel als letzter auf. Die etikette spielt in beiden darstellungen eine gleich große rolle. Ferner haben wir hier wie dort eine malerische schilderung voll ethnographischen interesses. Eine überraschende übereinstimmung im einzelnen besteht zwischen str. 18,5 ff. und NL 1339. 1340. Was an der stelle des Gudrunliedes am meisten störend wirkt, die zeile

ǫrum at skióta af ýboga,

das findet eine rechtfertigung, die gegen den verdacht der interpolation schützt, in den versen

dā wart vil gepflegen
mit den bogen schiezen zen vogelen di dā flugen;
die pfīle sie vil sēre zu den wenden vaste zugen

(NL 1340,2—4).

---

[1]) Vgl. Müllenhoff, DAk. 5,394.

Die reihe der vergleichspunkte ist noch nicht erschöpft. Sehr merkwürdig ist str. 20. Jeder der in str. 19 genannten fürsten sucht Guðrún durch geschenke und versprechungen zu trösten. Diese versprechungen bestehen in der frage: *ef þeir mætti mér margra súta trygđir vinna*, 'ob sie mir für manche unbill sühne erwirken könnten'. Offenbar sind diese sendboten eines sinnes mit ihrer herrin Grimhild. Wo diese bestimmte verheißungen macht, müssen sie sich — abgesehen von den *hnossir* — mit dem anerbieten der kraft ihres armes begnügen. Denn so ist *trygđir vinna* doch wol gemeint. Guðrún glaubt nicht, daß sie ihr nützen können.[1])

Diese scene verstehn wir erst recht, wenn wir an Kriemhildens heimliche zwiesprache mit Rüdeger denken (NL 1255—60): *er wolde si ergetzen swaz ir ie geschach.* Seltsam ist im nordischen der ausdruck *trygđir*. Er hat in dem sinne, wie er hier gemeint sein muß, m. w. keine parallelen. Auch das legt die vermutung nahe, daß hier eine nicht-nordische vorlage widergegeben ist. Ich glaube, es liegt das mhd. wort *trōst* zu grunde. Es wird im NL öfters in beziehung auf Kriemhilds leid gebraucht, so str. 1049, wo Gērnōt und Gīselher sprechen:

'wir wellen dichs ergetzen, die wīle wir geleben'.
done kunde ir trōst deheinen zer werlde niemen gegeben.

So konnte auch Rüedeger neben *ergetzen* ein synonymum *trōst geben* (oder ähnlich) gebrauchen. Durch an. *traust* 'schutz' war dies nicht widerzugeben. Es ist recht denkbar, daß der dichter, der dunkelheiten liebt — man sehe die beschreibung des trankes, die träume Atlis —, auf das anklingende, altertümlich aussehende *trygđ* verfiel, vielleicht in anlehnung an *eiđa svarna, unnar trygđir*, Sig. sk. 17. 20.[2])

Im NL entscheidet diese unterredung Kriemhilds entschluß. Der nordische dichter konnte das nicht gebrauchen, weil er die gattenrache nicht zur ausführung kommen lassen wollte. Gleichwol hat er das motiv selbst beibehalten, wie er, wenn wir oben richtig deuteten, auch anderes beibehielt, was einer straffen führung des fadens nicht günstig war.

[1]) Es kommt etwa auf dasselbe hinaus, ob man liest: *né ek trúa gerđa*, oder: *ef ek trúa gerđa.*

[2]) Über das verhältnis der Guðr. II zur Sig. sk. s. kap. IX,10, wo die quellen der Guðr. II weiter untersucht werden.



Seine stellung zur sage dürfen wir so beschreiben: Er überschaute den ganzen verlauf der uns aus dem mhd. epos vertrauten sagenhandlung vom standpunkte einer Guðrúnbiographie, also demselben, der zu und nach seiner zeit auch von deutschen dichtern eingenommen wurde. Seine quellen waren ein deutsches gedicht, das wir uns dem umfange nach als ein mittelding zwischen seinem werke und dem NL vorstellen dürfen, oder doch dessen (vielleicht ungenau) nacherzählter inhalt, daneben nordische lieder, unter ihnen die Sigurdslieder und die Am. Nach den Am. gestaltete er den etwas abrupten schluß.[1]) Das Große Sigurdslied lieferte ihm die rolle der Grimhild und den vergessenheitstrank, zwei elemente, die für die ökonomie seines werkes von größter bedeutung wurden. Der trank ermöglichte ihm eine bequeme vereinigung des nordischen endes mit dem deutschen anfang der geschichte. Grimhild aber wurde das medium, durch das der dichter sich erst die deutschen sagenzüge assimilirte.

Das gedicht ist wie andere jüngere lieder reich an feinen und ergreifenden motiven und gleichzeitig schwach, ja geradezu verwirrt, im aufbau. Das motiv des vergessenheitstrankes ist mit der nach deutschem vorbild gegebenen werbung für Atli höchst ungeschickt verbunden. Die konsequenzen aus dieser übernatürlichen einwirkung sind nicht mit der nötigen schärfe gezogen.[2]) Noch in str. 28 sucht Grimhild den groll der tochter zu besänftigen: 'vergilt nicht den helden ihre feindlichen taten, ich habe ja zuerst alles verschuldet'. Hier ist der erste satz eine deutliche an-

[1]) Jónsson, Lit. hist. 1,296 nimmt das umgekehrte verhältnis an. Das widerlegt sich schon dadurch, daß nach Guðr. II 31,7 Atli es ist, der dem Hǫgni das herz ausschneiden läßt, eine auffassung, die sonst nur die Am. kennen. Man versteht, wie der Am.-dichter dazu kam, das ältere motiv, wie es die Akv. hat, umzubilden (s. u. den letzten teil dieses kapitels). Daß er hier eine andere quelle benutzt habe als die Akv., ist nicht anzunehmen. Er motivirt die tat in einer für ihn bezeichnenden weise: Atli will der Guðr. ein leid antun (Am. 58. 59). Auch das hat unser Gudrundichter sich zu nutze gemacht, s. seine strophen 31 und 10. Die prophezeiung Hǫgnis an der letzten stelle wäre ihm kaum eingefallen ohne das *at klokkvi Guðrún* der Am. — Man vergleiche auch die bemerkung Heuslers über die träume hier und dort (Lieder der lücke 45).

[2]) Mogk will auf grund dieser beobachtung mehrere strophen umstellen (Pauls grdr. ²II 643).



spielung auf den zweiten teil des NL, der zweite eine ebenso handgreifliche reminiscenz an die Sigurðarkviða meiri *(veldr því Grimildr!* sagt die Gripisspá).

Ein weiteres beispiel für einwirkung der deutschen ritterlichen sagendichtung auf den norden bietet das erwähnte Große Sigurdslied selbst. Die belege dafür sind zfdph. 39,322 ff vorgeführt.

Das von der Vǫls. saga umschriebene Traumlied ist auf einem motiv aufgebaut, das aus Deutschland herüberkam: Guðrún hat vor beginn ihrer schicksale ahnungsvolle träume, die Sigurds ende prophezeien, so träumt sie auch vom falken, wie Kriemhilt am eingang des NL.[1])

Wahrscheinlich von dem sammler unseres Eddacorpus rührt eine notiz her, die wir hinter Fáfn. 31 lesen: Sigurd verbrennt sich den finger an dem drachenherzen und steckt ihn in den mund, worauf er die vogelsprache versteht. Hierüber handelt, im wesentlichen einleuchtend, Boer zfdph. 37,479 ff. Doch brauchen die beiden motive des herzessens und des verbrannten fingers nicht schon in älterer tradition verbunden gewesen sein, wie Boer ohne not annimmt. Die verse sprechen doch dagegen.

Ganz ungermanisches gepräge trägt die aus Saxo bekannte dichtung von Hagbard und Signe. Hier hat neuerdings Henrik Schück das erlösende wort gesprochen (Studier i Ynglingatal 83 f.): die Hagbardsage in ihrer überlieferten form ist ein schößling der deutschen spielmannsdichtung mit ihren aus dem orient bezogenen motiven. Der stoff kann demnach nicht früher als ums jahr 1000 nach dem norden gekommen sein (denn für herkunft über Rußland aus Byzanz, die Schück erwägt, spricht kaum eine litterarhistorische analogie). Wir müssen annehmen, daß eine einfachere erzählung, die dieselben namen und auch die hängung des Hagbard enthielt, schon vorher existirte. Auf sie beziehen sich die anspielungen bei Kormak und Sighvat (vorausgesetzt, daß die dem Kormak zugeschriebene strophe — Korm. saga c. 3, str. 4 — echt

[1]) Vgl. Heusler, Lieder der lücke 42 f. und unten kap. IX,10.



ist). In christlicher zeit attrahirte der galgentod die morgenländischen motive, die dänischen dichtern aus der gleichzeitigen deutschen poesie bekannt waren. Daraus entstand das wundersame gebilde unserer Hagbarddichtung, an die sich dann die andern Siklingengeschichten nach und nach anschlossen, auch sie in jeder wendung fast als zarte, unheroische phantasien gekennzeichnet.[1])

Bisher wurde stillschweigend vorausgesetzt, daß umgekehrt verpflanzung eines im norden erfundenen motivs nach Deutschland für die christliche periode nicht in frage komme. In der tat werden in den besprochenen fällen die Deutschen die geber gewesen sein. Mit demselben rechte, mit dem man ihnen die ersetzung der verwantenrache durch die gattenrache zuschreibt, mit demselben rechte dürfen auch die andern an Kriemhilt-Guðrún geknüpften gemeinsamen jüngeren motive als ihre erfindung gelten. Dietrich von Bern war der populärste held des deutschen mittelalters, während er im norden nur wenig eingang gefunden hat. Dem Etzel konnten seine exotischen vöiker nur in Südostdeutschland beigegeben werden, wo man sie als nachbarn kannte; dsa zweite Gudrunlied hat dafür die ihrerseits den Nordländern geläufigen russischen namen eingesetzt.

Aber damit soll nicht gesagt sein, daß der umgekehrte weg gänzlich ausgeschlossen war. Der vollständigkeit halber wollen wir bei dieser frage verweilen.

Es handelt sich um zweierlei: die gestalt der Brynhild und Sigurds betttod.

Als indicium für die heimat der nordischen Nibelungensage pflegt man die lokalisirung der sage in Deutschland anzusehen. Dieselbe betrachtungsweise auf die deutsche Prünhilt angewant würde lehren, daß die königin von *Îslant* im norden zu hause ist. Nun ist es ja klar, daß solche lokalisationen für den ursprung selbst nicht beweisend sind. Darüber kann nur eine zweifellose historische grundlage den ausschlag geben, wie sie für wesentliche teile der Nibelungensage nachgewiesen ist. Die örtlichkeiten im fremden lande bedeuten lediglich ein zugeständnis des einen volkes an das andere, bei dem die gleiche sage auch, und zwar als ein-

[1]) Über diesen sagenkomplex s. Olrik, Sakses oldhistorie 2,230 ff., Steenstrup, Danm. R. Hist. 1,141.



heimische geschichtsüberlieferung umging. Was sie beweisen, ist also nur dies: dem einen der beiden völker, denen die sage gemeinsam ist, war diese gemeinsamkeit bekannt. Wie die Nordleute ihren Sigurd am Rhein wohnen lassen, so suchen deutsche dichter diese ihnen selbstverständlich feststehnde kunde damit zu vereinigen, daß er auch im norden heimatsrecht zu haben scheint, indem sie sein reich bis nach Norwegen reichen lassen (NL 739). Nun darf man wol annehmen, daß z. b. der Rhein oder die Burgunden in den nordischen denkmälern wirklich so alt sind wie die Burgundensage selbst. Aber man darf nicht schließen, daß Prünhilt von Island ursprünglich eine nordische schöpfung und erst aus Skandinavien aus Deutschland gekommen sei. Nach dem *lectulus Brunihildæ* zu schließen, hat die ältere deutsche sage diese gestalt schon besessen, wenn wir auch über ihre rolle kaum etwas sicheres wissen.

Was das NL von ihr erzählt, wirkt in seiner unvollständigkeit und fremdartigkeit unbefriedigend. Die deutsche Brünhild verhält sich zur nordischen etwa wie der nordische Dietrich zum deutschen: ohne die reichere überlieferung des verwanten volkes würden wir beiden ziemlich verständnislos gegenüberstehn. Nimmt man dazu die lokalisirung in Island — auch die Nordleute selbst scheinen Brynhild für ihre landsmännin gehalten zu haben, im gegensatz zu den Giukungen, Oddr .15. 16 *(suðr,* 15,7)[1]) —, so wird man hier skandinavischen einfluß nicht a limine ablehnen können. Die schildmaid, die lieber in den kampf geht als zum plaudern mit dem freier, hätte im norden schwestern. Auch die spuren einer älteren bekanntschaft zwischen Sîfrit und Prünhilt, die im NL befremden, fänden

[1]) Lachmann hat in einem briefe an WGrimm (zfdph. 2,525) treffend bemerkt: 'Sie haben aber gewiß recht, die sage für deutsch zu halten. Ein ganz anderes ist es, wenn eine sage sich wo ansiedelt, Grimhild auf Hven gewohnt haben soll, Sigfrid bei Odenhain erschlagen ist, und Svend Felding auf Aakjær begraben, der Nibelungenhort im Lurlenberge oder zu Loche liegt; ein anderes, wenn nord und süd übereinstimmt, eine sage mit festen namen und umständen an e i n e n ort zu heften'. — Der beweiskraft der lokalisirung in Island wird wenig abgezogen durch Boers an sich bestechende vermutung (zfdph. 37,308), der ländername sei erst aus 'Isenstein' abstrahirt und dieses bedeute 'kristallstein' (*îsine steina* bei Otfrid 1, 1,70). Wir haben es hier mit einer bloßen möglichkeit zu tun. Der scharfsinnige gedankengang, mit dem Boer operirt, scheint mir nichts weniger als beweiskräftig.



dort eine anknüpfung. Bekanntlich berichtet die Vǫls. saga, nach dem Großen Sigurdsliede, von einer früheren verlobung der beiden. Leider wissen wir nicht, wie dieses gedicht die werbungsfahrt der Giukungen darstellte[1]). Jedenfalls lag es für einen rationalistischen Isländer nahe, den flammenwall durch kampfspiele zu ersetzen — die durch die drohungen der Brynhild im Alten liede ebenso nahegelegt wurden wie ihre kampflust in der skamma —, ferner auch von einer untreue des helden zu fabeln und dann das eingehn der jungfrau auf Gunnars werbung etwa durch trotz zu erklären.

Am schwersten wiegt folgendes. Man hat es mit recht bedeutsam gefunden,[2]) daß im NL Prünhilt weint, wie sie Kriemhilt an Sīfrids seite an der hochzeitstafel sitzen sieht (NL 618). Die antwort, die sie auf ihres gatten erstaunte frage gibt, kann nur ein vorwand sein. Irgend welche bedeutung für die handlung hat dieser auftritt nicht. Nun kannte das große Sigurdslied dieselbe oder eine sehr ähnliche scene (zfdph. 39,324 f.). Diese ist uns zwar nicht überliefert, wir können ihren inhalt aber aus dem unmittelbar folgenden mit sicherheit erschließen. Guðrún fragt am abend des hochzeitstages ihren gemahl: 'warum ist Brynhild so unfroh?' Sigurd antwortet: 'ich weiß nicht recht, aber mir schwant, wir sollen es bald näher erfahren'. Guðrún: 'warum hat sie keine freude an glück und reichtum und der bewunderung aller leute und daran, daß sie den mann bekommen hat, den sie wünschte?' (Vǫls. s. c. 28,16 ff.). Aus diesem gespräch geht hervor, daß Brynhild beim feste ihre trauer nicht zu verhehlen gewußt hat. Aber auch das gespräch selbst ist hier wichtig. Dieselbe verwunderung, die Guðrún äußert, hält im NL Gunther seiner frau entgegen:

ir muget iuch vrewen balde, wan iu ist undertān
mīn lant und mīne bürge unt manic wætlīcher man

(619,3. 4). Auch dies kann man vergleichen: Sigurd gibt eine ausweichende antwort, ebenso Gunther NL 621, allerdings in ganz anderm, aber sicherlich sekundärem sinne. Mag man dies letzte für zufall halten, so ist doch ein näherer zusammenhang der beiden berichte nicht zu bezweifeln. Da aber in dem nordischen alles wol motivirt erscheint, während im NL die tränen der Prünhilt als

[1]) Doch vgl. zfdph. 40,220.
[2]) Wilmanns, afda. 18,71. 78.

rätselhafte einzelheit dastehn, so werden wir schließen, daß der deutschen dichtung eine losgerissene kunde aus norden zugekommen ist, und so ihre auffallende beschaffenheit erklären. — Das Große Sigurdslied zeigt noch mehr berührungen mit dem NL, darunter die doppelhochzeit. Letztere muß doch wol eine deutsche erfindung sein, denn sie ist aus der vorstellung von dem minnewerben Sigfrids hervorgegangen (Wilmanns aao. 77 f.). Dies widerspricht dem oben angenommenen verhältnis nicht. Wir haben hier nur interessante zeugnisse für die gegenseitige beeinflussung der beiden gebiete. —

Der zweite hier zu besprechende punkt betrifft Sigfrids tod. Einige forscher sind der ansicht, die im Alten Sigurdsliede (Brot 5 ff.) erscheinende version, die unser sammler als deutsche sagenform bezeichnet (Bugge, Fkv. 241 a), weise auf jüngeren deutschen einfluß. Zu einer solchen auffassung berechtigen m. e. unsere quellen nicht. Der tötung im walde haftet, soweit ich sehe, nichts an, was späte erfindung wahrscheinlich machen könnte, weder dem motiv selbst noch seiner verbreitung in den denkmälern. Im gegenteil, es hat seinem ganzen charakter nach allen anspruch darauf, für die ursprüngliche form zu gelten. Die version der Sig. sk. ist eine isländische variante davon. Die Isländer kannten nicht den deutschen wald mit lichtungen und jagdbaren tieren, dagegen war ihnen die erstechung des schlafenden eine geläufige vorstellung.[1]) Die unmittelbare nähe der gattin, ihre fassungslose bestürzung, ihre klagen, das machte den vorgang noch ergreifender, und besonders hatte man dabei den vorteil, daß Brynhild zugleich die verhaßte nebenbuhlerin weit tötlicher treffen konnte. Zwischen der eifersuchtscene der skamma (str. 8) und der tötung im bette besteht eine bedeutsame beziehung, die dem dichterischen tiefblick ihres erfinders — doch wol des verfassers der Sig. sk. — alle ehre macht. Diesen zusammenhang hat wol auch der dichter des Traumliedes im sinne gehabt, wenn er Sigurd *fyrir knióm* der Guðrún durch Brynhild getötet werden läßt.[2]) So ist es erklärlich, wenn die jüngere

[1]) Heinzel, Beschreibung der isl. saga 144 f. [40 f.], vgl. auch Atli in den Am. — Dieselbe auffassung hat Golther vertreten (Lichtenberger, Nibelungen 182).

[2]) Daß dieser ausdruck auf die betttodsage geht, vermutet ansprechend Heusler, Lieder der lücke 45 f.



version im 12. 13. jahrhundert auf Island die herrschende war, wie das die nacherzählung bei Snorri (Sn E ed. Jónsson 105) zu bezeugen scheint.

Die darstellung der Þs. (c. 348) beruht auf kombination beider formen.[1]) Sigurd wird auf der jagd getötet, die leiche dann der Grimhild ins bett geworfen. Man würde diesen rohen auftritt auf die rechnung des kompilators setzen, blickte er nicht auch im NL deutlich durch. Die scene, wie Kriemhilt den erschlagenen im morgengrauen vor der tür ihres schlafgemachs findet, ist sichtlich nur eine abmilderung der niederdeutschen erzählung.[2]) Letztere gibt sich aber noch in dem vorliegenden nordischen text als ummodelung einer älteren, schlichteren scene zu erkennen. Sie lehrt uns, daß schon die ältere deutsche dichtung ein erscheinen der witwe an der leiche des helden kannte und daß dieser auftritt im walde spielte. In der Þs. spricht Grimhild beim erwachen: 'übel dünken mich deine wunden; wo bekamst du sie? hier steht dein goldgezierter schild heil und ist nicht zerhauen, und dein helm ist nirgends zerbrochen. Wie wurdest du so wund? Du mußt ermordet sein! Wüßte ich, wer das getan hat, so hätte er seinen lohn!' Die Giukungen stehn dabei, und Hǫgni antwortet: 'er ist nicht ermordet. Wir jagten einen eber, der gab ihm die todeswunde'. Da erwidert Grimhild: 'dieser eber bist d u gewesen, Hagen, und niemand sonst!' und sie weint bitterlich.

Wir fragen: sollten die mörder helm und schild des erschlagenen mit in das zimmer getragen haben? und warum sind sie kleinlaut

---

[1]) Diesen gedanken finde ich auch ausgesprochen bei Symons zfdph. 12,96, Lichtenberger, Nibelungen 191 n. 1, Wilmanns afda. 18,82. Boers glaube an die ursprünglichkeit der kombination (zfdph. 37,346) hängt mit dem meiner überzeugung nach viel zu weitgehnden vertrauen zusammen, das dieser forscher der Þs. schenkt, außerdem freilich auch mit seiner verhängnisvollen neigung, die chronologie der quellen als eine quantité négligeable zu behandeln.

[2]) So auch Wilmanns aao. 83 f. — Der zusammenhang der beiden berichte zeigt sich auch darin, daß die mörder im NL den leichnam b e i n a c h t an die beabsichtigte stelle bringen (1002). In dem zugrunde liegenden liede dauerte vermutlich die jagd bis zum späten abend, so daß Kriemhilt schon schlafen gegangen war, als man Sigfrid brachte. In der Þs. ist das vergessen. Darum muß hier Grimhild während des tages zu bett gehen! (c. 346).



bei den fragen der schwester, die sie doch durch ihre gefühllose rohheit absichtlich herausgefordert, an deren schmerz sie sich offenbar weiden wollen? Es kann kaum zweifelhaft sein, daß Grimhilds rede ursprünglich nicht für diese scene komponirt ist. Das zeigt auch noch das NL, obgleich hier der anstoß weniger hart ist: der hinweis auf den heilen schild, der ausruf '*du līst ermorderōt*' (NL 1012,3)[1]) sprechen deutlich genug, beides gehört nicht in das haus, sondern an die stätte der tat. Dort, im walde, ließ die ältere dichtung Grimhild an ihres mannes leiche hinsinken und jene scharfen worte an die mörder richten, die mit bösem gewissen vor ihr stehn.

Bestätigt wird das durch das zweite Gudrunlied. Wir sahen oben, daß dieses lied eine deutsche quelle gehabt hat. Wir können für seinen ganzen inhalt die quellen — teils deutsche, teils nordische — nachweisen, nur nicht für die eine schöne scene, die ganz original anmutet: Guðrún im wilden wald an Sigurds leiche. Dieses motiv hat aber der dichter gewiß ebenso wenig erfunden wie seine andern motive. Er wird es weiter ausgeführt haben — wie er aus dem trauernden grauroß des Alten Sigurdsliedes eine zwiesprache Guðrúns und des Grani gemacht zu haben scheint[2]) —, aber der kern hat ihm fertig vorgelegen. Wo anders als in seiner deutschen quelle? Wenn aber die waldscene aus der deutschen quelle stammt, so auch die verfluchung Hǫgnis str. 9, die der rachedrohung in der Þs. und dem NL nahe kommt. So gelangen wir von zwei seiten zu demselben ergebnis.[3])

---

[1]) A: *du bist*.

[2]) Wenn nicht etwa schon die quelle diesen zug hatte und die sache so darstellte, daß das roß der frau den weg zeigt zu der leiche, bei der sie die mörder noch findet. Die ankunft der letzteren mit dem ledigen Grani zusammen in der Guðr. II — ein etwas befremdlicher hergang — beruhte dann auf kombination mit dem Alten Sigurdsliede.

[3]) Der sammler unseres Eddakorpus rechnet die todsage des 2. Gudr. als eine besondere form, die dadurch charakterisirt sei, daß die Giukungen 'zum þing geritten' waren. Dies dürfte ein mißverständnis von str. 4,1 sein (ebenso Nornag. þ., Bugge Norr. skr. 68 f.). *At þingi*, einer der gesuchten ausdrücke unseres dichters, bedeutet wol nur 'zum gespräch', 'zur zusammenkunft', nämlich mit mir, Guðrún, im hinblick auf str. 5 (vgl. Skírn. 38,4, ferner *launþing)*. Wäre ein wirkliches *þing* gemeint, so müßte man annehmen, daß Guðrún mit zum thinge gereist sei, das wäre aber auffallend und eine

Es wird noch obendrein gesichert durch folgende beobachtung. In dem streit der beiden frauen Þs. c. 343 sagt Brynhild: *heldr máttu nú fara of skóga at kanna hindarstiga eptir Sigurði þínum bónda.* Dieser satz hat, soweit ich sehe, keinen sinn, wenn wir ihn nicht als eine vorausdeutende anspielung fassen auf Guðrúns waldaufenthalt, wie ihn die Guðr. II erzählt. Eine solche anspielung paßt sehr gut in Brynhilds mund. Auch im Großen Sigurdsliede ließ sie an dieser stelle gegen Guðrún ihre bösen wünsche durchblicken (Vǫls. c. 28,33. 36 f. 66 f. 72), und Guðrún sprach beunruhigt von den prophezeiungen der schwägerin (ebd. 34 f. 78) und fürchtete deshalb für Sigurds leben (c. 29,69).

In dem liede, auf das Þs. und NL zurückweisen, wurde diese anspielung bereits nicht mehr verstanden. Sie ist als erstarrter rest der älteren form (Guðr. II) mitgeschleppt worden, ebenso wie die anklage der witwe.[1])

Die umbildung des zusammenhangs aber entstand dadurch, daß einem deutschen — vermutlich niederdeutschen — dichter des ausgehnden 11. oder beginnenden 12. jahrhunderts die isländische betttodversion bekannt wurde. Um die erschütternde scene im schlafgemach ausmalen zu können, ersann er das fortschleppen des leichnams. Dabei verzichtete er auf tiefgreifende änderungen und beschränkte sich auf die erwünschten zutaten. Daß dies übrigens der brauch der zeit war, zeigt aufs deutlichste das NL selbst, das

---

fernliegende erfindung. Auf jeden fall haben wir hier dieselbe örtlichkeit der tat wie im Brot, in der Þs., im NL, das ergibt sich zweifellos aus str. 11. 12.

[1]) Diese scharfzüngige anklage macht übrigens einen durchaus archaischen eindruck. Das stimmt dazu, daß sie aus einer älteren sagenform bewahrt ist. Wir haben es hier mit einem jener konstanten redeelemente zu tun, von denen Heusler zfda. 46,221 spricht. — Nach ihrer anklage bricht Grimhild der Þs. zufolge in tränen aus, vgl. auch NL 1013. Das mutet uns sehr lebenswahr an, ist aber wol ein jüngerer zusatz, der mit der aufnahme der betttodform zusammenhängt (auch in der Sig. sk. klagt Guðrún laut). Das ältere dürfte das lautlose brüten sein, wie es das 2. Gudrunlied (und nach ihm das 1.) hat. Eine erinnerung daran enthält der vers des NL.: *dō seic si zuo der erden, daz si niht ensprach* (1009,1). Denselben zug in anderm zusammenhange hat die IV. schicht der Akv. (38,5); sie dürfte ihn aus einer älteren strophe übernommen haben.

inmitten seiner modernen erfindungen so treu uralte reste bewahrt. Eine interessante parallele dazu bieten die mittelalterlichen kirchen.[1])

So sind wir in der lage, unsere Atlakviða in einen großen zusammenhang einzustellen. Austausch von sagenmotiven hat noch in christlicher zeit wider stattgefunden. Wenn er auch vielleicht nicht so lebhaft war wie ehemals, so hat doch jedenfalls die nordische kolonie — wenn ich so sagen darf — der frühritterlichen sagendichtung einen im verhältnis zu der gesamtmenge unserer überlieferung bedeutenden umfang. Es gehören hierher aus der eddischen überlieferung zum mindesten die vier Gudrunlieder (Guðr. I. III. Ghv. Traumlied) und die beiden Grimhildlieder (Sig. meiri, Guðr. II).

Diese denkmäler müssen zusammengestellt werden mit dem färöischen Högnatátt und den dänischen liedern von Grimhilds rache, von Sivard snarensvend und Dietrich. Sie sind die stabreimenden vorläufer dieser gruppe, die man längst der deutschen sagenform zurechnet. Und nicht bloß stofflich, auch in geist und stimmung geben sie sich als mittelalterliche dichtungen zu erkennen. Weiche gefühle, liebe und trauer, und seelisch verfeinerte motive spielen in ihnen eine rolle, die in heidnischer zeit unerhört wäre, aber mutatis mutandis widerkehrt in manchen folkeviser. Die folkeviser sind das produkt einer verschmelzung deutscher einflüsse mit nordischen traditionen. Dasselbe gilt von unserer eddischen gruppe. Nur ist hier, wie schon stil und metrik zeigen, der heimische faktor stärker. Es läge an sich nahe, diesen unterschied für nur zeitlich bedingt zu erklären, die eddischen lieder mit der Hagbarddichtung in das land der folkeviser zu verlegen, dorthin, wo der deutsche einfluß — nachweislich seit dem 12. jahrhundert — am stärksten war. Aber weder die beschaffenheit der lieder noch die literaturgeschichte erlauben das. Daß die eddischen gedichte norrön sind, von diesem seit Jessen allgemein zugegebenen satze abzuweichen haben wir keine ursache. Die Ghv. kennt die verknüpfung der Nibelungensage mit der Svanhildsage, die in Dänemark sogar zu Saxos zeit noch nicht bekannt war. Guðr. I. II. Ghv.

[1]) Wenn man bedenkt, daß für die betttodsage offenbar die nähe der gattin wesentlich ist, so wird man über die Hans-Sachsische version (Hds. ²350 f.) etwa urteilen müssen wie Lichtenberger, Nibelungen 190.



und Traumlied gehören einer dichtungsgattung an, die wir allen grund haben für norröne, wenn nicht sogar für speziell isländische entwicklung zu halten. Es ist nicht wahrscheinlich, daß der elegische rückblick jemals im ganzen norden die modeform der sagenbehandlung sollte gewesen sein.[1])

Vielleicht steht der vorauszusetzende literarische einfluß Dänemarks auf die westnordische dichtung nicht außer zusammenhang mit der personalunion zwischen Dänemark und Norwegen unter Knut, Sveinn Alfífuson und Magnus dem guten. Sveinn führte in Norwegen z. b. das königliche schatzregal ein,[2]) also wahrscheinlich eine deutsche einrichtung. Mit gelinderem zwange haben seine hofleute den Norwegern die südliche sagendichtung aufgedrängt. Sie fand dort oben an den rauhen küsten keinen ungünstigen nährboden. Schien doch von England her eine warme kultursonne über den ocean.

So beweisen die spuren deutscher sage in der Edda nicht bloß zeitlich, sondern auch räumlich mehr als Saxos norddeutscher sänger und als Grimilds hævn. Sie lehren — auch wenn sie isländisch sind, was z. b. von dem Großen Sigurdsliede mit großer wahrscheinlichkeit gelten dürfte —, daß lange vor der epoche der Þs. die deutschen Nibelungen in Norwegen bekannt waren. Angesichts der immerhin bedeutenden verschiedenheit der fünf denkmäler dürfen wir sogar aussprechen: in christlicher zeit wurde die sagenpflege auch auf norrönem gebiet von der deutschen Burgundensage geradezu beherrscht.

Da ist es wahrscheinlich kein zufall, daß die beiden einzigen Eddalieder, die die sage in ihrer ursprünglichen struktur — Guðrún rächerin ihrer brüder an Atli — darstellen, in der hs. die bezeichnung 'grönländisch' tragen. Den hintersten winkel germanischen lebens hat die vorsehung der literaturgeschichte sich ausersehen, daß die alte sage sich fortwirkende denkmäler setzte, ehe sie durch die neue erstickt wurde. Dorthin brachten die ersten ansiedler im jahre 986 den stoff noch in seiner ursprünglichen form mit (älteste teile der

---

[1]) Heusler, Arch. f. n. spr. CXVI 252 f., versetzt die 'heroische elegie' nach Island.

[2]) Lehmann, zfdph. 39,277.

Akv.). Er wurde dort eifrig gepflegt (jüngere schichten der Akv.) und neu im zusammenhange bearbeitet (Am.). Auf diese jüngere dichtung haben aber ebenfalls, wie das bei der allgemeinen zeitlage zu erwarten war, einzelne südliche einflüsse gewirkt. Die äußeren bedingungen dafür, daß solche sogar bis nach Grönland gelangten, wurden oben an einem beispiele veranschaulicht. Den ersten beleg für diese einflüsse bietet der saalbrand der Akv., zu dem wir nunmehr zurückkehren.

Einem Grönländer des 11. jahrhunderts kam es zu ohren, daß Grimhild bei Atli den saal verbrannt habe. Da er wußte, daß 'Grimhild' ein anderer name für Guðrún war, knüpfte er die notiz ohne weiteres an diese. Dabei wurde das neue faktum, isolirt, wie es war, umgedeutet, etwa so, wie der beiname 'Hunnenkämpe' des alten Hildebrand, der um dieselbe zeit nach dem norden gewandert sein dürfte, zur erfindung einer ganz neuen geschichte angeregt hat.[1])

Verweilen wir noch bei den letzten strophen der Akv.

Das muß man dem dichter zugestehn, daß er das fremde motiv kunstvoll eingefügt und es verstanden hat, mit seiner hülfe dem gedicht einen großartigen abschluß von einheitlicher stimmung zu geben. Schon das verteilen der schätze in str. 39 geschieht im hinblick auf das bevorstehnde ende[2]). Man fühlt deutlich, daß der dichter sich hier vor allem in die seele seiner heldin versetzt hat. Aus dieser leidenschaftlich erregten seele fließt die ermordung Atlis und dann das anzünden der halle nebst allem, was dazu gehört, das eine so selbstverständlich wie das andere. Aber man darf aus dieser einheitlichen gestaltung, dieser gefühlsdurchdringung des komplexen motivs nicht schließen, daß dieses als ganzes die erfindung des dichters sei. Es bleibt schwer glaublich, daß er ohne anregung von außen das feuer erfunden haben sollte als rein phantasiemäßige steigerung, als malerischen abschluß.

Zu übersehen ist dabei nicht das fehlen der eigentlichen brenna in der Akv. Die nordische überlieferung ist voll von brennascenen

---

[1]) Olrik, Danmarks Heltedigtning I,1 ff. Die stelle Edd. min. 87.

[2]) Guðrúns absicht dabei wird beleuchtet durch Sig. sk. 49 ff., bes. 52 (das motiv ist umgebildet Am. 46).



und von verrat der gäste. Wie kommt es, daß gerade in dem nordischen zweige der Nibelungensage die verräterische brenna fehlt, die doch, nach ausweis der deutschen quellen, in dieser sage fast von anfang an heimisch gewesen ist? Es ist klar, einfach vergessen ist die brenna nicht. Sieht man die betreffende partie der Akv. an, so kann man auch nicht sagen, durch den wegfall dieser scene sei der zusammenhang verbessert worden. Vor str. 18 hätte eine kampfscene sehr wol platz. Die darstellung würde weniger sprunghaft und überraschend sein. Also aus formalen gründen weggelassen ist die brenna sicher auch nicht. Es bleibt nur übrig, daß sie sachlichen erwägungen hat weichen müssen. Man hat geglaubt, es besser zu wissen: der saalbrand war nicht ein kampfmittel, mit dem man den Burgunden zusetzte, sondern er wurde von ihrer schwester selbst entzündet, er gehörte also zur rache Guðrúns an Atli. Mit andern worten: weil der saalbrand am schluß des gedichtes erzählt wird, fehlt er vor str. 18.

Nun dünkt es mir unannehmbar, daß ein alter dichter, mit der 'Niflungabrenna' vor augen, daraus in freier umbildung den saalbrand, wie ihn die Akv. hat, sollte geschaffen haben. Das wäre keine volkstümliche überlieferung mehr, sondern ein spiel mit den überlieferten motiven, wie wir es dem vorwiegend stofflichen interesse des mittelalters nicht zutrauen können. Begreiflich wird dagegen alles, sobald wir sagenmischung annehmen. Die aus Deutschland eingeführte belehrung, daß Guðrún selbst den saal verbrannt habe, trat mit dem anspruch geschichtlicher zuverlässigkeit auf. Es ist kein wunder, wenn man ihr glaubte und sich nun die ereignisse auf dieser basis zurechtzulegen suchte.

Übrigens hat es den anschein, als wäre die ursprüngliche brenna nicht völlig spurlos verschwunden. Als schauplatz der verse

siau hió Hǫgni sverði hvǫssu,
enu enum átta hratt hann í eld heitan

denkt sich innerhalb des vorliegenden zusammenhangs jeder die halle Atlis; das 'heiße feuer' ist dann natürlich das in der mitte der halle brennende feuer, das z. b. auch bei Hrólfs Uppsalazug eine rolle spielt. Es ist aber zu vermuten, daß die worte ursprünglich im hinblick auf das brennende haus gedichtet sind. Hǫgni hat von der wand wegtreten müssen, weil sie zu brennen anfing. Infolge dessen umringen ihn nun die feinde, und er stößt einen

von ihnen in das dicht hinter ihm lodernde feuer. Im folgenden erwähnen die halle nur noch solche verse, die mutmaßlich jüngere zusätze sind.

Man braucht wol die schlußstrophe der Akv. nicht unbedingt für jünger als was vorangeht zu halten. Die schlußstrophe sagt deutlich genug, daß Guðrún selbst bei dem brande umkam. Auch Ranisch, der diese strophe verwirft (Eddal. 138), schreibt letzteren gedanken der Akv. zu. Er ergibt sich m. e. mit sicherheit aus dem ausdruck *helfúss* — *hendi helfússi* 41,3 —, der nicht 'mordgierig' bedeuten kann, sondern nur 'todesbegierig' (*fýsir hana til heliar)*. Die übertragung dieser vorstellung auf die hand ist dem stil des dichters gemäß. Das gefühl, das ihn leitete, war etwa dasselbe, das in der deutschen sage Hildebrands rächerhieb geschaffen hat. Doch kamen gewiß psychologische gründe hinzu. Ein nicht zu verachtendes zeugnis für den flammentod der Guðrún haben wir in der art, wie die Ghv. (13) die heldin überleben läßt. Die zu grunde liegende version, sie habe sich ins meer gestürzt, ist nur eine umbildung der andern, sie habe sich ins feuer gestürzt. — Welches ende die rächerin in der ältesten sage nahm, wissen wir nicht. Es besteht übrigens kein zwingender grund, darüber vermutungen zu hegen, denn es ist sehr wol möglich, daß man sich lange zeit mit den taten der eigentlichen fabel begnügt hat, ohne über der heldin zukunft nachzudenken. Hierfür spricht das auftreten Guðrúns in der Svanhildsage.

Wir sind nunmehr imstande, eine antwort auf die chronologische frage zu geben, von der oben ausgegangen wurde. Wenn es richtig ist, daß das ausscheiden der 'Niflungabrenna' mit Guðrúns saalbrand zusammenhängt, so setzen die Atlamál die IV. schicht der Atlakviða voraus. Denn in den Am. findet überhaupt keine brenna statt. Wäre dieses denkmal älter als Akv. IV, so hätte hier die Niflungabrenna ohne ersichtlichen grund einem motivarmen und unvermittelten schießen und stechen platz gemacht, ein vorgang, der in sich höchst unwahrscheinlich ist. Wir müssen also die berührungen zwischen den beiden Atliliedern so erklären, daß der Am.-dichter die uns vorliegende Akv. gekannt hat. Da er hier keine Niflungabrenna vorfand, ließ er sie ebenfalls aus, obgleich er

möglicherweise anderweit von ihr gehört hat.[1]) Guðrúns saalbrand aber hat er übergangen aus zwei für ihn triftigen gründen: es kam ihm hauptsächlich auf die auseinandersetzungen der ehegatten an, für die in der darstellung der Akv. kein raum ist, und dann wußte er, daß Guðrún den tod Atlis überlebt habe (Am. 104,8).

Dieser dichter hat also die Guðrún mit dem auge des biographen angesehen, ein interesse, das er auch an anderen stellen verrät (wir kommen darauf noch zurück). Insofern vertritt er zweifellos einen jüngeren standpunkt als die Akv., den standpunkt des ordnenden sagenkenners.

Unser ergebnis bewährt sich aber nicht bloß in diesem punkte. Wir betrachten im folgenden der reihe nach die wichtigsten abweichungen der beiden texte. Es wird sich zeigen, daß sie sich nicht bloß vom standpunkt unseres ergebnisses sämtlich zwanglos interpretiren lassen, sondern großenteils geeignet sind, es zu stützen.

ÄNDERUNGEN UND ZUSÄTZE DER ATLAMÁL.

Wir unterscheiden änderungen und zusätze der Am.

Als änderung fällt zunächst der name des boten auf. Er heißt *Vingi*, während die Akv. ihn *Knéfrøðr* nennt. Wir stoßen also hier gleich auf eine von der Akv. verschiedene quelle der Am. (Zu den erfundenen namen des jüngeren gedichts kann *Vingi* nicht gehören, denn er wird 4,2 als gegebene person eingeführt, und seine rolle ist alt, was von *Glaumvǫr*, *Snævarr* usw. nicht gilt, dagegen widerum von *Hniflungr*, der ebenfalls 88,5 ohne vorherige vorstellung auftritt.) Wollte man das umgekehrte verhältnis statuiren, so müßte man die entsprechende annahme für die Akv. machen.

An die stelle des warnenden wolfshaars sind runen getreten, die der bote fälscht. Die befriedigendste auffassung der differenz ist diese: Der jüngere dichter verstand nicht recht, warum die Burgunden trotz der unzweideutigen warnung aufbrachen. Deshalb ersetzte er das wolfshaar durch verdächtige, aber zweifelhafte schriftzeichen. Die neuerung hängt zusammen mit der einführung der warnenden frauen und — was wichtiger ist — mit der veränderung der rollen der beiden brüder.

---

[1]) *brátt hefik ykr brennda* 39,5, Golther, Abh. d. Münchner akademie, phil.-hist. kl. 18,482.



Während in der Akv. Hǫgni bedenken hat und diese bedenken Gunnar zu dem entschluß reizen, auf jeden fall aufzubrechen, will in den Am. Gunnarr es von Hǫgni abhängig machen (7,5—6), und dieser sagt etwa so viel wie, er habe nichts dagegen. Die warnungen der Kostbera beantwortet Hǫgni mit dem hinweis auf das rote gold, das sie im Hunnenlande erwartet (13,5) und mit dem ausdruck seines vertrauens auf Atli (20,5). In Gunnar dagegen wecken die träume seiner frau böse ahnungen (29): er bleibt aber bei seinem ersten beschluß. Wir verstehn diese darstellung m. e. am besten, wenn wir sie aus der Akv. herleiten. Gunnars festigkeit Am. 29 ist ein abglanz seines heldentrotzes Akv. 9. 10. Ein vergleich im einzelnen und das verschiedene verhalten der brüder angesichts der träume läßt darüber keinen zweifel. Auf der einen seite haben wir die augenblickliche reaktion des königs auf die warnung der schwester und die besorgnisse der umgebung, eine geschlossene, echt heroische scene in der halle. Auf der anderen seite: der entschluß trocken vorweg genommen, das warnungsmotiv abgeschwächt und dann wider verstärkt durch erfindung der gehäuften träume, anstelle des aufflammenden heldentrotzes ein eigensinniges festhalten an dem ersten entschluß, und dies in einem zwiegespräch im bette statt vor aller augen und ohren vom hochsitz aus. Der jüngere dichter war dem ethos der älteren dastellung nicht gewachsen und gestaltete schwerfällig.

Statt der mannen, die ihren herrn aus dem hoftor begleiten, läßt er die f r a u e n den aufbrechenden das geleit geben. Das ist ein schritt ins bürgerliche, weiche — vgl. Hiálm. 5 — und paßt gut zu den zuletzt besprochenen änderungen. In der Akv. sagt der 'jüngere sohn des Hǫgni':

heilir farið nú ok horskir, hvars ykr hugr teygir!

So spricht auch Kostbera Am. 34 einen reisesegen aus, und Hǫgnis abwehrende antwort hebt mit den worten an:

huggisk it, horskar!

Die übereinstimmung in sinn und ausdruck kann kaum zufall sein. Die verschiedenheit der personen erklärt sich nicht nur aus der vom Am.-dichter neu eingeführten rolle der frauen, sondern auch aus seiner besseren kenntnis über den sohn des Hǫgni (s. u.).

Wenn Guðrúns und Gunnars dialog (Akv. 16. 17) fehlt, so ist der grund vielleicht der, daß er nicht verstanden wurde. Aus demselben grunde ist die strophe vom wolf und bären weggeblieben.

Ähnlich ist die veränderung zu erklären, die mit der scene des herzausschneidens vor sich gegangen ist. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß Gunnars verlangen nach Hǫgnis herz in der Akv. keinen befriedigenden sinn hat. Das scheint auch dem Am.-dichter klar geworden zu sein. Vielleicht hat er auch nur an dem sprechenden zittern des knechtsherzens rationalistisch anstoß genommen. Jedenfalls glaubte er ursache zu haben, sich die sache anders zurechtzulegen. Glaublicher, als daß Gunnarr seines bruders herz gefordert haben sollte, erschien es, daß dies verlangen von Atli ausging. Der dichter fügt aber eine besondere motivirung hinzu, die für ihn bezeichnend ist: Atli will Guðrún ein leid antun, deren lieblingsbruder Hǫgni ist (str. 71. 72). Noch charakteristischer ist die neue ausgestaltung der scene selbst. Ein gutmütig-gefühlloser *Beiti* wird eingeführt, der statt des gefangenen lieber seinen nichtsnutzigen untergebenen *Hialli* geschlachtet sehen will. (Man muß wol annehmen, daß der könig nach erteilung des befehls die gefesselten mit dem hausgesinde allein gelassen hat.) Hǫgni aber übertrifft den haushälter an opfermut. Um das gewinsel des knechtes nicht anzuhören, bietet er freiwillig die eigene brust dem messer dar. So sind die haupttatsachen der alten darstellung beibehalten, aber neue beweggründe — sichtlich sekundäre und sichtlich modernere beweggründe — sind untergeschoben.

Bei Gunnars tode ist auch das äußere bild verändert. An die stelle des schlangenhofes ist der galgen getreten. Aber auch der gehenkte schlägt die harfe, nur daß es mit den zehen geschieht. (Die schlangen werden 59,8 erwähnt; hier muß man mit Gering erklären ‘oder werft ihn den schlangen vor’.) Die vorstellung ist nicht die, daß dem Gunnar eine schlinge um den hals gelegt ist und er im winde schaukelt. Dann könnte er nicht noch die ganze nacht hindurch die harfe spielen. Dann sähe man auch nicht ein, warum er zum harfenspiel nicht die hände frei hat. Die erklärung, die die Vǫls. saga in ihrer kompromißdarstellung dafür gibt — die hände seien gefesselt gewesen —, erscheint unannehmbar, wenn man bedenkt, daß in der Akv. die hände des gefangenen frei sind und daß das harfenschlagen mit den zehen eine recht fernliegende

vorstellung ist, zu der unbedingt eine nötigung hat vorliegen müssen. Diese nötigung bestand darin, daß *festa á gálga* so viel ist wie 'kreuzigen'. Rumpf und glieder, oder nur letztere, wurden an das holz gebunden. Das liegt in dem ausdruck *festa á*, das lehrt auch der gebrauch der ausdrücke *galgo* und *waragtrēo (vargtré*, Hamð. 17,5) im Heliand für das kreuz Christi. Es ist nun klar, daß die an das querholz geschnürten arme den harfenschlag mit den händen verbieten, mögen letztere selbst auch beweglich sein, die füße dagegen, weil unmittelbar nebeneinander befindlich, eher dazu tauglich gedacht werden können.[1])

Da Gunnars saitenspiel durch die verquickung mit dem tode am galgen seinen ursprünglichen sinn eingebüßt hat, muß der dichter einen neuen erfinden. Mit *ríkri ráð sagði* 66,7 scheint er sagen zu wollen: der sterbende trieb die schwester mit hinreißenden tönen zur rache an; er fiel dabei so stark in die saiten, daß sie sprangen. Diese deutung steht im besten einklang mit dem vorhergehnden, das von der wunderbaren wirkung der klagetöne handelt:

slá hann svá kunni, at snótir grétu,
klukku þeir karlar, er kunnu gørst heyra.

Gunnarr leiht also hier seinem schmerz bewegliche töne wie ein minnesinger. Nicht allzu fern liegen die fabelhaften vorstellungen, die das mittelalter von der macht der töne hatte; man denke etwa an die dänische ballade *Harpens magt* (vgl. auch Panzer, Hilde-Gudrun 229; Martin zu Gudrun 389,1). In dem *kunni* 66,3 schimmert ein heldenideal durch, das erst das rittertum aufgebracht hat. Nach der Þs. c. 185 erlernt Sigurd neben kriegerischen fertigkeiten auch allerhand *kurteisi ok hæverska*, ganz wie Tristan, dessen *seitespil* ausdrücklich hervorgehoben wird (Gotfrids Tristan 2091 ff.).

Die veränderung, die der Am.-dichter mit dem motiv des herzausschneidens vorgenommen hat, hängt zusammen mit der ausschaltung des Nibelungenhortes. An dem hort hängt aber die trutzrede des letzten Burgunden, die also auch wegfiel. Nach dem grunde für diese auslassungen brauchen wir nicht lange zu suchen. Der verfasser hat einfach nichts rechtes von dem schatze gewußt. Die Akv. konnte ihn sehr leicht irreführen. Die glänzenden anerbietungen, die Atli hier den Burgunden macht, lenken

---

[1]) S. die Nachträge.



gleich von anfang an die gedanken in eine andere richtung. Str. 20 sit ziemlich zweideutig. Und str. 26, die den *hodd Niflunga* direkt nennt, ist es nicht weniger, wenn man bedenkt, daß *hodd* ein sehr seltenes wort war,[1]) wenigstens im sing. Von seiner isolirtheit geben auch die weiblichen attribute *(ǫll, fólgin)* zeugnis, die die hs. ihm beigesellt — das wort ist nach dem ausweis der verwanten dialekte und des plur. *hoddar* schwerlich je femininum gewesen —, ebenso die vereinzelte schreibung *hǫdd* (Lex. poet. 369).[2])

Wir kommen zu den zusätzen der Am.

Erwähnt wurden bereits die frauen der burgundischen brüder und ihre träume. Wie *Kostbera* ('speisebringerin') und *Glaumvǫr* ('die heitere'), ferner *Beiti* ('der antreiber', scil. des gesindes? Gering, Eddaübers. 276), so sind auch *Snævarr*, *Sólarr* und *Orkning* — teilnehmer an der fahrt, str. 30 — vom dichter erfunden. Alle diese personen gehören zu der gruppe der in den jüngeren Eddaliedern so beliebten nebenfiguren.

Nach str. 30 sind die aufbrechenden 15 an der zahl, darunter 10 knechte. Das geht weit über die Akv. hinaus, die, wie wir gesehen haben, Gunnar und Hǫgni allein reiten läßt.

Interessant ist die ruderfahrt str. 37. Hier haben wir widerum — wie bei dem Vingi, dem Limfjord 4,7, dem galgen Gunnars — eine von der Akv. verschiedene quelle anzuerkennen.

Dasselbe gilt von der höhnischen eröffnung und dem fall des Vingi (39—41).

Guðrún nimmt selbst am kampfe teil (49. 50). Dieser zug gehört zusammen mit ihrem früheren schildmaidleben (98. 99), beides ist, wenn nicht vom dichter ersonnen, so doch allein von ihm ausgestaltet. Das ergibt sich schon daraus, daß Atli für die tötung seines bruders (50,3) nicht wirklich rache nimmt, wie er sich auch die ermordung seiner söhne ruhig gefallen läßt; diese beispiellose langmut kann nur unserm dichter gehören, der Guðrúns vergeltungstrieb glaubt gefühlvoll begründen zu müssen (71. 72). Guðrúns und ihrer schwestern wikingleben trägt ritterliches kolorit. Es kommt ihnen zwar auch darauf an, *at afla sér fiár* (98,7), wie das von so manchem helden in seiner jugend berichtet wurde, ihr haupt-

[1]) Letzteres hat schon WGrimm gesehen (Hds. 12).

[2]) Eine weitere änderung der Am. ist oben s. 236 n. 2 angedeutet.

zweck aber scheint zu sein, den bedrängten und armen zu helfen (99,5 — neue interpretation von Grott. 14?), ähnlich wie Þórvaldr Koðránsson den verdienst, den das heeren abwirft, zum loskaufen von gefangenen verwendet (Kristnisaga c. 1). Jndem der dichter seiner heldin das schwert in die hand gibt, stellt er sich in gegensatz zu der meinung seiner zeit. Diese verwarf mit bürgerlicher entrüstung das schildmädchentum; spuren davon fanden wir schon in der Akv. Der dichter aber war, trotz allen bäuerlichen milieus, ein romantiker. Auch in der sprache altertümelt er *(sæing fóru síðan* 10,1; *munni oss mǫrg hefði* 17,5; stellungen wie *maga hefir þú þinna . . .)*. Andererseits machte er aus der verabscheuten schildmaid eine charakterstudie, die hoch über alltäglichem *ira et studium* steht.

Als zusatz ist ferner zu betrachten die dialogisch gestaltete scene mit der tötung der knaben (77. 78). Diese scene hat etwas genrehaftes, ebenso wie das kurze gespräch zu anfang des kampfes (42. 43). Das charakteristische ist für beide fälle dass sprechen im chor, das innerhalb der eddischen denkmäler nicht seinesgleichen hat (man vergleiche das Valkyrienlied, wo es sich aber nicht um dialog handelt). Diese unrealistische form ist der psychologischen betrachtungsweise unseres dichters wol angemessen.

Zwischen der tötung der knaben und der ermordung Atlis liegt unserm dichter zufolge eine längere frist (88). Guðrún hätte vielleicht sogar ihre rachelust (86,1) vergessen, würde sie nicht durch H n i f l u n g von neuem angespornt, mit dem zusammen sie dann die rache vollbringt: *látumk því valda . . . en sumu sonr Hǫgna* (91). Dieser sohn Hǫgnis ist wider eine zutat unseres dichters, und sichtlich keine von denen, die er erfunden hat. Das lehrt schon die unvermittelte art, wie der name auftritt. Er wird in dieser beziehung ebenso behandelt wie Atli, Hǫgni, Gunnarr, Guðrún, auch Vingi (oben s. 239).

Von den auseinandersetzungen zwischen den ehegatten war schon die rede. In ihnen gibt der dichter mehr als anderswo sein eigenes. Er entsprach damit gleichzeitig dem geschmack seiner zeit, die solche ruhende situationen, solche rückblicke und seelenmalende gespräche liebte. Ihrer ganzen art nach halten seine dialoge etwa die mitte zwischen der biographischen stofffreude der Sigurðarkviða skamma und dem dramatisch-psychologischen interesse

der Sigurðarkviða meiri. Platz wird für diese scenen erst dadurch, daß die handlung stark auseinander gezogen wird und der saalbrand wegfällt.

Wir haben bei dieser musterung den sekundären charakter der Am.-motive, wo es anging, nicht bloß an ihrem verhältnis zur Akv. zu illustriren gesucht, sondern gleichzeitig auch an ihrem psychologisch-kulturgeschichtlichen wert schlechthin. Selbst wenn wir keine parallelberichte hätten, aus denen sich die altertümlichere stufe der sage selbst erschließen läßt, müßten wir die Am. ihrem inneren stil nach unter die jüngeren Eddalieder rechnen. Zu den jüngeren Eddastücken haben wir aber auch den uns vorliegenden Akv.-komplex gestellt. Wir glauben zu bemerken, daß — selbst abgesehen von dem ältesten kern — der moderne charakter hier weniger ausgeprägt ist. Die dicht gedrängte, genrehaft malende darstellung, die wir in der IV. schicht der Akv. beobachteten, kehrt wenig verändert, aber in stark erweitertem maßstabe in den Am. wider. Ausschließlich letzterem denkmal eigen sind die langen reden, eins der deutlichsten kriterien der jungen stilschicht.

Ähnlich stellen sich die bindungsverhältnisse dar. Einen in der Akv. bereits sich vordrängenden typus haben die Am. einförmig verallgemeinert, dem formgefühl entsprechend, von dem uns auch die Rþ. kunde gibt.

Die ungeschickte, prosagemäße gliederung der Am. legt den schluß nahe, daß dem verfasser außer der Akv. nicht allzu viel eddisches bekannt gewesen ist.

Seine zweite quelle, von der im vorstehnden widerholt die rede war, braucht keine poetische gewesen zu sein. Die annahme liegt weit näher, daß wir es mit einzelnen anekdotenhaften überlieferungen zu tun haben. Die herkunft dieser überlieferungen ist mir nicht zweifelhaft: sie stammen größtenteils aus D e u t s c h - l a n d , in dem sinne, daß sie widerum jüngere deutsche sageneinfuhr darstellen. Dies läßt sich teils mit guten gründen vermuten, teils, wie mir scheint, mit aller in solchen fragen erreichbaren sicherheit nachweisen.

Vingi ist eine kurzform zu dem von Müllenhoff zfda. 10,161 nachgewiesenen ahd. *Vingboto* = an. **Vingbodi* (vgl. *Hlǫmboði*,

Véboði, *Angrboða*, *Aurboða*, Lind Dopnamn 150; belege für kurzformen dieser art bei Bugge Studier 1,70 f.). Der name, der appellativisch so viel gewesen sein dürfte wie *Sigvaldi* — vgl. *Ving-þórr* zu lat. *vincere* —, scheint für den boten Etzels aus ähnlichem grunde gewählt zu sein wie im NL *Wärbel*, das zu mhd. *werben* (Mhd. wb. 3,723a) gehört. *Wärbel* ist vermutlich ein jüngerer ersatz für ein veraltetes **Wingbote*.

Schwerer als der name *Vingi* fällt die zweizahl der boten ins gewicht (*þá báða* 6,4). Das weicht von der Akv. ab, stimmt aber zum NL und zur Þs. (c. 359). Man darf hier nicht etwa so argumentiren: weil die Am. mit den deutschen quellen übereinstimmen, bewahren sie das ältere; die Akv. mit ihrem einzigen *Knéfrødr* vertritt eine jüngere stufe der sagenbildung. Ein solches mechanisches schlußverfahren ist schon aus dem grunde unzulässig, weil zu allen zeiten — vom 5. bis zum 13. jahrhundert — einfuhr deutscher sagen stattgefunden haben kann. Diese möglichkeit zwingt uns, überall da, wo eine kontrolle durch geschichtliche data ausgeschlossen ist, die entscheidung über älter und jünger lediglich von den denkmälern und von den motiven selbst abhängig zu machen. Nun ist der anfang der Akv. gewiß weit älter als die Am. Das jüngere gedicht läßt den einen boten, den es allein mit namen nennt, etwa dieselbe rolle spielen wie Knéfrøðr: beide sind in den anschlag eingeweiht und sinnen den Burgunden böses, wofür Vingi dann die strafe ereilt; hier ist also offenbar die Akv. vorbild gewesen. Es kommt hinzu, daß die einzahl des boten der einfachere gedanke ist, der an sich für älter gelten darf. Der bote hat seit alters sicher eine rolle gehabt, sonst hätte er sich in dieser sage im gegensatz zu anderen nicht festgesetzt; wahrscheinlich war es eben die rolle des Knéfrøðr, diese — oder eine andere wirkliche rolle — ist aber auf zwei träger verteilt kaum denkbar. Liest man die ausführliche darstellung des NL, so sind die nötigen reden etwa gleichmäßig auf Wärbel und Swemmelin verteilt, von verschiedenen rollen der beiden kann keine rede sein. Denkbar ist, daß die zweiheit so zustande kam: man hatte dem boten verschiedene namen gegeben — etwa: **Wingbote*, *Wärbel* —, und daraus wurden dann zwei verschiedene personen abstrahirt; nachdem einmal die zweizahl freïstand — sie hatte eine stütze an Hagen und Volker —, konnten die namen wider wechseln.

Die 15 giukungischen reiter, von denen oben die rede war, sehen aus wie ein verkleinertes bäuerliches spiegelbild der ritter- und knechteschar des NL und der Þs.

Tiefer in die fabel greift ein anderer punkt ein: Hagens benehmen während der fahrt. Wie wir schon sahen, ist in der partie v o r dem aufbruch auf den Gunnar der Am. etwas von der heldengesinnung des Akv.-königs übergegangen; hier ist Gunnarr einstweilen der held, wenn auch bei weitem nicht so entschieden wie in der Akv. N a c h dem aufbruch dagegen tritt er seine rolle an Hǫgni ab. Die worte, mit denen dieser die segenswünsche seiner frau abwehrt — 'viele sprechen so, aber fehl schlägt's oft', 35 —, kommen im zusammenhange des gedichts nicht ihm zu, sondern demjenigen, der schon vorher (29) fatalistisch dem schicksal ins auge geblickt hat. Hǫgni schlägt auch als der erste kräftig an Atlis hoftor (38). Er eröffnet die feindseligkeiten, indem er das zeichen gibt zur niedermachung des Vingi (40). So schlecht diese züge sich mit der Akv. vertragen, so auffallend stimmen sie zur deutschen sage. Hier wird die reise ins Hunnenland ganz beherrscht von dem trotzigen mute, mit dem Hagen dem verderben entgegeneilt, es zu beschleunigen sucht. Vingis tötung haben mehrere gelehrte mit dem abschlagen von Wärbels hand (NL 1963) zusammengestellt.[1]) Sieht man von dem überfall auf die knechte ab, der eine gesonderte, leicht auszuscheidende scene darstellt, so fängt auch im NL das kämpfen damit an, daß Hagen das schwert aus der scheide zieht. Von der Þs. gilt dies buchstäblich. Nach der historischen grundlage der Burgundensage und nach der Akv. steht es fest, daß der ursprüngliche protagonist beim untergange der Burgunden könig Gundaharius gewesen ist. Die vergleichbaren überlieferungen — z. b. das Innsteinslied — bestätigen es. Aber schon im 10. jahrhundert hatte man in Oberdeutschland Gunthers heldentum vergessen. Er war nur noch der weniger kriegerische könig neben seinem gewaltigen gefolgsmann Hagen. Das lehrt uns Ekkeharts Waltharius. Demgemäß erbte Hagen den heldentrotz des königs. Die aufbruchscene, wie sie die Akv. bewahrt, mußte wegfallen, denn Hagen war eben nicht der könig, der zu entscheiden

[1]) Raßmann, Heldensage 1,242. Rieger Germ. 3,168. Müllenhoff zfda. 10,175.



hatte. Dafür leuchtete Hagens heldenart im folgenden. Obgleich er weiß, was ihnen allen bevorsteht, tut er nichts, um die gefahr zu verringern, im gegenteil, er beschwört sie herauf, indem er Kriemhild aufs äußerste reizt. Dieser Hagen, der Gunther und die andern Burgunden in den schatten stellt, ist auch in Norddeutschland und Dänemark populär geworden, und die kunde von ihm ist weiter bis nach Grönland gedrungen.

Nur ein einzelner zug in diesem charakterbilde war, scheint es, die ruderfahrt (Am. 37). Sie hat gegenstücke in dem der deutschen sage folgenden liede Grimilds hævn, im Högnatátt, in der Hvenischen chronik, in der Þs. und im NL. Letzteres weiß zu berichten, wie Hagen nach der überfahrt über die Donau das schiff in stücke schlägt und diese den fluten überläßt. Auf die erstaunte frage, was das heißen solle, gibt er zur antwort, er wolle verhindern, daß ein feigling den rückweg finde. Wesentlich dasselbe motiv steckt in dem schlußverse der Am.-strophe: *gerđut far festa, áđr þeir frá hyrfi.* Diese art, die rückkehr unmöglich zu machen, ist jedenfalls die ältere. Denn sie ist nicht bloß die einfachere, sondern auch die sachgemäßere, realistischere; vorausgesetzt ist dabei natürlich ein fließendes wasser, wahrscheinlich schon von anfang an die Donau. Die umbildung des motivs im NL erklärt sich unschwer. Es ist nämlich noch ein drittes mittel überliefert, wodurch das fahrzeug unbrauchbar gemacht wird: das zerbrechen der ruder. Wir müssen annehmen, daß das zerbrechen eines oder beider ruder, das in der Þs., im dänischen liede (Grim. hævn str. 19), im Högnatátt (57,3), in der Hvenischen chronik (Jiriczek 11[14]) und im NL selbst (1564) vorkommt, ursprünglich diesen sinn gehabt hat. Sonst bleiben uns die andern motive, mit denen die ruderfahrt sich in den Am. und der Þs. bekleidet hat, soweit ich sehe, unverständlich. Man hat nämlich das zerbrechen der ruder sekundär als eine folge der gewaltigen kraft und anstrengung des rudernden aufgefaßt; ebenso zersplittern dem Friðþiόf und dem Grettir ihre ruder (Heinzel, Nibelungensage 50). Als variirung dieses motivs ist dann hinzugekommen: die dollen brechen, die ruderbänder und das steuertau reißen, ja das halbe boot geht aus den fugen; dem *hǫmlur slitnuđu, háir brotnuđu* der Am. entspricht *hǫmlur at brióta, en hái slíta* im Haraldskvæði (Wisén, Carm. norr. 13, Fagrskinna

ed. Jónsson 10), wo ebenfalls kraft und eifer des ruderns betont werden soll.

Eine noch jüngere auffassung bezeugen der Högnatáttur und die Þs. (das versagen des schiffsgeräts erscheint einfach als ein verdrießliches mißgeschick). Das zerschlagen des bootes im NL (1581) gibt sich einfach als eine übertreibung der vernichtung der ruder zu erkennen, die ebenfalls das fahrzeug unbenutzbar machen sollte. Dieselbe übertreibung, nur zugleich umgedeutet, haben wir in den Am.: *rifu kiǫl hálfan.* Es ist wahrscheinlich, wenn auch nicht sicher, daß hier geradeswegs ein zusammenhang besteht. Von dieser einzelheit absehend, können wir feststellen, daß die Am.-strophe uns mehrere stufen der motiventwicklung ineinander geschoben zeigt. Den ältesten gedanken bewahrt sie am schluß; das übrige ist durch umdeutung einer parallele dieser ältesten form erwachsen.

In den Am. ist auf die Burgunden als gesamtheit übertragen, was sonst von Hagen — im dänischen liede von Volker — berichtet wird. Wir dürfen diese änderung ausschließlich dem wirklichkeitssinn des verfassers auf die rechnung setzen; daß ein einzelner ein mit einer ganzen schar besetztes boot rudert. entsprach nicht den gewohnheiten der nordischen fjordanwohner. Überdies ist vorher und nachher von Hǫgni gerade in dem sinne die rede, wie ihn die deutsche sage in diesem zusammenhang auftreten läßt. Es gehört zu den eigentümlichkeiten unseres liedes, daß es, im gegensatz zum älteren heldenliede, mehrheiten an stelle einzelner erregt handeln und reden läßt. Aus diesen gründen ist es erlaubt, die ruderfahrt mit in das bild des deutschen Hagen einzubeziehen.

Daß wir es hier mit sekundärem deutschem einfluß zu tun haben, wird bestätigt durch die erwähnung des Limfjords 4,7. Ihn müssen wir uns auch unter dem wasserlauf denken, den die Giukungen str. 37 durchrudern. Es wird schwerlich anderswo als in Jütland oder auf den dänischen inseln gewesen sein, daß man den großen binnenländischen strom durch den Limfjord ersetzt hat. Die sage verrät uns hier eine der etappen ihrer wanderung.

Einige andere lokalisirungen in Dänemark dürften keinen selbständigen wert besitzen, sondern direkt oder indirekt auf die Am. zurückgehn.

So bemerken Detter-Heinzel, daß auch der Oddr. mit seiner erwähnung von *Hlésey* (30,2) auf jütisches lokal weist. Der Oddr. zeigt auch darin eine beziehung zu den Am., daß er ebenfalls Gunnars harfenschlag rationalistisch zu begründen sucht, Gunnarr wollte der Oddrún ein zeichen geben (29,5), ähnlich wie in den Am. (*ríkri ráð sagði*, was schließlich auch bedeuten kann 'er erzählte der mächtigen von seiner lage'). Wir werden unten[1]) darauf zurückkommen, daß der Oddr. augenscheinlich beide Atlilieder — am deutlichsten freilich die Akv. — voraussetzt.

Ähnlich scheint es sich mit dem zweiten Gudrunliede zu verhalten. Es läßt bekanntlich seine heldin die zwischenzeit zwischen Sigurds tod und der zweiten ehe in Dänemark verbringen. Da das Gudrunlied die Am. benutzt hat (o. s. 225), so werden wir widerum schließen, daß Sigarr und Fünen dem dichter durch den Limfjord der Am. nahe gelegt wurden.

Eine weitere dänische lokalisirung haben wir in Sigurds jugendgeschichte, wie sie namentlich die Vǫls. saga erzählt (Vs. c. 12 f., vgl. Norn. þ. c. 3, SnE 103, Frá dauða Sinfiǫtla). Sie weist auf die Guðr. II zurück. Hiǫrdís sitzt nachts auf dem schlachtfelde (vor einem walde, c. 12,27) bei dem sterbenden gemahl und wird dann von Álf Hiálpreksson nach Dänemark zu seiner mutter gebracht (c. 12,47). Guðrún sitzt nachts im walde an Sigurds leiche und wandert dann zum könige Hálf in Dänemark, wo Þóra Hákonardóttir sich ihrer annimmt. Finnur Jónsson erklärt mit recht *Álfr* und *Hálfr* für identisch (Lit. hist. 1,297 n.; ich möchte *Hálfr* für die echte form halten, wegen des stabreims mit *Hiálprekr*). Es hat ganz den anschein, daß die Vǫls. saga die rede des sterbenden Sigmund einer poetischen quelle entnommen hat (Bugge, Fkv. XXXVII, Sijmons PBB 3,299 f.). Letztere wird auch den Hiálprek und die lokalisirung in Dänemark (Ty in Jütland, SnE) enthalten haben. Stellen diese elemente eine selbständige tradition dar, so hat der dichter jedenfalls, ermutigt durch den stabreim, mit ihnen den wahrscheinlich rein imaginären Hálf des Gudrunliedes kombinirt und demnächst auch die nächtliche scene im anschluß an dieses ausgemalt, mit der abweichung jedoch, daß eine schlacht vorhergegangen sein mußte.[2]) — Letztere hat der sagaschreiber

[1]) kap. IX,9.

[2]) Näheres über diese dichtung unten IX,10.

aus wolfeilen anleihen von hier und dort zurechtgemacht. Das echt fornaldarsagamäßige wikingkolorit rührt wol von ihm allein her. Auch die vorangehnde erzählung ist streckenweise — namentlich von c. 12,23 an — nichts als plaudernde, anekdotenreiche saga. Die seefahrt mit frauen, die hier ausgemalt wird (c. 12,43 ff.), entspricht einer lieblingsneigung der phantasie unseres sagaschreibers (vgl. c. 40,19 ff., Ragnarssaga c. 5).

Wie gesagt, vielleicht stecken hier selbständige überlieferungen, spuren wirklicher dänischer sage. Doch mindestens ebenso wahrscheinlich dünkt mich, daß nur der Limfjord der Am. unter diesen gesichtspunkt fällt, alles andere später aus ihm abstrahirt ist.

Eine junge erfindung ist auch der sohn des Hǫgni. Schon einer der jüngeren mitarbeiter an der Akv. hat von dieser figur gehört, ohne jedoch ihre aufgabe zu kennen (Akv. 12,5). Erst der Am.-dichter erfuhr zusammen mit andern deutschen sagenzügen, daß Hagen durch einen kurz vor seinem tode erzeugten sohn an Attila gerächt worden sei. Ein hübsches märchen hierüber erzählt die Þs. c. 423—428 (vgl. c. 393).[1]) Stil und inhalt bezeugen gleichmäßig den deutschen ursprung dieser erzählung.[2]) Die rache an Etzel ist eine ergänzung zu der rache Dietrichs oder Hildebrands an Kriemhild. Daß man gerade Hagen als vater des rächers wählte, entspricht der oben besprochenen vorliebe der jüngeren deutschen sage für den Tronjer. Dem namen des rächers, *Hniflungr*, steht in der Þs. *Aldrian* gegenüber. So heißt auch der vater der burgundischen geschwister (c. 169). Letzteres ist deutlich sekundär: Gunther und seine geschwister, deren namen mit *G* anlauten, waren von hause aus die kinder des Gibich (Giúki) und mit Hagen nicht verwant. Aldrian als vater Gunnars und seiner geschwister erklärt sich aus dem bestreben des verfassers von c. 169, Hǫgni, der skandinavischen sage entsprechend, zu einem vollen bruder derselben zu machen.[3]) Denn offenbar galt Aldrian einmal nur für den vater

---

[1]) Vgl. auch die Hvenische chronik und den färöischen Högnatátt.

[2]) Man vergleiche das Münsterländische märchen vom Simeliberg (Grimm nr. 142) und Edzardi Germ. 23,93, Boer zfdph. 25,468 (anders Ark. 20,192. 197 f.).

[3]) Diese erklärung ist einfacher und dünkt mich besser als die von Boer Arkiv 20,193 n.



Hagens (darauf weist auch die bemerkung der Þs.: *ok er hon vaknar, þykkiz hon kenna Aldrian konung).* Daraus erklärt sich der gleichlautende name des enkels. Sicher aber ist dieser name selbst sekundär. Früher lautete er, besser germanisch und mit Hǫgni stabend, *Hniflungr.* Hǫgni Hniflungsson ist die voraussetzung des rächers Hniflungr in den Am. Daß dies richtig geschlossen ist, beweist der Nibelunc des oberdeutschen epos. Nach der Þs. (c. 169) nämlich ist Hagen der sohn eines elben — ein zug, der nach der irischen entsprechung bei Cuchulinn (Zimmer zfda. 32,316) vermutlich weit älter ist als die saga —, und Nibelunc ist ein elbe, wie die bekannte scene mit dem hort *vor einem berge* zeigt (NL 88; vgl. z. b. Herv. saga c. 2: *hann sá einn stein mikinn við sólar setr ok þar hiá dverga tvá).* In der Hvenischen chronik heißt der vater Hagens — auch Folkers und Kriemhildens — Nogling, was eine offenbare entstellung von 'Nibelung' ist. Die ersetzung dieses namens durch Aldrian wird begreiflich, wenn man berücksichtigt, daß *Aldrian* aus *Alberich* entstellt zu sein scheint.[1])

In den bereich der nordischen sage verpflanzt, mußte die geschichte von Hniflungr Hǫgnason sich notwendig irgendwie mit Guðrúns brüderrache auseinandersetzen. Der Am.-dichter hat einfach kombinirt: Guðrún vollbringt das werk mit Hniflungs hilfe. Daß Hǫgni den sohn kurz vor seinem tode erzeugt, hat auch er jedenfalls gewußt. Sonst würde er nicht hervorheben, daß zwischen der Atreusmahlzeit und der tötung Atlis längere zeit verstreicht (88). Diese zeit braucht der rächer, um heranzuwachsen; in der Þs. sind sind es 12 jahre (c. 423). Einer schwierigeren aufgabe hat der dichter sich entzogen: zu erklären, wie es Hǫgni bei seiner hier nach der Akv. berichteten todesart möglich war, kurz vor seinem ende noch einen sohn zu erzeugen. Es ist dies eine der lücken in seiner darstellung. Auch wer Hniflungs vorgeschichte nicht kennt, muß nach str. 30 fragen, wo denn dieser dritte Hǫgnisohn auf einmal herkomme. Der dichter hat das als bekannt vorausgesetzt, ebenso wie den ausgang des kampfes str. 53.[2])

---

[1]) Nahezu dieselbe entstellung — *Albrian* — findet sich in hss. des Eckenliedes (Boer PBB 32,187 n.). In anderm sinne, doch wenig überzeugend, äußert sich über Aldrian Bleyer PBB 31,538 ff.

[2]) Boers kombinationen Arkiv 20,185 ff. sind bei allem scharfsinn unglaubhaft.



Nach dem vorstehnden darf es für wahrscheinlich erklärt werden, daß auch die träume der Kostbera und der Glaumvǫr einer anregung aus Deutschland ihr dasein verdanken. Ute träumt in der nacht vor dem aufbruch, alles geflügel im lande liege tot,[1]) und Hagen äußert sich geringschätzig über dieses vorzeichen (NL 1509 f.). Beachtenswert ist, daß in den Am. zuerst Hǫgni die träume erzählt werden, dann erst Gunnar.

Die frage wird verwickelter durch auffallende übereinstimmungen mit dem Innsteinsliede. Auch hier handelt es sich um warnung vor einer verräterischen einladung. Auch hier berichtet der warner drei träume hintereinander (wie in den Am. jede der frauen). Der erste traum handelt in beiden gedichten vom feuer (im Innst., der bedeutung der omina entsprechend, auch der zweite). Die beiden ersten träume werden vom könige als harmlos gedeutet, der dritte ohne deutung zurückgewiesen: so Hálfr, und so auch Gunnarr (vgl. EM XXVIII). Diese berührungen sind wohl so aufzufassen, daß das Innst., das in seinem zweiten teil die Biarkamál nachbildet, seine traumscene den Am. verdankt. Das scheint durch den charakter der träume hier und dort bestätigt zu werden.

Die träume neben der warnung durch runen sind wider eine durch kombination entstandene motivhäufung, wie der rächer Hniflungr neben Guðrún. Eine eben solche häufung bewirkt der galgen bei Gunnars tode. Nehmen wir an, daß der schlangenhof mit dem harfenspiel, wie ihn die junge str. 31 der Akv. hat, die echte nordische sagenform darstellt, so folgt für den galgen mit wahrscheinlichkeit import aus Deutschland. Direkte anhaltspunkte scheint es hier jedoch nicht zu geben. Erwähnenswert scheint, daß Einhards annalen z. j. 808 für Dänemark die gewohnheit bezeugen, kriegsgefangene stammfremde fürsten den galgentod sterben zu lassen.

Ebenso bleibt es bei einem non liquet in bezug auf eine letzte vermutung: Guðrúns eingreifen in den kampf, wie es die Am. haben, kann mit dem schwerthiebe zusammenhängen, mit dem sie im NL Hagen eigenhändig das haupt abschlägt. Man rät auf eine zu grunde liegende dritte form des motivs, die den Am. näher stand als dem NL.

[1]) Das motiv ist in das dän. lied Grimilds hævn übergegangen, dessen str. 4 Jónsson Lit. hist. 1,308 n. 1 mit den träumen der Am. zusammenstellt.



In diesem zusammenhange mag endlich daran erinnert werden, daß Edzardi Germ. 23,86 den Am. 21,1 begegnenden ausdruck *velborin* ansprechend aus dem deutschen abgeleitet hat (mhd. *wol geborn).* Die gleichung wäre schlagend, käme der ausdruck nicht auch sonst vereinzelt vor (s. Lex. poet.), was aber natürlich mit ihrer richtigkeit wol vereinbar ist.

Neben den zahlreichen spuren jüngerer deutscher sage wüßte ich — abgesehen von der Akv. — nur einen fall zu nennen, in dem die ältere nordische dichtung auf die Am. gewirkt hat. Es handelt sich um das Wielandslied. Der Am.-dichter hat den bericht der Akv. von der tötung der knaben ziemlich stark umgebildet. Was dort hinter die scene verlegt war, führt er in allen einzelheiten vor. Dabei hat ihm, wie ich annehme, die sehr ähnliche scene der Vkv. vorgeschwebt. Wie Vǫlundr die knaben listig zu sich lockt, so heißt es von Guðrún: *lokkaði hon litla* (Am. 77,1). Wie Níðuðr den mörder fragt: *af heilum hvat varð húnum mínum?* so auch Atli die mörderin (Am. 79,5). Hier wie dort folgt auf die frage die grausame eröffnung, die in der Akv. ohne vorangegangene frage völlig genügend motivirt erscheint. Freiere benutzung nehmen wir wahr, wenn Guðrún Am. 81,1 bekennt: *svaf ek miǫk sialdan síðans þeir fellu.* Das ist Vkv. 31 vorgebildet, wo der könig spricht:

Vaki ek ávalt vilialauss,
sofna ek minzt sízt mína sonu dauða.

Ganz sicher scheint es hiernach nicht, ob unser dichter die Vkv. gekannt hat. Die wahrscheinlichkeit wird aber dadurch erhöht, daß auch zwischen Akv. und Vkv. beziehungen obwalten. Diese beziehungen weisen, wie unten (IX,4) erörtert werden soll, auf benutzung der Akv. durch einen 'interpolator' des Wielandsliedes. Es scheint, als hätte dieser interpolator nicht allzu fern von dem Am.-dichter gelebt.

Welche stelle den Am. im weiteren zusammenhange der eddischen literaturgeschichte zukommen dürfte, darüber wird das schlußkapitel noch einige bemerkungen bringen.

VIII.

DIE LIEDER VON DER HUNNENSCHLACHT UND VON HYNDLA.

Indem wir den hauptfaden unserer untersuchung wider aufnehmen, stellen wir zurückblickend fest: Von den drei extremen typen erwies sich einer, der der Þrymskviða, von den verschiedensten seiten her betrachtet, als alt, die beiden andern als jünger. Von den sekundären typen scheint der mit zeilenbindung der früher entstandene zu sein; Hymiskviða und Helreið — letztere mit ihren starken litterarischen nachwirkungen — sind älter als Rígsþula und Atlamál.

Die noch nicht behandelten denkmäler, 19 an der zahl, nehmen eine vermittelnde stellung ein. Es wäre ein eigenartiger zufall, wenn sie den allmählichen übergang von der Þr. einerseits zur Hym., andererseits zur Rþ. in chronologischer folge darstellten. Selbstverständlich dürfen wir derartiges nicht erwarten, wir dürfen z. b. nicht aus geringer neigung zu fester bindung auf relativ hohes alter schließen. So gut man in christlicher zeit noch die form der Þr. ziemlich treu nachbilden konnte, so gut konnte man sich ihr auch in beliebigem grade nähern. Was aus den bindungen zu schließen ist, muß auch hier von fall zu fall entschieden werden. Schon die besprochenen fälle von litterarischer einwirkung — so der Helr. auf die Sig. sk., der Am. auf Guðr. II und Innst. — waren in dieser beziehung lehrreich.

Widerholt kommen textscheidungen in frage. Hier können die bindungen als kriterium gute dienste leisten, wie sie das schon bei der Akv. bewährten. Von andern beobachtungen unterstützt, werden sie unsern satz von der ursprünglichkeit der schlichten langzeilen fester und fester fundiren.

Wenn demnach im folgenden die denkmäler in der reihenfolge der tabelle A auftreten, so soll damit grundsätzlich keinerlei hinweis auf ihr mutmaßliches alter gegeben sein.

1. DAS LIED VON DER HUNNENSCHLACHT.

Feste langzeilenbindung begegnet nur an zwei, fast gleichlautenden stellen: 23,3. 25,3. Diese isolirtheit ist ebenso verdächtig wie der von Bugge hergestellte e i n e fall in der Guðr. III, wie entsprechendes im Wielandsliede. Heusler-Ranisch (EM XII) rechnen str. 23 und damit auch den ersten helming von 25 zu den jüngsten bestandteilen dieses komplexes, der ähnlich wie die Akv. verschiedene stilschichten handgreiflich neben einander zeigt. Man kann sich für die richtigkeit dieses urteils nicht bloß auf die magerkeit der verse und ihres inhalts und auf die blässe der diktion berufen. Auch die ungeschickte füllung des helmingrahmens 23,1—4. 25,1—4 fällt ins gewicht: das vierte viertel *(und Jassarfiǫllum)* steht zu den ortsbestimmungen in den beiden ersten im denkbar schiefsten verhältnis, der ganze helming mutet nicht viel anders an als manche in den sicher jüngsten Eddaliedern (z. b. Gríp.); das objekt *orrostu* erwartet man 23,3 entschieden n i c h t, auf die frage *hvar skalk Húnum hervíg kenna?* gehört die elliptische antwort *kendu at Dylgiu ok á Dúnheiði!* Wir haben hier eine jener vergewaltigungen des sprachgefühls, wie sie uns schon begegnet sind. Der fall ist gewiß durch stilwidrige restaurirung eines weit älteren helmings zustande gekommen. Dieser enthielt vier vollklingende ortsnamen, von denen der dritte (vokalisch anlautende) vergessen wurde. Solche aufzählungen sind dem stil des alten liedes gemäß (str. 1. 6. 7. 9). Die parallelstellen machen es zur gewißheit, daß vor *und* nicht etwa ein *ok* ausgefallen ist; *und Jassarfiǫllum* gehörte eng zu der vorhergehnden (dritten) ortsbestimmung und markirte den abschluß wie *á mǫrk inni helgu* oder *þeira er skiǫld bera.*

Auch sonst sind ein paar mal die jüngeren strophen an der gliederung kenntlich. Die vierzeilige str. 2 überdeckt die helminggrenze durch den losen zusatz *á Árheima* 2,5. Ähnlich verhält es sich mit 13. — Gehäufte variation als verlegenheitsfüllung des helmings begegnet 4,1—4. 26.

Andererseits bestreben sich die jungen verse auch, den gang der alten nachzuahmen. So besteht str. 3 aus schlichten langzeilen, ebenso 4,5—8. 12,5—8. Der langzeilengleichlauf, wie er für die alten bruchstücke charakteristisch ist (6,3 ff. 7,1 ff. 8,1 ff. 7 ff. 10. 11), findet sich auch, weniger fließend, in str. 13 und 17. Gizurs

fluch mit seinen abgehackten kurzversen (24) scheint nachgebildet am schluß (29).

Gizurs fluch steht nicht etwa in stilistischem gegensatz zu den übrigen alten strophen. Die atemlose diktion hat hier einen deutlichen psychologischen grund, und bei so vereinzeltem auftreten kann die gespaltene langzeile uralt sein, was die westgermanischen fälle bestätigen.[1]) Das gedicht hat überhaupt eine gewisse neigung zur lockerung der cäsuren, ebenso wie der kern der Akv.; in beiden nehmen aufzählungen einen verhältnismäßig breiten raum ein. Dadurch entfernen sich diese sicher sehr alten gedichte von der Þr. und den ältesten strophen der Sig. forna. Es ist aber zu beachten, daß der gleichlauf der langzeilen stark auf schließung der cäsuren hinwirkt. Er bringt die langzeileneinheit deutlich zum bewußtsein und sorgt so dafür, daß aufzählungen wie in str. 6 und 7 ganz anders wirken als etwa die der Rþ.

Der gleichlauf bindet sich nicht an die zweizahl des helmings. Mit vorliebe schlingt er sein band um drei langzeilen und stellt so jene größeren einheiten her, die auch die Þr. kennt. Auf die eingangszeile von 6 folgen 2 × 3 parallele zeilen, dann, nach einem zweizeiler, wider eine solche dreiheit (8,1—6; es liegt kein grund vor, das letzte drittel als variante anzusehen). Etwas anders sieht der erweiterte helming in 11 aus:

Munk um þik sitianda silfri mæla,
en ganganda þik gulli steypa,
svát á vegu alla velti baugar.

Die in der hs. folgende zeile *(þriðiung Goðþióðar, því skaltu ráða)* ist ein jüngerer zusatz, der die normale strophe herstellen soll. Den beweis dafür liefert der inhalt.

Hlǫðr hat die hälfte des erbes — des landes, der leute und der gehnden habe — verlangt. Angantýr schlägt dieses verlangen grundsätzlich ab und bietet dem bruder dafür reiche gehnde habe und je zwölf hundertschaften berittener mannen und knechte. Mit andern worten: statt das land mit ihm zu teilen, bietet er ihm eine abfindungssumme und dazu eine starke gefolgschaft, an deren spitze Hlǫðr, wie es dem jüngeren bruder geziemt, in die weite ziehen und sich ruhm und noch reichere schätze erstreiten soll. Was hätte

[1]) s. o. s. 103f.

es da für einen sinn, wenn Angantýr noch ein drittel des Gotenlandes dazu anböte? Dieser gedanke ist in dem zusammenhange unmöglich, am allerwenigsten aber paßt er a n s e n d e von Angantýs wolaufgebauter rede. Auf die versicherung des königs, daß er jeden gefolgsmann herrenmäßig ausstatten wolle, folgt als krönender abschluß das versprechen 'dich selber will ich mit silber und gold überschütten'. Auch ist es ein höchst unköniglicher und unpoetischer schacher, wenn der eine die hälfte fordert, der andere ein drittel gewähren will.

Es war soeben von der klaren disposition der antwort Angantýs die rede. Eins scheint die klarheit doch zu stören: die erwähnung des *Tyrfing* gleich zu anfang. Von 9 an ist alles wol geordnet. Aber was vorangeht, versteht man nicht, umso weniger, als Hlǫðr garnicht *Tyrfing* gefordert hat. Betrachtet Angantýr etwa das schwert als ein symbol für die gesamtheit des väterlichen erbes? Man könnte sich die sache so denken, daß Angantýr, um die unmöglichkeit einer teilung anschaulich zu machen, das nur einmal vorhandene schwert, das symbol der königsgewalt, hervorhebe. Aber das wäre sehr gesucht und reflektirt. Es würde die einheit des reiches als ein ideales gut hinstellen, ein den alten Germanen gewiß fernliegender gedanke. Was der könig hier verweigert, muß von hause aus etwas konkreteres, naiveres sein. Nichts in den überlieferten strophen weist darauf hin, daß *Tyrfingr* ein schwert ist. Diese auffassung kennen nur die prosa und das sichtlich jüngere Hervǫrlied.[1]) Da unser gedicht in seiner größeren hälfte, und so auch in str. 8, unverkennbare merkmale hohen alters trägt, ist es unbedingt geboten, daß wir uns für die erklärung des namens ausschließlich an die verse halten. Diese lehren aber mit aller wünschbaren deutlichkeit, daß *Tyrfingr* ein l a n d bezeichnet. Von den drei dingen, die Hlǫðr gefordert hat — land, gehnde habe und leute —, gewährt der bruder die beiden letzten (wenigstens zum teil); was er abschlägt, muß also das erste sein. Angantýr nimmt sogar ziemlich deutlich bezug auf die vorausgegangenen forderungen: die *skálkar* 9,7 gehn auf den *þræl* 6,7, die *meyiar* 10,5 auf *þý* 6,7. Während er so prunkend seine versprechungen aufzählt, tut er das, was er n i c h t gewähren will, weit kürzer ab, wie das natürlich ist (8,7—12). Er rekapitulirt

[1]) Außerdem Arnórr in einer strophe auf die schlacht vor der Nisámündung Mork. 79^{30}. Ftb. 3,363. Cpb. 2,191 (a. 1062).



nicht den *Myrkviđ*, die *stađir Danpar* und die *herborgir*, sondern faßt das alles zusammen in dem namen *Tyrfing*. Ihn hat Heinzel, Über die Hervararsaga 483, mit einem alten namen der Westgoten, *Tervingi*, vermutungsweise zusammengestellt. Die vermutung muß zur gewißheit werden, sobald wir in *Tyrfing* keinen schwertnamen mehr, sondern einen ländernamen erblicken.[1]

Das wort scheint also völker- und ländername zugleich zu sein. Doch gibt es m. w. keine germanischen ländernamen auf -*ingaz*. Sehen wir näher zu, so haben wir hier keine schwierigkeit, sondern vielmehr eine bestätigung des eben vorgetragenen. An. *Tyrfingr* ist offenbar eine entstellte form, und zwar liegt ein vorahd. **Tirwingum* zu grunde, ein dat. plur. jener gruppe, die in hd. urkunden seit dem 8. jahrhundert reichlich belegt ist (Grimm, Gramm. 2,349 n.) und noch heute in namen wie *Thüringen* fortlebt. Wahrscheinlich ohne eine bestimmte vorstellung von dem lande der Tirwinge zu haben, bildete man zu got. **Taírviggōs* den ländernamen wie später mhd. *Lamparten* und gebrauchte den erstarrten dativ hypostatisch auch als casus rectus. Im norden verstand man diese bildung natürlich nicht, sie wurde verstümmelt und eines tages umgedeutet. Bekanntlich ist dieses *Tyrfingr* nicht die einzige spur südgermanischer sprache im Hunnenliede (s. u.).

Eine ähnliche entstellung hat sich der altberühmte name der Amalunge gefallen lassen müssen: er erscheint als *Humlungr*.[2]

Danach dürfen wir vorläufig folgende erklärung der str. 8 aufstellen: sie enthält die antwort eines Westgotenkönigs auf die landforderung eines ostgotischen fürsten.

Die anknüpfung an alte gotische könige und an die zeiten, wo die teile des Gotenvolkes noch nachbarn waren, paßt zu dem, was man über den geschichtlichen kern unseres liedes bisher er-

[1]) *Tyrfingr* als mannsnamen kennt das verzeichnis der Angríms-söhne in seinen verschiedenen recensionen (EM 105). Eine langzeile dieser þula bringt auch das Hervǫrlied (8. 10). Unter den hier nicht aufgenommenen namen ist auch *Tyrfingr*: das lied kannte eben *T.* als schwertnamen, und dies ist augenscheinlich der grund dafür, daß es sich nicht der þula in ihrer gesamtheit bediente. Die Hervararsaga läßt in ihrer aufzählung (bei Bugge 206,9—11) ebenfalls den *T.* aus.

[2]) Heinzel aao. 493. Aus *Humlungr* ist der großvater *Humli* abstrahirt (so auch Schütte Ark. 21,42 n.), den auch Saxo 21 kennt, der aber, wenn er überhaupt im liede auftrat, erst spät in dasselbe gekommen sein kann.



mittelt hat. Mit bewundernswerter gelehrsamkeit hat Heinzel nachgewiesen, daß wir es mit erinnerungen an die katalaunische schlacht von 451 zu tun haben. Um die übereinstimmung mit den älteren berichten voll zu erkennen, muß man allerdings die prosa zu hilfe nehmen, aber es kommen fast nur solche stellen in betracht, die der niederschlag verklungener verse sein müssen. Heinzels ergebnis scheint denn auch längst allgemein angenommen zu sein. Es bleibt bestehn, auch wenn ihm eine seiner stützen entzogen wird. Diese unsichere stütze betrifft die ursachen des großen ereignisses. Wenn 12 jahre vor der schlacht ein römischer general, ein nebenbuhler des Aëtius, Hunnen gegen die Westgoten von Toulouse führt und geschlagen wird, wenn kurz vor der schlacht selbst zwei hülflose fränkische prinzen sich der eine an Aëtius, der andere an Attila wenden, der dadurch einen vorwand zum einfall in Gallien erhält, so ist die ähnlichkeit der beiden vorgänge, die hier verschmolzen sein sollen, mit dem erbhandel Angantýs und Hlǫðs so gering, daß daraus kein schluß gezogen werden kann. Auch kommt es für die poetische auffassung weniger auf die abstrakten beziehungen zwischen personen — wie nebenbuhlerschaft — an als auf anschauliche, nachzuempfindende scenen. Gerade die hauptscene unseres liedes, Hlǫðs forderung und Angantýs antwort, wird durch Heinzels parallelen nicht gedeckt.

Nun weisen einige ortsnamen, insbesondere die *staðir Danpar* 7,6, in verbindung mit dem Gotennamen uns in noch ältere zeit zurück. Angesichts des bei Jordanes überlieferten *Danaper* müssen wir unbedingt mit Schütte Arkiv 21,38 *á stǫðum Danpar* mit 'an den ufern des Dnjepr' erklären[1]). Wir werden also in das südrussische Gotenreich geführt. Auch *Myrkviðr*, *Dylgia*, *Dúnheiðr*, *Jassarfiǫll* gehören gewiß nicht nach Gallien, sondern gesellen sich der älteren schicht zu, wenn auch eine sichere lokalisirung bei keinem dieser namen bisher geglückt ist. — Wir dürfen, nebenbei bemerkt, nicht erwarten, daß sie einen bestimmten 'gesichtskreis', etwa den gotischen, darstellen. Da das lied nachweislich weit gewandert ist und die namen schon früh verdunkelt gewesen sein werden, können durch mißverständnis und freie erfindung neue hinzugekommen sein, die, wenn wir sie verständen, mit den alten in kein system zu bringen

[1]) Übrigens hat schon Heinzel 473 an an. *stǫd* 'anlegeplatz' gedacht, dasselbe wort wie das von Schütte herbeigezogene got. *staþs* 'gestade'. Das an. wort scheint die grundbedeutung zu bewahren.



wären. Für einen reinen phantasienamen halte ich mit BjÓlsen Tímarit 15,71 f. *Árheimar*. —

In diese umgebung gehört auch der streit zwischen Tirwingen und Amalungen, den uns str. 8 erschließen läßt. Es ist ein streit um land. Um land, genügendes land oder besseres land, handelte es sich letzten endes bei allen großen kämpfen der auswandernden Germanen, von den Kimbern angefangen. Der Gepidenkönig Fastida fordert durch gesante von Ostrogotha, er solle den Gepiden entweder einen teil des von den Goten besetzten gebietes abtreten oder mit ihnen darum kämpfen *(unum poscit e duobus, ut aut bellum sibi aut locorum suorum spatia praepararet*, Jord. c. 17). Ostrogotha erwidert, krieg zwischen nahverwanten widerstrebe ihm, aber land abtreten wolle er auch nicht. Daraufhin rücken die Gepiden an. Der Gotenkönig, der nicht als der kleinere erscheinen will *(ne minor iudicaretur)*, zieht ihnen entgegen. In der nähe eines flusses kommt es zum treffen, das erst durch die einbrechende nacht beendet wird, doch bleiben die Goten herren des schlachtfeldes. *Redeunt victores Gothi, Gepidarum discessione contenti, suaque in patria feliciter in pace versantur.*

Dieser bericht des Jordanes ist nicht allein durch seinen inhalt, auch durch seine darstellungsweise für uns bedeutsam. Er beruht sicher auf volkstümlicher überlieferung, wahrscheinlich, wenn auch nur indirekt, auf einem gotischen liede. Davon zeugt der kurz, doch deutlich genug widergegebene dialog zwischen den gesanten und dem Gotenkönige. Die stelle bestätigt uns, was wir auch ohne sie annehmen würden, daß schon im 3. jahrhundert die Goten ihre kriegerischen erlebnisse und die taten ihrer könige etwa in der weise der erhaltenen heldengedichte besangen. Ein solches gotisches lied bildet den grundstock der in der Hervararsaga uns vorliegenden überlieferung. Daß der stoff dieses liedes gerade von der Gepidenschlacht geliefert wurde, das zu behaupten sind wir natürlich nicht berechtigt, wenn es auch feststeht, daß die Gepiden sowol wie könig Ostrogotha eine rolle im heldengesang gespielt haben (Wíds. 60. 113). Die hauptsache ist, daß sicher in der Goten-Hunnenschlacht ältere erinnerungen stecken als die von 451. Das lehren die *staðir Danpar*, das lehrt die vorgeschichte des kampfes — der streit um land —, das lehrt das nebeneinander der Terwinge und Amalunge bei gleichzeitigem fehlen des

Westgoten Theoderich und des Attila. Die rollen der helden standen eben schon vorher fest — leider erlauben uns die namen (schon im Wíds. *Hliþe* und *Ingenþéow)* keine anknüpfung. So konnten zwar die Hunnen in das lied aufgenommen werden, aber ihr anführer blieb Hlǫðr, der 'bruder' Angantýs. Schon dieses eigentümliche verhältnis — mit der blassen gestalt des hunnischen großvaters im hintergrunde — zeugt laut von einer sekundären verschiebung.

Ein lied von dem erbhandel zweier brüder und dem blutigen kampf ihrer scharen um land und königtum hat den rahmen hergegeben, in den die sage das große ereignis von 451 aufgenommen und mittelst dessen sie es bewahrt hat. Schon vorher hatten, wie begreiflich, die personen gewechselt, und getrübte erinnerung hatte verwirrung zur folge gehabt. In str. 8 weist der Terwinge den Amalungen ab. Die beiden fürsten sind aber brüder, was jedenfalls, wenn man den streit zwischen Ost- und Westgoten als historisch gelten läßt[1]), der geschichte widerspricht. Dieser widerspruch ließe sich jedoch leicht erklären. Die auffassung der streitenden als brüder kann eine rein poetische zutat sein. Der angriff erscheint als besitznahme des gebührenden, ganz wie bei Theoderichs zug nach Italien. Geschichtlich inkorrekt ist auch die rolle des Gizur Grýtungaliði. Die *Greutungi* haben sicher in nächster beziehung zu den Ostgoten gestanden, wenn sie nicht gar mit diesen identisch sind (Müllenhoff zfda. 9,135 = DAk. 4,539). Gizurr aber ist ein gefolgsmann des Angantýr, der nach str. 8 ein Westgote ist.

Die Westgoten haben ihn für sich reklamirt. Die Westgoten, so müssen wir annehmen, sind überhaupt in erster linie bei der ausbildung und überlieferung des stoffes tätig gewesen. Sie haben das lied vom bruderzwist auf ihren weiten zügen mitgeführt bis in die neuen gallisch-hispanischen sitze und dort die katalaunische

[1]) Man könnte allenfalls an die durch das andrängen der Hunnen geschaffene lage denken. Die Ostgoten mögen damals versucht haben auszuweichen (wie dann die Westgoten, Jord. c. 25). Wenn Hlǫðr an der spitze der Hunnen zurückkehrt, so könnte die niederlage der Ostgoten und ihre verpflichtung zur heeresfolge dazwischen liegen. Es hätten dann die Hunnen als feinde der Goten schon vor 451 festgestanden, wie das auch Schütte aao. 40 ff. annimmt. Sch.'s parallelen wird wol niemand für argumente halten. Jedenfalls sind die Hunnen in dem gedicht vom bruderzwist sekundär.



schlacht hineingefügt. Sie haben vermutlich auch den Hlǫð zum bruder des Angantý gemacht. Von ihnen übernahmen die Franken den stoff, die 451 ihre verbündeten waren, und diese haben ihn den Nordleuten auf demselben wege und vermutlich um dieselbe zeit übermittelt wie die Burgundendichtung.

Daß dies eine sehr frühe zeit war, dafür spricht der oben erörterte name '*Tyrfingr*'. Ortsnamen auf *-ingen* weisen auf hd. gebiet. Hier wurde vor dem jahre 700 anlautendes *t* zu *z*. Aus **Tirwingum* hätte **Zirwingum* werden müssen, eine form, die das nord. *Tyrfingr* unmöglich reflektiren kann. Der zeitpunkt, wo der name das hd. gebiet verließ — und damit dürfte der zeitpunkt seines eintritts in Skandinavien annähernd zusammenfallen —, darf also ins 6. jahrhundert gesetzt werden. Das stimmt dazu, daß der stoff anscheinend im 5. jahrhundert abgeschlossen war. Es ist ja anzunehmen, daß die lieder schnell wanderten. Damit wächst auch für die Burgundensage die wahrscheinlichkeit ihrer nördlichen ausbreitung in gemeingermanischer zeit.

Den EM XIV angeführten südgermanischen sprachspuren kann noch einiges hinzugefügt werden. So ist *skarfr* 21,4 widergabe des mnd. *scharf* (nhd. *scherflein*). *Skattr* 6,4 bedeutet im an. sonst 'abgabe', hier bezeichnet es wie dt. *schatz* den 'königsschatz' (vgl. den *Niflunga skattr* der Þs., der auch in die SnE übergegangen ist, die *skattr* durch *arfr* erklärt, SnE 106). *Liði* (in *Grýtingaliði*) ist ein sehr altes wort für 'gefolgsherr', verschieden von *liði* 'gefolgsmann', das wol aus **galiþēn* zu erklären ist. Dieses *liði* steht auf einer linie mit an. *lióði* und ae. *stéda* 'hengst' (zu an. *stóð* 'gestüt'), weiterhin auch mit got. *þiudans*, *drauhteins*, *kindins*, an. *fylkir*. Alle diese wörter bezeichnen den fürsten als denjenigen, der ein gefolge (*lið*, *drótt*) oder eine schar hinter sich hat. Da *liði* in verbindung mit dem alten volksnamen der Greutunge auftritt, ist es wahrscheinlich ebenso alt wie dieser, m.a.w. es kam schon in dem zu grunde liegenden gotischen liede vor.

Ob uns — von der lautform abgesehen — noch ein einziger vers des gotischen originals wörtlich vorliegt, können wir nicht wissen. Denkbar ist dieser fall bei einer ganzen reihe von versen. Als sicher aber darf gelten, daß die altertümlichsten unter den erhaltenen strophen sich stilistisch wenig oder gar nicht von der dichtung der völkerwanderungszeit unterscheiden. Man denke etwa

an die formelhafte, ohne wirkliche parallelen dastehnde ausdrucksfülle in str. 6 und 11. Für uns ist besonders die unübertroffen einfache gliederung dieser zeilen bedeutsam. Die mutmaßlich alten strophen weisen überhaupt keine langzeilenbindung auf, auch keine lose, die, wie wir sahen, auch in der so viel längeren Þr. nur ein paar mal vorkommt. Zerstückelung des kurzverses ist, abgesehen von der überall begegnenden anrede, ebenfalls nicht zu belegen, übrigens auch in den jüngeren strophen nicht.

Die alten bestandteile des Hunnenschlachtliedes eignen sich besser als irgend ein anderer text, uns jene gedichte zu veranschaulichen, in denen die Germanen seit grauester vorzeit *antiquorum actus regumque certamina* besangen.

Nachwirkungen unseres denkmals lassen sich konstatiren in der Akv. und besonders im Hervǫrliede.

Der verfasser der oben von uns angenommenen III. schicht der Akv. hat sich str. 6 und 7 des Hunn. zum muster genommen. Dort (7,1—2) fand er *hrís þat it mæra, er meðr Myrkvið kalla* (Akv. 5,7—8) und die *staði Danpar* (Hunn. 7,6. Akv. 5,6). Seine formeln *af geiri giallanda, af gyltum stǫfnum* sind nachgeahmt den *al ok af oddi* usw. des Hunn. 6. Die präposition, die in Knefrøðs zusammenhang befremdet, erklärt sich durch den zusammenhang der vorlage *(hálft ... af)*. Auch erscheinen die ortsnamen in Akv. 5 als versprengte stücke eines gerundeten ganzen, wie es Hunn. 7 vorliegt, so daß kein zweifel sein kann, wer hier geber und wer nehmer ist. Die anerbietungen des hunnischen boten, wie sie der dichter von Akv. 5 ff überkam, haben entschiedene ähnlichkeit mit Hlǫðs forderungen bei Angantý; hier wie dort lehnt der könig das ansinnen des besuchers ab. Eben dies legte die benutzung des Hunn. nahe.

Was das Her. angeht, so beruht es seinem hauptinhalt nach auf der auffassung des *Tyrfing* Hunn. 8 als eines schwertes. Danach mußte Hlǫðr ein schwert von Angantý gefordert haben. Das wurde auf die Hervǫr übertragen, deren namen und charakter ebenfalls das ältere lied lieferte. Auf die gräberscene hat vielleicht eine sprachliche reflexion geführt: *Tyrfingr* ist der 'torfbewohner', 'die unter dem rasen, als grabschatz, verborgene waffe'.

Der jüngere dichter hat die schlacht bei seite gelassen und sich auf das verlangen nach Tyrfing beschränkt. Aber die einleitende

scene mit dem *seggr* Hunn. 3 hat er benutzt: aus dem *síđfǫrull* (3,3) ist ein warnender *hirđir* geworden, der ebenfalls 'später wanderer' heißen könnte. Str. 3 des Hunn. ist sicher jung (vgl. den *Geitir* der Gríp.). Dem Hervǫrdichter hat also das Hunn. schon in seiner gegenwärtigen buntscheckigen form — wenn auch vollständiger — vorgelegen.

Seine str. 12 geht ziemlich deutlich auf die streitenden brüder, deren namen vermutlich in der lücke dieser strophe gestanden haben. Denn *tveir er lifđu* braucht nicht zu bedeuten 'zwei, die überlebten', wie Heusler-Ranisch (note zu Her. 12,3. 4) im anschluß an Bugge voraussetzen, natürlicher scheint 'sie beide, solange sie — beide — lebten'; *einn* bezieht sich auf Angantý. Allerdings bleibt bei dieser auffassung die eingangszeile dunkel. Man hat wol eine größere lücke anzusetzen. Auch bei der Buggeschen interpretation gibt die berufung auf die verwanten keinen befriedigenden sinn.

Auch stilistische nachahmung ist erkennbar: *hiálmi ok međ bryniu* und zwei entsprechende formeln des Her. sind nachgebildet *saxi ok međ sverđi* und ähnlichen wendungen im Hunn. (EM XIV, XX[1]).

Das Her., ein reines redegedicht von episodischer anlage, lehnt sich an die größere komposition des Hunn. an wie Guðr. I. III., Ghv., Oddr., Helr. an die ältere Nibelungendichtung.

2. DIE HYNDLULIÓĐ. Ein äußeres bindeglied besteht zwischen dem Hunnenschlachtliede und dieser unserer zweiten nummer: der name Angantýr. Er bezeichnet auch in den Hyndl. einen fürsten, gegen den der held des gedichtes — sofern von einem solchen die rede sein kann — sein erbrecht geltend macht. Die streitenden sind hier nicht mehr brüder. Diese änderung hängt mit dem plan des ganzen zusammen, wonach Óttarr sein anrecht genealogisch nachzuweisen hat.

Daß dieser gedanke dem dialog Freyias mit der riesin zugrunde liegt, ist kaum zu bezweifeln und wird auch allgemein angenommen.

---

[1]) Die stelle Ásm. 2,5 ist wol anders aufzufassen. Hier schließt sich *sex* an *fimm ok fióra*, bei denen die präposition schon fehlt (vgl. Detter-Heinzel 2,114), die dann vor *siau* wider aufgenommen wird. Hier liegt also eine art überschreitung der helminggrenze vor.



Allerdings liegt der text in sehr unursprünglicher fassung vor. So viel wissen Hyndla auch auskramt, nichts davon scheint auf den ersten blick dazu angetan, Óttars ansprüche zu begründen. Besonders zu vermissen ist eine beziehung seiner vorfahren zu Angantý. Denn zwischen diesem und Óttar steht ja das 'welsche erz' auf dem spiel[1]). Wir würden Freyias triumph und den zorn der riesin erst verstehn, wenn aus den stammbäumen Óttars besseres oder gleich gutes recht hervorginge. Das wäre aber nur dadurch möglich, daß die beziehungen b e i d e r streitenden zu der zu beerbenden familie ans licht träten. Dieser forderung genügt, wie gesagt, unser text nicht.

Doch gibt es einen ansatz dazu. In str. 19 werden drei brüder[2]) aufgeführt mit den worten *þar var Fróði fyrr enn Kári, hinn ellri var Álfr um getinn.* Diese reihenfolge soll offenbar besagen, daß Fróðis nachkommen nähere ansprüche haben als Karis, noch nähere aber Álfs nachkommen. Bestätigt wird dies durch str. 12, wo Álfr als Óttars großvater erscheint[3]). Die halbstrophe in 19 steht ganz unvermittelt da. Das spricht dafür, daß sie aus einem älteren zusammenhang stehn geblieben ist. Vorher ging wahrscheinlich ein helming, der mit 12,1—4 parallel war und Angantýs vater und großvater — letzteren Kári — nannte. Nach str. 13 (deren erstes achtel mit Sievers zu lesen ist: *móður áttir)* stammt Óttarr in gerader linie von b e i d e n älteren brüdern ab, Angantýr vom dritten bruder. Dieses ziemlich einfache verhältnis hat schon der dichter dadurch verwischt, daß er noch mehr genealogische belehrung hinzufügte, nicht bloß die aufsteigenden glieder über Álf und seine brüder hinaus (12,5—8), sondern auch die vorfahren von Fróðis gemahlin (17). Neben diesen vermissen wir Álfs gemahlin und deren vorfahren, wir vermuten auch eine verwantschaft zwischen den zeitgenossen

---

[1]) Dies scheint der eigentliche sinn von *þeir hafa veðiat vála málmi* (9,1).

[2]) Als brüder fassen die genannten mit recht noch Detter-Heinzel (zu Hyndl. 19,5—8) trotz Bugge Ark. 1,249. Selbst das *hinn* scheint mir unanstößig. Es ist jedenfalls nicht auffallender, als wenn auf die frage *eruð ér fleiri brœðrnir?* jemand antwortet *er hinn þriði!* (Jacobsen, Austfird. sög. 110,16).

[3]) Hieraus ergibt sich die unhaltbarkeit von Bugges emendation *en Hildi var Hálfr um getinn,* die Boer Ark. 22,231 acceptirt. Allerdings läßt die nachbarschaft des Innstein in str. 12 vermuten, daß Álfr nicht ohne mitwirkung des berühmten seekönigs Hálfr hierher und in str. 19 geraten ist.

Sæfari und Sækonungr[1]); vielleicht sind beide die söhne des 'roten schwans', des stammvaters, in dem sich dann das geschlecht endgültig einen würde und der wahrscheinlich auch als erwerber des strittigen besitzes gedacht ist. Str. 15 scheint zu schildern, wie jemand seinen reichtum erwirbt; vielleicht war der held dieser strophe ursprünglich der erwähnte stammvater.

Wir dürfen mit zuversicht behaupten, daß der dichter der ursprünglichen Hyndlulióð den genealogischen inhalt seines werkes nicht bloß als glied im aufbau der fabel angesehen hat. Er ist ihm vielmehr die hauptsache gewesen, wahrscheinlich der ausgangspunkt seiner conception; die fabel faßt man mit recht als einkleidung oder rahmen. Daß der verfasser ein namenfroher sagenkenner war, lehrt schon str. 2 mit ihrer exemplificirung auf Hermóð und Sigmund. Unter den ascendenten seines helden begegnen wir bekannten gestalten wie Innsteinn und Fróði. Diese beobachtung und der zustand der überlieferung machen uns die entscheidung darüber so gut wie unmöglich, ob der dichter selbst nicht schon Halfdan, den 'höchsten der Skiöldunge' (14) und Harald Kampfzahn (28) in sein system von verwantschaften hineingebracht hat. Ja, da nach str. 8 von männern die rede sein soll, die von den göttern stammen, so liegt die vermutung nahe, daß über den Roten Schwan hinaus auch Nanna (20,1) und Baldr und dessen vorfahren (30,1—2) in den stammbaum aufgenommen waren. Es ist möglich, daß wir es hier mit jüngeren anwüchsen zu tun haben, aber bei weitem nicht sicher[2]).

Andere partien dürfen freilich mit bestimmtheit als interpolirt bezeichnet werden. So die verblosen Þulur 21—23, auch 24 und 25, ferner die prophetischen strophen 42 und 44. Das zeugnis der SnE weist darauf hin, daß auch str. 33 dem ursprünglichen texte fremd ist. Aber die 'kurze Voluspá', die Snorri citirt, hilft uns nicht eben viel weiter. Daß es ein selbständiges gedicht dieses namens gegeben hat, darf zwar schwerlich bezweifelt werden[3]), aber sein umfang und gesamtcharakter sind aus der überlieferung der Hyndl. auch nicht mit einiger sicherheit zu erkennen. Gewiß enthält diese

[1]) Vgl. die stammtafel bei Boer aao. 229.

[2]) Jónsson, Lit. hist. 1,200 f. hält sogar, von kleinigkeiten abgesehen, sämtliche menschlichen genealogien für echt und nimmt an, daß die verbindungsglieder ausgefallen sind.

[3]) Vgl. Boer aao. 251.

überlieferung bestandteile, die interpolirt sind, ohne zur Vsp. sk. zu gehören — man sehe darüber Boers abhandlung, der übrigens m. e. im ausscheiden viel zu weit geht —, aber es ist unmöglich, aus der schon selbst nicht sicher begrenzbaren masse des unursprünglichen die 'kurze Vǫluspá' sauber herauszuschälen. Sie ist uns ebenso wenig ganz erhalten wie die Hyndl.[1]).

Auch die bindungsverhältnisse erlauben uns nicht, irgendwo eine scharfe grenzlinie zu ziehen. Fälle fester langzeilenbindung sind mit ziemlich gleichmäßiger sparsamkeit über das ganze verstreut. Der rahmengeschichte gehören 5 an (1,7. 7,9. 9,7. 45,5. 49,7), den stammbäumen einer (28,3) — ähnlich übrigens 25,7, auch bei 17,3 liegt vielleicht feste bindung vor —, der sog. Vsp. sk. 2 (30,9. 35,7). Das formgefühl, das uns hier entgegentritt, ist nicht das der Hym. und ihrer gruppe, das überall dem festgeschlossenen helming zustrebt. Die einfache langzeile regirt partienweise ebenso schlicht und wollautend wie in der Guðr. III oder der Vegt.; man nehme etwa str. 2—6. 14. 15. 33. 46—48. Und wo sie beeinträchtigt wird, da bedeutet dies eine annäherung nicht sowol an das princip der Hym. als an das der Rþ. und der Atlilieder. Geschlossene helminge kommen nur in modificirter gestalt vor (mit variation im dritten kurzverse 49,7, ferner 45,5, s. u.), dagegen besteht vorliebe für helminge von der form 1 + 2 + 1 (9,5. 1,7. 7,9. 28,3. Vielleicht auch 41,3, vgl. Bugge Ark. 1,262). Hier ist — abgesehen von einem fall — das letzte viertel durch lose cäsurbindung angeknüpft, die in dem denkmal überhaupt eine große rolle spielt (23 % !). Zweimal begegnet die form 3 + 1 (30,7, mit loser anknüpfung des vierten viertels 35,5).

Hinzu kommt eine sehr sekundäre behandlung der helminggrenze. Feste bindung greift über bei 45,5. Dieser fall ist auch insofern charakteristisch, als die angeschlossene zeile einen jener nachzügler darstellt, die das sprachgefühl vergewaltigen, und als die vier zeilen der strophe nach dem schema 1 + 2 + 1, mit überdeckter helminggrenze, geordnet sind. Durch feste bindung erweitert ist ferner der zweite helming von str. 7, durch lose bin-

[1]) von denen Boer 255 gegen allen augenschein annimmt, daß sie so gut wie vollständig vorliegen.



dung der zweite helming von 25, der erste von 8 und 30[1]). Es handelt sich hier jedesmal um verzahnung: ein kurzvers wird angeknüpft, an den sich dann der nächste besten falles mit loser bindung anschließt.

Alles dies lehrt, daß die langzeile nicht etwa der größeren einheit, dem zeilenpaar, aufgeopfert wird, sondern der kleineren, der kurzzeile.

Zerkleinerung des kurzverses, die auch begegnet *(vilkat ek mar minn, / mœtan, hlœđa* 5,8; *sá var, vísir, / frá Vǫlsungi* 26,1; *þeir váru, gumnar, / godum signadir* 28,9; über 41,4 vgl. Ark. 1,262) ist, wie wir sahen, beiden jüngeren typen gemeinsam.

Dagegen wird annäherung an den typus Ríǵsþula auch aus andern kriterien deutlich. Rþ. und Hyndl. verraten das gleiche geistige milieu und ein nah verwantes stilgefühl. Daß der Hyndl.-dichter von dem interesse an stammbäumen ausging, wurde schon bemerkt. Ihn interessirte aber nicht bloß die abkunft seiner helden, er scheint auch allgemeinere fragen gestellt zu haben: *hvat er hǫldborit? hvat er hersborit?* Das ist eine parallele, die aufs nächste an Jarl, Karl und Þræll heranrückt. Freilich ist *hǫldborit, hersborit* nur eine anschauliche zerlegung des begriffes *mest manna val.* Die frage geht auf den zusammenhang und ursprung der freien geschlechter, wir dürfen sagen: der menschheit, soweit sie im gesichtskreise des dichters liegt, überhaupt. Auf die ständische gliederung wird kein gewicht gelegt. Es ist klar, daß das verschiedene gesichtspunkte sind, aber es sind sehr ähnliche gesichtspunkte, und die ähnlichkeit wird noch größer, wenn wir uns erinnern, daß auch nach der Rþ. die gesamte menschheit von einem gotte stammt, ebenso wie es Hyndl. 8 heißt: *gumna þeirra, er frá g o đ u m kómu,* und wie später (43) von einem mächtigen die rede ist, der geboren wurde und mit allen geschlechtern verwant ist *(sif sifiađan siǫtum gǫrvǫllum,* s. Jónsson, Eddalieder 1,122)[2]). Dies sind euhemeristische vorstellungen, die auch sonst in dem gedichte hervortreten (Jessen zfdph. 3,62. Jónsson, Lit. hist. 1,204). Unter den

[1]) Boer nimmt mehrfach athetesen vor auf grund einer vorausgesetzten vierzeiligkeit der strophen. Dazu liegt auch inhaltlich nirgends ein überzeugender grund vor.

[2]) Detter-Heinzel (zu Hyndl. 41,7) beziehen den gedanken geradezu auf den in der Rþ. erzählten mythus.



eddischen liedern sind Hyndl. und Rþ. die einzigen, die solchen vorstellungen ausdrücklich huldigen. Als einzelner anklang ist zu nennen: *ólu þau ok áttu átián sunu* (Hyndl. 15,7, vgl. Rþ. 12,1 = 24,1: *bǫrn ólu þau*)[1]). Eine stilistische berührung von einiger bedeutsamkeit liegt darin, daß beide denkmäler die variation im geraden halbvers sehr stark ausgebildet zeigen. In den Hyndl. zähle ich nicht weniger als 19 fälle, doppelt so viele, wie bei der langzeilenbindung auftreten. Dies bedeutet z. t. ebenso wie die für diese denkmäler bezeichnende behandlung der bindungen einen bruch mit der langzeile, so fest diese in den Hyndl. streckenweise auch noch stehn mag.

So lassen sich formale und inhaltliche erwägungen für späte entstehung geltend machen. Noch einige weitere punkte sind hier zu berücksichtigen.

Zunächst der gesamtinhalt des denkmals. Wir haben eine nichtige fabel, die nur das lehrhafte gespräch motiviren soll, wie in der Vegt. und anderwärts in jungen gedichten. Diese fabel aber ist geschickt entworfen und ausgeführt. Sie entwickelt auf eine höchst lebhafte und ergötzliche weise die stimmungen der beiden partnerinnen. Freyias einschmeichelnde freundlichkeit gegenüber einem wesen wie Hyndla wirkt schon belustigend. Wir sind gespannt, in welche falle die dumme riesin jetzt gehn soll. Der hinweis auf Óðins gegen jedermann bewährte freigebigkeit steigert den geheimen spott, noch mehr aber das treuherzige versprechen, þór — den *gýgiar grœti!* — besänftigen zu wollen, mit der gleichsam in die kulissen gesprochenen parenthese: *þó er honum ótitt við iǫtuns brúðir.* Aber die riesin hat den richtigen instinkt. Sie will ihr 'herrliches roß', wie sie zum ergötzen des publikums ihren reitwolf nennt, nicht dazu herabwürdigen, mit dem langsamen eber der göttin schritt halten zu müssen. Sie hat in dem eber Freyias günstling erkannt und scheut sich nicht, ihr darob einen höchst anzüglichen vorwurf zu machen. Das dient offenbar weniger zur charakterisirung der denkweise der riesin als zur verspottung der göttin. Diese behält unverdrossen ihren wolmeinenden ton bei: du mußt träumen,

[1]) Die 18 namen, die von prosaberichten an diese stelle geknüpft werden — s. Boer aao. 239 f. — erinnern stark an die synonymenlisten der Rþ. Es ist wahrscheinlich, daß ein teil dieser namen aus den Hyndl. entnommen sind. — Über eine weitere berührung s. Detter-Heinzel zu Hyndl. 22,2.



daß du von meinem manne sprichst, wo deutlich der eber strahlt, der goldborstige, Hildisvíni, den mir die beiden zwerge gemacht haben, — du weißt doch — Dáinn und Nabbi. Nachdrücklich und, wie Freyia glaubt, überzeugend folgt ein hinweis auf den andern. Und nun macht Freyia, ohne des korbes, der ihr eben zuteil geworden, zu gedenken, einen zweiten vorschlag: *um iǫfra œttir dœma.* Geschwätzig und vertrauensselig berichtet sie in einem atem gleich von ihrem unschuldigen verhältnis zu Óttar: da ist es doch nur schuldigkeit zu helfen, wo einer so treu den asinnen anhängt; doch fang du jetzt an und beantworte meine fragen! Und Hyndla beginnt. Obgleich sie der Freyia nicht glaubt und das mit hartnäckiger insolenz dadurch ausdrückt, daß sie den Óttar widerholt anredet, noch dazu mit dem mitleidigen beiwort *heimski*, ist sie doch selbst *heimsk* genug, die absicht der göttin nicht zu durchschauen und ihr das gewünschte material zu liefern[1]). Nachdem Hyndla geendet hat, kommt die göttin mit dem verlangen nach dem erinnerungsbier, und in ihrem triumph verrät sie sich. Das hat zur folge, daß Hyndla, empört, das verlangen abschlägt und ihren gast mit heftigen schimpfreden überschüttet. (Das *hleypr þu, eđlvina* steht hier sehr ausdrucksvoll zweimal hinter einander.) Sich so bloßgestellt zu sehen, das gibt der scheinbaren freundlichkeit der göttin umso leichter den rest, als sie mit ihrer maske jetzt nichts mehr erreichen wird. Sie droht mit dem feuer. Und die riesin fügt sich, belegt aber das bier mit einem fluche. Freyia kann seine wirkung aufheben, und so ist das letzte hindernis beseitigt.

Wir sehen, der dichter besitzt in der tat die gabe, die Finnur Jónsson ihm zuschreibt (Lit. hist. 1,199), eine dramatische spannung zu schaffen und aufrecht zu erhalten. Bezeichnender für ihn aber ist der zweck, um dessen willen er diese gabe spielen läßt: Hyndla soll zum reden gebracht werden, wie Guðrún in der Guðr. I, Oddrún im Oddr. Diese und andere junge situationsgedichte sind darauf bedacht, den stofffreudigen dialog aus der rahmenhandlung

---

[1]) Man sieht nicht, zu welchem zweck Freyia die riesin nach Valhǫll locken will. Soll sie dort durch den drohenden Miǫlnir zur preisgabe ihres wissens veranlaßt werden? Das wahrscheinlichste ist, daß der dichter nur die komische wirkung des gedankens 'die riesin bei Þór und den andern asen' erstrebt hat.



heraus zu beleben[1]). So auch unsere Hyndl. Wenn hier die rahmenhandlung etwas reicher ist als in den andern stücken dieser art, so kann das keinen unterschied begründen. Die zwischen Hyndla und Freyia sich abspielende aktion beruht sichtlich ebenso wenig auf altem sagengrunde wie die ebenso alltäglichen und willkürlich komponirten zwischen Sigurd und Grípir, Óðin und der vǫlva, Brynhild und der riesin, Oddrún und Borgný. Es sind keine fabeln im alten sinne. Das hauptmotiv des Hyndl.-rahmens, das *minnisǫl*, darf mit wahrscheinlichkeit für eine nachahmung des vergessenheitstrankes der Sig. m. oder der Guðr. II erklärt werden.

Auch darin folgen die Hyndl. junger eddischer mode, daß sie auf direkten bericht ganz verzichten und den auf sich selbst ruhenden dialog als spiegel der handlung einrichten. Wir sehen diese sekundäre technik bei dem geschickt komponirenden dichter in voller ausbildung. Die exponirenden elemente in str. 1. 6. 7 erreichen mit eleganter zwanglosigkeit ihr ziel; der fortschritt der handlung in 47. 48 steht hinter dem besten, was in dieser gattung geleistet worden, nicht zurück.

Auch die sprache zeigt merkmale junger prägung. In der zeile *nú taktú úlf þinn / einn af stalli* (5,1—2) ist das unbetonte *einn* der gruppe *einn þinn úlf* stilwidrig und vergleichbar jener stelle des Innst.: *þá sák alla / einum fylgia // . . . ǫðlings syni*[1]). Ähnlich verhält es sich mit 35,1—4. Hier gehört *einn* zu dem weit abstehnden genetiv *rǫgna kindar:* ‘einer vom göttergeschlecht’. Davon gilt überdies, daß der ausdruck sichtlich prosaisch ist und daß der nachklappende genetiv eine umdrehung der konstruktion herbeiführt wie *þessar ræðu* 45,5 und wie häufig in jungen gedichten. In der wolfeilen alliterationsformel *sif sifiaðan*, ‘durch verwantschaft verwant’ (43,7) liegt ein spielen mit der sprache, das an das etymologisiren der christlichen Isländer gemahnt. Und sollte nicht das motiv, daß Óttarr in einen eber verwandelt ist, durch die redensart *verða at gialti* nahe gelegt worden sein? *Gialti* hat etymologisch nichts mit *gǫltr* zu tun, ist vielmehr irisches lehnwort (Fritzner 1,604 f.). Die lautliche ähnlichkeit mit dem dativ *gelti* — die vielleicht selbst schon das produkt einer volksetymologischen anlehnung ist — konnte aber in der phantasie des dichters

[1]) Vgl. zfda. 48,166 f.

[1]) Vgl. oben s. 100 f.

umso eher fruchtbar werden, als ihm der eber des Frey bekannt war, der nur auf Freyia übertragen zu werden brauchte. Mit solchen übertragungen hat der dichter es wol nicht allzu genau genommen; so sagt er *Dáinn und Nabbi* für *Brokkr* und *Sindri*.

Nach alledem scheint mir, daß wir ihn für einen Isländer[1]) der schreibezeit zu halten haben, für einen zeitgenossen oder nachfolger des Rþ.-dichters. Darauf weist der ganze habitus seines werkes. In seinen genealogien steckt nicht oder nur wenig alte sage (wie auch BjÓlsen, Tímarit 15,77 f. glaubt), sie sind vielmehr willkürlich zusammengestellt auf grund des historischen materials, das frühere geschlechter gesammelt hatten.

Die verderbnis des textes begreift sich auch bei dieser datirung leicht. Sie betrifft ja nur die stammbäume, und diese waren bei ihrer willkürlichkeit sehr dem vergessen und der erweiterung ausgesetzt. Die Hyndl. bezeugen uns stoffgeschichtlich nur dies, daß die in ihnen vorkommenden namen in dem jahrhundert vor ihrer aufzeichnung durch Magnús Þórhallsson in jedermanns munde waren.

Die wörtlichen anklänge an andere Eddastücke sind als reminiscenzen oder anleihen aufzufassen. So haben besonders die Helgilieder — hier wie bei andern jungen dichtungen — eingewirkt: 2,3—4 *hann geldr ok gefr gull verđungu* ~ HHu I 9,5—6 *hann galt ok gaf gull verđungu;* 24,7—8 *um lǫnd ok um lǫg, sem logi fœri* ~ ebd. 21,3; 50,5—6 *hann skal drekka dýrar veigar* ~ HHu II 46,1—2. — Aus dem Grott. (19,3) stammt die an ihrer stelle sinnlose halbzeile *þó var þiassi ;* 49,1 *hyr sék brenna en hauđr loga* erinnert an Grott. 19,1 *eld sék brenna,* aber auch an das stef der Vsp. *festr man slitna, en freki renna.* Über weitere berührungen mit der Vsp. handelt Boer Arkiv 22,251. 253. Daß auch eine reminiscenz an das Hunn. vorliegt, wurde eingangs angedeutet.

Von einem bestimmten gesichtspunkt — dem des humors — aus betrachtet, zeigen die Hyndl. verwantschaft mit der Þr. Das bedeutet aber nicht mehr, als wenn etwa Wolfram von Eschenbach uns heute specifisch deutsch anmutet.

---

[1]) Vgl. Ranisch, Gautrekssaga XLIII n. 1.



IX.

DIE SCHWÄCHEREN LANGZEILENBINDER.

Außer Hunnenschlacht- und Hyndlalied können wir noch acht andere denkmäler zu den schwächeren langzeilenbindern rechnen: Sig. sk., Vkv., Helgis tod, Guðr. I, Grott., Hamð., Oddr., Guðr. II. Sie alle stehn dem typus Hymiskviða verhältnismäßig fern, und für ihre allgemeinste einordnung erhebt sich die frage, ob sie mehr zur art der Þr. oder der Rþ. neigen. Wir wollen diese frage für jedes denkmal nach seinen besonderen verhältnissen zu beleuchten suchen.

3. DAS KURZE SIGURDSLIED zeigt in den tabellen relativ einfache procentzahlen: kaum 6 % feste langzeilenbindungen, dagegen 69 % feste cäsurbindungen (in dieser hinsicht nur von der Guðr. III und der Hym. übertroffen). Also entschiedene annäherung an die linie Þrymskviða — drittes Gudrunlied. Daß unser denkmal dem ende dieser linie näher kommt als dem anfang, m. a. w. daß es zum jüngeren oder jüngsten gut gehört, das entspricht dem nahezu einstimmigen urteil der neueren forschung und läßt sich auch aus unseren kriterien ableiten.

Hier fallen zunächst die 16—20 festen bindungen ins gewicht. 5 von ihnen zeigen variation an der spitze der zweiten zeile, eine erscheinung, die uns schon in der Hym. begegnete (Sig. sk. 4,3. 6,7. 31,5. 51,3. 55,5). Bei einigen dieser fälle ist es deutlich, wie der dichter mühe hatte, den helming zu runden. Man nehme etwa 6,5:

Hafa skalk Sigurð — eða þó svelta —
mǫg frumungan, mér á armi.

Hier ist es zweifelhaft, ob dem dichter zuerst vorgeschwebt hat *Skalk Sigurð hafa á armi* oder *Skalk hafa Sigurð eða svelta*. Im ersten falle hätte ihn die reimnot gezwungen, *eða þó svelta, mǫg frumungan* einzuschieben und dann noch den ungeschickten stabträger *mér* hinzuzusetzen. Im zweiten falle wäre die erste zeile

als abgeschlossenes ganzes aus seiner phantasie entsprungen, sodann durch die zweite zum helming aufgefüllt worden. Mag man die stelle auffassen wie man will, jedenfalls ist *mér á armi* ein unerwarteter nachtrag, der uns nötigt, die erste allgemeinere vorstellung, die das *hafa* in uns wachrief, mehr oder weniger zu modificiren. — Ähnlich 55,5:

Þars mær borin — móðir fæðir —,
sú mun hvítari enn inn heiði dagr,
Svanhildr, vera, sólar geisla.

Hier kann das bestreben, die halbstrophe zu füllen, nicht im spiele gewesen sein, denn wir haben einen dreizeiler vor uns, und nichts weist darauf hin, daß das an dieser stelle eine beabsichtigte kunstform ist. Außerdem kennen wir die quelle dieses passus, Ghv. 15,5:

svá var Svanhildr í sal mínum,
sem væri sœmleitr sólar geisli.

Unser dichter wollte also offenbar auf den sonnenstrahl hinaus. Aus dieser vorstellung entsprang das epitheton *hvítari* — übrigens wol ein mißverständnis, das auf einwirkung von Ghv. 16,7—8 *(of þann inn hvíta hadd Svanhildar)* beruht, denn der verfasser der Ghv. hat bei dem *sólar geisli* wol an das heitere spiel des kindes, nicht an die weiße ihrer haut oder ihres haares gedacht. Zu *hvítari* mußte ein reimstab gesucht *(enn heiði dagr)*, um des namens willen, der doch nicht fehlen durfte, ein neuer vers begonnen werden *(Svanhildr . . .)* — *vera* setzt der dichter metri gratia hinzu, im hinblick auf das vorangehnde *mun*, dem er damit ungescheut eine neue funktion aufnötigt, und nun rundet er die zeile durch die bequem zur hand liegende variation *sólar geisla.*

Diese letzte stelle ist noch in andern beziehungen lehrreich. Mit *Svanhildr, vera* zeigt sie jene zerkleinerung des kurzverses, die auch sonst in jüngern denkmälern gäng und gäbe ist. Sie begegnet, abgesehen von anreden, noch 4,7. 11,9 (anrede?). 12,4. 35,5. 44,7. 54,2. 57,6. Meistens entstehn diese härten dadurch, daß der dichter dem rhythmus oder reim zu liebe etwas einfügt, was den satz unterbricht.

Wie die kurzzeile, so tritt der sk.-dichter auch den helming mit füßen. Sein gedicht gehört zu denen, die in bezug auf die



strophenteilung den stärksten zweifeln raum geben. Dreizeilige einheiten sind hier so häufig und treten dabei so unregelmäßig auf, daß man nicht immer wissen kann, ob sie einer strophe oder einer halbstrophe gleich zu rechnen sind. Dazu kommen selbständige helminge. Diese freie gliederung könnte ja an sich einem altertümlichen formgefühl entspringen. Aber unser dichter hat dabei eine besondere manier, die zu seinem epigonencharakter aufs beste stimmt.

Diese manier besteht darin, daß er es liebt, den schluß eines strophenartigen abschnitts durch eine schnörkelhafte satzvariation zu markiren. Als beispiel diene str. 8, deren zweiter helming lautet:

er þau Guđrún ganga á beđ
ok hana Sigurđr sveipr í ripti,
konungr inn húnski kvan friá sína.

Derartige abschlüsse finden sich an mehr als 20 stellen. Teils bezeichnen sie regelmäßige vierzeilige strophen (1. 2. 17. 20. 29. 32. 34. 39. 63? 70?), teils fünfzeiler (4. 8. 11. 13. 56. 60. 65?), einige mal auch sechszeiler (18. 36), außerdem dreizeiler (37. 52. 55). Es kommt auch vor, daß ein auf diese weise entstandener dreizeiler durch eine zugesetzte selbständige zeile zur normalen strophe wird (35), wie sich andererseits zeilenfüllende variationen auch als abschluß der ersten helmings finden (2,3. 11,3. 20,3).

Da es somit klar ist, daß diese retardirenden momente zum stil des dichters gehören, geht es nicht an, sie da für interpolationen oder dubletten zu erklären, wo sie die strophe überfüllen[1]). Sie müssen uns vielmehr eine gewähr dafür sein, daß der dichter überlange strophen und helminge nicht gemieden hat.

Feste bindung an der helminggrenze darf für 5 stellen behauptet werden: 10,5. 31,5. 38,5. 54,5. 55,5. Hier läßt die inhaltsgliederung kaum irgendwo einen zweifel, daß die angeführte langzeile wirklich die d r i t t e ist. In zweien dieser fälle begnügt sich der dichter mit dem zusatz einer einzigen weiteren langzeile und kommt so zur normallangen strophe mit überdeckter helminggrenze[2]).

---

[1]) Dem widersprechen mehrere klammern in Jónssons Eddaausgabe (2,54 ff.). Seine argumentationen Aarbøger 1897, 7 ff. scheinen mir durchweg an petitio principii zu leiden.

[2]) Das vorhandensein dieses strophentypus konstatirt auch Jónsson aao. 17.



L o s e bindung nach der zweiten zeile ist etwas häufiger: 3,5. 5,5. 35,5. 36,5. 37,5. 44,5. 52,5. 60,5. Auch hier entsteht ein paar mal die normale strophe mit überdeckter grenze (3. 5. 35). Extreme beispiele für die saloppe art des dichters, seine sätze fortzuspinnen, bieten dagegen etwa str. 36 und 44.

Die ansicht Müllenhoffs u. a., daß die Sig. sk. keine primäre einheit sei, dürfte heute kaum noch anhänger zählen. Auch von unserm gesichtspunkt aus ist diese ansicht zu verwerfen. Wie das denkmal sich inhaltlich als das werk e i n e s mannes zu erkennen gibt, so ist auch sein stilistisches gewand nicht bis zu dem grade buntscheckig, daß man von einem verbinden oder erweitern gegebener teile reden dürfte[1]). Die einzige partie, die von dem übrigen etwas absticht, ist str. 21—25, also ein geschlossenes inhaltsstück: Sigurds ermordung. Hier f e h l e n die festen bindungen der langzeilen. Dagegen zeigt sich vorliebe für die variation im neuen satz (stellvertretende variation: 21,2. 22,2.4.8. 24,7. 25,3), die in den übrigen teilen des denkmals ungleich mehr zurücktritt (1,8. 4,7. 4,9. 11,9. 13,13. 32,5. 32,7. 48,3. 54,3). Beachtet man noch, daß unser abschnitt auch durch übergroße kürze der darstellung auffällt, so wird man es wahrscheinlich finden, daß hier eine verlorene quelle durchschimmert. Von mehr als einem durchschimmern kann aber nicht die rede sein. Denn abgesehen von den erwähnten punkten besteht stilistische gleichförmigkeit: dem ganzen denkmal durchweg eigen sind die ungleich langen abschnitte und eine gewisse fließende, klingende melodie (s. den schluß von 22) bei sorgloser formgebung im einzelnen (s. den gebrauch von *hlutr* in 23). Beachtenswert ist auch das epitheton *frumunga* 25,7, ein lieblingswort unseres dichters (4,9. 6,7), das die wörterbücher sonst nicht kennen. Er liebt es überhaupt, seine personen als 'jung' zu charakterisiren[2]). Nicht bloß Sigurd ist der j u n g e Vǫlsung (1,3), auch die jugend der beiden frauen wird widerholt betont (Guðrún: 2,3. 25,7. Brynhildr: 4,9. 36,1 — *íódungri*, widerum nur hier —. 51,3; auch 34,5).

Diese vorliebe für das jugendliche alter hängt mit der erotischen geistesrichtung des christlichen mittelalters zusammen. Die

[1]) Dies hat besonders Jónsson in dem eben citirten aufsatz mit vollem recht betont und in einzelheiten treffend beleuchtet.

[2]) Dies hat schon Jónsson beobachtet (aao. 15).

heidnischen dichter werden sich zwar auch Sigurd als jüngeren mann vorgestellt haben, das paßt wenigstens gut zu den sagen, die man von ihm wußte, aber seine jugendblüte zu betonen, fiel ihnen wahrscheinlich nicht ein, noch weniger bei Brynhild, deren ganze psychologie — wie das Alte Sigurdslied sie uns darstellt — einen gereiften charakter zur voraussetzung hat. Die altgermanische sage kennt als handelnde heldinnen nur frauen, nicht mädchen. Erst das christentum und das rittertum haben den reiz der jungfrau im modernen sinne entdeckt (wie sie auch das kind in die dichtung einführten[1]). Als Brynhild zur liebhaberin wurde, lag es auch nahe, sie im glanz der kindlichen jugend vorzustellen. Diese vorstellung wurde auf die helden übertragen. So kennen die sekundären strophen des Alten Sigurdsliedes könig Gunnar selbst als *enn unga gram* (Brot 18,8)[2]).

Ein gegenstück zu diesem kultus des zarten, jugendlichen ist das unfreundliche urteil über schildmädchen und walkyrjen, das sich in christlicher zeit herausbildete[3]). Auch unser dichter, der doch die Brynhild besingt, zahlt ihm seinen tribut, indem er die heldin, die eben von ihrer kampflust berichtet hat, fortfahren läßt 'das wäre dann allbekannt geworden, manchem zum ärgernis' (37,7—10).

4. DIE VQLUNDARKVIÐA ist, was gliederung und überhaupt diktion betrifft, wol das anmutigste aller eddischen gedichte. Sie zeigt den glücklichsten wechsel fester, schlichter langzeilen und beweglicher kurzzeilen, darin der Þr. vergleichbar, mit der sie auch die neigung zu gleichlauf der verse (4,7—12. 18,3—6. 27,3—8. 29,5—8. 33,3—5. 37,5—8. 38, 41,7—12) und zu epischen wiederholungen teilt, die sie übrigens an eleganz fühlbar übertrifft und der sie innerlich fernsteht. Nichts ausdrucksvolleres kann es geben als die art, wie in str. 8 und 10 die schnellen schritte der handlung sich in den kurz absetzenden halbversen abbilden, dazwischen die ruhigeren langzeilen die zurüstungen zur behaglichkeit schildern.

[1]) Man merkt diese sinnesrichtung überall in der höfischen dichtung und noch in der bildenden kunst des quattrocento.

[2]) Bei den engen beziehungen zwischen der Sig. f. und dem I. Helgiliede (zfdph. 39,319 f.) darf *ungum . . . grami* HHu I 7,8 auf die angeführte Brotstelle zurückgeführt werden.

[3]) S. die belege bei Detter-Heinzel 2,328 und oben s. 150.

Prüfen wir die gliederung näher. — Neben den schlichten langzeilen finden sich nicht allzu spärlich (11) fest gebundene, darunter sogar ein schlimmer fall von spaltung:

svá beiđ hann sinnar liósar
kvánar, ef honum koma gerđi (5,9).

Diese stelle zeigt zugleich einen zerkleinerten kurzvers bei überdeckter cäsur. Dasselbe haben wir 8,7 *(Vǫlundr, líđandi / um langan veg)* und 9,1 *(Gekk, brúnni / beru hold steikia)*. Weitere fälle von zerkleinerung sind 18,7 *(sá er mér, fránn mækir, / æ fiarri borinn);* 20,1 *(sat hann, né svaf, ávalt) ;* 29,1 *(vel ek, kvađ Vǫlundr);* 39,5 *(ganga, fagrvariđ, / viđ fǫđur ræđa)*.

Diese erscheinungen haben wir bisher nur in denkmälern gefunden, die schon aus andern gründen für jung gelten müssen. Nun pflegt man das Wielandslied zu den ältesten Eddaliedern zu rechnen; Finnur Jónsson erklärt, es gehöre derselben periode an wie die Þrymskviða (Lit. hist. 1,212). Den ersten anlaß zu einer solchen datirung hat m. w. die metrik gegeben. Dieses kriterium aber steht und fällt mit der einheit des textes, wie bei Akv. und Hamð. So wenig wir aus den ungleichen versen der Akv. ohne weiteres schließen dürfen, daß wir hier der gemeinsamen vorstufe des vier- und des fünfsilblers noch nahe sind, so wenig geht dies bei der Vkv. an. Auch hier besteht der verdacht ungleichen alters der einzelnen teile. Er wird dadurch bestärkt, daß — worauf schon Sievers Altgerm. metrik 69 hingewiesen hat — die längeren verse gruppenweise auftreten. Wir werden nicht umhin können, im folgenden auf diese frage einzugehn.

Außermetrische gründe sind kaum ins feld geführt worden. Ein bündiger hinweis auf den kurzen und kernigen stil, den 'vortrefflichen aufbau' (Jónsson aao.) kann nicht als beweisgrund dienen.

Mir scheint auch bei diesem denkmal der gesamtcharakter der annahme hohen alters nicht günstig zu sein.

Mogk nennt Wieland eine 'fast weiche natur'. Er spricht von seinen 'edleren regungen', wenn er durch den dem könige abgenommenen eid für Bǫðvild sorgt. Ähnliches hat man mit recht von Níðuð gesagt (Niedner zfda. 33,44 f.). Finnur Jónsson bezeichnet neben der rachelust die liebessehnsucht als den hauptinhalt des gedichts. Diese andeutungen lassen sich ergänzen. Wieland ist

überhaupt mehr ein leidender als ein handelnder held. Er ist ein gegenstand des mitleids für den dichter, eine vorwiegend elegische figur. Nach dieser seite liegen die eigensten reize unserer dichtung.

Die brüder gehn ungeduldig auf die suche, Wieland sitzt schwermütig daheim. Was soll er die suchen, die freiwillig von ihm ging? Seine hoffnung ist, daß sie widerkehren möge, und in diesem gedanken hämmert er einen ring nach dem andern, für sie allein (*brúđar minnar . . . bauga*, str. 19). Wie lange er so harrend sitzt, das zeigt die hohe zahl der ringe, die er fertig hat, als Níðuðs leute über ihn kommen (7,7). Wie er nun heimkehrend einen vermißt und zählt und zählt, da kommt ihm der gedanke: wie, wenn sie dagewesen wäre und hätte einen genommen? Tragische täuschung! Erwachend findet er sich in banden. Wie sollte die weiße jungfrau zu dem elben widerkehren?

Doch bald schlägt Wielands natur um. Unheildrohend funkeln seine augen, er fletscht die zähne in seiner wehrlosigkeit. Schlau betört er die knaben und nimmt dann seine blutige rache. Noch einschmeichelnder klingen die versprechungen, die er grimmig frohlockend der vertrauensseligen Bǫðvild gibt. Lachend freut er sich der gründlichen rache und fliegt, sich an dem schmerze des vaters zu weiden. Doch ehe er ihm alles erzählt, kommt die 'edlere regung' dazwischen: Níðuðr soll die tochter, Wielands weib, schonen. Der dichter entläßt uns mit dem melancholischen bilde, wie die tochter gesenkten hauptes vor dem tiefbekümmerten vater steht.

Man beachte auch die häusliche atmosphäre, das genrehafte mehrerer scenen. Wieland feuer zündend und sich aufs bärenfell niederlassend; die neugierigen knaben, die niemandem, besonders dem gesinde nichts verraten sollen, die einander auffordern '*gǫngum baug séa!*'; die tochter, die den zorn der eltern fürchtet; der vater, der den knecht — eine charakteristische nebenfigur! (Boer Ark. 23,140 f. Heusler Lieder der lücke 34) — nach der tochter schickt. Suchen wir seitenstücke, so bieten sich Rþ., Am., Sig. m., lauter junge erzeugnisse. An die Helgilieder und andere späte gedichte erinnern phantasienamen wie *Ulfdalir*, *Sævarstǫđ*, *Hlǫđvér*.

Nur e i n e harte klippe ragt auf: Wielands grausame rache mit hinterlistiger vorbereitung, blutiger maßlosigkeit und lachender schadenfreude. Diese motive sind alt, und keine gestaltungskunst konnte ihre archaische struktur verbiegen.

Wie äußerlich und leicht kenntlich ist die humanitätsanwandlung des rächers angeklebt! Es ist seltsam, daß noch niemand gesehen zu haben scheint, wie augenfällig str. 33 den zusammenhang unterbricht. Die antwort auf die frage in 32 bringt 34, und zwar in einer form, die auf unmittelbaren anschluß berechnet ist. Die andeutung am ende von 33 wird nachher von dem sprecher selbst in befremdender weise aufgeklärt (36,5—8). Die formeln in str. 33 brauchen nicht alt zu sein. Sie konnten nach bekannten mustern von jedem epigonen zusammengestellt werden. Übrigens ahmt die strophe von 33,7 an den im gedichte so beliebten langzeilengleichlauf nach; von seiten der gliederung kann die kritik ihr nichts anhaben. Doch fehlt es nicht an einem andern formalen kennzeichen: der höfliche plural des verbums 33,12 (11. 13, s. o. s. 117f.).

Dagegen erregt die ganz genrehafte schlußscene mit dem statisten Þakkráðr auch durch ihre gliederung anstoß. Str. 39 achtet den helming nicht, hat eine variation *(fagrvarið)* in der festen bindung, zerkleinert den kurzvers (39,5) und zeigt eine einförmige rhythmik, die an die Am., gewisse junge strophen der Akv.[1]) und Sturlas Hrafnsmál gemahnt: D* D* | D* C. Auch diese strophe unterbricht den zusammenhang. Die helminge 38 und 40 bilden eine strophe[2]) von derselben bauart wie 28 (vgl. auch 30,5—8. 11, 5—8, + 12). Sie führt auch einen inhaltlichen widerspruch herbei, denn der zusammenhang setzt eine nächtliche scene voraus (30,7), worauf schon das biertrinken mit Bǫðvild hinweist (28, vgl. HHu I 16).

Diese strophe 39 ist für die textkritik der Vkv. von hervorragender wichtigkeit. Ihre gliederung erinnert stark an die IV. schicht der Akv. Man vergegenwärtige sich die oben s. 156ff. besprochenen dreizeiler Akv. 17. 21. 24. 34. 35, denen unsere strophe sichtlich näher verwant ist als irgend eine andere eddische visa. Sie stellt eine n a c h a h m u n g jener strophen dar. Das ist zu folgern aus der übereinstimmung *Upp rístu, Þakkráðr* ~ *Rístu nú, Fiǫrnir* Akv. 10,1. Dem verfasser von Vkv. 39 ist die Akv., wesentlich in ihrer gegenwärtigen gestalt, bekannt gewesen. Aus ihr hat er auch die dreiergruppen des metrischen typus D* gelernt.

Diese beobachtung wirft ein licht auch auf str. 14. 15. Der sinn von 14 ist umstritten und in der tat unklar. Das rührt aber

[1]) s. o. s. 144.

[2]) Dies vermutet auch Boer Ark. 23,140.

offenbar nur daher, daß wir hier ein machwerk desselben späten zudichters haben, der auch 39 einschob. Die anklänge an die Akv. verraten ihn (vgl. Akv. 6. 17,5). *Kiárr* 15,4 stammt aus derselben quelle (Akv. 7,10). Auch der zusammenhang weist darauf hin, daß 14. 15 sekundär sind. Des königs drohende frage (13) erwartet keine antwort, am wenigsten eine solche, wie sie die eingeschobenen helminge geben.

14. 15 bieten von seiten der gliederung der kritik keine handhabe, so wenig wie 33. Das reicht natürlich nicht hin, gegen die inhaltlichen indicien mißtrauisch zu machen. Derselbe versemacher, der mühsam 39 zurechtdrechselte, kann anderswo die schlichtere art der ihm vorliegenden Wielandstrophen sich zum vorbild genommen haben. Besteht doch kein grund, diesem müßigen schnörkelzeichner eigenen formsinn von einiger bestimmtheit zuzutrauen. So hindert uns auch nichts, in betreff der str. 33 die nächstliegende annahme zu machen und sie demselben manne zuzuschreiben. Er scheint sich auch hier die Akv. zunutze gemacht zu haben; das vorbild der eidesformeln 33,3—6 wird Akv. 30 sein.

Es wurde oben hervorgehoben, daß 39 dem zusammenhang der nächtlichen scene widerspricht. Dasselbe gilt von 30,1—4. Die königin hat keine ursache, nachts vor der tür zu stehn. Daß sie zu unrecht dort steht, zeigt schon dies, daß wir von ihr nichts weiter erfahren, vielmehr der faden nach 30,4 plötzlich abreißt. Das pronomen *hann* 30,5 wird durch das einschiebsel in befremdliche ferne von seinem bezugswort gerückt, während es nebst dem adversativen *enn* unmittelbar hinter 29,10 (oder 29,8?) sich höchst natürlich und ganz vortrefflich ausnehmen würde. Der störende helming ist eine widerholung aus str. 16.

Dagegen haben wir es wider mit einer selbständigen zudichtung zu tun bei 31. Diese strophe ist seltsam mit ihrem widerspruch *Kǫld eru mér ráđ þín* und *vilnumk . . . at ek viđ Vǫlund dœma.* Was aber weit mehr gegen sie spricht, ist die neue anrede 32,1—2, die wie eine redeeinleitung aussieht und 30,7—8 ganz parallel ist: *Vakir þú, Níđuđr, Niára dróttinn?* ∼ *Seg mér þat, Vǫlundr, vísi álfa!* Diese beiden verse sind allem anschein nach ursprünglich nachbarn. Der erste ist eine frage, die keine antwort erwartet, wie 13,3 ff., und das einschiebsel fügt die antwort hinzu, wie 14. Es darf danach

mit wahrscheinlichkeit demselben autor wie letztere strophe zugeschrieben werden.

So eröffnet sich uns der blick auf die ziemlich ausgedehnte interpolationstätigkeit eines einzigen mannes. Seine tendenz ist klar: die härte des stoffes soll gemildert werden. Daher Wielands elegischer rückblick in 14. 15, Níðuðs klage in 31, Wielands fürsorge für Bǫðvild in 33. Im besten einklang damit steht die ausmalung der familienscene durch 39.

Denken wir uns das Wielandslied von den besprochenen gefühlvollen zusätzen befreit, so erscheint es — mindestens in seiner zweiten hälfte — nicht bloß der form nach weit klarer und befriedigender, sondern auch inhaltlich herber, altertümlicher. Zumal Níðuðr wird ein ganz anderer. Ohne str. 31 und 39 ist er durchaus der tyrann, der er, nach seinem namen und der struktur der fabel zu schließen, ursprünglich gewesen sein muß. *Ókátr* 38,3 ist nicht gefühlvoll, und die frage in 40 kann ein strenges verhör sein[1]).

Betrachten wir nunmehr die älteren teile unseres denkmals!

Sie wissen nichts von dem klagenden tyrannen und von Wielands fürbitte für das opfer seiner rache, aber sie kennen seinen liebesschmerz. Sie enthalten keine dreizeiler wie 39, aber doch harte bindungen und einschnitte im kurzvers in nicht allzu geringer zahl. Auch diese dichtung ist offenbar nicht uralt.

Gegen eine solche annahme spricht schon dies: die Vkv. ist das ergebnis einer k o m b i n a t i o n mehrerer — zweier — fabeln. Es sind die schwanmädchenepisode und die geschichte von Wielands fesselung und rache. Man sieht auf den ersten blick, daß sie ursprünglich von einander ganz unabhängig sind. Höchstens die person Wielands verband sie von hause aus. In unserm eddischen liede aber hat ein dichter die beiden grundverschiedenen sagen fein und geschickt zu einem ganzen verschmolzen[2]).

Als bindeglied dient Wielands träumerische sehnsucht nach der fernen geliebten. Sie hält ihn in den Wolfstälern zurück. Sie läßt

[1]) Höchstens das bekenntnis 37,1—4 ist mit 31 verwant; vielleicht gehört auch diese strophe dem interpolator.

[2]) Es beruht auf einer verkennung der komposition des ganzen, wenn Boer Ark. 23,113 ff. die verbindung rein äußerlich durch einen 'interpolator von der bekannten rasse' vornehmen läßt. — Von Boers abhandlung kann ich mir nur einzelnes aneignen.



ihn hunderte von ringen schmieden, alle für Alvitr (19), und läßt ihn über dem einen vermißten in hoffenden gedanken grübeln, bis er in den schlummer versinkt, aus dem er gefesselt erwachen soll. Bei dieser darstellung hat ein m ä r c h e n m o t i v des dichters phantasie befruchtet. Es ist bekannt aus beispielen in der Grimmschen sammlung (Die sieben raben, Sneewittchen) und kommt auch in der märchenhaften vorgeschichte der Vatnsdœla saga vor (c. 3). Ein wanderer gerät in ein einsames haus im walde; er findet dort ein zugerüstetes mahl und andere behaglichkeiten, die auf den abwesenden herrn des hauses warten, und bedient sich ihrer ganz bescheiden; dann kommt der dämonische hausherr heim und erkennt, z. b. an der fehlenden speise, daß jemand da war. In der Vatnsd., wo er ein *útilegumaðr* ist, sagt er: *má vera, at menn sé komnir ok siti um líf mitt.* Den hausherrn identificirte der dichter mit Wieland, dem elbenfürsten. Für die fehlende speise setzte er den fehlenden ring ein. — Ist die scene auf diese weise entstanden, so begreift man, warum die handlungsweise Níðuðs und seiner mannen einigermaßen unverständlich erscheint[1]). Der dichter hat sich wahrscheinlich gar nicht nach einer motivirung dafür umgesehen[2]).

An unserm ergebnis ist zweierlei wertvoll. Einmal der vorgang der sagenkombination als solcher. Eine ähnliche verquickung verschiedener fabeln liegt, wie wir gesehen haben[3]), in der Hym. vor, einem denkmal, das gewiß der jüngeren eddischen schicht angehört. Wenn auch der dichter der Hym. willkürlicher vorgegangen zu sein scheint als der der Vkv., so ist doch die gleichartigkeit der arbeitsweise unleugbar. Während für den altgermanischen dichter liedinhalt und fabel sich decken — man denke an das Hild., die Þr., auch die Hamð., das Hunn., die Akv., Sig. f.[4]) —, geht in

---

1) Diesen sachverhalt beleuchtet Niedner, Zur Liederedda 24 f.

2) Unglaubhaft sind die deutungen von Detter-Heinzel Edda 2,287 f. und Boer aao. 128. — Bei der vorgetragenen auffassung wird die schon an sich so unbefriedigende annahme eines flugringes überflüssig. Wielands auffliegen str. 29 begreift man auch ohne einen solchen. Der *baugr* der Bǫðvild von str. 26 ist trotz Boer jedenfalls eine der unmittelbar vorher genannten *brióstkringlur.* — Ist es zufall, daß in der Hym. ein sehr ähnliches märchenmotiv auftaucht?

3) s. o. s. 72 ff..

4) Vgl. Heusler, Lied und epos 8 ff.

jüngerer zeit das interesse auf ein biographisches oder sonstwie geartetes größeres ganze, man dehnt den rahmen des liedes aus. Und dabei ist die kombination, die ordnung der stoffe nach einander, nicht das einzige verfahren. Es gibt auch ein ineinander — eingelegte rückblicke und prophezeiungen wie in der Sig. sk., Sig. m., den Am. — und endlich ein nebeneinander: eine erfindung von leichtester bauart gibt den rahmen her für eine mehrheit von fabeln, so im Oddr., im Traumliede. Die hier skizzirte entwicklung begreift fast die ganze spät-eddische produktion. Ihr gehört auch die Vkv. an.

Das zweite ist rein inhaltlicher art. Wielands liebessehnsucht, das erregende moment der haupthandlung, würde sich fremdartig ausnehmen neben den heidnischen heldenliedern, wie sie in der eddischen und westgermanischen überlieferung durchschimmern. In ihnen spielt die liebe kaum eine rolle, geschweige die melancholische liebe. Ihr interesse ist ganz anderswo. Dagegen sind die jüngeren gedichte, zumal die eddischen elegien, eben auf diesen ton gestimmt. Die meisten dieser dichtungen singen um die wette von liebesschmerz: Sig. sk., Guðr. I. II., Ghv., Oddr., Hiálm. Wielands stummes hämmern und brüten enthält in nuce jenen schwermütigen rückblick auf vergangene herrlichkeit, von dem ein teil dieser späten lieder lebt. Diese pose ist, wie unten (kap. XI) begründet werden soll, wahrscheinlich von den Angelsachsen übernommen. Nun zeigt bekanntlich die Vkv. wörtliche anklänge an das gedicht Déors Klage (Niedner zfda. 33,36 f.). Wir müssen danach annehmen, daß letzteres direkt oder indirekt auf den nordischen dichter eingewirkt hat. Das führt uns frühestens in die ausgehnde wikingzeit, ins 11. jahrh.

Daran ist natürlich nicht zu denken, daß das ae. stück auch stofflich die quelle unserer Vkv. sei (vgl. Niedner aao.). Der dichter hatte nordische vorläufer, die letzten endes aus niederdeutscher dichtung schöpften. Wie in analogen fällen (Hunn., Akv.) wirkt das original auch hier noch sprachlich nach[1]).

[1]) Vgl. Kögel, Geschichte der deutschen litteratur I, 1,100. Jiriczek, Deutsche heldensagen 1,27 f. — Eine kleine schwierigkeit liegt in dem deutschen namen Þakkráðr Vkv. 39. Gehört er mit andern deutschen namen unseres textes, besonders mit Nidud, zusammen, so hat dem interpolator mehr von der älteren Wielanddichtung zur verfügung gestanden, als uns



Die frage erhebt sich: wie verhält unser dichter sich zu seinen vorlagen? hat er etwa teile eines älteren Wielandsliedes wörtlich sich angeeignet?

Darauf läßt sich von vornherein mit einiger wahrscheinlichkeit folgendes antworten. Etwa von str. 20 bis zum schluß wird die vorliegende Vkv. ihre hauptquelle, ein altes lied von Wielands rache, wenigstens dem grundriß nach getreu widergeben. Entsprechendes gilt — weniger sicher — von den eingangsstrophen (1—4). Dagegen dürfen wir als freie schöpfung unseres dichters die verbindungsscene betrachten, also besonders str. 7—11. Wenn irgendwo, so muß er hier seine eigene sprache reden.

Achten wir auf die bindungen, so fällt auf, daß der erste helming, der deutlich auf Wielands liebessehnen bezug nimmt, ein hartes enjambement zugleich mit kurzzeilenbrechung aufweist (s. o. s. 279). Weitere gebrochene kurzzeilen finden sich 8,7 und 9,1 (ferner 20,1. 29,1 und zweimal bei dem interpolator, s. o. s. 281). Sehr stark tritt auch die zweigeteilte langzeile hervor (8,1—4. 10, 1—4. 11,1—4. 16,5—8. Ferner 21,1—4. 23,5—8. 31. Schon 4,4—6. Helmingtypus 1 + 2 + 1 : 12). Auch anderswo ist uns das streben nach möglichst leichter syntaktischer gliederung als eine eigentümlichkeit junger eddischer dichter aufgestoßen. Demnach dürfen wir feststellen, daß das sprachlich-metrische gewand des verbindungsgliedes seinem litterarhistorischen charakter gemäß ist.

Besonders bezeichnend für das formgefühl des dichters ist ein helming wie 11,1—4. Er zeigt die bekannte erscheinung des gleichlaufs, aber wolgemerkt nicht zwischen langzeilen, auch nicht zwischen den hälften einer langzeile, sondern zwischen einem geraden und einem ungeraden halbvers (11,2. 3). Wirklich symmetrischer gleichlauf kommt von str. 5 bis 17 nicht vor. Dagegen ist er reich entwickelt in den andern teilen des textes (s. o., auch in der interpolirten str. 33). Wir schließen, daß diese altertümliche stilform dem dichter so wenig in fleisch und blut übergegangen war wie

heute vorliegt. Aber welche rolle sollte dieser Dankrat gehabt haben? Durchaus möglich ist auch, daß dem zudichter die deutsche heimat der sage bekannt war und er aus eignem wissen dem von ihm erfundenen knechte einen deutschen namen gab. Man vergleiche gewisse namen im Brávallalied (Heusler Herrigs Archiv 116,258), die russischen in der Guðr. II und parallele fälle in den sagas.



etwa dem verfasser der Rþ., daß sie ihm da, wo er sie gebraucht, durch die vorlage geliefert oder nahegelegt wurde.

Mehrfach liegt nun die sache so, daß langzeilenparallelismus zusammen mit reicheren metrischen füllungen auftritt. So in der schönen antithese

Hlæiandi Vǫlundr hófsk at lopti,
grátandi Bǫđvildr gekk ór eyiu

(29,5—8). Ferner in der widerkehrenden helmingreihe, die anhebt *Sneiđ af hǫfuđ* (24,1—25,8. 34,5—36,4). Diese ist an ihrer zweiten stelle eingefaßt von zwei viersilblerhelmingen, von denen der erste durch seinen nichtigen inhalt, der zweite dadurch auffällt, daß der könig nach Bǫðvild gar nicht gefragt hat (32) und ihr schicksal nach 40,2 *(sǫgđu)* offenbar aus anderer quelle weiß. Ob diese helminge vom dichter oder vom interpolator herrühren, wird sich kaum entscheiden lassen. Jedenfalls sind sie jünger als das eingefaßte stück, das nach inhalt und stil dem ältesten bestand der Wielanddichtung zugerechnet werden muß. Dasselbe gilt von dem helming 29,5—8, den der dichter in 38 nachgebildet zu haben scheint. Auch die übrigen stellen mit langzeilengleichlauf (3,3—6. 4,5—8. 18,3—6. 27? 37,5—8? 41,7—10?) dürften als fertige bauglieder in sein werk eingegangen sein (sichere ausnahmen: 33).

Eine vom dichter selbst gebaute strophe scheinen wir in 38. 40 zu besitzen (38 nachbildung von 28). Ihre bauart ist aber altertümlich. Sie kehrt — wie der langzeilengleichlauf — in der Þr. wider (Þr. 13. 27). Danach liegt die annahme am nächsten, daß auch 28 ziemlich wörtlich aus dem älteren material stammt. Sie wird bestätigt durch den zusammenhang. 29 steht zu 28 in einem verhältnis, das nicht primär aussieht. Die störende neue redeeinführung aber verrät mit ihrer leichten gliederung die hand des dichters.

Der helming 1,1—4 zeigt einen altertümlichen typus, der z. b. auch Þr. 23,1—4 und öfters in den Hamð. auftritt: variation im dritten halbverse, im vierten ein abschließender zusatz. Von dieser art sind noch 1,5—8. 3,7—10. 9,3—6. 20,5—8. Dagegen nur äußerlich ähnlich sind 4,1—4. 10,1—4. Hier führt der vierte halbvers die erzählung weiter, zum folgenden helming hinüber. Das ist ein ansatz zur 'stichischen' erzählweise und steht somit den verletzungen der helminggrenze nahe. Die neigung zur syntaktischen verselb-

ständigung des vierten kurzverses, die sich hier zeigt, werden wir auch bei der Guðr. II beobachten, ebenfalls einem späten gedichte, das durch eleganten vortrag bemerkenswert ist und in seiner tonart tatsächlich an die Vkv. erinnert. Die ähnlichkeit tritt noch mehr hervor, wenn wir helminge wie Vkv. 22,5—8. 23,1—4 ins auge fassen. Sie vermeiden feste bindung an allen drei bindungsstellen und streben doch unverkennbar dem geschlossenen typus zu (vgl. unten über die Guðr. II).

Man wird die zuletzt vorgeführten kriterien vielleicht nicht hoch einschätzen wollen. Entscheiden können sie in der tat nichts. Doch können sie demjenigen nicht bedeutungslos erscheinen, der sich von dem symptomatischen wert der gliederungen überzeugt hat. Es leuchtet ein, daß, wenn der hauptstock der Vkv. ziemlich jung ist (wie oben begründet), er doch erheblich ältere elemente in sich bergen muß (vgl. Jessen zfdph. 3,44). Um diese wenigstens hie und da festzustellen, bietet sich aber kaum ein anderes mittel als die untersuchung des stils und besonders der bindungen. Jedenfalls versagen die gewöhnlichen hilfsmittel der textkritik, die widersprüche. Denn da wir oberhalb der hauptschicht noch eine reihe von jüngeren zutaten erkannt zu haben glauben, würde es gegebenen falls immer näher liegen, auf den interpolator zu schließen.

Dies findet anwendung bei str. 17. 18. Sie wurden oben nicht besprochen, weil sie den charakter der interpolationsschicht weniger scharf ausgeprägt zeigen. Mit sicherheit darf letzterer jedoch der helming 18,7—10 zugewiesen werden. Die klage Wielands, daß ihm das schwert niemals werde zur schmiede gebracht werden, ist sinnlos, wenn sie nicht str. 26 voraussetzt, wo Bǫðvildr den zerbrochenen ring in die schmiede bringt. Wieland meint, das schwert werde man ihm leider nicht zur ausbesserung anvertrauen. Einen solchen gedanken kann der dichter selbst an dieser stelle nicht angebracht haben, denn der vorgang, durch den er verständlich wird, soll ja erst folgen, und überdies fragt man mit recht: was soll dem gelähmten das schwert nützen? Das unterscheidet ja gerade diese fabel von andern, daß der held keine bewaffnete rache nimmt. Die gedankenlosigkeit, die sich hier verrät, ist offenbar die des interpolators. Wir erkennen die ihm eigene elegische

tonart. Auch eine eigentümlichkeit seiner sprache ist festzustellen: der wechsel *mér* — *Vǫlundi* (18,7. 9) kehrt wider in 31 *(ráð þín — Vǫlund)* und 33 *(kván Vǫlundar — brúði minni)*, während sonst durchaus die direkte ausdrucksweise herrscht (vgl. 12. 22. 27. 28. 34 ff.)[1]). Der langzeilengleichlauf ist 18 mit 33 gemeinsam.

Die nächstliegende auffassung von 18,1—6 ist die, daß diese verse mit dem folgenden zusammengehören. Schon sie nennen das vor str. 17 nirgends erwähnte schwert, und ebenfalls in klagendem sinne. Den verstoß gegen die alliteration *(skínn: sverð)* wird man am ehesten dem interpolator zutrauen, dessen ungeschicklichkeit sich z. b. in 31. 33. 39 deutlich zeigt.

Was endlich 17 betrifft, so kommt hier zunächst die erwähnung des ringes der Bǫðvild hinzu (17,5—6). Der verfasser hat jedenfalls an den ring von str. 8 gedacht, mit dem der dichter, nach dem ganzen verlauf der handlung zu schließen, und wenn die vorgetragene deutung jener episode richtig ist, nichts besonderes im sinne gehabt haben kann. Der interpolator hat hier wie in str. 18 und 39 eine schwierigkeit geschaffen, und zwar dieses mal eine, die den philologen des 19. und 20. jahrhunderts viel kopfzerbrechen gemacht hat. Doch damit man nicht sage, die athetese sei ein allzu wolfeiles verfahren, um die schwierigkeit zu beseitigen, seien noch einige weitere instanzen gegen str. 17 angeführt. Sie wird nach der prosa von der königin gesprochen. Das hängt ohne zweifel damit zusammen, daß str. 16 mit einem kurzen monolog der königin schließt. Dieser monolog entspricht seinem umfang und seiner stellung in der strophe nach der frage von 26, auch der von 30. Schon aus diesem grunde ist es ausgeschlossen, daß der dichter von str. 16 auch 17 gedichtet hat. Gegen die zugehörigkeit sprechen ferner der in sich abgeschlossene inhalt von 16,7—8 und die rhythmische verschiedenheit der beiden strophen. Die bezeichnung Wielands als *ormr sá enn fráni* 17,2 ist durch den stabreim veranlaßt und wenigstens in dem beiwort sehr unpassend, was zu der technik des interpolators stimmt. Die drei ersten halbverse von 17 sind rhythmisch parallel, wie 39,3—5, nur daß für den typus D*

[1]) Wenn 35,4. 8 Níðuðr in der 3. person angeredet wird (übrigens eine sache für sich), so liegt das natürlich nur an der epischen widerholung. — In str. 12, wo man früher eine umschreibung für 'mich' sehen wollte, ist der text sehr unsicher.



hier A* eingetreten ist, der aber auch in den Am. dreiergruppen bildet[1]).

Nicht interpolirt scheinen 17,7—10 zu sein, so wenig wie str. 19, deren inhalt aufs beste zu den intentionen des dichters paßt, die aber mit dem plural *bauga* von 17,6 abfällt und mit *brúđar minnar* (= *Hlǫđvés dóttur* str. 10) von 33,9 (*brúđi minni* = *Bǫđvildi*, augenscheinlich angelehnt an 19,2). Auffallend ist in beiden helmingen der durchgehnde stabreim. Er kehrt wider 8,1—4. 13,3—6. 40. 41,1—4 (anders, durch gleichlauf veranlaßt, 18,3—6. 41,7—10).

Der interpolator hat sich des überkommenen helmings 19 bedient, um 18 + 19 als eine art spiegelbild von 17,1—6 erscheinen zu lassen. Wahrscheinlich fand er hinter 16 eine lücke vor. Denkbar bleibt es, daß 17,7—10 und 19 einmal zusammen eine strophe bildeten — dem Níđuđ und Vǫlund in den mund gelegt —, doch sieht dieses gebilde nicht eben wahrscheinlich aus.

Die art der tätigkeit des interpolators bleibt durchweg dieselbe. Er füllt wirkliche oder vermeintliche lücken aus in der absicht, die charaktere Wielands und Níđuđs humaner, ansprechender zu gestalten. Dabei knüpft er an den wortlaut der älteren strophen an, zweimal so, daß er zu fragen die antwort fügt. Zwischen seinen zusätzen läßt er ältere strophen und halbstrophen stehn. Zwei nicht sehr ausgedehnte partien sind es, die er derart aufgeschwellt hat: str. 13—19 und str. 30—41.

Unter den interpolirten versgruppen gibt es zwei, die nicht elegisch sind: 17,1—6 und 30,1—4. Ihre zugehörigkeit leuchtet gleichwol ein. Die tyrannennatur des Níđuđ wird auf die königin abgewälzt[2]). Das muß derselbe mann getan haben, der dem Níđuđ eine weiche seele gab. Er schuf einen übergang von dem kurzen monolog von str. 16 — der nur die aufgabe hat, ein schlaglicht auf des gefangenen gesinnung zu werfen — zu dem grausamen befehl (des königs) *sníđiđ hann* ...., indem er auch diesen der königin in den mund legte, ihr, die im gedichte keine rolle hatte als die

[1]) Ein ähnlicher fall liegt 6,5—7 vor, wo wir also auch die hand des interpolators vermuten dürfen. Seine tätigkeit kann sich hier aber auf die zufügung von *þeira* 6,7 beschränkt haben. Ohne dieses wörtchen haben wir einen inhaltlich und formal rein ausgeprägten 'strophenansatz' vor uns. Ebenso wie 6,6—7 sind 25,7—8 rhythmisch parallel.

[2]) Vgl. Niedner, Zur Liederedda 22 f.



von str. 16 und die der empfängerin der aus den knabenaugen verfertigten edelsteine (ihr stehndes beiwort, das keinerlei bedeutung in der fabel hat, ist *kunnig*, vgl. *horskar* Am. 35,3). Er ließ sie auch in str. 30 noch einmal auftreten — überflüssiger und widerspruchsvoller weise, denn die königin ist an der seite ihres gatten im bette zu denken —, damit sie Wielands grausige eröffnung mit anhören soll.

Es liegt in der natur der sache, daß von den beiden aufgaben, die die Vkv. der höheren kritik stellt, nur die eine, die ausscheidung der jungen zutaten, mit einiger sicherheit lösbar ist. Die andere, der nachweis der vom dichter benutzten fertigen bauglieder, ist ungleich problematischer. Doch glaube ich so viel gezeigt zu haben, daß die bindungsverhältnisse auch in dieser richtung wertvolle fingerzeige geben.

Das ältere lied von Wielands rache würde sich aller wahrscheinlichkeit nach von anfang bis zu ende als ein weit näherer verwanter der Þr. darstellen, als man das von der vorliegenden Vkv. sagen kann.

Gegen diese auffassung gibt es schwerlich einen stichhaltigen einwand ab, wenn einiges darauf hinweist, daß unser Wieland-dichter die Þr. gekannt hat (7,3—4. 16,3—4 ∼ Þr. 27,3—4. Vkv. 21,5 ∼ Þr. 23,5—6 mit charakteristischer tendenz der Vkv. zum enjambement). Diese kleinen anleihen beweisen nicht, daß auch die rein stilistische verwantschaft (widerholung, gleichlauf, behandlung des dialogs) auf entlehnung beruht. Erstreckt sich doch — auch abgesehen von den interpolationen — diese stilistische verwantschaft nicht auf den ganzen text. Jene anleihen bestätigen somit nur, daß die Vkv. — wie Hym. und andere gedichte — jünger ist als die Þr., worauf u. a. auch die behandlung der bindungen hinweist. —

Noch eine frage stellt sich ein, die wir zum schluß beantworten wollen: welches element bewirkte im kopfe des dichters die verbindung der beiden fabeln?[1]) Es ist klar, die liebessehnsucht des helden ist erst das ergebnis dieser verbindung, das konstruktive glied, das dabei heraussprang. Das attrahirende tertium ist selbstverständlich anderswo zu suchen. — Ich glaube nicht zu irren,

[1]) vorausgesetzt, daß es nicht die person des helden war; dies ist zum mindesten nicht erwiesen.



wenn ich es in Wielands flugvermögen erblicke. Dies war offenbar ein alter zug; er paßt gut zu dem elben und haftet an der archaischen zeile *hlæiandi Vǫlundr hófsk at lopti.* Es dürfte plausibel sein, daß der dichter sich dieses motiv assimilirte mittelst der verbreiteten vorstellung vom 'federhemd'. Sie war ihm, wenn nicht anderswoher, so jedenfalls aus der Þr. (s. o.) bekannt. Aus diesem gedichte lernte er zugleich, daß der *fiaðrhamr* jedem, der ihn in seinen besitz bringt, in derselben weise dienen kann wie dem ursprünglichen eigentümer. Wenn Wieland sich also eines federkleides bediente, so konnte das sehr wohl das gewand einer schwanjungfrau sein; eine solche ließ sich ja ohne schwierigkeit im *fiaðrham* denken. So kam Hlǫðves tochter und das bekannte motiv von den geraubten frauenhemden in die dichtung.[1]) Allerdings wird der zusammenhang nicht mit direkten worten bezeichnet, doch hat man ihn mit gutem recht zwischen den zeilen gelesen; der 'see' und das 'fliegen' sagen genug. Und auch das darf uns nicht stören, daß die jungfrauen schwerlich ohne ihr fluggewand das weite gesucht haben werden; das hat mit der verknüpfung der beiden stoffe ursprünglich nichts zu tun, die phantasie klammerte sich an das wegnehmen der *hamir.* Diese inconcinnität paßt andererseits vortrefflich zu dem, was Heusler (Lücke 81) als charakteristikum der jüngeren gedichte anführt: 'die handlung ... wird selten mit der kraft und klarheit geführt wie in den älteren liedern, und wo es geschieht, da darf man wol lehngut argwöhnen'. Letzteres gilt in unserm denkmal von der eigentlichen rache Wielands.

5. HELGIS TOD. Dieses schöne fragment, ausgezeichnet durch leidenschaft, bilderpracht und vollatmige diktion, hat nichts an sich, was verböte, es der älteren, heidnischen schicht der Eddastücke zuzurechnen. Freilich fehlt es von unsern gesichtspunkten aus nicht an kleinen anstößen, und diese sollen jetzt besprochen werden.

---

[1]) Ist die vorgetragene auffassung richtig, so hat der dichter also Wielands fluggewand nicht als 'das heimliche werk seiner durchwachten nächte' aufgefaßt (so Heusler bei Koch-Heusler, Urväterhort s. 10). Wielands schlaflosigkeit Vkv. 20 erklärt sich auch aus seiner gemütsstimmung. Wegen der unklarheit des zusammenhangs s. gleich unten.



Es finden sich feste bindungen (7), aber keine davon geht mit variation einher. Es finden sich auch zerkleinerte halbverse, aber auch diese sind meist unverdächtiger art. Wenn es 42,1 heißt

Út gakk þú, Sigrún, frá Sefáfiǫllum,

so kann von verschobener cäsur nicht die rede sein. *Frá Sef.* ist nähere erklärung zu *út*, *frá* bezeichnet die bewegung von einem punkte. Anders 45,1:

Ein veldr þú, Sigrún, frá Sefafiǫllum ....

Hier ist die ortsbestimmung zum stehnden beiwort verblaßt wie in *Ketill frá Mosfelli, Kolskeggr undan Þríhyrningi, karl af bergi*, auch *Hildr und hiálmi.* Aber man denke sich die strophen mündlich vorgetragen oder womöglich gesungen, so verschwindet der unterschied. Der name *Sigrún* tritt eben nie anders auf als mit *Sefafiǫll* stabend. Auch an der ersten stelle gehören beide als einheit zusammen. Weil es aber hier das gegebene ist, die langzeile in ihrer natürlichen halbirung erklingen zu lassen, ist dies wol sicher auch in str. 45 geschehen, und zwar schon vom dichter.

Nicht als zerkleinerte kurzverse zu rechnen sind solche wie

sólbiǫrt, suđrœn (, áđr sofa gangir) —
úrsvalt, innfiálgt (, ekka þrungit).

Ein ähnlicher fall liegt 48,7 vor:

er þú á armi ólifđum sefr,
hvít, í haugi, Hǫgna dóttir.

Dieses *hvít, í haugi* — variation + malender zusatz — repräsentirt eine bestimmte art loser bindung, die nicht bloß in der Edda, und zwar auch in altertümlichen texten, ziemlich verbreitet, sondern auch der westgerm. stabreimtechnik wol bekannt ist. Es genügt hier, an den anfang des Hild. zu erinnern:

gurtun sih iro suert ana,
h e l i d ō s , u b a r h r i n g a , tho si te deru hiltiu ritun.

Dieser typus scheint demnach alt zu sein, und wir dürfen ihn passiren lassen.

Für unursprünglich im gegebenen zusammenhang halte ich dagegen den schluß von str. 30:

fell í morgun und Fiǫturlundi
budlungr, sá er var beztr í heimi
ok hildingum á hálsi stóđ.

Hier treten feste langzeilenbindung und verschobene cäsur zusammen auf. Zugleich vermißt man eine unzweideutige bezeichnung des gefallenen. Ähnlich gegliedert ist Hym. 14,1—4:

Sagđit hónum hugr vel, þá er sá
gýgiar grœti á gólf kominn.

Ferner ist nicht alles in ordnung in str. 42. Der zweite helming fällt in einer weise auseinander, die sekundär aussieht. Auch der inhalt erregt anstoß. Helgi wird der magd keine solche botschaft aufgetragen haben. Das ist doch nicht der zweck seines kommens, sich das strömende blut hemmen zu lassen. Natürlich ist dagegen, daß Sigrún angstvoll fragt: *hvé skalk þér, buđlungr, þess bót of vinna?* An dieser stelle ist die erwähnung der wunden zu hause. Sie wird durch die vorausnahme nur abgeschwächt.

Die zahlreichen anreden in 44. 45 sehen ebenfalls nicht ursprünglich aus. Man hat den eindruck, daß sie im laufe der mündlichen überlieferung widerholt gewechselt haben und nur zufällig so, wie wir sie haben, fixirt worden sind. Der, der diese großartige phantasie zuerst entwarf, wird sich mit weniger füllworten beholfen haben. Man merkt überhaupt, daß hie und da die improvisation stark tätig gewesen ist. Sie hat lücken ergänzt und eigenes hinzugefügt, ist dabei aber dem geist und stil der dichtung bewundernswert treu geblieben. Ein jüngerer zusatz dürfte z. b. auch 37 sein. Hier haben wir zwei ziemlich fest geschlossene helminge, die doch anders ins ohr fallen als die lose zu zweien arrangirten langzeilen 32,1—33,4. Man trifft sonst lange versreihen hindurch keine feste bindung — man sehe 31—36. 40—49 —, und hier zwei unmittelbar hinter einander. Aus inhaltlichen gründen würde man mindestens 37 hinter 38 versetzen. 37 zeigt im motiv ähnlichkeit mit 22. Die strophe, die man jedenfalls ohne schaden wegnehmen kann, ist möglicherweise von dort angeregt worden. Ähnliche beziehungen bestehn zwischen str. 39, mit deren ausscheidung wir wider eine feste bindung eliminiren würden und die tatsächlich von den meisten forschern aus inhaltlichen gründen ausgeschieden wird[1]), und HHu I 34, also auch einer zankgesprächsstelle.

---

[1]) Doch vgl. Bugge Helgedigtene 169 n. 1, dessen bedenken ins gewicht fallen.



Ein endgültiges urteil über diese und andere textkritische fragen wird man erst abgeben können, wenn sämtliche Helgilieder und -fragmente in ihrem stofflichen und stilistischen zusammenhange — sie stellen in gewissem sinne eine tradition für sich dar — genau untersucht sein werden (eine arbeit, die ich in einem künftigen zweiten bande dieser beiträge hoffe vorlegen zu können).

6. DAS ERSTE GUDRUNLIED hat nahe beziehungen zur Sig. sk. Man hat dies längst bemerkt, doch liegt auf unserm wege noch material, das bisher nicht gewürdigt wurde.

Dieselben variationsschnörkel, in denen das kurze Sigurdslied schwelgt, liebt auch das Gudrunlied. Gleich die erste strophe schließt:

gerđit hon hiúfra né hǫndum slá
né kveina um sem konur ađrar.

Dieser helming steht auch in der Guðr. II. Man pflegt es seit Müllenhoff für ausgemacht zu halten, daß er von dort her entlehnt ist. Ein zwingender grund für diese annahme ist nicht abzusehen[1]). Der stilistische charakter des helmings spricht für das umgekehrte verhältnis; die Guðr. II hat entsprechendes nur noch 32,5—6, also hinter unserer stelle. Auch das fällt ins gewicht, daß der verfasser der Guðr. II offenbar, wie andere späte dichter, auf normale vierzeilige strophen ausgeht. Erst die aufnahme des fertigen helmings aus der Guðr. I verschafft ihm eine — die erste — fünfzeilige. Der vergleich *sem konur ađrar* ist im munde des dichters natürlich, im munde der Guðrún selbst gesucht. Müllenhoff (DAk. 5,372) meinte auch den preis Sigurds Guðr. I 18 auf Guðr. II 2 zurückführen zu müssen. Dafür scheint allerdings der hirsch an letzterer stelle zu sprechen. Denn dieser stammt aus dem gedichte von Helgis tod, das also hier quelle ist und neben dem man nicht ohne not eine zweite quelle annehmen würde. Man muß das aber m. e. doch tun. Eine gegenüberstellung der drei parallelstellen zeigt, daß die der Guðr. II die motivreichste ist: während das Helgilied nur *askr* und *dýrkálfr*, das erste Gudrunlied nur *geirlaukr* und *iarknasteinn* bringt, hat das zweite Gudrunlied *grœnn laukr* (vgl. *geirlaukr)*, *hiǫrtr hábeinn* (vgl. *dýrkálfr)* und *gull* (vgl. *iarknasteinn)*. Die nächstliegende auffassung ist die, daß das zweite Gudrunlied

[1]) Die bezeichnung *en forna* für die Guðr. II ist keiner.



die beiden andern verschmolzen hat. Es stimmt dazu, wenn im zweiten Gudrunliede im vergleich mit diesen alles klar und alltäglich erscheint. Nicht bloß ist aus dem mythischen hirsch ein gewöhnlicher *hiǫrtr hábeinn* geworden, auch der, wie es scheint, unverstandene *geirlaukr* ist zu *grœnn laukr* abgeblaßt, und — das bezeichnendste — der nicht ganz klare *iarknasteinn yfir ødlingum*[1]) hat die anregung gegeben zu dem vergleich zwischen gold und silber, der plötzlich aus der frischen raumanschauung in das reich der farben, wenn nicht gar der abstrakten werte, übergeht.

Ist das angenommene quellenverhältnis richtig, so muß Guðr. I aus dem Helgiliede direkt geschöpft haben. Eine vergleichung der beiden gedichte bestätigt das. Nicht bloß steht Guðr. I 18 der Helgistelle näher als Guðr. II 2 diesen beiden (hier wie dort eine klage der witwe, was Guðr. II ändert, hier wie dort zwei vergleiche, woraus Guðr. II drei macht, dazu eine ähnliche gliederung, *eða væri biartr stein / á band dreginn ~ eða sá dýrkálfr / dǫggu slunginn) ;* das erste Gudrunlied hat auch sonst Helgis tod benutzt. Die klage der witwe nämlich enthält in beiden gedichten fast genau die gleichen motive: im Gudrunliede preis des gefallenen, klage über das eigene los, erinnerung an den helden; im Helgiliede klage über die verlassenheit, erinnerung an Helgi, verherrlichung Helgis. Die übereinstimmung kann nicht zufällig sein, denn die erinnerung heftet sich beide male an nahezu identische bilder. Sigrún:

nema af liði lofðungs lióma bregði,
renni und vísa vígblær Þinig,
gullbitli vanr, knættak grami fagna.

[1]) Vermutlich hat der dichter hier an ein diadem gedacht. Das *yfir ødlingum* würde in der luft schweben, wenn es nicht zu *iarknasteinn* gehörte. Das band kann unmöglich — weder dem sinne noch dem wortlaut nach — dem edelstein gegenübergestellt werden (so Detter-Heinzel). Es bedeutet den kopfreif, der *biartr steinn* das zum schmuck daran angebrachte kleinod. Das bild von der krone ist im m h d. reichlich zu belegen. Walther nennt z. b. seinen gönner (Friedrich von Österreich nach Lachmann) *gelērter vürsten krōne* (107,29). Wegen des *yfir* vergleiche man ausdrücke wie *ein bluome ob allen wīben, rōse ob allen wīben* (Mhd. wb. 2,1,427). Auch der edelstein selbst kommt in diesem bilde vor: Maria wird mit dem *weisen* verglichen (WGrimm Goldene schmiede XLI), den Walther 9,15. 19,3 im sinne von *krōne* gebraucht. Diese parallelen sind umso bedeutsamer, als auch aus andern kriterien hervorgeht, daß der verfasser der Guðr. I deutsche einflüsse erfahren hat, s. o. s. 220.

Guðrún:

> *Opt var í túni teiti meiri,*
> *þá er minn Sigurdr sǫdladi Grana*
> *ok þeir Brynhildar bidia fóru,*
> *armrar véttar, illu heili.*

Es muß auffallen, daß Guðrún sich gerade an die werbungsfahrt erinnert. Dazu paßt auch das an der spitze stehnde *opt* sehr schlecht. Wir kommen den associationen des dichters auf die spur, wenn wir seine zweite zeile ins auge fassen. Er läßt Sigurd den Grani satteln, weil auch Sigrún ihren mann zu rosse sitzend sich vorstellt. Dieses motiv hat dann die Brynhild hereingezogen und damit den ganzen schlußauftritt des gedichtes veranlaßt. Das verhältnis zum Helgiliede aber ist nun klar. Der Gudrundichter änderte die reihenfolge der motive, weil sich der preis des toten an Gullrǫnds anerkennung in str. 17 am passendsten anschloß. Wenn er anspielungen auf die vorgeschichte und eine böse prophezeiung der Guðrún an ihre brüder einfügt, so wird letztere mit Sigrúns fluch gegen Dag zusammenhängen, das *valda megir Giúka mínu bǫlvi* aber mit Dags entschuldigung *einn veldr Óðinn ǫllu bǫlvi.* Die zweiteilung *sess ok sæing* str. 20 — vgl. schon *úti né inni* 17,8 — erinnert an das wesentlich gleichbedeutende *ár né um nætr* HHu II 36. Und noch mehr scheint der Gudrundichter dieser quelle zu verdanken. Das motiv seiner str. 9, insbesondere das *skúa binda . . . hverian morgin*, erinnert stark an HHu II 39: *þú skalt . . . hverium manni fótlaug geta . . . hunda binda.*

Übrigens läßt sich auch beim zweiten Gudrunliede die benutzung des Helgiliedes nicht bloß auf str. 2 stützen: *Vínbiǫrg, Valbiǫrg* Guðr. II 33 vertreten *Vandilsvé* und *Vígdalir* HHu II 35. —

Wir fahren fort in der aufzählung jener charakteristischen strophenschlüsse der Guðr. I. Zu ihnen gehört auch die dritte zeile von str. 5 und 11, ferner die von str. 7 und 25, die vierte zeile von 16. 19. 20. 23. 26. An einigen stellen ist der abschluß so nichtssagend und so lose angeklebt, daß man sich versucht fühlen könnte, ihn als jüngeren zusatz zu entfernen. Aber er wird durch die parallelen und durch die Sig. sk. gesichert.

Weiter sind beiden gedichten die verlegenheitsfüllungen des helmings gemeinsam, eine erscheinung, die der eben besprochenen genetisch nahe verwant ist. Guðr. I 9:

þá varð ek hapta ok hernuma
sams misseris síðan verða.

Das *verða* erwartet niemand. Vgl. auch 19,8. Der langgezogene satzbau 6,5—8:

mínir siau synir sunnan lands,
verr inn átti, í val fellu,

stellt sich nahe zu sk. 26,5—8:

þeir sér hafa svárt ok dátt
en nær numit nýlig ráð.

Mit Finnur Jónsson, Lit. hist. 1,290 n. 1 muß man die Guðrúnarkviða für den gebenden teil halten. Nicht sowol deswegen, weil die skamma nachweislich auch andere gedichte benutzt hat — dasselbe gilt, wie wir eben sahen, vom Gudrunliede —, sondern einmal weil die barocke übertreibung von den kreischenden gänsen dem stil des Gudrundichters gemäß ist (Guðr. I 16,3. 27), in der skamma aber keine seitenstücke hat[1]), dann auch, weil das Gudrunlied einen etwas archaischeren charakter zeigt. Es überschreitet zwar auch die helminggrenze mit fester bindung (12,5. 27,5), doch kennt es variation bei fester bindung nicht oder höchstens einmal (3,3), und verschiebung der cäsur begegnet nur 1,1 — ein halbvers übrigens, der in die sk. übergegangen ist. Unser denkmal birgt starke musikalische werte. Es besitzt einen fluß und einen wolklang, den der sk.-dichter nur stellenweise erschwingt.

7. DER GROTTASQNGR weist leidlich archaische gliederung auf: normale strophen, daneben dreizeiler, nirgends die helminggrenze verletzt, auch der halbvers i. a. respektirt. Die einzigen verstöße in letzterer hinsicht finden sich in str. 11:

ǫflgar, alnar fyr iǫrð neðan

und (vielleicht)

stódum, meyiar, at meginverkum

(hs. *stóðu).* Auch die festen langzeilenbindungen treten spärlich auf und sind ungleich verteilt: je 2 in str. 1 und 22, außerdem nur 13,3. 15,7. 18,7. Darunter sind zwei fälle mit variation: 1,7 und 13,3.

---

[1]) Denn *ísa ok iǫkla* 8,3 ist ortsbestimmung, Jónsson Aarb. 1897, 43 (anders Heusler Lücke 94). — Müllenhoffs behauptung, das motiv von den kreischenden gänsen passe nur in den zusammenhang der sk. (DAk. 5,372), bleibt ohne begründung.



Ich habe früher (zfda. 48,168 f.) die vermutung ausgesprochen, daß der Grott. ursprünglich ein reines redegedicht war und daß eine anzahl strophen, die damit nicht stimmen, jüngere zusätze sind. Am schwersten belastet ist str. 1. Hier fallen besonders die wörtlichen anklänge an spätere stellen auf: 1,1—2 = 16,1—2. 1,3 = 13,3 1,5 ~ 16,8. 1,8 = 16,4. Die am stärksten beteiligte str. 16 spiegelt nach der bekannten technik der Skírnisfǫr und ähnlicher kompositionen die lage der sprecherinnen so anschaulich wie möglich. In derselben richtung bewegen sich andere strophen, so namentlich 19 und 21 (wo wahrscheinlich *støkkva* für *stukku* zu lesen ist). Ist es denkbar, daß neben diesen strophen von anfang an erzählende gestanden haben? Die parallelen, die man nennen könnte, sind, wie es scheint, alle anderer art. Es handelt sich immer darum, daß einer den andern schildert — was keineswegs in allen fällen einen kunstgriff bedeutet —, nicht wie hier um eine selbstschilderung. Eine solche enthält nur noch das Valkyrjenlied und etwa der Víkarsbálkr, diese beiden aber sind reine redegedichte. Nimmt man die erwähnten anleihen hinzu, so wird man kein bedenken tragen, zunächst wenigstens str. 1 zu streichen (die andern mögen ja umdichtungen sein).

Die kräftigste legitimirung wird diesem verfahren durch die bindungsverhältnisse. Str. 1 erwies sich ja von dieser seite aus — neben str. 22 — als die verdächtigste. Wenn wir aber hier nicht an zufall glauben wollen, so müssen wir auch 22 für jünger halten. Es fragt sich, ob außer den bindungen noch andere momente dafür sprechen.

Es ist m. w. noch keinem eingefallen, diese sagengeschichtlich so wichtige strophe für interpolirt zu erklären. Ich selbst habe sie als den kern des gedichtes hingestellt, als das bild, für das alles übrige nur rahmen sei. Diese auffassung hält jedoch einer voraussetzungslosen betrachtung des textes nicht stand. Es ist unverkennbar, daß der sohn der Yrsa als ein fremdes, ja als ein störendes element erscheint. Schon in str. 18. 19 haben die riesinnen dem Fróði kampf und untergang angekündigt, und zwar in einer form, die nicht erwarten läßt, daß sie noch bestimmtere kunde davon geben wollen *(mun herr koma hinig af bragði)*. Sie haben in str. 20. 21 dieses thema verlassen und das zerbrechen der mühle geschildert. Da überraschen sie uns noch durch die mitteilung

ihres wissens über den namen des feindes und das motiv seiner tat!

Wenn darauf hingewiesen wurde, daß der dichter hier an eine doppelte rache denke, für Halfdan und für die mädchen, und daß das eine lobenswerte straffheit der komposition bedeute, so ist dies eine noterklärung. Jedenfalls steht die eine rache höchst dürr und unmotivirt neben der andern, die aus der handlung des gedichtes fließt, hier angedeutet (8—15) und sogar beschrieben wird (*vápn valdreyrug*, 18). Der dichter faßt die sache so auf, daß die mädchen selbst bei ihrer rache mitwirken werden. Sie wollen die mühlstange mit der waffe vertauschen (18,1—3) und wider kämpfen, wie sie einst gekämpft haben (13—15). Dazu paßt das allgemeine schreckbild von feuer und kriegsrüstung — das motiv ist wahrscheinlich durch das Alte Sigurdslied nahe gelegt worden, zfdph. 39,320 f.[1]) — ganz gut, jedenfalls weit besser als die konkrete vorstellung von Hrólf als rächer.

Der mann, der die Hrólfstrophe hinzufügte, bediente sich zu ihrer anknüpfung einer stilfigur, die er im gedichte schon vorfand. Er nahm den schlußvers der unmittelbar vorangehnden visa (*mǫlum enn framarr*) wörtlich wider auf. Ebenso beginnt in str. 18 der

---

[1]) Str. 19 drückt die vorstellung aus, daß ein überfall sich durch feuer im lande ankündigt. Das ist an sich nicht sinnlos. Vor der Niálsbrenna sieht ein Isländer einen gespenstischen reiter einen feuerbrand schleudern — *ok þótti honum hlaupa upp eldr mikill í móti, svá at hann þóttiz ekki siá til fiallanna fyrir* (Niála c. 125). Die gegend, in der sich das heer zusammenzieht, wird also brennend gedacht. Das hängt zusammen mit dem aufgebot durch den angebrannten stecken, der von gehöft zu gehöft wandert (RA [4]I, 226 f.). Dieser stecken ist in der strophe, die die saga aao. mitteilt, deutlich genug bezeichnet (*eldr er í endum*, der dichter drückt sich absichtlich dunkel aus, indem er das bild eines pferdes als einkleidung benutzt). Auf ihn weist an unserer stelle der satz *vígspiǫll vaka*. *Vígspiǫll* = *herboð*, *ǫrvarboð* ('praenuntium belli vel pugnae', Egilsson). *Vaka* erklärt sich durch wendungen wie *vekia víg*, *vekia vá*, gegensatz *svefia sakar* (Grímn.). Wie man den kampf selbst weckt, d. h. in bewegung setzt, so auch das aufgebot zum kampfe. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der dichter hier an einen aufstand des volkes gegen den tyrannischen könig gedacht hat. Bei solchen erhebungen war das *herboð* angebracht (s. etwa Hkr. 2,191), und die mitwirkung der riesinnen wäre bei dieser annahme die natürlichste sache von der welt. Sie würde übrigens nicht ausschließen, daß der dichter auch von den Halfdanssöhnen gewußt hat.



zweite helming mit dem letzten halbvers des ersten, und schon 5,2 tritt adhortatives *mǫlum* anaphorisch auf.

Die wörtlichen anlehnungen sind sehr bezeichnend. Wie wir sahen, nimmt in str. 1 das lehngut einen noch größeren raum ein. Diese übereinstimmung ist wichtig für die ausscheidung der übrigen jungen zusätze, umso wichtiger, als die bindungen uns von jetzt an fast im stich lassen.

Weil der interpolator an dem wortlaut des überkommenen haftet, wird seine komposition unklar und widerspruchsvoll. Schon die eingangsstrophe zeigt das. Ihr seltsames präsens ist ein erbstück aus 16, und nur das pronomen *þær* zeigt, daß hier ein bericht aus dichters munde beabsichtigt ist. Sehr ähnlich verhält es sich bei str. 2. Was bedeutet der zweite helming dieser strophe? Detter-Heinzels erklärung von *áðr* (2,7) entspricht der landläufigen auffassung der stelle,[1]) ist aber gleichwol mehr als unsicher. Der unmittelbare sinn der worte ist vielmehr: 'er verhieß beiden weder ruhe noch behagen, ehe er (solange er nicht) das lied der mägde hörte'. Also die riesinnen sollen sich durch gesang von der arbeitspflicht loskaufen? Es ist klar, daß das keinen sinn gibt. Der dichter will dies auch eigentlich gar nicht sagen. Das zeigt die folgende strophe, wo die mädchen zu singen anfangen, dem könige aber ein paar töne nicht genug sind, sie sollen weiter m a h l e n. Also singen und mahlen werden als e i n vorgang gedacht, ganz natürlich, denn wir haben hier ein arbeitslied. Dieselbe anschauung liegt schon in dem ausdruck *hliómr* 2,8, der 'gesang und mahlgeräusch' bedeuten soll (dasselbe gilt von *þyt þǫgnhorfinnar* 3,1. 2). Damit wird aber der sinn des satzes 2,5—8 zu unsinn: 'er verhieß ihnen weder ruhe noch behagen, wenn sie nicht sängen und mahlten'. Der zusammenhang erheischt statt dessen den einfachen gedanken 'er befahl ihnen herrisch, zu mahlen und zu singen'. Woher die unklare und irreführende umschreibung mittelst des begriffs 'ruhe'? Die antwort liefert str. 17:

nú muna hǫndum *h v í l ð vel gefa,*
á ð r fullmalit *Fróða þykki.*

Aus dieser aussage der riesin über ihren bedrücker hat der zudichter

---

[1]) 'Stadig vilde han høre dem synge ved kværnen', Jónsson Lit. hist. 1,215; 'vilde altid høre tærnernes møllesang', Olrik Danm. heltedigtn. I, 281.



nicht bloß den inhalt von str. 2. 3. 7, sondern auch die form von 2,5—8 gewonnen. Es ist gewiß kein zufall, wenn, wie 2 aus 17, so 1 aus 16 geflossen ist.

Entlehnungen charakterisiren auch weiterhin die arbeit des zudichters. Wie schon *grióts griá* 2,3 aus 10,2 *(griá fialli)* stammt, so *slungu snúđga steini* 4,1. 2 aus 12,5. 6: *svá sløngđum vit snúđga steini.* Ebenso *hinn hǫfgi hallr* 23,7. 8 aus 12,7: *hǫfga halli; bergrisa brúđr* 24,1. 2 aus 9,7: *brœđr bergrisa* (vgl. *mœr bergrisa* 10,6); *malit hǫfum, Fróđi* 24,3 aus 17,3: *malit hefik fyr mik; fullstađit fiódđ at meldri* 24,5. 6 aus 11,5.6: *stóđu meyiar at meginverkum.*

Die schlußstrophe zeigt wider deutlich die unklarheit der neuen komposition. In str. 21 beginnt die mühle zu bersten. Das hat der zudichter sich in str. 23 zu nutze gemacht. Trotzdem kann er es nicht unterlassen, zuguterletzt den gedanken anzubringen: ‘Nicht deinem befehl gehorchend haben wir gemahlen, und so hören wir jetzt auch freiwillig auf!’ Der schluß ist der einleitung wert! Diese selbst erklimmt den gipfel der verworrenheit in str. 7. Hier ist allerdings wol mit Ettmüller zu lesen: *sofit eigi lengr en salar gaukr* (oder: *en of sal gaukar).* Aber auch dies ist nur formal befriedigend, nicht dem sinne nach. Es ist ziemlich aussichtslos, wenn man sich den kopf zerbricht, was hier gemeint sein möchte. Offenbar hat das bestreben gewaltet, den umschwung in der gesinnung der mädchen ,der zwischen 6 und 8 stattzufinden scheint, irgendwie begreiflich zu machen. In dem zugrunde liegenden redegedicht wird hier in der tat ein harter übergang vorgelegen haben. Der interpolator vergißt nun, daß nach der einleitung, die er gibt, die sklavinnen von anfang an keine ursache haben, ihrem herrn gutes zu wünschen. Weil er aber die primitive begründung ihres zornes schon vorweggenommen hat, erfindet er eine scheinbare nachgibigkeit des Fróði, die seine tyrannenlaune in grelles licht stellen und die erbitterung der mädchen motiviren soll.

Von den 7 erzählenden strophen sind vier dreizeilig, während sich unter den 17 redestrophen nur ein dreizeiler findet (str. 14). Natürlich ist es nicht ausgemacht, daß alle redestrophen alt sein müssen. Im gegenteil, sie nehmen sehr verschiedene stufen ein auf der ästhetischen wertstaffel. Wie inhaltleer steht z. b. 15 neben 16! Es ist durchaus möglich, daß etwa 14. 15 dem ursprünglichen gedichte ebenso fremd sind wie die erzählenden strophen. Jeden-

falls ist die verteilung der dreizeiler ein wichtiges indicium. Es wird noch bedeutsamer erscheinen, wenn wir einen neuen sachverhalt ins auge fassen, aus dem widerum die einheit der interpolationen hervorgeht.

Dieser sachverhalt ist der einfluß der Hym. auf den interpolator. Es finden sich anklänge, die nicht zufällig sein können. Grott. 7,1. 2: *Enn hann kvađ ekki orđ it fyrra* ~ Hym. 25,3. 4: *svá at ár Hymir ekki mælti* (s. o. s. 70). Grott. 24,2: *brúđr orđ um kvađ* ~ Hym. 32,5: *karl orđ um kvađ*. Die stichomythie Grott. 3,3. 4 hat wenig eddische gegenstücke, die meisten am anfang der Hym. (vgl. Heusler zfda. 46,235). Ähnliches gilt von der vorliebe für feste langzeilenbindung, wie sie unser interpolator in str. 1 und 22 verrät, und endlich von den dreizeilern, die er in derselben weise wie der Hymirdichter mit normalen strophen wechseln läßt. — Das material mag geringfügig aussehen, aber es genügt m. e. zum beweise. Wahrscheinlich ist die bekanntschaft des zudichters mit der redearmen Hym. auch daran schuld, daß er geglaubt hat, den 'mühlensang' durch erzählende strophen besser machen zu können.

Ist die verschobene cäsur Grott. 11,3 ebenfalls eine nachwirkung der Hym.? Ich möchte es glauben. Die erzählung der riesinnen von ihrer vergangenheit sieht recht aufgeschwellt aus, sie enthält zu viel farblose redensarten, als daß man sie dem dichter so kraftvoller strophen wie 5. 6. 16. 18 und anderer zutrauen möchte. Auch in 4,1 liegt ein ansatz zu parasitischer cäsur vor.

Sicher ist so viel, daß auch nach ausscheidung der erzählenden strophen der ursprüngliche 'mühlensang' bei weitem nicht rein vorliegt, wahrscheinlich auch nicht ungeschädigt. Hier erhebt sich noch mehr als eine verzweifelte frage. Doch dürfen wir kaum etwas anderes erwarten. Der grundstock überlebt eben auch hier nur in trümmern, wie bei der Akv., dem Hunn., den Hamð. Näher vergleichbar — auch dem mutmaßlichen alter nach — sind Vsp. und Vík.

8. DIE HAMÐISMÁL gelten allgemein für eins der ältesten Eddalieder. Auch hier ist daran m. e. nur so viel richtig, daß ein in der tat sehr alter kern vorliegt. Man pflegt seit Bugges abhandlung zfdph. 7 etwas ähnliches anzunehmen, indem man nach metrischen kriterien den text auf zwei parallelgedichte, die 'alten' und 'jungen' Hamð., verteilt. Was aber das ältere sei, die fornyrð-

islagstrophen oder die mit den málahátt- und sonstigen geschwellten versen, darüber gehn die ansichten auseinander. Hier können die gliederungsverhältnisse insofern fördernd eintreten, als sie bei dem größeren teil der fornyrðislagstrophen auf höheres alter weisen.

Dies trifft nicht zu bei str. 1 und 2 (feste bindungen 1,7. 2,7). 1 hat man längst als späten zusatz erkannt. 2 ist wenigstens in seiner ersten hälfte sicher auch jung; über die zweite hälfte läßt sich nichts gewisses sagen, jedenfalls sind keine anhaltspunkte für hohes alter vorhanden.

Archaisch dagegen mutet str. 3 an, ebenso str. 11—19 (der ritt zu Jǫrmunrek), 25—28,4. 30—31 (fall der brüder). Hier begegnen, abgesehen von 13,3, keine festen bindungen. Wir stehn auf altem sagengrunde, wie der charakter der motive — verglichen mit dem ersten teil — und das ndd. Ermenrichlied einstimmig erhärten. Auch der stil stimmt i. a. dazu. Langzeilengleichlauf begegnet 13,5—8. 15,5—8. (21,5—8.) 31. Archaisch und volkstümlich gebaute helminge sind 3,3—7:

> *sú er Jǫrmunrekr   ióm um traddi,*
> *hvítum ok svǫrtum,   á hervegi,*
> *grám, gangtǫmum   Gotna hrossum,*

15,1—4:

> *Drógu þeir ór skíði   skíðiéarn,*
> *mækis eggiar,   at mun flagði,*

25,1—4:

> *þá hraut við   enn reginkunngi,*
> *ballr í bryniu,   sem biǫrn hryti,*

28,1—4:

> *af væri nú hǫfuð,   ef Erpr lifði,*
> *bróðir okkarr,   er vit á braut vágum,*

30,1—4:

> *Vel hǫfum vit vegit,   stǫndum á val Gotna,*
> *ofan eggmóðum,   sem ernir á kvisti.*

Üppige redeeinführungen von helming-länge, wie sie in der Þr. und den ältesten teilen der Akv. und Sig. f. vorkommen, finden sich in 14:

> *þá kvað þat Erpr   einu sinni,*
> *mærr um lék   á mars baki,*

in 25 (s. o.), außerdem in 22. Auch die verse *hitt kvað þá Hamðir*

enn hugumstóri (6,1. 24,1. 26,1) und *hitt kvad þá Sǫrli, svinna hafdi hann hyggiu* (9,1) dürften in den ältesten teilen des gedichtes zu hause sein.

Doch nicht jede einzelheit besteht die probe. An nicht ganz wenigen stellen bemerken wir junge formgebung, die das alte stilgewand mehr oder weniger gemodelt hat. So entstellt str. 11 ein kurzzeilenbruch:

liðu þá yfir, ungir, *úrig fiǫll*[1]),
mǫrum húnlenzkum, *mordz at hefna.*

In str. 13 tritt mit der festen bindung zusammen indirekte rede und abnormes metrum auf. Indirekte rede haben wir auch am schluß von 14, wo gleichzeitig *hardan* auffällt; *hardan miǫk* als objekt wäre unwahrscheinlich, es wird attribut zu *hornung* sein, wäre aber als solches nur zu ertragen bei der an sich mißlichen annahme, daß die brüder einen ironischen gegensatz zu *blauðum hal* ausdrücken wollen, wodurch aber die or. obl. umso befremdender würde. In 15 wird *skíðiéarn* neben *skíði* ein notbehelf sein. 16 sieht lückenhaft aus. Auch in 17 und 18 scheint nicht alles in ordnung; in 18 wird die eine nennung des wortes *halr* sekundär sein — wahrscheinlich die erste —, ebenso der zweite langvers. So könnte man noch fortfahren.

Bei einigen fornyrðislagstrophen geht die überarbeitung oder verderbnis besonders weit. Hier sind 21—24 zu nennen. Doch ist 21 trotz der festen bindung 21,3 möglicherweise alt (vgl. Sijmons zfdph. 38,155 f.). Über den alten stammbaum von 22 vgl. Heusler bei Sijmons aao. 161 f. 22 und 23 haben schwer gelitten. Gegen 24 sind außer der festen bindung 24,9 einzuwenden die widerholte anrede *Jǫrmunrekr!* und die anakoluthische syntax.

Wir wenden uns zu den metrisch abweichenden strophen. Feste bindungen finden sich hier 7,3 und 8,7, also keineswegs ein höherer procentsatz als beim fornyrðislag. Aus diesem kriterium kann man also den späteren ursprung der málaháttstrophen nicht ableiten. Er folgt aber mit sicherheit aus dem i n h a l t.

Vor str. 6 ist, wie man mit recht allgemein annimmt, die hvǫt ausgefallen, denn str. 6—10 bringen die antwort darauf. Diese redselige antwort ist höchst charakteristisch. Mogk, der auf ihren

---

[1]) Ursprünglich *Yfir liðu ungir úrig fiǫll?*



inhalt näher eingeht, will sie so verstanden wissen, daß Hamðir, dem seine mutter das heldentum Gunnars und Hǫgnis vorgehalten hat (vgl. Ghv. 3), diese beiden herabsetzen und zugleich Guðrún auf die art ihres geschlechts hinweisen wolle. Das zweite paßt nicht recht in diesen zusammenhang, das erste aber scheint der wortlaut auszuschließen. *Dáð Hǫgna* (6,4) ist etwas anderes als *Gunnar ok Hǫgna;* wenn *Gunnarr* 7,8 nebenbei und pointelos erwähnt wird, so ist er nur lückenbüßer und stabträger. Und man muß offenbar den hinweis auf Erps und Eitils tod ebenso beurteilen wie den auf Sigurds fall. Der gemeinsame gesichtspunkt liegt nicht fern. Die brüder wollen sagen: 'dir ziemt es nicht, nach blut zu dürsten; erinnere dich, wie dir zu mute war, als Sigurd in seinem blute lag! und wie hast du mit der rache für deine brüder in dein eignes fleisch geschnitten!' Kurz: sie mahnen zur friedfertigkeit, zum vergeben. Auch in der Ghv. ist diese auffassung geboten, trotz 5,5—8, wo die pointe umgebogen ist. Auch die sententiöse wendung Hamð. 8,5—8 verschleiert den gedanken etwas, kann ihn aber nicht verdecken. Wir haben hier die entgleisungen eines hülflosen stümpers. In str. 10 faßt Sǫrli Guðrúns vergangenes und künftiges leid zusammen, bereits entschlossen, ihr zu willfahren, aber schwermütigen herzens.

Schon der gegensatz zwischen dieser schwermut und dem *eiskra* 11,2 klärt darüber auf, wo das alte zu suchen ist.

Zu den alten strophen gehört auch die hvǫt, die Ghv. 3 erhalten ist. Auf diesen appell folgte ursprünglich gleich Ghv. 6:

Berið hnossir fram Húnkonunga!
hefir okr hvatta at hiǫrþingi.

Darauf Hamð. 11 und was sich dort anschließt. Das war, nach den parallelen, besonders dem Ingeldsliede, zu urteilen, eine innere notwendigkeit. Es ergibt sich aber auch aus dem abweichenden metrum von Ghv. 4. Ghv. 5 könnte, soviel das metrum beweist, alt sein. Aber eine solche verhandlung zwischen den söhnen und der mutter ist für die alte dichtung nicht anzunehmen, schon deshalb nicht, weil sie nachher Erps hilfe verschmähen. Dagegen wird die todesweissagung Ghv. 8. Hamð. 10[1]) wenigstens stofflich

[1]) 10,1 lies: *brœðr gréttu þína.*



alt sein. Sie scheint den anlaß gegeben zu haben einerseits zu den humanen skrupeln der brüder, andererseits zu Guðrúns klage Hamð. 5 und ihrem rückblick Ghv. 9 ff.

Die einzige málaháttstrophe, in der sagenhafter inhalt steckt, ist Hamð. 20. Eine ganz epigonenhafte erweiterung hat 28 erfahren. Jung, weil versöhnlich, ist auch die lióðaháttstrophe 29. Einen zwist der kampfgenossen kurz vor ihrem fall wie hier 27. 28 kennen auch die Biarkamál, aber ohne die besinnung zum rechten. Letztere paßt freilich sehr gut in Sǫrlis mund, aber die ganze kontrastirung der charaktere wird das verdienst des jüngeren dichters sein.

Über das verhältnis der Ghv. zu den Hamð. soll bei besprechung der ersteren noch kurz gehandelt werden.

Auch hier können wir feststellen: Wo die von uns als jung angesehenen gliederungstypen fehlen, treten auch andere kriterien höheren alters auf (so in der mehrzahl der fornyrðislagstrophen). Wo sie erscheinen, ist fast immer auch anderweit grund zu der annahme vorhanden, daß entweder ein junger text vorliegt (málaháttstrophen, str. 1—2) oder ein alter umgearbeitet wurde (teil der fornyrðislagstrophen).

9. DER ODDRÚNARGRÁTR wird von Finnur Jónsson um 1025, von Mogk um 1000 datirt. Daß das denkmal einer christlichen welt entstammt, scheint nur bei Detter-Heinzel bezweifelt zu werden; sie finden darin reine humanität, die weder christlich noch ritterlich sei. M. e. ist das christliche, gefühlvolle, bürgerliche hier so ausgeprägt wie kaum anderswo. Man denkt eher an das zwölfte als an die erste hälfte des 11. jahrhunderts.

Der Oddr. ist so reich mit anderweitigen altersmerkmalen ausgestattet, daß wir den verlust verschmerzen, wenn die bindungen hier versagen. Nur ein punkt dürfte nicht ohne beweiskraft sein: die festen bindungen überwiegen die losen (12, bezw. 14 gegen 9). Etwa dasselbe verhältnis zeigt HHi (11: 8). Überhaupt findet sich dieses verhältnis nur in jungen oder stark überarbeiteten gedichten, am ausgeprägtesten im Brot (11: 2, hier sind alte strophen, die auch die lose bindung wenig lieben — wie Þr. —, mit reichlichen zusätzen versehen, die etwa das formgefühl der Helr. zeigen), ähnlich

erklärlicherweise in den andern starken zeilenbindern (Helr. 12: 3, Hym. 32: 10, Innst. 20: 6), stark ausgeprägt auch in HHu I (37: 17), Ghv. (13: 6), Gríp. (28: 14), Hrók. (16: 9), weniger stark in Akv. (31: 14, infolge des überwiegens der späten anwüchse, vgl. Brot), Vsp. (33: 30), Vík. (20: 19), Herv. (14: 13), Guðr. I (9: 8). Alle diese denkmäler neigen mehr oder minder zu fester langzeilenbindung. In tabelle A gehört von nr. 17 an alles ausnahmlos hierher. Bei nr. 1—16 dagegen überwiegen die losen bindungen, ausgenommen nur nr. 12 (Guðr. I) und nr. 15 (Oddr.). Während aber beim ersten Gudrunliede das verhältnis 9: 8 ist, stellt es sich beim Oddr. als 13: 9 dar. Der Oddr. ist dasjenige Eddalied, das bei geringer neigung zur bindung überhaupt die entschiedenste vorliebe für feste bindung hat. Wenn dieser dichter von der losen bindung einen so sparsamen gebrauch macht, so liegt das nicht an seiner abneigung gegen zeilenbindung — wie in Þr., Vegt., Guðr. III —, auch nicht an seiner liebe zum festgeschlossenen helming — wie in Hym., Helr., Innst., Yt. —, sondern daran, daß er kein gefühl hat für den stilistisch-rhythmischen wert der losen bindung.

Dieser mangel hängt offenbar zusammen mit seiner sprödigkeit gegen die alte technik der variationen. Bei ihm kommt nur etwa e i n e variation auf je 10 langzeilen. Das ist weniger als in allen andern Eddastücken.

Es hat aber natürlich zur folge, daß auch die variation bei fester bindung seltener ist als anderswo (29,9. 33,7. Anrede 33,3). Man darf dies dem verfasser demnach nicht zum lobe anrechnen. Was die variation bei loser bindung angeht, so könnte man 5 fälle hierher rechnen (4,7. 8,3. 20,3. 32,3. 16,7). Von diesen scheiden aber 2 aus, weil die merkmale der echten losen bindung auf sie nicht zutreffen. Sie sind weiter nichts als feste bindungen, die durch eine verrenkte wortstellung verdeckt werden. So 16,7:

kvaða hann ina œðri   alna mundu
mey í heimi,   nema mįǫtudr spilti.

Mey verhält sich nicht variirend zu *œðri*, sondern ist seine unentbehrliche stütze. Desgleichen ist *í heimi* keine verweilende, lose beifügung, sondern notwendige sinnesergänzung zu dem verneinten komparativ der ersten zeile. Ebenso 32,3:

þá kom in arma út skævandi
móðir Atla; hon skyli morna!

In arma ist nur ein abgetrenntes attribut. Ein dritter fall dieser art liegt 33,7 vor (oben als feste bindung gerechnet). Derartiges beobachteten wir schon beim Innsteinsliede.

Brechung des kurzverses tritt zweimal auf, in relativ harmloser form (4,8. 12,1).

Der helming ist i. a. respektirt. Die meisten helminge heben sich deutlich ab, mehrere werden mit loser bindung erweitert. Aber der eine, der mit fester bindung erweitert ist (29,9), zeigt uns, daß wir bei stärkerer neigung zu fester bindung auch mehr flagrante verletzungen der helminggrenze zu erwarten hätten.

Es kann also nicht davon die rede sein, daß der Oddr. etwa ein altertümlicheres formgefühl verrate als die etwas jüngere Sig. sk. Im gegenteil, der skamma-dichter steht der alten tradition ungleich näher, wie in der anlage seines gedichtes so auch in seinem stil. Die spaltungen des kurzverses z. b. durch eingestreute variationen sind echtere epische manier als die s c h e i n b a r e variationsbindung, und die syntaktische umbiegung des helminganfangs durch einen unerwarteten schluß, die wir an der sk. rügten, ist auch dem Oddr. nicht fremd.

Liest man str. 14, die schilderung von Oddrúns glücklicher kindheit, so deutet gewiß jeder den fünften kurzvers *(unđak aldri)* zunächst so wie *una lífi* HHu II 36,4, Guðr. II 27,8, *þá unđak bezt ævi minni* Vík. 17,3, *munkak una aldri* Sig. sk. 10,7[1]): 'ich freute mich meines lebens'. Dieser nahezu selbstverständliche gedanke wird in verblüffender weise eingeschränkt durch das folgende 'nur fünf jahre bei lebzeiten meines vaters'. Der verdacht liegt nahe, daß der dichter, hätte er seine geschichte in prosa erzählt, auf diese unwahrscheinlichen *fimm vetr* nicht verfallen wäre. — Str. 21 berichtet die anerbietungen Gunnars an Atli und schließt mit den worten *ef hann hafa vildi.* Wenn darauf 22 anhebt: *En Atli kvaz eigi vilia*, so glauben wir das schon zu verstehn. Der dichter aber mutet uns zu, zu vergessen, was wir eben gehört haben, und *vilia*

[1]) Bugges bedenken gegen die handschriftliche lesung (Fkv. 420 a) werden entscheidend verstärkt durch die beobachtung, daß die Sig. sk. aus dem Oddr. entlehnt hat.



durch das objekt *mund* zu vervollständigen. — Ähnliche, wenn auch weniger starke eindrücke hat man 12,7 und 24,3.

Entlehnungen aus älteren gedichten sind unserm poeten schon in ziemlicher anzahl nachgewiesen (besonders von Detter-Heinzel). Sie bestätigen den jungen ursprung. Nirgends finde ich seine ausgibige benutzung der Hávamál sammlung angemerkt. Die sentenz von str. 24:

Enn slíks skyli synia aldri
maðr fyr annan, þars munuð deilir,

ist nur eine leichte umformung von Háv. 93:

Ástar firna skyli engi maðr
annan aldregi.

Mit 10,5 *(hét ek ok efndak)* und 34,1 *(sattu ok hlýddir)* vgl. Háv. 111,4: *sá ek ek þagðak* usw. *Unna þóttumk* 33,8 = Háv. 99,2. Wegen dieser unzweideutigen übereinstimmungen wird man auch die eingangsphrase *heyrðak segia* auf Háv. 111,11 und *gól* 7,5 auf Háv. 160,4 zurückführen.

8,1—2 *(knátti mær ok mǫgr móldveg sporna)* stammt aus Vsp. 24,7—8: *knáttu vanir vígská vǫllu sporna.* Man argwöhnt, daß nur der plural der Vǫluspástelle dem dichter die zwillingsgeburt eingegeben hat. 8,7—8 *(svá at hon ekki kvað orð it fyrra)* scheint nachbildung von Hym. 25,3: *svá at ár Hymir ekki mælti.* Natürlich hängt auch der vers des Grottasǫng-interpolators *en hann kvað ekki orð it fyrra* mit dem Oddr. zusammen; nach Oddr. 1,2 ~ Grott. 18,8 ist anzunehmen, daß auch der Grott. in seiner gegenwärtigen gestalt dem Oddrundichter vorlag und dieser die beiden ähnlichen phrasen kontaminirte. Str. 13 klingt bedeutsam an an Ghv. 9. Der einfluß der Helr. wurde oben s. 97 erörtert.

Von besonderer wichtigkeit ist es, daß der Oddrúndichter auch die Atlilieder gekannt und ausgibig benutzt hat. Aus der Akv. kannte er die todesart der burgundischen brüder, auf die er in str. 28 bezug nimmt, aus den Am. (4,7) das jütische lokal, dem er mit *Hlésey* 30,2 seinen tribut zollt. Die stoffliche abhängigkeit wird erwiesen durch eine reihe von berührungen der ausdrücke und der vorstellungen. So entspricht der ritt über die ebene bis zur hohen halle (Oddr. 3,1—4) Akv. 13,5—14,4. *Vinr haukstalda* Oddr. 6,2 ~ *Borgunda vinr* Akv. 18,3. Das angebot von schätzen und von

bú fimtán (21) ist umgebildet aus Akv. 4. 5. *Sendi Atli áru sina* Oddr. 25,1—2 ∼ *Atli sendi ár til Gunnars* Akv. 1,1—2. *At þeir eigi til Atla segđi* Oddr. 26,3—4 ∼ *Hǫgna til sagđi* Akv. 6,2; *Atla til segia* Am. 80,2[1]). Oddr. 31 erinnert an den übergang über den Limfjord; kurz vorher ist Hlésey erwähnt. *Sverđa deili* Oddr. 33,7 = *sverda deilir* Akv. 36,2 (im Lex. poet. nur hier belegt, vgl. *bauga deilir* an der inhaltlich nahe verwanten stelle Oddr. 20,2).

Auch aus dem eigenen werke entlehnt der dichter — hier klärlich ein testimonium paupertatis für ihn selbst, nicht — wie beim Alten Sigurdsliede oder beim Grott. — für seinen nachfolger. So widerholt 15,1 *(þat nam at mæla)* 8,5; ebenso ist 26,1—2 *(buđu vit þegnum bauga rauđa)* variirte widerholung von 21,1—2 *(buđu þeir árla bauga rauda);* mit 32,8 *(mærum biarga)* vergleicht sich 30,8 *(fiǫrvi biarga);* mit 23,5—6 vgl. 16,5—6; mit 29,4 vgl. 12,4; mit 28,1—4 vgl. 17,5—8; mit 35,5—8 vgl. 20. Man beachte, daß es fast immer die entsprechenden stellen der strophe sind, die aneinander anklingen. Für diesen dichter waren also sicher die strophen die teile seines gedichts, nicht die helminge.

Aus dem namen *Heidrekr* (1,7) zusammen mit der wörtlichen berührung des schlußverses von str. 10 mit Hunn. 12,7—8 darf geschlossen werden, daß dem autor das lied von der Hunnenschlacht bekannt war. Den sinn von str. 10 — deren schluß Bugge für unverständlich hielt — geben Detter-Heinzel ohne zweifel richtig an; *þá er ødlingar arfi skiptu* ist zeitbestimmung zu *hét ek* und *er ek hinig mælta.* Die edelinge, die das erbe teilen, sind Buđli und Heiđrekr. Letzteren ebenfalls als Hunnenfürsten zu denken, lag nahe, denn im Hunn. heißt Hlǫđr, der an der spitze der Hunnen auftritt, *Heiđreks arfi* und *arfþegi* (2,2. 4,2). Wenn der dichter die mit dem namen *Heiđrekr* verbundene erbteilung eine generation hinaufrückt, so ist das weniger eigenmächtig, als wenn er Sigurds verhältnis zu zwei frauen auf Gunnar überträgt. Oddrún und Borgný sind also cousinen. Auf dieser vorstellung beruht es, wenn sie in der vergangenheit zusammen lebten oder doch widerholt bei-

[1]) Die zusammengehörigkeit der drei stellen (die anscheinend keine weiteren parallelen haben) dürfte auf der hand liegen. Schon hieraus ergibt sich, daß die beurteilung der konstruktion bei Gering Vollst. wb. 895 nicht richtig sein kann.



einander waren (str. 11. 12). Borgnýs worte *sem vit brœðrum tveim of bornar vœrim* (11,7—8) sind sattsam unklar, was sich aber dadurch erklärt, daß sie von der Helr. eingegeben sind; vielleicht wollen sie sagen: 'wie es sich geziemte, d a wir geschwisterkinder waren'. Daß Oddrún ihre jugendgeschichte erzählt, ist eine licenz oder gedankenlosigkeit, die sich um das verwantschaftsverhältnis der frauen nicht kümmert. Wahrscheinlich stellte der dichter sich vor, daß die mädchen so lange beieinander waren, bis 'die edelinge das erbe teilten', und daß Oddrún sich bald darauf in die einsamkeit zurückzog[1]), um die traurigen erfahrungen ihres lebens in christlicher liebestätigkeit zu vergessen.

Raum- und zeitanschauung sind in hohem grade verwirrt, wol z. t. deshalb, weil der dichter seine geschichte, als ein ragoût von andrer schmaus, ziemlich ex tempore zusammenstellte. Gunnars wohnsitz denkt er sich in nächster nähe des Atli. Wo der des Heiðrek und der Borgný liegt, bleibt im unklaren, ebenso wann das liebesverhältnis zwischen Gunnar und Oddrún entdeckt worden ist. So viel ist sicher, daß Oddrúns erzählungen keine chronologische folge geben wollen. Sie hat nur die absicht, sich zu verteidigen, und dabei fällt ihr freilich auch manches ein, was nicht zur sache gehört, höchstens geeignet ist, den str. 11 kundgegebenen entschluß zu motiviren. Darum sind auch die gründe, die Bugge für seine umstellungen ins feld führt (note zu 16,1—4), nicht stichhaltig.

Besonders anfechtbar ist seine bemerkung, es hätte, wenn die handschriftliche folge richtig wäre, bei 16,1 ausgedrückt sein müssen, daß Brynhild w i d e r walkyrje würde. Wie Detter-Heinzel sehr richtig hervorheben, braucht *hafði hon lýða ok lǫnd um sik* nicht notwendig auf die schildmaid zu deuten. Der dichter denkt sich Brynhild als erbin ihres vaters. Sie sitzt als friedliche königin stickend auf ihrer burg. Das widerspricht der älteren sage, daß sie eine schildmaid gewesen sei, die hinter dem flammenwall die freier verschmähte, aber die modernisirung ist ganz im geiste unseres poeten. Er wollte indes der alten vorstellung ein gewisses recht lassen. Daher legte er dem Gunnar, den die liebe zu Oddrún fesselt, den unwilligen wunsch in den mund, möchte seine gattin doch

---

[1]) So auch Mogk, Pauls grundr. [2]II 645.



eine *óskmær* werden, ohne zweifel mit dem nebengedanken, daß sie es nun wirklich geworden sei.

Diese darstellung ist nachweislich dem dichter der Sig. sk. bekannt gewesen. Die annahme liegt am nächsten, daß sie neben der Sig. f. und der Helr. seine einzige quelle für Sigurds geschichte gewesen ist. Aus ihr nahm er jedenfalls das wohnen Brynhilds bei dem bruder auf der burg, denn der bruder war mit dem zusammenhange — der vater ist tot — von selbst gegeben, und es lag nahe, ihn mit dem *fóstri* der Helr. zu identificiren. Er erfand hinzu, daß noch keine erbteilung zwischen den geschwistern stattgefunden hat. Hierauf führte zunächst die schlußzeile von Oddr. 10. Damit verschmolz das schätzemotiv des Alten Sigurdsliedes (zfdph. 39,319). Auch Brynhilds kampflust, wie sie der sk.-dichter darstellt, ist eine resultante aus dem Alten liede und dem Oddr. Daß hier der sk.-dichter ältere darstellungen einander anzupassen sucht, wäre unverkennbar, auch wenn die quellen nicht bekannt wären. Da wir sie besitzen, wissen wir, daß die kampflust als solche, wie überhaupt der spröde charakter der heldin, von der forna geliefert wurde, der konkrete zusammenhang aber, in dem sie auftritt, der wunsch, in dem sie sich äußert, vom Oddr. Dieser schildert, wie die werber Brynhilds burg erstürmen. Das lag nahe, wenn der flammenritt wegfiel, und feuer und krieg waren associirt[1]); daß Brynhilds gewinnung eine leistung war, fiel dem dichter doch nicht ein preiszugeben. Den kampf um die burg griff der sk.-dichter auf und gewann so das objekt, auf das Brynhilds kampflust sich richten, an dem ihre — von allen seinen quellen übereinstimmend festgehaltene — walkyrjennatur sich wenigstens sozusagen potentiell offenbaren konnte. Daß sie wirklich gekämpft habe, dagegen stritten sowol Sig. f. wie Oddr. An letzteren schloß sich der dichter auch im wortlaut an. Seine verse

hvárt ek skylda vega ok val fella,
biǫrt í bryniu, um bróður sǫk

haben die stäbe *(v—b)* und einen teil des wortmaterials *(vega, val-, bryn-)* gemein mit der entsprechenden stelle Oddr. 18:

Þá var víg vegit vǫlsku sverði
ok borg brotin, sú er Brynhildr átti.

---

[1]) s. o. s. 300.

Bugge und noch Detter-Heinzel nahmen an, daß str. 21 auf die zeit nach Brynhilds tod gehe. Das kann unmöglich die meinung des dichters gewesen sein. Schon str. 20 (D.-H.) berichtet wider von verhältnissen, die zu Brynhilds lebzeiten zu denken sind: es besteht ein so inniges verhältnis zwischen Oddrún und Gunnar, daß dieser seine frau fortschickt. Dann geht es weiter: 'früh schon boten sie rote ringe ...'. *Árla* steht deutlich in der hs., und so vortrefflich auch an sich die lesung *Atla* wäre (vgl. ähnliche parallelismen 4,1—4. 5), so besteht doch kein anlaß hier zu ändern, weil 'früh' einen untadeligen sinn gibt. Man darf nicht vergessen, daß Oddrún sich verteidigt. Ihr unerlaubtes verhältnis zu Gunnar wird dadurch gerechtfertigt, daß dieser in aller form um sie geworben hatte, von Atli aber abschlägig beschieden war, und zwar schon früh, d. h. ehe nähere beziehungen zwischen den beiden sich anknüpften. Das kann also nur vor der vermählung Gunnars mit Brynhild gewesen sein. Die werbung stand im einklang mit dem letzten willen von Oddrúns vater (str. 15). Gleich nach dessen tode erfolgte sie vermutlich, wurde aber von dem bruder, der jetzt zu entscheiden hatte, abgewiesen. Warum? jedenfalls weil dem dichter die feindschaft swizchen Atli und den Giukungen bekannt ist; Atli will überhaupt keinen mundschatz von Giukis sohne annehmen (22,1—4). Nur eine folge davon ist es, wenn die andere schwester mit den waffen erkämpft werden muß (17. 18). Der dichter sagt nicht, welcher art die *vélar* sind, die dabei angewant wurden. Aber es ist klar, daß sie mit Gunnars vermählung an eine ungeliebte frau zusammenhängen. Es ist nicht davon die rede, daß Brynhild selbst das opfer eines betruges wird. Dieses opfer ist vielmehr Gunnarr. Ihm wird an stelle der geliebten Oddrún deren schwester untergeschoben — an sich ein plausibler gedanke, hört man doch manchmal davon, daß ein mann es eigentlich auf die schwester seiner späteren frau abgesehen hatte. Aber über den urheber dieser täuschung und die art ihrer durchführung hat der dichter sich wol kaum klare gedanken gemacht. War Sigurd (19,8) der schuldige? Jedenfalls ist auch bei dieser darstellung Brynhilds rache begreiflich. Wird sie doch bald (18,5) inne, daß ihres mannes liebe Oddrún gilt. Als er sie nun gar mit verächtlichen worten von sich weist, da sucht sie den tod. Das ist ihre rache, wie in str. 19 deutlich gesagt ist. In der tat ist es eine rache,

in dem sinne, wie heute mancher ehemann das odium fürchten würde, vielleicht auch im sinne des Gunnar in der Sig. sk., der schlimme folgen voraussieht (sk. 44). Diese rache hat der sk.-dichter im auge, wenn er Gunnar erst Brynhilds weggang, dann ihren tod fürchten läßt und ihr selbst feindliche worte gegen ihn und seine brüder in den mund legt (besonders str. 57: *margs á ek minnask)*.

Die Sig. sk. kann nicht beweisen, daß Oddr. 21 nach Brynhilds tode spielt. Allerdings verlegt sie Gunnars und Oddrúns liebe in die zukunft (sk. 58 ff.). Aber das widerspricht einerseits Oddr. 20 (D.-H.), wonach diese liebe schon früher begonnen hat, andererseits ist es leicht begreiflich, wie der sk.-dichter zu dieser besonderen auffassung kam: wollte er die Oddrúngeschichte verwerten, so konnte er es nur in der form des rückblicks oder der prophezeiung, und letztere lag bei weitem näher.

Auch auf den ausdruck *bœtr* 21,4 kann man sich nicht berufen. Wäre hier wirklich 'buße' gemeint, so verquickte die strophe in fast unglaublicher weise zwei dinge: die Giukungen böten dann zugleich wergeld für Brynhild und einen mundschatz für Oddrún. Das wird auch durch den wortlaut der strophen 21. 22 *(viđ mér* 21,5; *mund* 22,3; *þeygi* 22,5) und den ganzen zusammenhang ausgeschlossen. *Bœtr* bedeutet 'schadenersatz'. Das ist hier so viel wie 'entgelt', 'kaufsumme'. Ich wüßte nicht, warum wir unserm nicht sehr gewanten stilisten einen solchen freieren, aber keineswegs sprachwidrigen wortgebrauch nicht zutrauen dürften. Etwas ganz ähnliches liegt vor, wenn er 34,5—6 mit dem satze *mađr hverr lifir at munum sínum* den sinn verbindet 'jeder lebt seiner liebe', während der nächste wortsinn sein würde 'jeder lebt nach seinem belieben' (ein gemeinplatz, so unangebracht, daß er nicht ernstlich in betracht kommt). —

Der Oddr. ist eins der besten beispiele für eddische epigonendichtung. Ein so freies schalten mit dem sagenstoff, wie wir es hier erleben, steht innerhalb der eddischen kreises einzig da. Ebenso exotisch ist das ethische klima des werkes. Das kulturhistorische interesse, das es uns bietet, hält dem litterarhistorischen vollauf die wage.

10. Über DAS ZWEITE GUDRUNLIED gehn die ansichten weit auseinander. Mogk und Jónsson stellen es zur ältesten

schicht, Heusler mit Jessen zur jüngsten; Sijmons vermittelt zwischen den parteien. Um hier zur klarheit zu kommen, befragen wir zunächst wider die bindungen.

Der procentsatz der festen langzeilenbindungen ist nicht hoch (9 %), und lose sind fast in doppelter zahl vertreten (16 %). Kurzzeilenbrechung findet sich nur zweimal (11,3. 24,3? vgl. Bugge Fkv. 425 a, Gering zfdph. 29,59). Aber diese zahlen dürfen kein günstiges vorurteil erwecken. Unter den festen langzeilenbindungen sind 2 bis 3 schlimme spaltungen (36,3: *hárar borgar // grind;* 31,3: *bǫlvafullar // þær kindir*, man beachte die verschränkte wortstellung! wol auch 22,7: *lands Haddingia // ax óskorit)* und 3 mit variation: 9,3; 30,3:

þann hefik allra ættgǫfgastan
fylki fundit;

31,11:

áðr lífshvatan
eggleiks hvǫtuð aldri næmik.

Der letzte fall kann ebenso gut als spaltung aufgefaßt werden. Die spaltungen durch das langzeilenende fallen umso schwerer ins gewicht, als spaltungen durch die cäsur, die sonst so verbreitet sind, seltener vorkommen (höchstens zweimal: 4,3. 7,3). Allerdings sind ganz ungebundene cäsuren nicht besonders häufig (28 %). Gleichwol dürfen wir eine gewisse annäherung an den sekundären gliederungstypus Atlamál konstatiren. In den mehr als doppelt so langen Am. begegnen nur 3 spaltungen durch die cäsur. Und einzelne strophen der Guðr. II zeigen in der tat die isolirten, zuweilen über die langzeilengrenze hinweg gebundenen kurzzeilen in fast ebenso extremer ausprägung wie Am. und Rþ. So besonders str. 22:

Váru í því horni hverskyns stafir
ristnir ok roðnir — ráða né máttak —
lyngfiskr langr, lands Haddingia
ax óskorit, innleið dýra.

Neigung zur lockerung der cäsur zeigen außerdem str. 1. 5. 8. 11. 15. 16. 19. 33 (während andere, wie 2. 12. 34. 35, ihre cäsuren durchweg fest binden; bei str. 2 beruht dies auf dem einfluß der quelle, des liedes von Helgis tod). Hierher gehört es auch, wenn der vierte halbvers des helmings auffallend oft einen satz für sich bildet (1,4. 8. 5,4. 8. 9,8. 19,8. 12. 20,8. 21,4. 22,4. 23,8. 26,4. 28,8. 30,8. 33,4.

6. 36,4. 39,8. 40,8. 42,4. 44,4). Solche helmingabschlüsse finden sich natürlich auch sonst, ziemlich häufig z. b. im Oddr., aber nirgends derart zur manier ausgebildet.

Auch der sprachstil zeigt verwantschaft mit den Am. Beide gedichte sind arm an variationen (wenn sie auch darin vom Oddr. noch übertroffen werden), besonders an solchen, die den eben genannten begriff im neuen satze vertreten (4 fälle in Guðr. II, über Am. s. o. s. 127). Diese variationen sind aber gerade ein hauptmerkmal alter texte wie Þr., Helgis tod, Alte Brotstrophen, älteste schicht der Akv. In den jungen denkmälern weicht der traditionelle stil, dessen technik erlahmt, vor der umgangssprache zurück. Es ist gezeigt worden, wie sich in dieser beziehung die Am. verhalten. Ähnliches gilt von der Guðr. II (übrigens widerum auch vom Oddr.). Man vergleiche etwa die prosaische bemerkung 5,7—8. Daneben steht eine gesuchte dunkelheit, die ebenfalls in den Am. seitenstücke hat.

Von den stofflichen berührungen zwischen beiden gedichten war schon die rede (s. 225). Die formalen, die wir jetzt dazu beobachten, lassen uns den schluß erweitern, den wir schon aus jenen allein ziehen durften: der dichter der Guðr. II hat nicht nur die Am. gekannt, er ist lange mit dieser dichtung umgegangen und hat sein formgefühl von ihr beeinflussen lassen.

Seine helminge sind i. a. untadelig. Sie werden höchstens mit loser bindung überschritten, und auch das nicht allzu oft, jedenfalls stets im einklang mit der ältesten für uns erreichbaren stiltradition. Diese wolgerundeten helminge sind ein hauptschmuck des gedichtes. Der autor weiß sie fast immer ohne notbehelfe zu ende zu führen, öfters so, daß das letzte viertel den ganzen helming zusammenfaßt, indem es sich syntaktisch auf alle seine teile gleichmäßig bezieht oder auf den anfang zurückbezieht. So 4,5—8:

ǫll váru sǫðuldýr   sveita stokkin
ok of vaniđ vási   und vegondom.

25,1—4. 5—8:

Gef ek þér, Guđrún,   gull at þiggia,
fiǫlđ allz féar   at þinn friđil dauđan,
hringa rauđa,   Hlǫđves sali,
ársal allan,   at iǫfur fallinn.

41,5—8:

hiǫrtu hugđak þeira viđ hunang tuggin,
sorgmóđs sefa, sollin blóđi.

Einmal verlockt den dichter diese virtuos gehandhabte technik, die strophenhalbirung zu opfern (8,3—8). — Wir haben hier unverkennbar ein gegengewicht gegen die auflösung in kurzzeilen. Diese kräftigen schlüsse geben dem helming fast den charakter eines fest gebundenen. Der dichter bekennt sich also keineswegs rückhaltlos zu dem formgefühl der Am. Er liegt vielmehr gleichzeitig auch im banne des andern jüngeren typus, des typus Hymiskviða. Wenn sich daneben schlichte, z. t. gleichlaufende langzeilen finden (2. 17,9—12. 27,1—4. 31,5—8 u. ö.), so gibt es überreste dieser alten gliederungsart ja selbst in den Am. Eher verdienen helminge wie 10,1—4 beachtung:

Svarađi Hogni sinni einu,
trauđr góđz hugar, af trega stórum.

Er gleicht äußerlich den oben aus den Hamð. angeführten altertümlichen formen. Aber er ist ihnen nicht gleichwertig. Die zweite zeile zerfällt in synonyme hälften, und der schluß macht den eindruck, daß er als wesentliche bestimmung des verbums von anfang an vorgeschwebt hat.

Die form kommt damit jener öfters erwähnten umbiegung der konstruktion wenigstens nahe. Unser dichter hat ein zu reges stilgefühl, um so flagrante beispiele davon zu liefern wie andere. Er streift aber hart an die klippe, wenn er 22,3 mit verkürzter pause eilig sein *ristnir ok rodnir* anfügt — man könnte leicht den ersten vers grammatisch mißdeuten —, oder wenn er 18,7 ein *fara,* bei dem jeder gleich an das ziel der reise denkt, im stalle halt machen läßt.

So, glaube ich, dürfen wir das sog. 'alte Gudrunlied' als einen der stilvollsten und zugleich als einen der unverkennbarsten vertreter der jüngsten eddischen schicht ansprechen.

Wie schon angemerkt, ist es ein verwanter der Vkv. Über seine abhängigkeit vom ersten Gudrunliede ist ebenfalls oben (s. 295 f.)



gehandelt worden. Je zahlreicher die unserm dichter nachzuweisenden quellen sind, umso später werden wir ihn ansetzen — man denke an die skamma und besonders an die Gríp. Daher ist uns auch sein receptives verhalten gegenüber der Ghv. und der Akv. wichtig.

Auf Ghv. führen Guðr. II 5,1 *(gekk ek grátandi)* und 32,1 *(grátandi Grimildr);* man vergleiche Ghv. 9,1: *Guðrún grátandi . . . gekk hon tregliga.* In denselben strophen (Guðr. II 5, Ghv. 9) vergleichen sich noch *úrighlýra ió frák spialla : tárughlýra, móðug spiǫll.* Ferner entsprechen sich Guðr. II 3,3 *(at ek œttak ver ǫllum fremra),* 12,6 *(ǫllu betri)* und Ghv. 10,5 *(einn var mér Sigurðr ǫllum betri)*[1]. Daß diese anklänge nicht zufällig sein können, bestätigt der inhalt. Wie Guðrún in ihre söhne dringt und diese mit bedenken und prophezeiungen antworten, die ihr tränen kosten, so dringt Grimhild in ihre tochter und muß weinen über das, was diese von der zukunft enthüllt: den tod ihrer söhne, wie in Ghv. Man hat das verhältnis der beiden texte bisher so aufgefaßt, daß Ghv. der entlehnende teil sei. Einen andern grund hierfür als den glauben an das hohe alter der Guðr. II hat man schwerlich gehabt. Sobald diese annahme wegfällt, ist das gegenteil plausibler. Hamðis und Sǫrlis bedenken und prophezeiungen stammen aus den Hamð., deren alter inhalt sie nahe legte. Also werden sie nicht auch auf umbildung der scene zwischen Grimhild und Guðrún beruhen, sondern das umgekehrte wird der fall sein. Vergleicht man ferner die beiden strophen, in denen die anklänge am stärksten sind, so ist der ausdruck *spiǫll* natürlicher für Guðrúns rückblick als für die stumme antwort des rosses. Auch sieht *tárughlýra,* dem ae. *tárighléow* entspricht (Vollst. wb. 1050), ursprünglicher aus als das *ἁπ. λεγ. úrighlýra.* Endlich ist zu berücksichtigen, daß *Guðrún grátandi* Ghv. 9,1 einem *hlœiandi Guðrún* 7,1 gegenübersteht, ein kontrast, der augenscheinlich dem Wielandsliede (29) nachgebildet ist (vgl. auch Vkv. 29,8—9: *gekk . . . tregði* mit Ghv. 9,3: *gekk hon tregliga).*

Was die Akv. betrifft, so wäre Guðr. II 39 pointelos ohne die im hintergrunde lauernde vorstellung des saalbrandes, wie ihn nur die Akv. erzählt. Der dichter wirkt hier durch dasselbe mittel

---

[1]) Vgl. Jónsson Lit. hist. 1.316 n. 1. Sijmons Einl. CCCXXXIX n. 1.

wie in str. 10, wo der hörer auch weiß, welche raben Hǫgnis herz zerreißen werden. Ferner weisen Guðr. II 41. 42 auf die elegische strophe Akv. 37; vgl. besonders 41,5 *(við hunang tuggin)* mit Akv. 36,4 *(við hunang of tuggin*, ebenfalls mit *hiǫrtu* stabend). Wenn Grimhild der tochter land und leute verheißt (25. 33), so erinnert das an die versprechungen des Knefrøð.

Unser dichter hat also die beiden Atlilieder gekannt. Auch aus den Am. entnahm er einzelne phrasen und motive. So ist Guðr. II 39,8 *(þótt mér leiðr sér)* eine nicht sonderlich geschickte anleihe bei Am. 103 (s. ferner Müllenhoff DAk. 5,395 n.). —

Ganz späte lieder gibt es, die ihrerseits aus der Guðrúnarkviða geschöpft haben: die Sig. sk.[1]), das Falkenlied[2]) und das Traumlied. Dieses zeigt zunächst einen formalen anklang: *hví megið ér eigi gleði bella?* (Vǫls. c. 25,42) ∼ *glaumi bella* (Guðr. II 29,2). Die phrase wird von den wörterbüchern nur an diesen beiden stellen belegt. Inhaltliche verwantschaft besteht zwischen dem männervergleich des Traumliedes und str. 16 der Guðr. II. Letztere erwähnt Sigar und Siggeir — offenbar dänische fürsten[3]), die als solche gut in den zusammenhang passen —, außerdem einen Sigmund. Diese andeutungen sind dem (durch die Sig. m. angeregten) männervergleich zugute gekommen: hier treten außer Sigar noch die Dänen Haki und Hagbarðr auf, und die erwähnung Sigmunds scheint die erzählung von seinem tode und von Sigurds geburt veranlaßt zu haben; der dichter wollte ja auf Sigurd hinaus. Aus inneren gründen ist es wahrscheinlich, daß die paraphrase hier gekürzt hat[4]). Der grund scheint der zu sein, daß vorher (c. 12 f.) schon eine umständliche erzählung derselben ereignisse gegeben ist; das entspricht der sonst bekannten art des sagaschreibers[5]). Nun hängt diese frühere darstellung, wie oben ausgeführt[6]), sichtlich mit dem zweiten Gudrunliede zusammen, doch nicht so, daß man dem sagaschreiber selbst die entlehnung zutrauen könnte. Da das Traumlied sich auch sonst

---

1) Jónsson Lit. hist. 1,290 n. 1. Sijmons Einl. CCCXXXII n. 1.
2) Sijmons zfdph. 12,96. Heusler Lücke 34. 37.
3) Daher mit FJónsson u. a. 16,8 *á Fióni* zu lesen.
4) Heusler Lücke 47.
5) Vgl. zfdph. 39,306.
6) s. s. 250.

— s. besonders das folgende — von der Guðr. II beeinflußt zeigt, so liegt es am nächsten, den grundstock der erzählung von c. 12,21 an direkt aus ihm herzuleiten.

Wir müssen sogar noch weiter gehn. Der anfang von c. 12 zeigt deutliche spuren einer poetischen quelle. Diese quelle ragt als rätselhaftes bruchstück in die saga hinein, denn c. 11 ist poetisirende prosa von primärer beschaffenheit. Andererseits ist die rede des sterbenden Sigmund ihrem hauptinhalt nach eine weissagung von Sigurds künftiger herrlichkeit. Diese weissagung, als zeugnis für Sigurds überlegenheit, würde gut in den mund der Brynhild von c. 25 passen. Sie tut ihrer auch ausdrücklich erwähnung (z. 58). Hier k a n n natürlich der sagamann sich selbst ausschreiben — wie gut das motiv an dieser stelle paßt, sah wol auch er —, aber die gesamtheit der data fordert entschieden die annahme, daß er der quelle folgt, daß diese also Sigmunds schwanengesang enthielt und zwar in der vollständigeren form, auf die c. 12 schließen läßt, also ein gespräch der gatten: besorgte frage der Hiǫrdís (mit anklängen an HHu II 44,5 ff.), hinweis Sigmunds auf seinen sichern tod und den heldenknaben, den sie gebären und der ihn mit dem schwerte Gram rächen wird. Diese rede erwähnte wahrscheinlich auch den fall der Hundingssöhne (etwa: *hann mun harða Hundings sonu, snialla, fella, mun hann sigr hafa*, vgl. Gríp. 9), daraus wäre dann der bericht c. 25,51 f. abstrahirt. Es ist durchaus denkbar, daß ein solcher einfach gegliederter dialog der Brynhild in den mund gelegt war. Dergleichen findet sich gerade auch im zweiten Gudrunliede, wo die heldin widerholt gespräche zwischen sich und andern in direkter rede vorführt. Der Traumlieddichter wird die episode von Sigmund nicht erfunden, sondern einem verlorenen älteren liede entnommen haben, das er neben der Guðr. II benutzte. Aus beiden zusammen gestaltete er seine geschichte von Hiǫrdís und Hálf. Er hat also den stoff mit bewußtsein frei umgebildet — ein naher verwanter des Oddrúnpoeten.

Demselben verfahren verdankt der rahmen des gedichtes seine entstehung[1]). Guðrún bittet diejenige, die ihr später das bitterste leid zufügen wird, ihr ihre zukunft zu enthüllen. Dabei hat Brynhild

[1]) Vgl. Heusler Lücke 45.



mühe, die eigene rolle im dunkeln zu halten. Dieses seltsame gespräch wurde angeregt durch die schlußscene der Guðr. II. Hier sind die rollen ganz entsprechend verteilt, nur daß der fragende Atli ist und Guðrún selbst, seine künftige mörderin, die antwortende. Ein zusammenhang ist schon deshalb kaum abzuweisen, weil der gedanke so einzig dasteht. Er wird zur gewißheit durch die übereinstimmung von einzelmotiven. Der hirsch, von dem Guðrún geträumt hat (c. 25,66 f.) und der Sigurd bedeutet, findet eine anknüpfung Guðr. II 2. Wie Guðrún von einem *úlfhvelp* träumt, der sie mit dem blute ihrer brüder überströmt (c. 25,73), so Atli Guðr. II 42 von *hvelpar* und von blutigen speisen (vgl. 40,6. 41,8). Die *hvelpar* sind deutlich Atlis söhne. Dem entsprechend erscheint Atli selbst c. 25,73 als *úlfhvelpr*. Auf diesen sonderbaren vergleich wäre der dichter schwerlich von selbst gekommen.

Auch darin scheint er seinem vorbilde zu folgen, daß er zwei gleichbedeutende träume aufwendet, die deutung aber nur auf einen von beiden zuschneidet. Ebenso deutet Guðrún von drei träumen ihres mannes, die alle auf dasselbe ereignis zielen, nur den letzten[1]). Diese ähnlichkeit lehrt, daß auch der traum vom falken in dem gedichte ursprünglich ist. Der dichter ließ Guðrún beide träume hinter einander der Brynhild erzählen. Da letztere nur den vom hirsch deutete, glaubte der sagamann die sache verbessern zu müssen und spaltete die scene. Der falkentraum wurde nun einer ungenannten kammerfrau vorgetragen; dieser stand es natürlich frei, ratlos eine nichtssagende antwort zu geben. Mit dieser erfindung hängt es wol auch zusammen, wenn der falkentraum keinen schluß hat. Der sagaschreiber hat ihn weggelassen, sei es, weil er es nicht abwarten konnte, die eigene schöpfung auftreten zu lassen, sei es, um die ratlosigkeit der *kona* dem schärfer blickenden leser plausibel zu machen[2]).

Jedenfalls sind es die träume gewesen, die den jüngeren dichter anzogen. Vielleicht war für ihn die Guðr. II schon das 'alte' gedicht, das auch der sammler darin sah, verführt durch die dunklen

---

[1]) Anders verhält es sich mit den traumserien in Am. und Innst., vgl. EM. XXVIII.

[2]) Über die bisherigen bemühungen, die doppelheit der träume zu erklären, s. Heusler Lücke 40 ff.



redensarten und den geheimnisvollen trank, der auch dem verfasser der Vǫlsunga saga so gefiel, daß er — wie anderswo anderes altertümliche — das recept in extenso ausschrieb.

In wahrheit hat die Guðr. II höchstens das eine altertümliche, daß sie — gegen das Traumlied gehalten — die alte art des ereignisliedes zu vertreten scheint. In allem übrigen trägt sie modernen charakter. Sie bringt die sage mit neuen motivirungen und zusätzen. Sigurds ermordung fließt nur aus der mißgunst der schwäger. Das motiv kennen auch die Sigurdslieder; unser dichter hat es aus kompositionsrücksichten — er läßt mit bewußtsein Brynhild ganz beiseite — zum einzigen erhoben. Die sagenhandlung ist um neue, inhaltarme glieder vermehrt: Guðrúns aufenthalt in Dänemark und den vergessenheitstrank, beide mit malerischen, kolorit gebenden einzelheiten ausgestattet. Die beschreibung des trankes zeugt von romantischem interesse für das alte und geheimnisvolle. Ein ähnliches interesse lebt z. b. in der Ynglinga saga. Die gesottene schweinsleber, '*þvíat hon sakar deyfdi*', ist ein gegenstück zu Fáfnis herzen, durch dessen genuß nach junger tradition Guðrún zur wildheit entflammt wurde — übrigens muß diese leber, wie andere der aufgezählten ingredienzien, dem 'biere' mindestens den charakter eines untrinkbaren breis gegeben haben[1]). Die genauen angaben über die stickerei der frauen (14—16) andererseits sind richtige 'tapestry-poetry' (Vigfusson Cpb. 1,316. 560). In demselben geiste ist der aufzug der begleiter Atlis (19) gehalten. Man kennt die kleiderbeschreibungen aus den ritterlichen epen, zumal aus den Nibelungen. Wir haben oben diese ganze partie aus deutscher ritterlicher dichtung abgeleitet. Schon damit war der späte ursprung des denkmals behauptet und, soweit die ableitung richtig war, bewiesen. Dieser deutsche einfluß wurde — wie bereits angedeutet — auch für die komposition entscheidend: Guðrún die heldin, ihr ergreifendes schicksal, von der kindheit angefangen, das thema. So erklärt sich die zusammenhängende erzählung, die mit der alten darstellungsweise des ereignisliedes nicht unmittelbar

[1]) Quelle dürften die Sigrdrífumál sein, vgl. dort str. 5. 12. Die auf das horn geritzten runen scheinen aus str. 5. gefolgert und zwar durch ein missverständnis, vgl. str. 18.



zusammenhängt. Das zeigt schon die lyrische, gefühlvolle art dieses dichters, auch die unsichere führung der handlung. Man braucht nicht mit Vigfusson und Mogk bedeutende umstellungen vorzunehmen. Auch wird am ende schwerlich etwas fehlen. Allerdings liegt bei str. 37 ein abrupter übergang vor, doch ist es nicht nötig, hieraus zu schließen, daß wesentliches ausgefallen oder gar — was Vigfusson für sicher hielt und Symons für erwägenswert hält — der schluß überhaupt abzutrennen ist. Die mangelhafte komposition dient nur zur charakteristik des dichters, der seinen stoff von verschiedenen seiten zusammentrug, und seiner zeit.[1]) Damit soll nicht behauptet sein, daß nicht kleinere verschiebungen und schädigungen des ursprünglichen wortlauts vorliegen.

[1]) Vgl. auch unten kap. XI.

X.

DIE STÄRKEREN LANGZEILENBINDER.

Nur der größeren übersichtlichkeit halber beginne ich hier ein neues kapitel, wie auch die beiden in kap. VIII besonders behandelten denkmäler ihrer beschaffenheit nach ebenso gut mit den folgenden hätten zusammen behandelt werden können. Doch weist die reihe der procentzahlen, der wir folgen, in der tat zwischen Hyndl. und Sig. sk. eine etwas größere lücke auf (4,3—5,7), und ebenso hinter dem zweiten Gudrunliede. Dieses hat 9 % feste bindungen, die Helgakviða Hiǫrvarðssonar, mit der wir hier beginnen, 11,2 %.

11. HELGAKVIÐA HIǪRVARÐSSONAR. Auch wenn wir der allgemeinen annahme gemäß die lióðaháttstrophen der sog. Hrímgerðarmál ausscheiden, bleibt es bedenklich, von den bruchstücken e i n e s liedes zu reden. Die gleichmäßige tonart, die das ganze charakterisiren soll (Jónsson Lit. hist. 1,247. 248), beweist schon darum nichts, weil sie sich wol auch auf die andern Helgifragmente (und -gedichte) erstreckt. G e g e n die einheitlichkeit spricht folgendes. Zunächst würde sie einen so weiten inhaltsrahmen voraussetzen, wie er wol bei einem mhd. epos — Gudrun ! — aber nicht bei einem Eddaliede vorkommen kann (vgl. Symons Einl. CCCXXVII). Ferner weist das verhältnis der prosa zu den strophen darauf hin, daß hier unzusammenhängendes aneinander geleimt ist. Die prosa ist nämlich auf keinen fall ein ursprünglicher bestandteil der komposition, wie Bugge und Mogk behauptet haben. Sie ist vielmehr deutlich sekundär[1]) und nicht frei von mißverständnissen. Niemand wäre aber ohne die prosa auf den gedanken gekommen, so disparate erzählungen wie die von Atli und dem hilfreichen vogel und die von Helgi und Heðin für teile einer und derselben dichterischen konzeption zu erklären. Endlich sind auch die bindungen dieser annahme nichts weniger als günstig.

[1]) S. die vortrefflichen bemerkungen von Sijmons aao. CLIX.



Von den 11 festen langzeilenbindungen begegnen in den 11 strophen 1—11 nur 2, in den 13 strophen 31—43 dagegen 9. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß an den beiden ersten stellen der text nicht feststeht. Bei 1,7 ergibt sich die feste bindung erst durch eine konjektur (*er* für *ero* 1,5). Diese — oder eine ähnliche — konjektur ist bei dem überlieferten wortlaut wol unvermeidlich, doch kann man nicht wissen, ob die schlußzeile der strophe ursprünglich ist. Gegen 2,1—4 ist eine inhaltliche erwägung geltend zu machen: das leere *fleira mæla* sieht nicht ursprünglich aus; doch hängt das mit der sage zusammen, auf die ich hier nicht eingehe. Andererseits haben wir 32,5 eine harte spaltung, die noch dazu die helminggrenze trifft[1]).

Das bild gewinnt noch schärfere züge, sobald wir die losen bindungen vergleichen. Diese, 8 an der zahl, begegnen sämtlich in str. 1—11. Sie überwiegen also hier bei weitem die festen bindungen, während der schlußteil nur letztere kennt und so an dem überwiegen der festen bindungen in dem ganzen komplex schuld ist. Übrigens findet sich keine variation bei fester bindung, umso bemerkenswerter, als der procentsatz der variationen, wie in aller Helgidichtung, hoch ist. Eine ausnahme macht höchstens 2,3, wo aber eine anrede vorliegt und überdies der text anstoß gibt (s. o.).

Zerkleinerung des kurzverses begegnet sechs mal, davon 2 fälle in str. 2, einer 11,5, die andern im schlußteil (33,12. 35,3. 39,3).

So steh ich nicht an, zwischen str. 11 und 31 eine scharfe grenze zu ziehen. Sie scheidet einen strophenkomplex, der zu den altertümlicheren Eddastücken gehört, von einer jungen, modernen geist atmenden dichtung. Der vogel, der den werber zu der schönen frau geleitet, die ein könig — nach der prosa zu urteilen — aus

[1]) Jónsson (Eddalieder 2,125. Lit. hist. 1,248) zieht in str. 38 den fünften halbvers (*ef hann sœr um lík*) syntaktisch zum ersten helming. Ist das richtig, so haben wir hier eine verzahnung der helminge, wie sie für späte denkmäler charakteristisch ist und demnach an dieser stelle kaum überraschen könnte. Aber ich finde nicht, daß diese auffassung nach dem wortlaut nahe liegt. J. führt für seine interpretation von *eđa* keine parallelen an. Das für den dichter bezeichnende dürfte hier nicht in der gliederung zu suchen sein, sondern in der unebenheit des sinnes. Der schlußvers paßt in der tat nur zum sechsten, nicht zum fünften kurzvers, zu dem er der form nach aber ebenfalls gehört. Sehr ungeschickt stilisirt ist z. b. auch str. 34.



eitelkeit seinen drei weibern gesellen will, die namengebende walkyrje, die den helden auf das schwert verweist, der appell an die rachepflicht — diese motive könnten so alt sein wie die wikingzeit (in der man sich meistens das ganze 'Helgilied' entstanden denkt). Wie anders mutet der konflikt der brüder an! Heðinn, der seine verfehlung reuig dem bruder gesteht, dieser mit seiner resignirten todesahnung wie der Sigurd des Großen liedes, dann widerum Heðinn entschlossen, die braut durch tapferkeit zu erwerben, fast wie ein dienender ritter, bis dahin mit einem kuß sich bescheidend — wer das alles dem heidnischen 10. jahrhundert zutraut, der romantisirt die blonden bestien. Wir haben hier christlich-ritterlichen geist, zwar im guten, frischen sinne, aber doch ein bis in die tiefen erweichtes ethos. Daran kann uns die drohung der Sváva (str. 38) nicht irre machen. Sie ist nur ein schwächlicher nachklang von Sigrúns fluch.

Auch in ihrer diktion erweisen sich die strophen 31 ff. als zur jüngeren eddischen schicht gehörig. Hier kommen in betracht: unnatürliche wortfolge aus reimnot (32,1—2), prosagemäße wortstellung beim *hafa*-perfektum (32,3—5), prosaischer stil (besonders 33. 34), notreime (37,4. 39,6. 41,2), die öfters zu ungeschickter und unklarer wendung des gedankens führen (34,5—8. 35,1—4. 39,5—8).

Näheres behalte ich mir für später vor.

12. DAS HERVQRLIED, das die herausgeber (EM XXI) der ersten hälfte des 12. jahrhunderts zuweisen, bekundet auch durch seine bindungen, daß es nicht alt ist: 15 feste langzeilenbindungen mit 4 dehnenden, stäbe liefernden variationen (5,3. 9,3. 16,3. 25,3 — die beiden letzten sind anreden) und einer spaltung an der helminggrenze (18,5):

Ek vígi svá virđa dauđa,
at ér skuluđ allir liggia
dauđir međ draugum í dys, fúnir.

Sieht man die unentbehrliche ergänzung zu *liggia* nicht in *dauđir* sondern in einer der folgenden bestimmungen (wie das die herausgeber zu tun scheinen), so muß man feste bindung mit variation anerkennen. Der dichter hat die drei zeilen als helming gerechnet, denn er fügt einen vollen helming hinzu. Ein solcher mildernder umstand fällt fort bei str. 13, wo ebenfalls die helminggrenze mit

fester bindung überschritten ist. Der widerstreit 'zwischen dem logischen und rhythmischen', den schon SBugge (Norr. skr. 352) hier konstatirte, ist offenbar kein grund, mit Bugge und Heusler-Ranisch die strophe umzudichten.

Die angeführte pluszeile (18,5—6) veranschaulicht uns auch mindestens e i n e n zerkleinerten kurzvers. Wahrscheinlich ist sie aus drei gliedern zusammengesetzt, derart, daß hinter *dauðir* und vor *fúnir* sinnespausen liegen. Weitere zerkleinerungen begegnen 14,7. 16,5 = 25,5. 27,7.

Für das formgefühl auch dieses dichters war der halbvers eine so wichtige einheit, daß sie der langzeile abbruch tat. Er liebt nicht bloß asyndetische halbverse (EM XX, ferner 3,1—4). Er verknüpft auch syntaktisch den hinteren halbvers mit dem ihm folgenden, einige male so, daß der erste halbvers eines helmings mit dem vierten, der zweite mit dem dritten eine engere syntaktische einheit bildet. So 16,2—3:

Segik þér, Hervǫr — hlýttu til meðan,
vísa dóttir !— þats verða mun.

Ebenso 25,2—3. Ferner gehören hierher 13,2—3. 17,2—3. 28,2—3. Sehr häufig beginnt oder schließt der helming mit einem selbständigen kurzvers, der sich scharf absondert (typen 1 + 3 und 3 + 1.) Bisweilen ist auch der erste kurzvers der form und dem sinne nach abgeschlossen, obgleich erst der zweite den satz voll macht, so daß derselbe eindruck entsteht wie in dem ersten der eben genannten fälle. Hierher (1 + 3) gehören: 2,1. 5. 3,1. 5. 4,1. 5,1. 5. 6,1. 7,1. 11,5. 12,1. 5. 14,1. 5. 20,1. 21,5. 23,1. 24,1. 5. 25,1. 26,1. 27,1. 5. 28,1. Abgelöste vierte kurzverse (3 + 1) finden sich an folgenden stellen: 4,8. 5,8. 6,8. 11,4. 8. 13,4. 18,10. 22,4. 8. 23,8. 28,4. 29,4.

So bleibt für die schlichte, feste langzeile wenig raum. Gleichlaufende langzeilen kommen nicht vor. Das Her. hat in der tabelle die fünfte stelle inne und stellt also einen der Rþ. und den Am. nahe verwanten typus dar. Dazu stimmt die nichtachtung der helminggrenze in str. 13 und 18, und es liegt also schwerlich ein grund vor, diese strophen für wesentlich verderbt zu halten (s. o. und EM XVII).

Heusler und Ranisch sagen dem gedichte mehreres gute nach, so auch eine schlichte, syntaktisch kraftvolle, klare sprache. Mir scheint das zu viel gelobt. Der dichter beherrscht die technik des

stabenden langverses mangelhaft, seine verse haben selten fluß und wenig klang. Um stäbe zu bekommen, muß er bald die sätze in die länge ziehen oder durch parenthesen unterbrechen, bald kurze sätze ankleben, die die lücke füllen. So hat seine diktion oft etwas gequältes. Man nehme etwa einen satz wie 6,5—7:

látum okkr eigi liđna rekka
skiótla skelfa!

Skiótla ist ein lückenbüßer schlimmster art. Das angefügte *skulum viđ talask* macht denselben eindruck.

Für die schwächen der form und den (von Angantýs erster antwort an) wirren aufbau — denn man wird hier durch gründliche umstellung nicht viel bessern können — muß eine in der tat mächtige imagination entschädigen. Der dichter weiß die schrecken der geisterbeschwörung farbenreich und suggestiv zu schildern. Er weiß auch die beherztheit des mädchens angesichts der flammenden gräber eindringlich darzustellen. Dazu dient ihm u. a. die kontrastirung mit dem *hirđir*. Sie ist geschickt erfunden (freilich in anlehnung an das Hunnenlied, s. o. s. 264 f.), doch matt und alltäglich in der ausführung.

13. VǪLUSPÁ. Bei der Vsp. stehn wir wider vor einer komplizirten frage der höheren kritik. Wer diese frage durch Müllenhoff für gelöst hielt, den muß Boers erneute untersuchung des textes zfdph. 36,286 ff. in seinem glauben wankend gemacht haben. Aber auch Boers ergebnisse sind nicht abschließend.

Früher suchte man den text, wie er überliefert ist, als freie dichterische konzeption zu begreifen. Diesem standpunkt steht heute noch Mogk ziemlich nahe, wenn er bereit ist, sachliche widersprüche 'aus der menge der mythen über ein und denselben gegenstand' zu erklären (Grundr. ² II 581). Diese betrachtungsweise scheint insofern berechtigt, als der vorliegende text (R), ohne die handgreiflichen zutaten, aber mit seinen dunkelheiten und unebenheiten gewiß das ergebnis einer dichterischen tat ist. Aber diese tat war keine schöpfung, es war nur eine neugestaltung mit hülfe gegebener elemente. Daß diese elemente zum größten teil aus einem stofflich verwanten älteren liede stammten, ist kaum zu bezweifeln, wol aber, ob es möglich ist, dieses lied zu rekonstruiren. Boer meint es vollständig herausschälen zu können. Aber

sein ergebnis (aao. 364 ff.) bliebe unglaubhaft, auch wenn man jede seiner operationen mitmachen könnte; es stünde im verdacht der lückenhaftigkeit und wäre am ende auch seinerseits vor dem kritischen messer nicht sicher.

Doch hat Boer m. e. an mehreren stellen junges und älteres richtig geschieden. Seine auffassung erhält mehrfach eine stütze durch unsere kriterien, und ich erblicke darin einen beweis sowol für die richtigkeit der betr. textscheidungen wie für den kritischen wert der gliederungsverhältnisse.

Auch von unserm standpunkt aus bietet der Vsp.-text ein buntes bild. Altertümliche gliederungen stehn neben sekundären. Zwar kann der eindruck einer gewissen einheitlichkeit entstehn, aber er hält nur streckenweise stich. Bei näherer betrachtung zeigen sich erhebliche unterschiede.

Es finden sich etwa 30 feste langzeilenbindungen, darunter 3 mit variation. Prüfen wir zunächst diese 3 fälle. Der erste begegnet 16,7, im dritten dvergatal. Wir haben einen langgedehnten helming mit eklatanter umdrehung der konstruktion. Das participium *hafat (þat man æ uppi . . . hafat)* hinkt unschön nach. Zu 16 stellt sich 14: 2 festgeschlossene helminge. Der zweite fall ist 31,3. Die strophe lautet:

Ek sá Baldri blóđgum tívur,
Óđins barni, ørlǫg fólgin:
stóđ um vaxinn vǫllum hæri
mær ok miǫk fagr mistilteinn.

Wider 2 ganz fest geschlossene helminge. Der erste entsteht durch ein paar stark dehnender variationen, der zweite durch ein prädikatives und zwei attributive adjektive, die dem charakter von variationen nahe kommen. Besonders beachtenswert ist das doppelte attribut *mær ok miǫk fagr*. Derartige häufungen, i. a. dem eddischen stil fremd[1]), begegnen auch anderswo in der Vsp. Ebenfalls fast als variation bei fester bindung wirken sie 17,3:

Unz þrír kómu ór því liđi,
ǫflgir ok ástkir, æsir at húsi.

Man hat hier den bestimmten eindruck, daß die natürliche wort-

[1]) Vereinzelt z. b. in der Rþ., s. o. s. 105. 118f. Ein verzeichnis der fälle gibt Wenck PBB 31,116.



stellung *unz æsir þrír (ǫflgir ok ástkir) kómu at húsi* einer manier oder dem stabreim zuliebe verschoben ist. Der zweite helming ist hier widerum gleichfalls fest gebunden:

fundu á landi lítt megandi
Ask ok Emblu ørlǫglausa.

Auch hier fallen die vollen attribute auf. Wir haben sie auch an der dritten stelle, die oben für variation bei fester bindung gerechnet wurde (64,3):

Sal sér hon standa, sólu fegra,
gulli þakđan, á Gimléi.

Nicht immer bewirken diese doppelten adjektive feste bindung. Aber es läßt sich beobachten, daß alle strophen, in denen zwei adjektive vor einem substantiv erscheinen, irgendwo feste bindung, überhaupt sekundäre gliederung zeigen. So namentlich str. 61, die durch eine spaltung am langzeilenende ausgezeichnet ist:

Þar munu eptir undrsamligar
gullnar tǫflur í grasi finnask,
þærs í árdaga áttar hǫfđu.

Ferner str. 1 mit *allar helgar kindir* und *meiri ok minni mǫgu Heimdallar*. Str. 1 hat nicht nur eine feste bindung (1,7), sondern auch einen doppelt gespaltenen kurzvers: *viltu, at ek, Valfǫđr!*[1]) Ferner str. 27:

Veit hon Heimdallar hlióđ um fólgit
und heiđvǫnum helgum bađmi;
á sér hon ausask aurgum forsi
af veđi Valfǫđrs. Vituđ ér enn eđa hvat?

Also beide helminge fest gebunden wie bei 17 und 31. Dazu kommen die schon genannten fälle.

Die doppelten attribute, in der form wie sie hier auftreten, sind, wie man zugeben wird, etwas unprimitives. Sie sind jedenfalls der ältesten eddischen dichtung fremd. Insofern passen sie gut zu den oft zu zweien in der strophe begegnenden festen bindungen und den zerkleinerten kurzversen. Es wäre unerlaubt, hieraus auf späte entstehung der ganzen Vsp. schließen zu wollen. Wir haben

---

[1]) Diese lesung, zuerst von Munch Den ældre Edda 185 als die richtige erkannt, ist durchaus gesichert, vgl. Bugge Fkv. 34.



uns vielmehr mit dem umstande auseinander zu setzen, daß fast alle bisher genannten strophen von der kritik als jüngere zusätze bezeichnet worden sind.

16 und 17 hat schon Müllenhoff ausgeschieden. Ich brauche die von ihm und Boer vorgebrachten und wol allgemein anerkannten argumente nicht zu widerholen. 1. 27. 31. 64 werden von Boer verworfen. Nur 61 läßt Boer passiren, doch nicht ohne gegen diese strophe verdacht zu hegen. Bleiben wir zunächst bei 61.

Was Boer s. 344 für ihren ursprünglichen zusammenhang mit den ältesten teilen des gedichtes anführt, scheint mir nicht ins gewicht zu fallen. Selbst wenn str. 61 zu 8 in demselben verhältnis stünde wie 60 zu 7 und 59 zu 4, so könnte das ebenso gut als sekundäre zu- und nachdichtung erklärt werden. (Es ist dies ein prinzipiell wichtiger punkt, in dem ich Boer auch anderswo nicht folgen kann.) Der stil müßte den ausschlag geben, und B. hat selbst beobachtet, daß der g e g e n die zusammengehörigkeit spricht. Das entscheidende ist aber folgendes. Str. 8 berichtet: die götter trieben brettspiel und waren froh, nichts fehlte ihnen, was man aus gold machen kann. Das letzte bedeutet: sie waren reich und kunstfertig (s. str. 7) und konnten so ihr leben verschönen. Das brettspiel ist nur e i n e äußerung ihres sorglosen frohsinns, der dann durch die ankunft der drei riesenmädchen unterbrochen wird. Daß die goldenen tafeln von str. 61 mit dieser schilderung zusammenhängen, unterliegt keinem zweifel. Ist doch von *tefla* und von *gull* die rede. Aber es kann unmöglich der dichter von str. 8 sein, der aus diesen beiden heterogenen elementen *gullnar tǫflur* gemacht hat. Es war ein jüngerer, der str. 8 beim hören nicht so gut verstand wie Snorri beim lesen. *Tefldu í túni* ist der letzte jener kurzen parallelsätze, die bei 7,5 anheben. *Teitir váru* fügt dem bilde keinen neuen zug mehr hinzu. Es lag deshalb nahe, die fröhlichkeit mit dem brettspiel eng zu verbinden: die götter freuten sich beim spiel. Und nun ergab sich die begründung von selbst: alles, was zum zabeln gehörte, war aus gold — so insbesondere die bretter. Daraus wurde das schöne bild von den wundersamen tafeln im grase.

Str. 64 verwirft Boer wegen ihrer engen inhaltlichen beziehung zu 38. 39 (s. 313 f.). Er weist sie demselben dichter zu wie diese strophen, und das soll ein jüngerer dichter gewesen sein, weil 38. 39 die geographische einheit von 37 und 40 zerstören, die durch ihre

widerkehr in str. 50—52 als alt erwiesen werde. Dieser gedankengang sieht bestechend aus, ist aber bei weitem nicht zwingend. Zunächst bleibt der parallelismus von 37. 40 mit 50—52 unklar. Die beziehungen, die B. s. 310 ff. aufzudecken sucht, sind höchst hypothetisch — ganz abgesehen davon, daß in 51 eine textänderung vorausgesetzt wird, die sich ebenso gut auch auf *Muspells* 51,2 erstrecken könnte (s. Bugge zu 51). Vor allem kann ich mich nicht überzeugen, daß die folge norden, süden, osten in 37. 40 beabsichtigt ist. Die beiden säle scheinen mit der alten im Eisenwalde umso weniger etwas zu tun zu haben, als derartige säle auch anderswo im gedichte vorkommen und diese ganze darstellungsweise eine nahe parallele an den elf stätten der Grímn. hat, also wol als eine sache für sich aufzufassen ist. Überdies stehn zwischen 37 und 40 im texte 2 strophen. Allerdings sind diese mit Boer von 37 zu trennen, doch werden sie nicht jünger sein als 37, sondern älter. Es ist fast undenkbar, daß ein interpolator oder gar ein 'verständnisvoller umdichter' (B. 313) zu den zwei sälen von 37 einen dritten gefügt haben sollte, der a u c h im norden liegt und doch als der erste seiner art eingeführt wird, es müßte denn sein, daß hier eine fertige strophe anderer herkunft eingelegt ist. Auch letzteres bleibt immerhin unwahrscheinlich. Die einfachste annahme ist die, daß 37 sekundär vor 38 geschoben wurde. 37 ist eine ganz katalogmäßige strophe, die wol keine andere tendenz hat, als im stile der Grímn. zwergen und riesen eine stelle anzuweisen. Sie steht insofern mit den *dvergatǫl* auf einer linie. Ob sie im hinblick auf die komposition des ganzen eingefügt wurde — riesen und zwerge als gefahrdrohende wesen —, ist doch mindestens fraglich. Unverkennbar ist jedenfalls neben der inhaltlichen unvereinbarkeit die formale differenz der strophen. Die tonart ist grundverschieden. Die trockene konstatirung in 37 kann man nicht vergleichen mit den lebhaften bildern in str. 3. 8. 45—47. 50—52. 57—59. 38. 39 ihrerseits bringen reiche, nachdrückliche schilderungen. Die lebhafte satzvariation 39,9 hat gegenstücke 47,3. 50,7. 62,3. Zu beachten sind noch die stäbe liefernden ortsnamen im hinteren halbvers 37,2. 6, dagegen *Nástrǫndu* 38,3 (*Níðhǫggr* 39,7) im vorderen. An ersteren stellen besteht der verdacht, daß wir es mit frei erfundenen versfüllungen zu tun haben (vgl. Helgilieder, Helreið usw.). Zu den ältesten teilen des gedichtes gehören auch die höllenstrophen nicht, trotz der schlichten

gliederung 38,1—4. Der zerkleinerte kurzvers 38,7 *(sá er undinn, salr)* entspricht 32,7 *(sá nam, Óðins sonr)*. Übrigens unterscheidet sich die feste bindung 39,3 in ihrem ganzen habitus merklich von 37,3. — Die beziehungen von 64 zu 38. 39 lassen widerum eher den schluß auf nachahmung zu als auf identität der verfasser. Und selbst wenn wir letztere gelten lassen, bleibt immer eine große wahrscheinlichkeit bestehn, daß 64 zu den jüngeren bestandteilen gehört. Augenscheinlich war der älteste gegenstand der dichtung die fehde zwischen asen und thursen. Damit verträgt die beschreibung des aufenthalts der verdammten und der seligen sich schlecht.

Was 31 angeht, so finden sich bei Boer s. 347 ff. sehr beachtenswerte erwägungen, die darauf hinauslaufen, daß 30—33 unursprünglich sind. Mir scheint besonders der stil hierfür beweiskräftig. Gewiß kein zufall ist es, wenn auch in 32 und 33 feste bindungen begegnen (32,3. 33,7) und 32 eine kurzversspaltung aufweist (32,7).

Str. 27 ist eine der dunkelsten. *Heimdallar hlióð* mit Boer durch konjektur zu beseitigen, ist sicher unerlaubt. Aber andererseits ist es klar, daß 27 etwas wie eine variante zu 28 ist (B. 298). Nun scheint letztere strophe zu zwei dritteln alt und ursprünglich zu sein. Der eingang, den Bugge und Vigfusson nicht ohne triftigen grund mit 22 verbanden, sieht wie der rest eines alten erzählenden anfangs aus. Jedenfalls paßt er schlecht an seine stelle — Müllenhoffs erklärung ist recht gezwungen —, und es ist nicht anzunehmen, daß wir es hier mit einem fremden bestandteil zu tun haben. Sowol 22,1—4 wie 28,1—4 sind altertümlich gegliedert. Die anspielung 28,7—10, daß Óðinn sein auge in Mímis brunnen verborgen habe (ein weisheitszeugnis der seherin), steht in deutlicher beziehung zu str. 46, nicht bloß insofern, als Óðinn hier mit Míms haupte spricht, sondern auch stilistisch: *í enum mæra Mímis brunni* ist parallel *at enu gamla Giallarhorni*, die ausdrucksweise (adj. + attrib. gen. + subst.) ist nicht häufig. Str. 46 gilt mit recht für alt. Sicher enthält sie einen alten kern, der die vorstellung ausdrückt: Heimdall, der das in die luft ragende Giallarhorn bläst. Das ist ein großartig anschauliches bild, ungleich plastischer als vieles in seiner umgebung. Es wird dem ältesten kern angehören. Zu diesem dürfen wir der stilistischen ähnlichkeit wegen auch 28,1—10 rechnen.

Gehn wir hiervon aus, so begreift sich die variante 27 leicht als jüngerer zusatz, und ihre dunkelheit verschwindet. Wie kam der jüngere dichter dazu, auch noch *Heimdallar hlióđ* im wasser verborgen sein zu lassen? *Hlióđ* ist eine skaldische umschreibung für 'horn'. Diese erklärung, deren richtigkeit Detter-Heinzel und Boer ohne grund bestreiten, ist so einfach (s. Gering Vollst. wb. 450. Fritzner Ordbog 2,13), daß wir hier Snorris autorität einmal glauben dürfen. Nun lautet str. 46:

> *Leika Míms synir, en miǫtudr kyndisk,*
> *at enu gamla Giallarhorni;*
> *hátt blæss Heimdallr, horn er á lopti,*
> *mælir Óđinn viđ Míms hǫfud.*

Wer die *Míms synir* sind, ist strittig. Darüber aber sind wol alle einig, daß es die söhne des Mímir sind, dessen brunnen in str. 28 erwähnt wird. Das mußte auch schon einem Isländer des mittelalters selbstverständlich sein. Machen wir die sehr plausible voraussetzung, daß für diesen Isländer Mímir ein wassergeist war, so lag ihm nichts näher als sich vorzustellen, daß die *Míms synir* im wasser lebten. Dort spielen sie nach str. 46,1—4 mit dem Giallarhorn. Denn es ist etwas ganz gewöhnliches, daß der zweite halbvers parenthese ist und die zweite langzeile zum ersten halbvers gehört. Also liegt das Giallarhorn im wasser. Diese auffassung schien dadurch bestätigt zu werden, daß 42,6 ausdrücklich gesagt wird, daß das horn sich wider oben befindet. Wie ist es herausgekommen? Óđinn hat mit Mím gesprochen! (46,7—8.) Also hatte Óđinn wol dem wassergeist das horn verpfändet, wie nach str. 28 das auge. Aus diesen reflexionen entstand str. 27. Der verfasser glaubte aus str. 29 näheres über die lage von Mímis brunnen zu wissen. So kam der *heiđvani helgi badmr* in seine strophe. 'Walvaters pfand' (27,7) konnte er bei seiner interpretation von 46 natürlich das horn nennen. Von dem horne her — oder vielleicht a u s dem horne? — läßt er einen 'fluß' sich ergießen[1]), denselben, der 28,9—10 als *brunnr*

---

[1]) Die gewöhnliche deutung von 27,5—7 ist sehr unbefriedigend. Das begießen des baumes ist weder ein 'klares naturmotiv' (Boer s. 298) noch scheint der dichter dieser strophe gärtner gewesen zu sein. Auch der ausdruck ist dieser deutung nicht günstig. Wenn *á* wirklich präpositionaladverb wäre, so wäre es weit natürlicher *hlióđ* als *badm* zu ergänzen, und *fors* wäre sehr gesucht. Das richtige bei Schück, Rel.-hist. 1,134.



erscheint. Das soll nur eine verdeutlichung des ersten helmings sein, in dem der brunnen noch nicht erwähnt war.

28,9—14 ist ebenfalls ein jüngerer anwuchs. *Drekka miǫd*, das kaum etwas anderes bedeuten kann als *drekka* schlechtweg (scil. wasser), ist ein gesuchter ausdruck, der stark absticht von der schlichtheit der vorangehnden fünf zeilen. Auch sieht es nicht ursprünglich aus, wenn auf die einzig natürliche anrede *Óđinn* (28,7) die erwähnung in der 3. person (*Valfǫđrs* 28,13) folgt. Ob dieser zusatz seine schlußzeile aus 27 entlehnt hat oder umgekehrt, läßt sich wol nicht entscheiden.

Es bleibt str. 1 zu besprechen. Die richtige auffassung dieser hochberühmten stelle scheint mir im wesentlichen erst durch Boer (s. 352 ff.) gewonnen zu sein. Er kommt zu dem ergebnis, daß str. 1 und 2 nicht älter sind als die großen interpolationen der anfangspartie. In der tat: so wahr wir grund haben, eine schilderung des letzten kampfes der götter zum alten bestande der überlieferung zu rechnen, so wahr kann die ankündigung in str. 1 nicht von anfang an dazu gehört haben. Sie steht aber nicht bloß in widerspruch zum folgenden, auch ihre beiden hälften vertragen sich nicht mit einander. Das hat schon Müllenhoff drastisch gezeigt (DAk. 5,87 f.). Er wollte die auffallende anrede an den gott 1,5 durch konjektur beseitigen. Aber es ist principiell verwerflich, eine lesart, die nicht an sich unsinn ist, nicht durch einen schreibfehler oder etwas dem ähnliches entstanden sein kann, zu beseitigen, statt sie zur beurteilung ihrer umgebung zu verwerten. Denn so gut man sich bei diesem *viltu, at ek* etwas gedacht hat, so gut wird sich der dichter etwas dabei gedacht haben. Und es ist klar, wie er zu dieser anrede gekommen ist. In str. 28. 29 lesen wir von einem gespräch zwischen Óðin und der vǫlva. Er will von ihr — wie in der Vegt. — aufschluß über zukünftiges haben, und er bekommt ihn. Das besagt der vers *fekk* (cod. *fé*) *spiǫll spaklig ok spáganda* (29,3—4). Wir können das ἐνδιαδυοῖν übersetzen 'er bekam kluge auskunft über zukünftige geheimnisse'. Diese auffassung empfiehlt sich durch den einfachen wortsinn des *fekk*: 'er verschaffte sich' (Fritzner 1,362 b), nämlich durch die vorher genannten geschenke[1]). Diese scene wurde oben als dem alten eingang der Vsp. angehörig

[1]) Man hat die stelle bisher m. w. stets anders erklärt, und zwar stets ungleich künstlicher.



vermutet. Vielleicht kannte der verfasser von str. 1 sie noch an dieser stelle. Jedenfalls entnahm er ihr die vorstellung, daß die vǫlva ihr wissen dem höchsten gotte offenbart. Daher die anrede. Dieser rahmen paßt aber durchaus nicht zu dem gedichte in seiner vorliegenden form. Ein dichter, der die rahmensituation im auge hatte, konnte die vǫlva nicht so erzählen lassen, wie sie hier erzählt, konnte sie vor allem nicht Óðin neben den andern göttern fortwährend in der 3. person nennen lassen. Das breite gemälde unseres textes fußt vielmehr auf einer anschauung, wie sie der erste helming von str. 1 ausdrückt: die ganze menschheit lauscht der seherin. Man darf daraus aber nicht schließen, daß allein dieser erste helming jung ist, der zweite ursprünglich die antwort der vǫlva an den gott einleitete. Eine solche einleitung wäre höchst seltsam. Sie würde auch nicht dazu stimmen, daß Óðinn allem anschein nach die vǫlva — wie sich das übrigens fast von selbst versteht — wegen der z u k u n f t konsultirte. Vielmehr ist 1,5—8 ein versuch, die nunmehr ganz monologisch angelegte rede der seherin auf die aufforderung des gottes rücksicht nehmen zu lassen. Der verfasser glaubte eben aus 28. 29 zu wissen, daß eine solche aufforderung vorangegangen war. Daß er namentlich die letztere strophe tatsächlich vor augen hatte, bestätigt sein ausdruck *forn spiǫll fíra*. Er beruht auf den *spiǫll spaklig* 29,3. — Es können demnach sehr wol beide hälften von str. 1 von demselben manne herrühren. —

Es gibt in der Vsp. noch mehr fälle, wo sekundäre gliederung mit später entstehung zusammengeht.

Gute beispiele bieten eine stelle aus dem ersten zwergverzeichnis (12,7, man beachte die künstliche wortstellung) und str. 5, die ebenfalls von Müllenhoff und Boer mit guten gründen ausgeschieden wird.

Str. 35 hat eine spaltung am langzeilenende (*þeygi um sínum // ver vel glýiuđ*). Man kann Boer (s. 336) zugeben, daß diese strophe mit 38. 39 zusammen die hölle schildert. Jedenfalls werden alle drei durch *sá hon* zusammengehalten (wovon nicht bloß 37, sondern auch 36 abweicht). Diese partie wird nicht zum ältesten gut gehören (s. o.). Boer schreibt 35 demselben dichter zu wie 47,1—4, wegen der erwähnung des loskommenden *iǫtun* 47,4. Ein zusammen-

hang ist wol nicht zu leugnen, doch scheint mir identität der verfasser ausgeschlossen durch den stark abweichenden stil. 47 ist einfach erzählend — ohne *sá hon, veit ek* und dgl. —, die satzvariation 47,3 scheint eine eigentümlichkeit der ältesten schicht zu sein, die freilich auch in jüngere übergehn konnte (39,9). 35 dagegen entrollt mittelst *sá hon* ein ruhendes bild. Der verfasser dieser strophe hat den *iǫtun* von 47 auf Loki gedeutet (was vielleicht richtig war, s. Olrik Om ragnarök 78 [234], Boer 335) und ist dadurch angeregt worden, das ihm bekannte bild in einer strophe anzudeuten.

Visa 42, die zwei feste bindungen bringt — allerdings von erheblich anderer art als in 14 oder 31 —, braucht nicht alt zu sein, weil sie für uns geheimnisvoll ist. Die art, wie Boer s. 319 f. die hahnenfrage löst, will mir nicht ganz einleuchten. Ich finde, daß schon der hahn in 42 die kritik weckt. Wenn man sich die rolle eines hahnes bei den riesen denken soll, so kann es nur ein hahn sein, der in der frühe des kampftages kräht (vgl. *dynia hana fiaðrar*, Biark.). Ein solcher ist aber Fialarr nicht. Man kann mit ihm so wenig anfangen wie mit dem *gýgiar hirðir*[1]). Ein verdacht bleibt jedenfalls auf dieser strophe ruhen, wenn auch das klar sein dürfte, daß 43 jünger ist. 43 soll 42 korrigiren: nicht über Egðer krähte der hahn (*gullinkambi*, heiti, nicht name, vgl. *gullinbursti* in den Hyndl.), sondern über den asen, er soll sie wecken am letzten tage; *sótrauðr hani* ist ein künstliches gegenstück zu *fagrrauðr hani*, wo *fagrrauðr* ursprünglich nur generelles beiwort ist. Daß 43 ein ganzes für sich darstellt, zeigt auch die merkwürdige parallele bei Plutarch, die Hehn, Kulturpflanzen und haustiere [7]332 anführt.

Bleibt es hier, was 42 angeht, bei einem non liquet, so scheinen bei str. 51 die dinge verhältnismäßig einfach zu liegen. Es ist hier die rede von der fahrt der Muspellssöhne unter Lokis anführung über die see. Man hat bereits bemerkt, daß die dreiteilung der feindlichen scharen, wie sie der Vsp.-text erzählt, sich schwer mit den andern ragnarøk-quellen vereinigen läßt[2]) und daß sie auch

---

[1]) Dieser wird, obgleich man es verschiedentlich geleugnet hat, doch als der mann der 'alten im Eisenwalde' gedacht sein — *þar* 42,1 = *austr* 40,1 — und das scheint in der tat ziemlich sinnlos.

[2]) Olrik aao. 49 f. [205 f.].

in sich befremdlich ist[1]). Beides zusammen ist bedeutsam. Und sehen wir näher zu, so stellt sich in der tat zur evidenz heraus, daß das nebeneinander wenigstens von str. 50 und 51 nicht primär sein kann.

Alle drei hss. lesen 51,1: *kióll ferr austan*, wie 50,1: *Hrymr ekr austan*[2]). Wie kann man das anders deuten, als daß der *kióll* das 50,8 erwähnte *naglfar* ist? Wie sollte der autor von 51 sonst darauf verfallen sein, daß *Muspells lýđir* zu schiffe kommen, da doch der volksglaube, den noch Snorri der Vsp. vorzog, sie *myrkvid yfir* (Lok. 42) reiten läßt? Man deutet hergebrachterweise str. 50—52 so, daß die feinde von drei seiten anrücken. Diese vorstellung enthält der text selbst nicht. *Muspells synir* ist noch bei Snorri der ausdruck für die feinde der götter schlechtweg und insgesamt. Auch str. 51 besagt nichts anderes. Das besondere ist hier nur, daß *Muspells lýđir* von osten — nicht von süden, aus Muspellsheim — und gleichzeitig zu schiff kommen. Beides aber ist aus 50 entnommen. Der verfasser von 51, der wußte, daß die vernichter der götter die *Muspells synir* sind, fand diese in str. 50 erwähnt, meinte aber die erwähnung deutlicher machen zu müssen, wobei er sich dann die durch str. 50 gelieferten besonderen züge zu nutze machte.

Jeder zweifel schwindet, sobald wir den inhalt von str. 50 genauer mustern. Sie gibt eine vollständige schilderung des untergangs der götter (man könnte an sich auch herauslesen: der menschen) durch Hrym, dh. durch die riesen, und die mittgartschlange. Hrymr steht für 'H. und seine schar' (Detter-Heinzel 2,64). Sie kommen von osten, wo die riesen wohnen. Sie kommen zu pferde, wie die *Muspells synir* Lok. 42, denn *ekr* (das wol aus euphonischen gründen für *ríđr* gesetzt ist), braucht nur zu bedeuten 'treibt', scil. *ió*, wie Háv. 90,3, wo ebenso gut vom reiter wie vom schlitten die rede sein kann. Gleichzeitig windet sich die weltschlange und schlägt die wogen. Ein gewaltiges blutbad ist die folge: der adler bekommt atzung, und das leichenschiff wird losgemacht (oder vielleicht ursprünglich 'die leichenschiffe': *naglfǫr losna*, ein poetischer

---

[1]) Detter-Heinzel 2,71.

[2]) Für die beibehaltung dieser lesart tritt jetzt auch Niedner ein (zfda. 49,241. 271).



hinweis sei es auf zahlreiche schiffsbestattungen — dies erwägen auch Detter-Heinzel 2,65 f. — sei es auf Baldrs tod, jedenfalls dürfte *naglfar* nur ein veraltetes wort sein und nicht ursprünglich der name eines mythischen schiffes). Es ist klar, daß hier ein kampf gemeint ist. Die feinde der götter, zu denen augenscheinlich auch die schlange gehört, schweben dem dichter in phantastischen umrissen und, wie man sieht, nicht durchweg anthropomorphisch vor, aber für das große sterben, das sie anrichten, hat er nur alte formeln der heldenschlacht.

Nach dieser kurzen, aber erschöpfenden schilderung ist weder platz für die einzelkämpfe von str. 53—56 noch für eine zweite und dritte feindesschar. Hrymr und die seinen sind ja klärlich niemand anders als die verkleideten Muspellssöhne. Der dichter hat ihnen nur einen sonst unbekannten anführer gegeben und sie aufs bestimmteste mit den riesen identificirt, wie das sein gegenstand — fehde der götter und riesen — verlangte.

Str. 50 leistet an lebhafter schilderung gleiches oder höheres als andere alte strophen (7. 8,1—4. 46. 47,1—4. 59). Sie bringt die charakteristische satzvariation zweimal (50,5. 7). Sie zeigt eine starke neigung zum selbständigen kurzvers, aber das ist auch andern alten strophen eigen, und im übrigen ist die gliederung schlicht. Grundverschieden mutet 51 an. Hier fehlt die lebhaftigkeit, die sich drängenden bilder. E i n motiv — Loki und die *Muspells lýđir* über see fahrend — füllt mit breiter widerholung vier verse (s. Detter-Heinzel 2,67 f.). An stelle des kraftvollen präsens ein *munu* . . . *koma*, dabei verschränkte wortstellung (z. 2—3). Da überrascht uns auch die harte spaltung nicht, die einen helming von der späten form 1 + 2 + 1 zur folge hat:

Kióll ferr austan, koma munu Muspells
um lǫg lýđir, en Loki stýrir.

Mit 51 fällt auch 52. Jemand, der eine erwähnung des feuerriesen Surt vermißte, hat diese strophe eingefügt. Von seiten der gliederung bietet sie der kritik keine handhabe, dafür aber von seiten der phraseologie: *sviga lœ, sól valtíva* sind ausdrücke, die in 50 und den andern alten strophen kein gegenstück haben. Wie der autor von 51 durch eine fade widerholung die strophe voll macht, so der von 52 durch fremde motive, die mit Surt nichts zu tun

haben und durch leichte änderungen aus str. 48 und 57 gewonnen scheinen[1]).

Auf die unursprünglichkeit der einzelkämpfe (53—56) wurde schon hingewiesen. Wie Boer einmal hervorhebt, begnügt das alte gedicht sich in str. 7 und 60 damit, die *æsir* schlechtweg zu nennen. Von dieser gepflogenheit fallen str. 53—56 ab. Sie unterscheiden sich überdies stilistisch sehr erheblich einerseits von 50, andererseits von 57. Hier anschaulichkeit und motivfülle, die kaum übertroffen werden können, dort ein schwerfälliger bericht, der der plastik fast völlig entbehrt. Man beachte den reflektirenden eingang: *þá kemr Hlínar harmr annarr fram,* das blasse *þar man Frigg- iar falla angan.* Die götter schwingen nicht das schwert, sie 'gehn und kämpfen' *(Óðinn f e r r við úlf vega; þ á k e m r . . . Víðarr vega at valdýri; þ á k e m r . . . mǫgr Hlóðyniar, g e n g r Óðins son við við úlf vega).* Die umständlichkeit erinnert fast an die Am. Verschwommen und eintönig, wie sie ist, hat sie nichts gemein mit dem scharfen umriß, den die volksmythe denselben und ähnlichen auftritten verleiht (SnE 62 f., 64; Hym.). Der ausdruck ist öfters gesucht *(Friggiar angan, valdýr, mǫgr Hveðrungs, mǫgr Hlóðyniar, níðs ókvíðinn).* Dazu stimmt es, wenn wir 55,7 und 56,11 feste bindungen und 55,3 eine verschobene cäsur finden.

Str. 63 überschreitet die helminggrenze mit fester bindung. Natürlich geht es nicht an, mit Boer (s. 343) die erste zeile zu streichen. Dagegen zeigt Boer, in den meisten punkten zutreffend, den parallelismus zwischen 62,5—8 und 63,3—6. Ich halte 63 für einen späteren zusatz zu str. 62 (die auch nicht alt sein wird); es scheint, als hätte jemand auf die frage 62,8 eine a n t w o r t geben wollen[2]).

---

[1]) Arnórr iarlaskáld, der str. 57 der Vsp. gekannt hat (DAk. 5,7 f.), spielt auch auf 52,8 an: *unz himinn klofnar,* Hrynhenda 1,8 (dies hat der dichter selbst widerum nachgeahmt in dem von Müllenhoff angeführten *brestr erfiði Austra,* vgl. ferner *meðan heimrinn byggvisk,* ebd. 14,2). Es scheint danach, als wären schon im 11. jahrh. die str. 51. 52 eingefügt gewesen. Die ältesten strophen dürften einige generationen höher hinaufgehn.

[2]) Schwer ins gewicht fallen Niedners gründe gegen die ursprünglichkeit von 63 (zfda. 49,262 ff.). Man muß aber m. e. weiter gehn als Niedner: alles von 61 an ist zudichtung (wenn auch verschiedenen alters). Das gras 61,4 scheint die äcker von 62 veranlaßt zu haben.



Eine reihe von strophen, die ebenfalls jung sein dürften, mögen hier einstweilen übergangen werden; ihre besprechung würde zu weit führen und scheint für unsern zweck entbehrlich. Wir wollen vielmehr gleich dazu übergehn, zu zeigen, wie die vermutlich ältesten strophen schlicht gegliedert sind.

Hierher dürften gehören: 22. 28,1—10. 29,1—4. 3. 4. 7. 8. 23(?). 24. 25. 26. 46. 47,1—4. 48. 50. 57. 59. 60[1]). Sie alle zeigen, soweit ich sehe, denselben stil, einen schlichten, kraftvollen stil ohne skaldische umschreibungen, von bemerkenswerter eleganz und einer leichten gliederung, die an das Wielandslied gemahnt. Die cäsuren sind überwiegend lose oder gar nicht gebunden. Eine gliederung wie *unz þriár kómu, þursa meyiar* hat gegenstücke in der Þr., z. b. *unz fyr útan kom ása garđa.* Hier wie dort bemerken wir eine der umgangssprache gemäße tendenz, den satz schon mit dem ersten vísuorđ vorläufig zu runden. Aber die größere neigung zur unfesten cäsur, die zusammen mit einer abstrakteren stoffwahl auftritt, weist doch darauf hin, daß das älteste Vsp.-fragment einen moderneren typus darstellt als die Þr. Er zeigt bereits eine gewisse annäherung an die art der Rþ. Es fällt auf, daß in str. 50 die beliebte satzvariation nicht vor der helminggrenze halt macht (*ormr knýr unnir,* variation zu *snýsk iǫrmungandr i iǫtunmóđi*) und daß die zusammengehörigen sätze *en ari hlakkar, slitr nái niđfǫlr* sich auf zwei langverse verteilen. Da wir es mit lauter selbständigen sätzen zu tun haben, so liegt hier die sache immerhin anders als bei fester bindung der beiden mittleren vísuorđ eines helmings. Aber es ist die vorstufe dazu. Hierher gehört auch str. 22, deren vierter halbvers zum zweiten helming hinüberleitet[2]). Dreizeilige gruppen, wie sie für den kurzversstil der Rþ. bezeichnend sind, kann man konstatiren 47,1—3. 48,5—7. 50,3—5. Doch liegt hier nirgends parallelismus vor wie etwa in der jüngeren str. 17 (5—7).

Im übrigen ist parallelismus nicht selten. Er tritt mehrfach in der form des strophenansatzes auf: 8,1—4. 22,5—8. 46,1—4. 5—8. 57,1—4. 59,5—8. Gleichlauf von langzeilen: 29,1—4, auch 4. 60 (nicht scharf ausgeprägt). — Auch in den vermutlich jüngeren

[1]) Von diesen strophen und strophenteilen verwirft Boer 22. 28. 29. 3. 23. 47.

[2]) s. o. über Vkv. und Guðr. II, s. 287 f.



teilen findet sich der strophensatz ein paar mal (18,1—4. 33,1—4. 45,1—4).

Langzeilenbindung durch variation kommt vor, aber nicht häufig (22,3. 23,3. 28,3. 48,7). Feste langzeilenbindung nur 59,3. Hier könnte die fülle des satzes die natürliche ursache sein, doch fällt allerdings auf, daß die erzählung von *sér hon* abhängt, während derartige wendungen sonst in den alten strophen nicht vorkommen.

Zweimal ist das adjektivum nachgestellt, fast wie eine variation im graden halbvers:

þeirs miđgarđ mæran skópu (4,4);
ok um móldþinur mátkan dœma (60,4).

Das bedeutet aber wol keine zerkleinerung des kurzverses und ist jedenfalls ganz anderer art als die schon erwähnten fälle jener erscheinung oder als diese hier:

hárr bađmr, ausinn hvíta auri (19,3);
stendr æ yfir, grœnn, Urđar brunni (19,7);
þriár, ór þeim sal, er und þolli stendr (20,3);
um ragna røk, rǫmm, sigtíva (44,8).

Das gesagte möge genügen, um es einleuchtend zu machen, daß auch für die Vsp. unsere kriterien frucht tragen. Eine vollständige kritik dieses denkmals zu liefern, war nicht meine absicht. So ist denn auch der inhalt nur so weit in unser gesichtsfeld getreten, als es für die beurteilung des einzelnen notwendig war. Die schwierigen fragen, die er uns noch immer aufgibt, fordern eine besondere untersuchung.

14. GRÍPISSPÁ. Wenn bei einem eddischen liede, so steht bei der Gríp. später, litterarischer ursprung fest. Darüber sind alle forscher einig. Von umso größerem interesse muß es für uns sein, festzustellen, wie sich das denkmal gegen die bindungen verhält. Zumal bei seiner länge hätten wir deutliche spuren jener erscheinungen, die wir als sekundär betrachten, zu erwarten.

Diese erwartung täuscht nicht. Die Gríp. gibt sich auch von der seite der gliederung gesehen, deutlich als ein ganz junges produkt zu erkennen. Sie schwelgt in zerstückelten halbversen, die öfters mit versetzter wortfolge einhergehn (6,5. 8,2. 3. 21,8. 23,3. 4. 24,7. 41,3. 42,7. 53,4, dazu eine abnorm hohe zahl anreden), und

sie ist freigebig mit festen langzeilenbindungen, von denen ein starkes viertel (7, nebst 2 anreden, von 28) variation zeigt. Variation bei loser bindung ist nicht häufiger als bei fester (7—9 fälle). Die losen bindungen überhaupt erreichen nur die halbe zahl der festen (14).

Was dagegen die syntaktische selbständigkeit des vísuorð angeht, so ist sie nicht sonderlich hoch: 26 % bindungslose cäsuren (17 % lose, 57 % fest gebundene). Hierin geht sogar die Vegt., eine quelle unseres liedes, die die langzeilengrenze so archaisch behandelt, erheblich weiter (28 %, bezw. 35 % ungebundene cäsuren). Es fällt auf, daß gegen ende die zweiteilung der vierten langzeile sich stark vordrängt, im gegensatz zu der sonst mehrfach auftretenden tendenz, die strophe mit einer fest geschlossenen zeile zu enden.

Doch herrscht die vierzeilige strophe, in den repliken unzweideutig ausgeprägt, durchweg. Die ursache liegt gewiß nicht bloß in der guten überlieferung. Für diesen verseschmied war der vierzeilige abschnitt die norm, alles andere formlosigkeit. Dagegen respektirt er die helmingeinheit nicht unbedingt. In str. 35 wird die grenze mit fester bindung überschritten. Bezeichnend ist auch eine strophenfüllung wie diese (17):

Hon mun ríkium þér rúnar kenna,
allar, þærs aldir eignask vildu, —
ok á mannz tungu mæla hveria —
lyf með lækning; lifþú heill, konungr!

Der siebente kurzvers gehört zum zweiten! Denn es ist nicht wahrscheinlich, daß *lyf* als objekt zu *mæla* gedacht sei.

Wäre es aber das, so hätten wir eine umdrehung der konstruktion, insofern als sinn und satz bei *hveria* ablaufen. Solche umdrehungen finden sich 44,7 (*síðan verða* müßig nachgetragen), auch 24,7 (*leið vísa* absolut?), ferner im graden halbvers 30,2 und besonders 4,4:

hér er maðr úti, ókuðr, kominn

— nach *úti* erwartet man kein *kominn* mehr.

An dieser erscheinung, wie auch an der verschobenen wortstellung, ist bekanntlich oft die stabnot schuld, und an der krankheit hat unser verfasser sichtlich laborirt. Davon erzählen besonders seine anreden. Beständig variirt — *Sigurðr! øðlingr!*

fylkir! ítr konungr! usw. —, liefern sie bequeme stäbe, etwa wie die phantasienamen der Helr. und der jüngeren Helgidichtung. Wenn die Gríp. auffallend reich an variationen im neuen satze ist (etwa 30 belege), so hängt das ebenfalls mit dem stabbedürfnis zusammen. Das bestätigen die überkurzen abstände und der charakter der variationen. Man sehe etwa, wie in str. 16 und 49 der begriff 'weib' variirt ist. Dergleichen verrät mit sicherheit den späten epigonen (zu vergleichen etwa Hrók. 18: *frækn landreki, tiggi, þengill!)*. Und doch zeigt sich eben in dieser fülle eine gewisse rein technische geschicklichkeit. So baut der autor auch klingende vísuorð von jener altererbten art, die oben an dem *helidōs ubar hringa* des Hildebrandsliedes veranschaulicht wurde:

Sefr á fialli fylkis dóttir,
biǫrt í bryniu, eptir bana Helga

(15,1—4). Das ist ein stilgerechter helming. Man vergleiche noch 24,7: *mærr mér;* 43,3: *mærr hiá meyiu;* 42,3: *mærr med mǫnnum.* Die einförmigkeit springt bei alledem in die augen, und die rein äußerliche routine verrät sich darin, daß bisweilen (24,7. 41,3) der scheinbare lose zusatz *(mér, hiá meyiu)* ein notwendiger satzbestandteil ist. Es sollten eben nur stabende zwillingsformeln sein.

15. BROT. Bei den Brotstrophen liegt die sache ähnlich wie bei Akv., Hamð., Vsp.: wir haben einen alten kern und jüngere anwüchse zu unterscheiden. Wie bei dieser scheidung widerum andere kriterien zu ungefähr denselben schlüssen führen wie die bindungsverhältnisse, habe ich zfdph. 39,293 ff. zu zeigen versucht[1]). Es ergab sich, daß der kern des liedes durch die strophen 5—7. (8?) 10—14 dargestellt wird, doch so, daß gegen ende spuren jüngerer formgebung erkennbar sind und ähnlich in den schlußstrophen altes gut durchschimmert.

Zu ähnlichen folgerungen war auf z. t. anderm wege Boer gelangt. Er scheidet str. 5—7. 11—13 aus und hält diese strophen ebenfalls für älter als ihre umgebung (zfdph. 37,449. 450. 457—61). Soweit Boer sich hierbei auf beobachtungen am texte selbst stützt,

[1]) Zu s. 294, z. 11 ff. sei berichtigend nachgetragen: Neben dem ganz geschlossenen helming findet sich mehrmals der typus 3 + 1 (13,8. 16,12, vgl. 2,4. 3,4. 16,4), einmal 1 + 3 (2,5), nirgends 1 + 2 + 1.

kann ich ihm nur beistimmen. Seine indirekten kriterien dagegen halte ich für bedeutungslos. Daß sie irreführend sind, glaube ich an einem entscheidenden punkte aao. 302 ff. nach gewiesen zu haben.

Wir dürfen daran festhalten, daß das Brot mit den beiden strophen von Vǫls. c. 27 zusammengehört. Diese strophen gehören wie Brot 5—7. 11—14 zum ältesten kern der Sigurðarkviða forna, mit deren bruchstücken wir es zu tun haben. Für beides — die einheit und das hohe alter — spricht der stil und spricht auch der inhalt jener beiden vísur. Man ersieht aus dem Oddr. und der Sig. sk., wie die jüngere dichtung gestaltentausch und flammenritt geflissentlich ausschaltet. Die allgemeinen kulturhistorischen gründe dafür scheinen auf der hand zu liegen. Es ist der geist der geschichtlichen saga, der hier anstoß nahm. Somit liegt es bei weitem am nächsten, die einzige poetische darstellung des flammenritts, die wir besitzen, einem alten, heidnischen gedichte zuzuschreiben, und da kommt kein anderes in betracht als dasjenige, aus dem die Brotstrophen stammen.

Folgende einzelheit könnte man gegen die zusammengehörigkeit anführen wollen. Vǫls. str. 22,6 erwähnt die gefolgsleute des königs (*fylkis rekkar*). Dies ist zwar an sich bedeutungslos (zfdph. 39,307 f.), doch hat man den eindruck, als rechnete der dichter auch Sigurd mit zum gefolge. Das wäre ein leichter widerspruch gegen Brot 6, wo Sigurd als der erste der Burgundenschar erscheint. Andererseits scheint das Große Sigurdslied den Sigurd als gefolgsmann Gunnars anzusehen (aao. 310 n. 1). Bei näherer betrachtung wird man hieraus nichts schließen wollen. Einmal ist es nicht sicher, ob mit dem *fylkir* nicht Sigurd selbst gemeint ist. Dann ginge *rekkar* auf seine begleiter (außer Gunnar). Der dichter könnte sich so ausgedrückt haben, wenn er dieselbe vorstellung hatte, die Brot 6 vorliegt. Auch ist die auffassung der Sig. m. nicht ganz zweifellos (Boer hat vielleicht recht, wenn er zfdph. 37,490 Sigfrids dienstbarkeit nur im NL findet). Und selbst wenn jener widerspruch bestände, wer würde es wagen, darauf etwas zu bauen, angesichts aller andern kriterien und besonders angesichts der kleinen widersprüche innerhalb der Brotstrophen selbst? —

Prüfen wir die gliederung der ältesten teile unseres denkmals, so ergibt sich ein etwas anderes bild als bei der Vsp., abweichend

auch von Akv. und Hamð., dagegen der Þr. nahe verwant. Der langvers neigt entschieden zur fest gebundenen cäsur. Natürlich gibt es auch lose bindungen —

Úti stóð Guðrún, Giúka dóttir;
fár treystisk þar fylkis rekka —

ganz in der weise der Þr. Ungebundene cäsuren begegnen fast nur im strophenansatz, der auffallend häufig ist: 12,1—4. 13,1—4. Vǫls. 22,1—4. Weniger ausgeprägt 6,1—4. 5—8 (wo feste bindung auf lose folgt). Ähnlichen stilistischen wert haben die gleichlaufenden langzeilen. Sie sind recht eigentlich das beherrschende element in der diktion unseres liedes. Als satzvariation erscheinen sie Vǫls. 23,3—6. Brot 5,5—8. 11,5—8, auch 7,3—6. (Schärfer ausgeprägt, z. t. mit wörtlicher widerholung, wie in der Þr. und Sig. sk.[1]), nur in den jüngeren teilen.) Es kann auffallen, daß in str. 23 der parallelismus die helminggrenze zwischen sich hat. Diese erscheinung bedeutet jedoch kein verwischen der grenze — es besteht ja keinerlei bindung, wie das z. b. Vegt. 9 und 11 der fall ist —; sie hängt vielmehr zusammen mit jenen anaphorischen anknüpfungen, wie wir sie Grott. 18. Guðr. I 20 haben und wie sie durch Otfrid als alt bezeugt werden.

Bindung der langzeilen ist ungemein selten, wie in der Þr. Höchstens die nicht unverdächtigen stellen 13,7 und 14,3 wären zu nennen. Es gehört zum stil des denkmals, daß es die variirende apposition, die es nicht eben häufig anwendet, in den hinteren halbvers setzt.

Häufiger gebraucht es die stellvertretende variation (Heusler Lücke 80 n. 2. Verf. aao. 293 f.).

Das Alte Sigurdslied zeigt ein paar specielle übereinstimmungen mit der Þr. Wenn hier die annahme geboten sein dürfte, daß der Sigurddichter der entlehnende ist, so sind ähnliche berührungen zwischen Sig. f. und Vsp. wol anders zu beurteilen. Vǫls. 22,3—4: *ok hár logi við himni gnæfa* ∾ Vsp. 57,7—8: *leikr hárr hiti við himin siálfan.* Es kommt hinzu, daß an beiden stellen der strophenansatz

---

[1]) Die stellen bei Heusler Lücke 58 oben. — Das fehlen wörtlicher widerholung in den alten teilen gilt auch von der widerholung in größerem abstande, der epischen widerholung, vgl. Heusler aao. 80 n. 2.



vorliegt. Brot 5,7—8: *munn vígská of viða eiðar* ∼ Vsp. 24,7—8: *knáttu Vanir vígská vǫllu sporna*. An beiden stellen haben wir gleichlaufende langzeilen. Das wort *vígskár* kommt außerdem nur noch einmal bei Sturla Þórðarson vor (KS 373[14]). Der angeführte satz des Brot steht in beziehung zu der fabel der Vsp. Auch dort handelt es sich um einen eidbruch (Vsp. 26,5—8), der die sühne nach sich zieht[1]). Dieser gedanke ist durchaus im geiste der menschlichen wirklichkeit, die der dichter um sich hatte (Boer zfdph. 36,348), er ist aber ebenso im geiste der heldendichtung. Es dürfte ohne weiteres klar sein, daß dieses einzigartige gedicht, die Vsp., sich an ältere heldengedichte angelehnt haben muß. Es verdankt ihnen nicht sein bestes, aber sicherlich sein tragisches hauptmotiv und vieles von seinem stil. Angesichts der angeführten parallelen ist es schwerlich zu kühn vermutet, wenn wir in dem Alten Sig. ein vorbild des Vsp.-dichters erblicken. Es lieferte ihm vielleicht den eidbruch, es regte ihn zu einzelnen wendungen an, und es beeinflußte auch seinen stil, indem es ihm namentlich den reichlichen gebrauch des strophenansatzes nahe legte.

16. GUÐRÚNARHVǪT. Ghv. zeigt mindestens 10 feste langzeilenbindungen mit 5 oder 6 variationen. Zu loser bindung, die 6 mal vorkommt, dienen variationen 4 mal. Zerkleinert sind 4 halbverse (1,3. 8,5. 13,5. 19,6 — an den beiden letzten stellen dient ein adjektivum als anrede). Die helminggrenze ist in 7 mit loser bindung überschritten, in 8 — wo man schwerlich die erste langzeile entfernen darf — mit fester bindung.

Auch seiner anlage und seinem gegenstande nach gibt sich das denkmal als jung zu erkennen. Es ist ein situationsstück. Freilich ist es älter als Guðr. II und sk., aber es kann sich um einen minimalen zeitabstand handeln. Auf das stück deutscher sage in der Ghv. (12) wurde schon hingewiesen. Auch das verhältnis unseres liedes zu den Hamð. ist gestreift worden.

---

[1]) Der vers des Brot kann nach dem zusammenhang und dem stil des denkmals nicht anders verstanden werden als 'die (gebrochenen) eide werden euch verderben bringen' (vgl. *þik skyli allir eiðar bíta* HHu II). Die form *viða* ist nicht sicher erklärt. Man kann Noreen, Uppsala Studier 197 nicht zugeben, daß an der Brotstelle die bedeutung 'fesseln' 'unwillkürlich vom zusammenhange gefordert' werde.



Die Hamð. haben dem situationsdichter den rahmen geliefert. Doch, wie zu erwarten, nicht die uns vorliegenden Hamð., sondern ein älterer, ursprünglicherer text, wie er im 11. und 12. jahrh. umlief. Dies geht schon daraus hervor, daß die eigentliche hvǫt in der Ghv. ohne zweifel echter vorliegt als in den Hamð. (s. o. s. 306). Die beiden in betracht kommenden strophen (Ghv. 3. 6) sind im fornyrðislag. Zweifelsohne hat Mogk recht mit seiner annahme, daß die älteren Hamð. (von denen uns der größte teil leidlich erhalten vorliegt) im fornyrðislag gedichtet waren (Grundriß [2]II 652). Aus der übereinstimmung von Ghv. 4 mit Hamð. 6. 7 aber darf man dies nicht schließen, denn diese strophen weichen metrisch stark ab. Sie sind überdies, wie oben ausgeführt, inhaltlich nicht ursprünglich. Mit Finnur Jónsson (Lit. hist. 1,316 n. 1) dürfen wir uns die sache so denken, daß str. 6 und 7 der Hamð. im laufe der mündlichen überlieferung sich in die Ghv. verirrten. Solche verschiebungen konnten ja kaum ausbleiben, seitdem ein teil der alten Hamð. wörtlich oder fast wörtlich in eine neue komposition hinübergenommen war. Man gewöhnte sich an den parallelismus der beiden gedichte, und als jüngere generationen die Hamð. erweiterten und z. t. umdichteten, wurde infolgedessen bald auch die Ghv. um die passenden neuen elemente bereichert. Aber natürlich fand ein ununterbrochener ausgleich nicht statt, so daß starke varianten begreiflich sind. Sie geben uns einen vortrefflichen einblick in das walten der mündlichen überlieferung.

Hamð. 6. 7 stehn sicher dem ursprünglichen näher als Ghv. 4. Bei Hamð. 8 und Ghv. 5 kann man schwanken. Das metrum spricht für Ghv. Aber der inhalt scheint unursprünglich, er weist auf die durch málaháttstrophen erweiterten Hamð. Daher wird man annehmen müssen, daß eine málaháttstrophe der Hamð., die vorgängerin von Hamð. 8, in Ghv. zu der fornyrðislagstrophe 5 umgestaltet wurde. Die doppelte variation *slídrar ok sárar* kann ebenso gut dem *hvítum ok svǫrtum* Ghv. 2,9. Hamð. 3,5 nachgebildet sein wie von dem dichter der alten Hamð. herrühren, auch die fülle der variationen Ghv. 14,6—8 ist jener älteren stelle nachgebildet. Ghv. 8 mag in ihrem letzten helming alt sein, die ersten drei zeilen sind aber sekundär aus den Hamð. gekommen, die für das ganze eine weit besser geformte variante zeigen (Hamð. 10).

Die engen beziehungen der beiden gedichte treten auch im stil zu tage. Der zweimalige langzeilengleichlauf in Ghv. 2 weist deutlich auf die Hamð. Man vergleiche noch in unserm text 13, 5—8. 15,5—8. 21,5—8. 31. Auch 24,5—8 wird einst gleichlauf gezeigt haben; vielleicht so:

fótum sér þínum í funa orþit,
en hondum þínum í heitan eld.

Diese stilfigur hat der dichter von Ghv. aus eigner kraft nirgends hergestellt. Dagegen gelingt ihm mehrmals der lyrischere strophenansatz; 2,1—4 ist wahrscheinlich alt (Hamð. 3,1—2 wirkt dagegen matt), danach und nach den andern fällen in den Hamð. (16. 17, 1—4. 18,1—4. 19,5—8. 20,5—8 — z. t. verwischt) sind gebildet 10,1—4. 13,1—4. 14,1—4.

Bedeutsam erscheint, daß die gliederung in den strophen, die, wie wir schließen müssen, aus den alten Hamð. stammen, schlicht ist (2. 3. 6. 8,7—10), die sekundären erscheinungen dagegen alsbald auftreten, wo der dichter selbst gestaltet (1. 5. 9 ff.) oder wo jüngeres lehngut aus den erweiterten Hamð. vorliegt (4. 8,1—6).

Ghv. und Hamð. sind beide ziemlich schlecht überliefert. An mehreren stellen ist der wortlaut verderbt, es finden sich lücken und verschiebungen, und Ghv. 17 ist, wie oben s. 219 gezeigt wurde, eine jüngere zutat[1]). Doch liegt kein grund zu Jónssons und Symons' annahme vor, daß str. 18—20 aus einem fremden gedichte stammen. Der zweite helming von 18 weist deutlich auf die situation unseres liedes hin. Und es ist nicht abzusehen, warum Guðrún nicht in wehmütigem gedenken den toten gemahl anrufen kann. Dieses ergreifende motiv gibt unserer komposition einen schönen abschluß. Der dichter weiß geschickt zu Guðrúns todesentschluß überzuleiten. Der ersehnte kommt nicht, so will sie, der verabredung gemäß, zu ihm gehn. Von einem brennen auf gemeinsamem holzstoß steht nichts da. Liest man 20,3 mit der hs. *und hilmi*, so wird nur Sigurd verbrannt. Damit läßt sich freilich nichts anfangen. Aber es scheint mir evident, daß der *hilmir* seine anwesenheit auf dem scheiterhaufen nur einem gedankenlosen schreiber verdankt. Das richtige ist *und himni.* Erst dadurch bekommt der superlativ

[1]) Auch Mogk aao. 653 bezweifelt die ursprünglichkeit dieser visa, doch nicht die herkömmliche interpretation von str. 12.



hæstan einen sinn. *Hæstr und himni* scheint formelhaft gewesen zu sein, vgl. *þau er hæst fara und himinskautum* Gríp. 10,7[1]). Guðrún verbrennt also allein. Sie will ihre sorgen enden (20,7 lese man: *þungar . . . sorgir*, vgl. den danz des þórðr Andrésson Sturl. 2,264). Das motiv ist klärlich dem tode der Brynhild nachgebildet, der also im Kurzen Sigurdsliede schon darum nichts neues sein kann. Denn daß der dichter der sk. den flammentod der Guðrún umgebildet haben sollte, daran ist wol nicht zu denken.

Übrigens kannte er ihn; seine strophe 61, die in ihrer letzten zeile einen wörtlichen anklang an Ghv. 3,9 aufweist, spielt deutlich darauf an. Das verhältnis der sk. zu ihrer quelle ist hier ganz dasselbe wie in str. 37, wo Oddr. 18 zu grunde liegt. Das brennen auf gemeinsamem holzstoß, wie es die sk. erzählt, scheint auch auf der schlußscene der Ghv. zu beruhen, aber die seele des motivs stammt von dem sk.-dichter, demselben, der im ersten teile des liedes Brynhilds eifersucht ausmalt: die heldin, die der Guðrún den platz an der seite des geliebten nicht gönnt, soll diesen platz wenigstens im tode innehaben. Dieser dichtergedanke — mit dem wahrscheinlich auch das betttodmotiv zusammenhängt — kann nunmehr uneingeschränkt seinem urheber vindicirt werden[2]).

17. VÍKARSBÁLKR. Auch der Vík. stammt aus der isländischen nachblüte der eddischen dichtung. Während die meisten andern denkmäler dieser gruppe im großen ganzen ihre ursprüngliche gestalt bewahrt haben, zeigt der Vík. ähnliche erscheinungen wie die ältesten lieder. Er hat umdichtung und vor allem zudichtung erfahren. Das wird mit der späten überlieferung zusammenhängen: eine aufzeichnung des gedichtes vor dem 14. jahrh. läßt sich nicht nachweisen (EM XXIX f. Ranisch Gautrekssaga II). Es steht also nichts der annahme im wege, daß die mündliche tradition hier mindestens ein jahrhundert länger gedauert hat als bei den gedichten des cod. reg. Ähnlich liegen die dinge bei den Hyndluljóð.

Ranischs ausscheidung der strophen a—h ist in der hauptsache evident. Die bindungsverhältnisse bestätigen sie. Der

[1]) Vergleichbar ist auch aus Sigvats Knútsdrápa: *Knútr vas und himnum . . . hǫfuðfremstr iǫfurr* (Hkr. 2,352. 360).

[2]) Vgl. dazu Heusler Lücke 84.

charakteristische zug der jüngeren strophen sind die ganz geschlossenen helminge (a, 1—4. b, 1—4. d, 1—4. e, 5—8[1]). f, 1—4. h, 5—8). Sie kommen in str. 1—15 nicht vor, obgleich feste bindungen auch hier nicht fehlen. Dagegen finden sie sich auch in str. 19 (1—4), 21 (5—8), 23 (1—4. 5—8). Andererseits fehlen sie in g. Ganz ähnlich steht es mit der variation bei fester bindung. Str. 1—15 vermeiden sie durchaus, dagegen tritt sie auf e, 7. f, 3. 19,3. Ich steh nicht an, hieraus den schluß zu ziehen, daß nicht einfach ein mechanischer einschub einer fremden strophenreihe stattgefunden hat, sondern auch eine teilweise umdichtung älterer strophen und ein durcheinanderschieben des ganzen. Das bedarf aber einer näheren erklärung.

In den ersten strophen finden sich ohne zweifel lücken und zusätze. Die ursprünglichen vierzeiligen strophen (EM XXX) sind nicht mehr überall leicht kenntlich, so besonders nicht bei 1. 2. und bei 9. Die herausgeber bezeichnen 9,9—14 als jüngeren zusatz. Ebenso gut, scheint mir, kann hinter 9,6 eine zeile ausgefallen sein und mit *þar siau tigir* eine neue strophe anheben. Daß diese verse ziemlich alt sind, dafür spricht ihre gliederung (gefällige lose bindungen wie in 4. 5. 20) und das *ἀπ. εἰρ. kostum góðir* (= ae. *cystum gód*, Eadweards tod 23, vgl. Wids. 56).

Auf eine tiefer gehnde verderbnis weist auch str. g. Sie wird nicht nur durch ihre gliederung dem ursprünglichen gedichte zugewiesen. Auch der nicht durchgeführte kviðuháttr, der zweimalige gebrauch der ersten person, das kraftvolle, anschauliche motiv *hiók bryniulauss báðum hǫndum*, alles dies unterscheidet sie scharf von ihrer jungen umgebung. Sie schiebt sich als ein fremder keil zwischen die rein politischen allgemeinheiten der strophen a—f und h. Ihr ursprünglicher platz muß in einer lebhaften kampfschilderung gewesen sein. Es ist kaum zu bezweifeln, daß sie zu str. 9—11 gehört. Die erwähnung des Úlfr ok Erpr bezieht sich zurück auf die aufzählung str. 7. 8, die den sturm auf Herþiófs burg einleitet. Zwischen 9 und 10 würde unsere strophe vortrefflich passen.

Bei c ist das fehlen des festgeschlossenen helmings zufall. Denn kein weiteres kriterium tritt ihm zur seite. Der ganze habitus der strophe, die feste bindung c, 3, die verwischung der helming-

[1]) Typus 1 + 3 (3 + 1: c, 1—4).



grenze, das zusammen sagt genug, mag auch feste bindung in den ältesten strophen ebenfalls vorkommen und die helminggrenze auch in 16 verwischt sein.

Was die übrigen belasteten strophen betrifft, so zeugt in 19 auch der *Geirþióſsbani* von umdichtung (EM XXXIII). Str. 20 und 24 zeigen fast reinen kviðuhátt. Das legt den verdacht einer umarbeitung (oder späterer entstehung) für die ganze schlußpartie (19 ff.) nahe. 21 hat schlagende ähnlichkeit mit der jungen strophe Vsp. 14. Man vergleiche

Nú sótta ek til Svíþióðar
Ynglinga siǫt, til Uppsala

mit

þeir er sóttu ſra salar steini
aurvanga siǫt, til Jǫruvalla.

Sollte die entlehnung auf seiten des Vsp.-interpolators sein, so würde dies freilich nichts beweisen.

Auf jeden fall ergibt sich aus dem bisher ausgeführten, daß der schluß des gedichtes ebenso wenig ursprünglich ist wie der bericht von der eroberung der Upplǫnd. Er läßt sich in der tat auch inhaltlich leicht ablösen. Starkaðr erzählt seine schicksale nur bis str. 19 einschließlich. Was noch folgt, hat nur den zweck, die erzählung in einer situation zu verankern. Eine solche anlage kennen wir sonst nicht bei rückblicksgedichten (wenn wir von dem einzigen Hróksliede absehen, das den Vík. nachahmt, EM XXXVI). Wo diese einen rahmen verwenden, klären sie gleich zu anfang über ihn auf (Oddr., Ghv., Guðr. I, Hiálm., Ǫrvar-Odds sterbelied, letzteres insofern, als es von der saga kaum zu trennen ist).

Ganz anders verhält sich freilich ein ereignisgedicht wie das Ingeldslied (Saxo 303 ff, vgl. Olrik Dansk tidsskr. 1898, 173). Hier spiegelt sich die handlung in der poetischen rede, und das ist, wie es in der natur der hvǫt liegt, namentlich am ende der fall. Nun haben wir es hier auch mit einem Starkadliede zu tun. Die situation ist sehr ähnlich. Dem schwedischen königshof entspricht der dänische. Auch den spott der königsmannen kennt das Ingeldslied:

Aulici risu populi lacessor,
advenae digno vacuus receptu;



aspero carpor sale, dum loquaci
mordeor ausu

(Saxo 304 f.). Daraus ergibt sich mit hoher wahrscheinlichkeit, daß der Vík. seinen schluß und die darin bezeichnete situation dem Ingeldsliede verdankt. Auch der einfall, den schwedischen königshof als schauplatz zu wählen, wurde durch das Ingeldslied nahe gelegt, denn dort sagt Starkaðr, er komme eben aus Schweden (Saxo 306, Olrik str. 8). Der zudichter hat also den von ihm erfundenen auftritt in chronologische beziehung zu der berühmten hvǫt in Lejre gebracht. Das ist durchaus im geiste der Isländer des 12. und 13. jahrhunderts.

Unser ergebnis wirft ein licht auf str. 23. Die anspielung auf die riesische natur des *Hergríms bani*, auf sein abenteuer mit dem gotte þór paßt schlecht zu der vorangehnden erzählung[1]). Wir erklären das am einfachsten durch die naheliegende annahme, daß dem zudichter die auch bei Saxo vorkommende sage von den vielen armen des Starkaðr bekannt war und daß er sich ihrer bediente, um dem spott der königsmannen etwas inhalt zu geben.

Was der zudichter vorfand, war ein reiner monolog wie das zweite Gudrunlied, ohne beziehung auf die situation, wahrscheinlich übrigens fragmentarisch und dadurch den bearbeiter anlockend. Dieser monolog enthielt noch nicht die kviðuháttstrophen a—f. h. Sie sind erst später hinzugefügt worden, als man das gedicht in die Gautrekssaga aufnahm (Ranisch Gautr. LXXXVIII). Daß der verfasser der kviðuháttstrophen nicht mit unserm zudichter identisch ist, geht schon daraus hervor, daß der schluß nur z. t. kviðuhátt zeigt. Über jeden zweifel erhoben wird es durch die tiefgreifende stilverschiedenheit und die verschiedene tendenz der beiden strophengruppen. Es genügt, auf die zerkleinerten kurzverse und die verkünstelte wortstellung hinzuweisen, die sich nur in dem einschiebsel finden (b, 3—4. e, 5. f, 2).

Das alte fragment ist eine schöne elegische dichtung. Sie zeigt das feine formgefühl und den rhythmischen wolklang, den wir aus den frauenmonologen der eddischen sammlung kennen. Gegenstand des dichters war der schwermütige rückblick des alten kämpen

---

1) Vgl. Olrik, Danm. Heltedigtn. 1,3 f.

auf sein leben. Das verhältnis des sprechers zu seinem herrn ist der centralgedanke. Spielgenossen in der kindheit, wurden sie schon in früher jugend durch gemeinsames böses schicksal verbunden, dann kam der tag des widersehens, wo jeder erzählen mußte *(andsvara)*, und die aufrüttelung des sprechers zum kriegerleben durch den älteren freund, darauf die gemeinsame rachetat, des sprechers erste kriegsfahrt. Die freundschaft wird befestigt durch fünfzehn gemeinsame sommerzüge und durch gegenseitige gaben, da folgt das tragische ende, das den sprecher zum trostlosen irrfahrer gemacht hat.

Schon aus dieser inhaltsübersicht erhellt, wie empfindlich die Sísar-strophen aus der komposition herausfallen. Sie erwähnen auch, abgesehen von der männervergleichstrophe 12, den Víkar überhaupt nicht und legen das gewicht auf etwas ganz anderes als die Víkarstrophen: auf die fürchterlichen wunden. Das paßt wol zu dem schluß und zur saga, aber es verträgt sich nicht mit dem plan des dichters. Es ist daher anzunehmen, daß auch die Sísar-strophen zu den jüngeren zutaten gehören. Bei näherer betrachtung weichen sie doch recht fühlbar von der fülle, dem wolklang, dem beseelten vortrag der meisten vorangehnden und einiger nachfolgenden (16. 17) strophen ab. Dagegen vertragen sie sich stilistisch wol mit dem schluß. Dieser hat entschieden etwas þulamäßiges — man sehe str. 20 und 24 —; dieselbe eigenschaft besitzen auch die Sísarstrophen in hohem grade, namentlich str. 13, die sich als aufzählung von körperteilen nahe zu 24 stellt (4,1—4 könnte die anregung gegeben haben; ganz anderer art ist 9,3—6). Damit zusammen hängen die selbständigen halbverse in 13 und 24, die zugleich in der lockeren, ungeschickten syntax übereinstimmen. Wenn wir andererseits in den schlußstrophen fest gebundene helminge fanden, so lassen sich auch 14,1—4. 15,1—4 ungezwungen als solche auffassen. Hier führt das bestreben, den helming zu füllen, zu so ungeschickten sätzen, wie wir sie dem dichter von str. 3. 5. 17 nicht zutrauen können.

Eine letzte handhabe bietet der inhalt. 12,1 wird einer der spötter angeredet. Das kann, wenn wir oben den rahmen des gedichts richtig beurteilten, nicht ursprünglich sein. Es weist deutlich auf den verfasser der schlußvísur. Dieser hat, wie wir sahen,

dem Ingeldsliede motive — und wol auch verse — entlehnt. Nun klingt str. 12 stark an mehrere strophen von Qrvar-Odds Männervergleich an *(Vart þú eigi með Víkari austr í Væni ~ Oddr, vartú eigi út með Grikkium* u. ä.). Ähnliches gilt von str. 11, die wie eine dublette von 10 aussieht, inhaltlich aber matt ist und kaum zum vorangehnden stimmt — *suma drápum!* — *(en Herþiófi heiptir goldnar ~ þá er Hálfdani heiptir guldum* Männ. 15,3—4). Ebenso berührt sich 20,5—6 *(hringa vanr ok hróðrkvæða)* eng mit Männ. 4,3—4: *dáða vanr ok dýrs hugar.*

Die umstände sprechen entschieden dafür, daß unser zudichter es ist, der aus dem Männ. entlehnt, nicht umgekehrt. Die phrase *vartú eigi þar* hat der sagamann, der den Männ. komponirte, mit der idee des ganzen der saga des Sigurðr Jórsalafari entnommen *(sá ek þik eigi þar*, Mork. 187; *mantu eigi þat*, Hkr. 3,291; vgl. EM LXII). Es muß ferner auffallen, daß die Sísar-episode keinen schluß hat. Es wird nicht gesagt, daß der Sísarr fiel. Die wunden dürften auf beiden seiten ungefähr gleich schwer sein. Die erzählung bleibt also auf dem standpunkte von str. 12 stehn: *sóttu vér Sísar á velli.* Eine solche angabe genügt wol beim männervergleich (vgl. Männ. 10. 12. 14), aber nicht im zusammenhange einer erzählung. Wir begreifen die lücke, wenn wir annehmen, daß der dichter in engem anschluß an den Männ. seine strophen 11. 12 einfügte und, da er nicht zu erzählen verstand — wir sehen das auch an str. 20 ff. —, über eine ausführung des mit 12 gegebenen themas nicht hinauskam. Die tendenz war ja, den naseweisen grünschnäbeln zu imponiren. Auf die wunden konnte schon Männ. 2,5 führen *(bar ek sár þaðan sex ok átta).* Die hauptquelle aber waren widerum ältere Starkadlieder. Von sehr ähnlichen, z. t. denselben wunden hat nach Saxo (279 und 388) Starkaðr selber in versen berichtet (vgl. Ranisch Gautr. IC). Wahrscheinlich hat unser zudichter hier einen oder den andern vers wörtlich übernommen. Diese anklänge bestätigen widerum die zusammengehörigkeit der Sísar-strophen mit dem schluß. Beide strophengruppen sind steif und poesielos aus anleihen zusammengestoppelt.

So bleiben für das alte bruchstück nur str. 1—10. g. 16—18, von denen mancher vers auch nicht mehr in ursprünglicher gestalt vorliegen wird. Wir haben aber keinen grund, dem gedichte eine

andere behandlung der bindungen zuzutrauen, als sie in diesen strophen herrscht. Der dichter scheut nicht die feste langzeilenbindung, wol aber vermeidet er dabei die variation und den bis zum ende geschlossenen helming, ebenso die zerkleinerung des kurzverses (1,5 wird späterer zusatz sein). Er behandelt die cäsuren frei und ausdrucksvoll und handhabt die variation nach alter weise, sinnvoll und mit maß. Der strophenansatz kommt 5,5—8 und — nach umstellung der beiden langzeilen — 10,5—8 vor (eine unvollkommene nachahmung 11,5—8). Dazu stimmt die anapher 17,1, auch der langzeilengleichlauf 2,3—6. Die halbstrophengrenze ist mit loser bindung überschritten in 16. Die strophe aber ist vermutlich überall von hause aus ein regelmäßiges vierzeiliges gebilde (wie auch in den jüngeren zutaten).

Mit den andern eddischen elegien hat der Vík. gemein, daß der glücklicheren jugend das leid des späteren lebens gegenübergestellt wird. Aber es ist kein liebesleid wie in den frauenmonologen oder in Hiálmars Sterbelied. Ähnlich wie in den strophen des sterbenden Hildibrandr (EM 53 f.) handelt es sich um eine tragische verwicklung, um selbstverschuldetes unglück. Das erinnert ein wenig an die selbstanklage Heðins — der auch 'wilde pfade' tritt — vor seinem bruder Helgi. Der konkrete gegenstand des konfliktes aber ist unserm gedichte allein eigen: die ungewollte neidingstat des kriegers an seinem *dróttin*. Die wärme, mit der Starkaðr seines herrn gedenkt (16. 17), hat ein gefühlvolleres gegenstück in dem ae. Wanderer.

Die geschichte von Víkars fall durch Starkaðr, die auch Saxo (276 f.) erzählt, ist eine variante der bei Saxo (392 f.) und Arngrim (c. 9) begegnenden von dem tode des Áli. Hier ist der hinterlistig ermordete könig der held, dort der reuige täter. Offenbar ist letztere auffassung die jüngere, allem anschein nach erst von den christlichen Isländern ersonnen.

Davon zeugt auch der Vík. Die geschichte von der vaterrache Víkars hat parallelen in den sagas. Besonders nahe steht ihr c. 3 der Gíslasaga: aus der brenna entkommen Gísli und sein bruder nach Freiðarey, sammeln eine schar und nehmen rache. Auch den Fróða þátt kann man vergleichen, wo die knaben ebenfalls auf einer insel verborgen leben, ehe sie an dem mörder ihres vaters rache üben. Als diese und ähnliche sǫgur sich bildeten — im

11. jahrh. —, entstand auch die fabel von Víkarr und Starkaðr. Für die ausgestaltung ist es von bedeutung gewesen, daß auf der insel Fenhring — noch zu Sverris zeit — ein *viti* war (KS 79[25], vgl. dazu Ranisch. Gautr. XCVIII).

18. HRÓKSLIED. Zum Hrók. habe ich nicht viel zu bemerken. Die steifen verse, die nach stil und geist so epigonenhaft anmuten, verleugnen auch in den bindungen den späten, litterarischen ursprung nicht. 16 festen langzeilenbindungen stehn nur 9 lose gegenüber. Bei beiden gruppen begegnet variation, freilich bei loser bindung häufiger (7 mal gegen 3 mal bei fester). Der kurzvers ist — in nicht schlimmer form — gespalten 18,2. 8. Die strophen sind durchweg vierzeilig, ihre halbirung respektirt — man muß hier sagen: pedantisch respektirt. Dagegen finden sich böse umdrehungen der konstruktion, die ebenso wie die öfters versetzte wortfolge die reimnot unseres versemachers anzeigen. So 19,1—4:

Slíkt kennir mér, at sofa lítit
marga grímu, ok miǫk vaka.

Das 'manche nacht' kommt unerwartet. Schlimmer ist 20,1—4:

Sá hefir dagr of mik daprastr komit
miklu í heimi, svá at menn vitu.

Man vergleiche auch 17,1—4.

Das gedicht ist ein ableger der Vík. Davon zeugt außer dem EM XXXVI angeführten auch str. 5:

Hálf sá ek hǫggva hǫndum báđum,
hafđit hilmir hlífskiǫld fyr sér.

Das ist umbildung von Vík. g, 7—8:

hió ek bryniulauss báđum hǫndum.

Zugleich hat wol Innst. 21 eingewirkt:

hér sá ek alla einum fylgia.

An das Innst. erinnert auch 7,1:

bađat hann viđ dauđa drengi kvíđa,

vgl. Innst. 20,7:

munat baugbroti viđ bana kvíđa.

Weiteres über das Hrók. bringt kap. XI.

19. HELG. HUND. I. Das lied von Helgi dem Hundingstöter steht von allen nicht skaldischen denkmälern der extremen trias Hym.-Helr.-Innst. am nächsten. Es ist fast ebenso geeignet

wie diese, die herrschaft des fest geschlossenen helmings zu veranschaulichen — in gewisser hinsicht sogar geeigneter.

Von den 109 helmingen des liedes zeigen 36 bis 37 feste bindung, und zwar erstreckt sich diese in etwa 15 fällen auf den ganzen helming — z. b. 31,1—4:

Svát[1]) *þar um aptan í Unavágum*
flaust fagrbúin flióta knáttu —

in 19 fällen auf die 3 ersten vísuorð — z. b. 4,5—8:

brá nipt Nera á norðrvega
einni festi, ey bað hon halda —,

nur 3 mal auf die 3 letzten vísuorð, z. b. 28,1—4:

Svá var at heyra, er saman kómu
Kólgu systir ok kilir langir

(vgl. 22,5—8. 53,1—4). Der gliederung 1 + 2 + 1, die 33,1—4 vorliegt, kommt auch 14,1—4 nahe:

Settisk vísi, þá er vegit hafði
Álf ok Eyiólf, und Arasteini.

Spaltung begegnet 12,7. 25,5. 55,7. Auch zerkleinerung des kurzverses, bezw. überdeckung der cäsur ist nicht selten (7,8. 9,8. 17,5. 30,3. 38,1—2. 42,3? 55,7), vgl. z. b. 38,1—4:

þú vart, en skœða skass, valkyria,
ǫtul, ámátlig, at Alfǫður,

oder 30,3:

En þeim siálfum Sigrún ofan,
fólkdiǫrf, um barg ok fari þeira.

Ebenso wie hier spaltet die variation Hym. 21,7. 23,7 den kurzvers. Auch den reichlichen gebrauch von kenningar (Jessen zfdph. 3,42 f.) und indirekter rede (Heusler zfda. 46,243), die weitschichtige anlage, den sinn für die äußere erscheinung haben diese beiden starken zeilenbinder gemeinsam. Andererseits ist die diktion des Helgiliedes ungleich flotter, auch natürlicher, und sehr charakteristisch weicht es ab im gebrauch der variationen: variation kommt bei fester bindung nur 2 bis 3 mal vor (30,3. 38,7. 37,7?), bei loser bindung dagegen 14 mal. Die Hym. verhält sich, wie oben ausgeführt, etwa umgekehrt.

[1]) Die hs. hat das sinnlose *sat*. Ihre vorlage wird *svat* gehabt haben. Die anknüpfung ist vergleichbar der so gewöhnlichen mit *unz* oder mit *áðr* (Vsp. 4) und entspricht der fließenden diktion unseres liedes.



Von den 3 fest gebundenen variationen stehn 2 (37,7. 38,7) in dem scheltdialog, der das unförmliche mittelstück des gedichtes bildet (str. 32—46). Von den übrigen bindenden variationen enthält der scheltdialog nicht weniger als 10, während das vorangehnde und das nachfolgende stück nur je 2 aufweisen. Also ist die appositive variation an der spitze des langverses fast durchaus auf das mittelstück beschränkt. Der rest des gedichtes verwendet statt dessen die apposition im hinteren halbvers (1,6. 14,6. 53,6. 54,6 u. ö.). Damit hängt es zusammen, wenn der ganz geschlossene helming innerhalb des scheltdialogs nur einmal (44,1—4) auftritt, während doch die 15 strophen mehr als ein viertel des ganzen ausmachen.

Diese ungleichheit verlangt eine erklärung, und sie bietet sich denn auch alsbald dar, sobald wir den text näher prüfen. Sinfiǫtli antwortet auf das 'wer da?' des strandwächters:

Segþú þat í aptan, er svínum gefr
ok tíkr yðrar teygir at solli,
at sé Ylfingar austan komnir,
gunnar giarnir, fra Gnipalundi.

Die replik des wächters folgt erst str. 44:

Fyrr vilda ek at Frekasteini
hrafna seðia á hræum þínum,
en tíkr yðrar teygia at solli
eða gefa gǫltum; deili grǫm við þik!

Guðmundr gibt dem ankömmling seine grobheiten, mit benutzung seiner worte, witzig zurück: 'lieber wollte ich die raben sättigen an euern leichen als euch hündinnen zum fraße locken —'.

Was dazwischen steht, ist — bis auf str. 35 — ein einschiebsel, vorn und hinten gleich ungeschickt angeknüpft[1]). Die *forn spiǫll* 36,2 sind bei den haaren herbeigezogen, und das *ósǫnnu bregða* klingt lahm und versöhnlich. Str. 44 schließt nur äußerlich an 43 *(viltú tǫlu lengra? Fyrr vilda ek)*, in wirklichkeit ist der zusammenhang unverständlich, so daß die differenzen der herausgeber über die verteilung der strophen auf die beiden redenden nur zu wol begründet sind. Diesen schlechten außennähten entspricht die innere machart des eingeflickten stückes. Die beschimpfungen sind wirr zusammengerafft, sie stören einander die wirkung, von einem gegen-

[1]) So schon Detter Ark. 4,75 ff., der jedoch auch 35 ohne genügenden grund für interpolirt erklärte.



seitigen überbieten oder einer steigerung (Mogk aao. 618) kann keine rede sein. Als quelle hat sichtlich die Vsp. gedient (Bugge Helgedigt 13 f.); aus ihr stammt auch der letzte halbvers: *viltú tǫlu lengra?* (vgl. *vituđ ér enn eda hvat?).*

Durch ausscheidung der strophen 36 (35?) — 43 werden alle anstöße beseitigt. Die eine variation 34,7 *(gunnar giarnir)* kann umso weniger auffallen, als sie deutlich kein bloßer schmuck, sondern prädikatives attribut ist. In 44 kündet der fest gebundene helming ohne variation gleich unsern Helgidichter an. Auf ihn weist auch die anleihe beim Alten Sigurdsliede *deili grǫm viđ þik* (zfdph. 39,319 f.; in dem einschiebsel begegnen solche anleihen nicht).

Rechnen wir str. 35 mit zum gedichte, so müssen wir noch eine weitere variation (35,3: *flaugtrauđan gram)* in den kauf nehmen. Dagegen ist aber nichts einzuwenden, weil auch hier die variation mehr als ein konventionelles stilelement ist — Helgi soll gepriesen werden — und besonders weil der erste helming dieser strophe fast wörtlich aus einer älteren dichtung entlehnt ist. Diese entlehnung spricht zu gunsten von 35, denn der Helgidichter hat auch sonst jenes ältere fragment benutzt (Hu I 32 ~ II 19. I 33 setzt für den *gunnfani* von II 19 den roten schild ein. I 34 ~ II 22. I 44,1—4 ~ II 21,1—4. I 45.46 ~ II 23.24).

So beschränkt sich das zankgespräch auf zwei repliken, zu denen Helgis einmischung kommt, eine ähnlich einfache und fast ebenso wolgegliederte anlage wie in dem vorbilde HHu II 19 ff. Wir können in der tat unserm dichter nichts anderes zutrauen. Die anleihen, die er hier und dort, namentlich bei der Sig. f. macht, führen zwar zu kleinen inconcinnitäten (str. 5. 48), er nimmt es zwar mit dem einzelnen ausdruck nicht allzu genau, aber er ist unstreitig ein geschickter erzähler, der die handlung schnell vorwärts führt. Er verdient es auch, von einigen schlimmen kurzversspaltungen befreit zu werden (38. 42). Die fälle dieser art, die er selber sich erlaubt, sind relativ unanstößig. Endlich gibt die beschneidung des dialogs dem gedichte eine viel normalere verteilung von erzählund redeversen (vgl. Heusler zfda. 46,192 f.).

Wir haben hier einmal den umgekehrten fall wie gewöhnlich: das eingeschobene stück zeigt im ganzen altertümlichere gliederung als das ursprüngliche gedicht. Seit es das formgefühl des Helgidichters, der Hym. usw. gab, bestanden zwei, bezw. drei form-

gefühle neben einander. Wir sehen aus ganz späten dichtungen, z. b. dem Staufhalabálk, ein wie zähes leben die lose oder gar nicht gebundenen helminge hatten[1]). Daß dem verfasser des einschiebsels das Helgilied vorlag, mit andern worten; daß er derselbe ist, der den strophen ihre jetzige stelle gab, erhellt am schlagendsten aus dem gebrauch der ortsnamen *Varinsey* 37,2 und *Gnipalundr* 40,6. Letzterer ist — trotz der unwahrscheinlichen identität der örtlichkeit! — einfach dem gedichte entnommen, *Varinsey* ist umbildung von *Varinsfiǫrdr* 26,10 (vgl. *í vík Varins* HHi 22,3). Nach diesen mustern hat der verfasser noch *Ságunes* (39,2) und *Þórsnes* (40,8) gebildet.

Er geht dabei ganz im geiste seines musters vor. Auch im Helgiliede selbst sind sämtliche ortsnamen — auch mehrere personennamen übrigens — reine phantasieschöpfungen. Das erhellt schon aus dem appellativischen sinn mehrerer von ihnen (Bugge Helgedigt. 124), ferner aus der ähnlichkeit solcher paare wie *Logafiǫll*: *Rǫdulsfiǫll*, *Rǫdulsvellir* (HHi), *Brálundr*: *Bragalundr* (HHu II), *Unavágar*: *Munarheimr* (HHi), *Munarvágr* (Her. u. ö.), endlich daraus, daß die namen meist im zweiten halbvers stehn. Wie *Brandey* 22,3 und *Stafnsnes* 23,2 offenbar um des stabreims willen eingesetzt sind, so werden auch *Gnipalundr*, *Hedinsey*, *Hringstǫd* u. a. namen ihr dasein nur technischen und stilistischen gründen verdanken. Der dichter, der den helming womöglich mit e i n e m satz füllen will, greift begierig nach wolklingenden ortsnamen — wie er nach kenningar und parenthesen greift —, um seinen sätzen die gewünschte länge zu geben, und er hat dabei gleichzeitig den vorteil, daß seine erzählung etwas wie historisches kolorit bekommt.

Es heißt den stil dieses mannes verkennen, wenn man, wie Bugge Helgedigt. 129 ff. und Schütte Jdg. Forsch. 17 anz. 46 getan haben, seine lokale auf der karte sucht. Bugges verfahren scheitert schon daran, daß er nur einen teil der namen erklärt, andere (wie *Brandey*, *Stafnsnes*, *Trǫnueyrr*, *Hátún)* überspringen muß. Wenn Bugge in *austan* 34,6 eine stütze dafür sah, daß *Svarinshaugr* auf das (binnenländische!) Schwerin gehe, so ist zu bedenken, daß

[1]) Als sehr jung würden sich die zugefügten schimpfreden schon durch die verachtung für die walkyrjen dokumentiren, die in str. 38 hervortritt, wäre nicht eben diese strophe eine interpolation zweiten grades, wie die unterbrechung des zusammenhangs zwischen 37 und 39, auch die gleiche länge von 37. 39 und 36 deutlich zeigen. (Vgl. Sijmons, Edda 1,263.)



austan den bequemsten stab für *Ylfingar* lieferte und daß es auch in dem stofflich verwanten Haraldskvæði heißt: *kómu kapps austan knerrir of lystir.* Selbst bei *Heðinsey* und *Hringstǫð* hat der dichter wahrscheinlich nicht an bestimmte, reale örtlichkeiten gedacht. Und die *Himinvangar* liegen sehr weit von Himlingøje![1]).

Wie die sunde und inseln, so schweben auch die ereignisse selbst für unsern dichter in idealer ferne. Ein bei hohem seegang sich hinausruderndes schiff wird er gesehen haben. Hat er aber je ein treffen mitgemacht, so muß seine fähigkeit, von den eigenen erlebnissen abzusehen, groß gewesen sein. Wie anders spüren wir den ingrimm und die not des kampfes etwa im Finnsburgfragment, im Hunn., in den Hamð. oder auch in schilderungen der historischen sǫgur! *Svipr einn var þat,* sagt der dichter. Sein held ist *fyrstr í fólki,* im widerspruch mit der wirklichkeit, denn die könige des 11. jahrhunderts — nach der Heimskringla auch schon Harald Schönhaar — waren im kampfe von einer schildburg umgeben. Wir meinen freilich zu verstehn, wie der hochfliegende stil eine derartige vorstellung verbot.

Dieser hohe flug hat an der einen stelle die neigung des dichters zu bunter, realistischer vergegenwärtigung besiegt. Man beachte, wie er in str. 33 den malerischen roten fehdeschild betont. Die quelle bot eine fahne am vordersteven, aus deren vorhandensein der gegner die feindliche absicht ersieht *(þykkia mér friðr í farar broddi).* Wenn unser dichter die fahne durch den aufgehißten schild ersetzt, so entspricht das der sitte seiner zeit[2]), die er auch in den *fimtán vetr* des ausziehenden Helgi berücksichtigt.

Helgi bietet den *leiðang* auf, wartet, bis die flotte beisammen ist, und geht in der üblichen ordnung unter segel, nämlich so, daß

---

[1]) Vgl. auch Müllenhoff zfda. 23,126 f. — So gut wie *Heðinsey* können natürlich auch andere namen dem dichter aus zusammenhängen zugekommen sein, wo sie eine bestimmte, wolbekannte örtlichkeit bezeichneten, s. Much zfda. 33,1 n. über *Logafiǫll* und *Arasteinn,* vgl. auch Schück, Studier i Ynglingatal 79 f.

[2]) S. die stellen, die Detter-Heinzel zu 32,3 anführen. — Noch zur blütezeit der Hansa scheint diese sitte lebendig gewesen zu sein. Das sigill der stadt Wismar 'zeigt einen am maste eines schiffes aufgehängten schild mit einem gekrönten stierkopfe, sowol nach dem ersten, 1256 erscheinenden, als auch nach dem zweiten stempel, welcher 1354 zuerst vorkommt', Crull, Die wappen der mecklenburg. städte (als mscr. gedruckt) s. 4.



er selbst mit seinem schiffe die mitte hält (*í flota miðium* 35,4, so schon HHu II 20,4). Ebenso machte es Sveinn Gabelbart bei seinem letzten zuge nach England im sommer 1013. Das Encomium Emmae sagt von der ausfahrt der dänischen flotte: *Tali itaque freti classe dato signo repente gaudentes abeunt, atque, ut iussi erant, pars ante, pars retro, aequatis tamen rostris, regiae puppi se circumferunt*[1]).

Auch die ausrüstung der flotte weist auf die zeit Knúts des Großen. Helgis schiffe sind nicht jene unansehnlichen wikingbote, wie sie im 9. jahrh. gebraucht wurden. Sie heißen *flaust fagrbúin* (31,3) und verdienen diesen namen, denn sie sind dunkelblau bemalt (50,7) und mit gold geziert (23,4. 50,8). Solchen schmuck haben die Nordleute aller wahrscheinlichkeit nach erst im laufe der wikingzeit kennen und anwenden gelernt, und zwar zuerst in England. Hier hatte Alfred den wikingen einen an größe überlegenen und in der bauart abweichenden schiffstyp gegenübergestellt, vermutlich eine art mittelding zwischen dem nordischen und dem mittelmeerischen typus, welch letzterem seit alters reiche verzierungen namentlich am bug und stern eigen waren. Mit diesen Alfredschen fahrzeugen hängen wol die großen, schönen schiffe zusammen, die englische fürsten im 11. jahrh. ausrüsteten. Als Knut 1027 gegen die verbündeten Norweger und Schweden zog, fiel es auf, daß alle schiffe seiner flotte über der wasserlinie bemalt waren. Das königsschiff war von unerhörter größe und zeigte vergoldete drachenhäupter; auch die andern schiffe waren größer, als man gewohnt war, und aufs glänzendste verziert (Hkr. 2,353). Offenbar war eine derartig ausgerüstete flotte damals im norden etwas ziemlich neues. Wenn schon Olaf Tryggvasons 'Langer wurm' goldgezierte steven hatte (Hkr. 1,414), so führt uns das nicht mehr als ein menschenalter weiter hinauf, und Olaf hat augenscheinlich mehr als das christentum aus England mitgebracht. Die christlichen skalden werden denn auch nicht müde, die farben und den goldglanz an den kriegsschiffen ihrer gönner zu rühmen[2]). Das nordische kriegsschiff, von dem Meißner in seinem vortrage über

---

[1]) Langebek, Scriptores rerum Danicarum II 477.

[2]) Belege bei Meißner zfda. 47,404. — Der verfasser des Encomium Emmae — der vermutlich 1041/42 schrieb (Langebek Scriptores II 472) — scheint nordische skaldengedichte gekannt zu haben. Dafür spricht seine phraseologie. Man beachte sätze wie *Si quando enim sol illis iubar immiscuit*

die skaldenpoesie (s. 9 f.) spricht, ist das schiff des 11. bis 13. jahrhunderts, ein 'drache'[1]), doppelt so groß wie die ursprünglichen wikingbote[2]), mit reich geschnitzter gallion[3]) und zierlichen windfahnen[4]).

Es kann keinem zweifel unterliegen, daß der Helgidichter skaldische preislieder gekannt hat. Diese vorbilder sind für den aktuellen beigeschmack und den panegyrischen ton seines werkes verantwortlich. Sie wirkten bestimmend ein auf seine kenningreiche sprache, sie werden auch schuld sein an dem hohen procentsatz fester bindungen. Inhaltlich bietet das Helgilied zwar nach eddischer tradition eine richtige fabel, aber es ist eine fabel ohne tragische verwicklung, in deren vordergrund heer und flotte paradiren, mit genauer angabe der örtlichkeit, alles nach dem muster der skaldengedichte der ausgehnden wikingzeit.

Wie ich glaube, war unter den mustern des Helgidichters Sighvats Knútsdrápa. Folgende parallele weist darauf hin. Sighvatr: *ok báru í byr / blá segl við rá / — dýr vas dǫglings fǫr — / drekar landreka* (Hkr. 2,353) ~ Helgilied: *draga bað Helgi há segl ofarr* (29, 1—2), vgl. *sneru' upp við tré vefnistingum* (26,8—9), *dǫglingar* öfters (aber auch in Hu II), *landreki* 32,3 (in den Eddaliedern nur hier).

Auch die andere Tøgdrápa auf Knút, die des Þórarinn Loftunga (Hkr. 2,397 f.), dürfte unserm dichter vorgeschwebt haben. Außer dem motiv der segelnden kriegsschiffe läßt sich dafür anführen: *viðir hádýrs kolsvartir* ~ *brimdýr blásvǫrt* Hu I 50,7; *byrrǫmm brimdýr* ~ *brimdýr* ebd.; *alt vas gulli grams skip framit* ~ *ok búin gulli* ebd.; *uggðu Egðir ǫrbeiðis fǫr* ~ *hermðar litr* 48,9 und *uggi eigi þú Ísungs bana* 20,1—2.

SBugge war der ansicht, das Helgilied sei in der Rǫgnvaldsdrápa des Arnórr iarlaskáld benutzt (Helgedigt. 9). Die umgekehrte annahme dürfte mindestens ebenso wahrscheinlich sein. Die berührungen der beiden denkmäler beschränken sich übrigens nicht auf den ausdruck *áttstafr*, der allein nicht viel bedeuten würde.

---

radiorum . . . ardebat aurum in rostris . . . tantus decor inerat puppibus, ut intuentium hebetatis luminibus flammeae magis quam igneae (!) viderentur a longe aspicientibus. Dem *gaudentes abeunt* vergleicht sich *ótrauðr gamans* Hiálm. 4,3.

[1]) ABugge Vesterl. 202.

[2]) Steenstrup Norm. 4,161 f.

[3]) Enc. Emmae l. c. 476. 481.

[4]) Enc. 476. Ivars Sigurðarbálkr str. 15. Hkr. 2,378.

Wir vergleichen außerdem: *sleit fyr eyiar útan allvaldr blá tialdi* ~ Hu I 26: *þá brá stýrir stafntiǫldum af*, 21,2: *allvaldr* (in den Eddaliedern nur hier); *þars iarlar bǫrđusk* ~ Hu I 53,8: *þars fírar bǫrđusk* (~ *þars flotnar bǫrđusk*, Ftb. 3,267, Sigvatr Bersǫgl. 3,3).

Unbeschadet der anleihen bei der wirklichkeit ist für unsern dichter ein innerlicher abstand vom stoffe ungemein bezeichnend. Er war kein heldensänger. Genrebilder aus der eignen häuslichen existenz, wie wir sie in jüngeren strophen der Vkv. und Akv. und besonders in den Am. finden, hätten ihm vielleicht näher gelegen. Sein theaterheld und die theaterwalkyrjen fallen aus ihrer rolle (16. 17). Und die düstere vogelstimme des Alten Sigurdsliedes behält bei ihm ihren trüben charakter derart, daß ihre schlachtprophezeiung den glücklichen eltern einen wermuttropfen in den freudenbecher träufelt *(eitt var at angri* 5,1). Eine wendung wie die, daß der knabe *fyr vina briósti* und *yndis lióma*[1]) aufwächst, ist ausgesprochen gefühlvoll. Der dichter kannte offenbar die elegische mode der zeitgenössischen dichtung, wenn er ihr auch ausweicht, indem er auf die glückliche kindheit keinerlei leid, sondern den höchsten triumph des ehrgeizes und der liebe folgen läßt. Seinen stoff macht er sich ziemlich willkürlich zurecht durch umbildung und kombination aus älteren dichtungen.

---

[1]) 'Daß ein held aufwächst im strahlenglanz des glückes, scheint aus dem charakter der altnordischen poesie zu fallen', sagen Detter-Heinzel. Nicht aus dem charakter der j ü n g e r e n altnord. poesie!



XI.

SKALDISCHE DENKMÄLER.

Unsere eddische untersuchung hat bisher nur gelegentlich rücksicht auf die skalden genommen. Und doch gibt es skaldische denkmäler, die ganz entsprechende beobachtungen zulassen wie jene, denen wir an den Eddaliedern nachgegangen sind. Alles skaldische, was in fornyrðislag und kviðuhátt gedichtet ist, gehört unmittelbar hierher. Ehe wir daran gehn, allgemeine ergebnisse zu formulieren, müssen wir diese denkmäler näher ins auge fassen. Das wird für unsere entwicklungsgeschichtlichen folgerungen eine rückendeckung bedeuten, denn es ist ja die herrschende meinung, daß zeit und ort der wichtigsten skaldengedichte ziemlich genau bekannt seien.

Wir beginnen mit Egils dichtungen. Ihre entstehung im 10. jahrhundert ist mit recht unbestritten. Schon weil Egill Isländer war, ist die tradition in diesem falle von vornherein glaubwürdiger als anderswo. Man hat gewiß an diesem merkwürdigen manne, von dem uns so viele lebenswahre züge berichtet werden, schon bei seinen lebzeiten das stärkste interesse genommen, und die vielen, die von ihm wußten, haben sich naturgemäß von anfang an gegenseitig kontrollirt. Ferner ist es unleugbar, daß Egils gedichte vortrefflich der zeit und den lebensumständen ihres urhebers entsprechen. Zumal das Sonartorrek ist der höchst bezeichnende niederschlag der späteren wikingzeit, der intensiven berührung zwischen Skandinaviern und Angelsachsen. Von diesem gesichtspunkt aus betrachtet, bildet Egils tätigkeit eins der wichtigsten kapitel der altisländischen litteraturgeschichte.

EGILL UND DER ANGELSÄCHSISCHE EINFLUSS.

Seit der zweiten hälfte des 9. jahrhunderts saßen scharen von Nordleuten — anfangs überwiegend Dänen, im 10. jahrhundert überwiegend Norweger — in Ostangeln und Northumberland. Damals bildete sich jene blutmischung, die noch heute der nord-

englischen bevölkerung das gepräge gibt. Namentlich könig Æthelstan scheint den friedlichen verkehr der beiden stämme gefördert zu haben[1]). Wie er mit Heinrich I. von Sachsen verbindungen unterhielt, so gingen auch gesantschaften zwischen ihm und dem alternden Harald Schönhaar. Diese beziehungen lebten von neuem auf unter Eadgar (959—975), dessen zeitgenosse Hakon der Gute die ersten, erfolglosen versuche machte, das christentum in Norwegen einzuführen. Wenig später ist dann, ganz überwiegend durch englischen einfluß, das norröne gebiet endgültig dem christentum gewonnen worden.

Aber die tätigkeit der beiden Olafe und der allthingbeschluß des jahres 1000 bilden nur eine epoche in der langsamen durchsetzung des norrönen geistes mit christlich-westeuropäischen elementen, die noch jahrhunderte später andauerte und mindestens ein jahrhundert früher begonnen hatte. Der erste schauplatz dieser weltgeschichtlichen entwicklung war — außer Irland — vor allem das nördliche England mit seinem mittelpunkt, der alten stadt York.

In York hielt Æthelstan mit vorliebe hof. Dort hat Egill (wenn wir seiner saga trauen dürfen) den könig zweimal besucht, wochenlang als angesehener gast in seiner halle verkehrt und in seinem gefolge bei Brunanburh gegen Schotten und Nordleute gefochten. Egill ist auch später noch wider nach York gekommen; er mußte dort durch den vortrag der Hǫfuðlausn vor Erich Blutaxt sein leben retten.

Man hat vermutet, die form dieses gedichtes habe in England nachahmung gefunden. Das resultat soll das ae. Reimlied sein[2]). Dabei wird übersehen, daß Egils runhenda innerhalb der nordischen litteratur als etwas neues erscheint. Allerdings weist die Egilssaga schon dem Skallagrím eine runhentstrophe zu (ed. Jónsson 86), aber es ist leicht zu zeigen, daß wir es hier mit — wahrscheinlich recht später — nachahmung von str. 11 der Hǫf. zu tun haben; sie hat wie die phraseologie[3]) so auch das metrum geliefert, und beides ist

---

[1]) Steenstrup, Norm. 3,66 ff. Vgl. ABugge, Vesterl. 276 ff. 290 ff. Taranger, Angelsaks. kirke 16 f. 36 f. 142 ff.

[2]) ten Brink, Gesch. d. engl. litt. 1,108 f. (ebenso in der zweiten, von Brandl besorgten auflage, 1,102). Vgl. dazu Kluge PBB 9, 440. 450.

[3]) *Flugu hialdrtranar á hræs lanar* (Egill) ∾ *flugu hǫggvin hræ Hallvarðs á sæ. Várut blóðs vanar benmás granar* und *sleit und freki*

in bezeichnender weise vereinfacht. Überhaupt ist es nicht wahrscheinlich, daß es endreimende nordische gedichte vor dem 10. jahrh. gegeben hat. Denn einmal beruht der endreim als bewußte kunstform überall, wo er in Europa auftritt, auf der einwirkung der lateinischen kirchenpoesie, andrerseits ist die spätere wikingzeit durch entlehnungen auf allen gebieten des lebens charakterisiert. Wir müssen deshalb umgekehrt schließen, daß der isländische dichter seine runhenda englischen mustern nachgebildet hat. Ohne zweifel gab es solche muster für ihn. Am besten veranschaulicht werden sie uns durch das Reimlied. Doch ist beachtenswert, daß der endreim auch sonst im ae. ziemlich verbreitet ist,[1]) und zwar bezeichnenderweise vorwiegend in geistlichen denkmälern. Fast die ganze ae. poesie zeigt sich ja übrigens geistlich beeinflußt. Das Rl. selbst ist eine erbauliche betrachtung mit anklängen an Hiob.[2]) Man kann danach kaum zweifelhaft sein, wo die wirklichen vorbilder des Rl. zu suchen sind. Man vergleiche seine bald vier-, bald zweizeiligen abschnitte mit einer hymne wie die auf den heiligen Dunstan, die Steenstrup einmal als motto anführt (Norm. 3,273):

Oves tuas, pastor pie,
passim premunt angustie,
mucrone gentis barbare
necamur en Christicole.

Offer, sacerdos, hostias
Christo precum gratissimas,

---

verschmolzen zu *grǫn slítr ara und Snarfara.* Dabei sind *hialdrtranar* und *benmár* anderweit widergegeben durch *ǫrn, freki* durch *úlfr.* — *Grǫn ara* in der angeblichen Skallagrímstrophe beruht auf konjektur (s. Jónsson Egilss. 369), wird aber durch die angeführten parallelen derart gesichert, daß man getrost darauf weiterbauen kann und die interessante beobachtung machen, daß *grǫn* für 'vogelschnabel' bei Egil ein anschauliches bild ist (der triefende schnurrbart des trinkers), in der nachahmung aber als geistloser abklatsch erscheint. — Finnur Jónsson hielt früher die fragliche strophe mit recht für unecht (Krit. stud. 123, Egilss. XXIX, LXVII). Leider ist er nach zeitweiligem schwanken (Ark. 9,4) von dieser ansicht zurückgekommen (Lit. hist. 1,475).

[1]) Kluge PBB 9,422ff. Sievers, Altgerm. metrik 146—149. Oben s. 13.

[2]) s. ten Brink-Brandl aao. 1,102 n. 2.



quibus placatus criminum
solvat catenas ferreas,

Per quos Anglorum terminis
ecclesieque filiis
et nationes perfide
pestesque cedant noxie.

In bezug auf die gliederung können wir an dieser wie an andern hymnen beobachten, daß der satz in der regel die versgrenze nicht achtet. In diesem punkte weicht das Rl. etwas von seinen vorbildern ab. Meistens füllt es die kurzzeile mit einem ganzen satz, so daß verbum auf verbum reimt (über 50 mal in 87 langzeilen). Das entspricht allem anschein nach der volkstümlichen grundlage des reims,[1]) wie sie z.b. an mehreren stellen der ae. gnomik[2]) klar zu tage tritt, und mit der gnomik ist das Rl. entschieden verwant. Jedoch kennt es auch das enjambement. So v. 16 ff:

oft þær rinc gebád,
þæt hé in sele sæge sincgewæge
þegnum geþýhte;

v. 70 ff:

mé þæt wyrd gewæf ond gewyrht forgeaf,
þæt ic grófe græf, ond þæt grimme geræf
fléon flæsce ne mæg, þonne flánhred dæg
nýdgrypum nimeþ, þonne séo neaht becymað . .

Dieses enjambement achtet auch die durch den reim angedeutete vierzeilige einheit nicht (man sieht das z. b. v. 45—50). Überhaupt hat diese einheit im Rl. wenig realität. Annähernd 30 zeilen (von 87, doch werden kleine lücken vorhanden sein) reimen nur in sich, und in v. 29 ff. erstreckt sich der reim auf *-ade* über 9 zeilen, deren jede dabei ihren dreisilbigen reim für sich hat (*swinsade: minsade, bifade: lifade* usw.) In alledem zeigt sich die epische tradition der Angelsachsen. Wo der dichter von ihr abweicht und selbständige kurzzeilen baut, da folgt er der versuchung der bequemen verbalreime und dem einflusse der kurzen sprüche, denn diese beiden

---

[1]) s. o. s. 12.

[2]) Vgl. auch Grein-Wülcker 3,148 v. 15 f.

elemente machen das vehikel aus, mit dem er den lateinischen vorbildern nachstrebt.

So erweist sich, scheint mir, das Rl. als ein echtes gewächs des englischen bodens. Aber nicht so Egils Hǫf. als echt nordische pflanze. Dieses eigenartige gebilde zeigt in gliederung, metrik und reimgebrauch eine ebenso unverkennbare verwantschaft mit dem Rl. (und der frühchristlichen reimpoesie germanischer zunge überhaupt), wie es von altnordischer gewohnheit absticht.

Die gliederung ist annähernd die gleiche. Der hauptunterschied ist der, daß bei Egil die verben im reim selten sind, während sie im Rl. dominiren. Egill hat also weniger selbständige kurzzeilen. Man wird das am besten so erklären, daß eine solche verallgemeinerung der selbständigen kurzzeile, wie sie das Rl. kennt, seinem ursprünglicheren formgefühl fern lag. Zugleich wird es mit der dünneren sprachlichen füllung der kviðuháttverse zusammenhängen. Dieses festhalten an der syntaktisch geschlossenen langzeile bildet ein gegengewicht gegen die auflösende tendenz des reimklangs:

Vasa villr staðar vefr darraðar
fyr grams glǫðum geirvangsstǫðum,

oder:

Stózk folkhagi fyr fiǫrlagi;
gall ýbogi at eggtogi,

dagegen:

lofat vísa vann. víst mærik þann.
hlióðs biðium hann, þvít hróðr of fann.

Daneben findet sich enjambement wie im ae. So 5,5—7:

þars í blóði í Brimis móði
vǫllr of þrumði, und véum glumði.

8,5—7:

frák at felli fyr fetilsvelli
Oðins eiki í iarnleiki.

14, 1—4:

Verpr broddfleti af baugseti
hiǫrleiks hvati. hann's blóðskati.

18, 5—7:

verpr árbrandi, en iǫfurr landi
heldr, hornklofi. hann's næstr lofi.

Ganz fest geschlossene helminge kommen nicht vor (auch nicht 5,1—4. 19,5—8). Das letzte viertel ist stets deutlich zugesetzt. So entsteht der typus 3 + 1, daneben (1 mal) 1 + 2 + 1, während 1 + 3 fehlt (außerdem häufig 2 + 2 und 1 + 1 + 1 + 1). Bindung mit variation kommt so wenig vor wie im Rl.

In metrischer beziehung bedingt die verschiedene fülle der verse einen fühlbaren unterschied. Gleichwol gibt es eine wichtige übereinstimmung. Der normale Sieverssche typus C ist in der Hǫf. nur unsicher belegt (Jónsson, Egilss. 436 f.), im Rl. 1 mal (45 b, mit auftakt). Auch das kann angeführt werden, daß einsilbiger reim sich in beiden denkmälern auf die typen B und E beschränkt (Wisén, Carm. norr. 1,192. Sievers, Altgerm. metrik 148). Die ähnlichkeit wird kaum beeinträchtigt, wenn die reimende silbe in der Hǫf. meist kurz (Jónsson aao. 438), im Rl. dagegen meist lang ist (kurz: v. 26. 70—72. 74).

J. a. ist die form des nordischen gedichtes strenger. Es zählt die silben und strebt gelegentlich nach rhythmischem parallelismus (7,1—4: AC, AC, ähnliche erscheinungen in den Hákonarmál und anderswo). So behandelt es auch den reim regelmäßiger, insofern als es dreisilbigen reim ausschließt. Das deutet natürlich keineswegs auf eine höher entwickelte reimtechnik. Dagegen spricht schon der geringere bruchteil zu vieren gereimter kurzzeilen: von 72 langzeilen sind 44 nur in sich gereimt (im Rl. von 87 ca. 29, s. o. s. 370). Dabei ist es interessant zu beobachten, wie der dichter den vierfachen reimklang im ohre hat und ihn — sei es bewußt oder unbewußt — durch skothending und in den schwachen endsilben verwirklicht. Es wird nicht zufall sein, wenn in str. 1 *(ver, ber: mar, far; flot, brot: hlut, skut)*, 3, 6, auch 15 *(ý, bý: hrœ, sœ)* die einsilbigen reimpaare mit einander durch skothending zusammenhängen, ebenso die zweisilbig-kurzsilbigen in str. 5 *(stađar, darrađar: stǫđum, rǫđum)*, 13 *(floginn, loginn: dreginn, feginn)*, 14, 18; zweisilbig-langsilbige in 7 *(undir, fundir: brandar, randar)*. Bei sonstigem zweisilbigem reim reimt die unbetonte schlußsilbe durch den ganzen helming: 5,5—8 *đi;* 7,1—4 *a;* 8,5—8 *i;* 10,5—8 *a;* 11,5—8 *i;* 13,5—8 *ar;* 16,1—4 *a;* 17,1—4 *a;* 18,5—8 *i;*[1]) 19,5—8 *i*. Skothending statt vollreim zeigt die unbetonte endsilbe 8,1—4 *(sǫđul, rǫđul: refill)*, wo wir

[1]) Hier ist also mit Cpb. *brandi, landi* zu lesen.

jedenfalls mit stark reducirten vokalen zu rechnen haben. So bleibt kein einziger helming übrig, der nicht ganz von irgend welchem reimband umschlungen wäre. Daß skothendingar wie *fit: gat* wirklich empfunden wurden, ist nicht zu bezweifeln. Für reimrealitäten wie *seggia: fleira*, *felli: eiki*, *blóði: þrumði* zeugen Otfridische paare wie *alle: sīne*, *gisiuni: gābi*, *scōnaz: sīnaz*, *balde: werde.*[1]) Das Rl. entspricht nicht genau. Es hat ohne zweifel für sich stehnde reimpaare, bei denen nur hier und da skothending oder reim der unbetonten endsilbe die isolirung aufzuheben scheint (25—26. 27—28. 65—66). Trotzdem wird man widerum nicht für Egil eine entwickeltere reimtechnik behaupten, denn seine reime sind ja unregelmäßig genug. Seine art, den helming bald so, bald so durchzureimen, ist vielmehr die eines mannes, der mit natürlicher gewantheit ein ideal zu verwirklichen sucht, das vor ihm noch niemand verwirklicht hat. Andererseits hat die reimreihe Rl. 28—37 entschiedene ähnlichkeit mit Egilschen helmingen wie 5,5—8. 7,1—4 usw; ein schwacher reim von weiterer erstreckung hält starke reime von engerer erstreckung zusammen.

So wird sich die behauptung rechtfertigen lassen, daß Egils Hǫf. ihrer form nach starke einwirkungen englischer dichtung erfahren hat. Diese form ist ein kompromiß englischer und nordischer tradition. Um seinem bedroher zu gefallen, wählte der kluge dichter die modernste, ohrenfälligste form, wie sie ihm von seinem früheren aufenthalt bei Æthelstan her bekannt war und wie sie vielleicht auch von englischen dichtern an Erichs hofe gepflegt wurde. Den inhalt hingegen konnte er natürlich nicht ebenso modernisiren. Es mußte eine richtige *drápa* bleiben, mit hieb und schuß, strömendem blut und krachendem schild, hungrigen wölfen und raben. Höchstens in dem selbstbewußten eingang — 'ich bringe Óðins met ins Angelnland' — mag man eine neuerung des subjektiven dichters erblicken.

Vigfusson hat einmal geäußert, Egill sei in seinen gedichten ein weit feinerer mensch als der rauhe und rohe kriegsmann, den die saga schildert (Cpb. 1,266, vgl. 276). Dies gilt in eminentem sinne vom S o n a r t o r r e k. Man tut dieser dichtung unrecht, wenn man hinter ihr 'das urbild des wikings', 'den vertreter des

---

[1]) Vgl. auch Kluge aao. 436 f.

ungefälschten altgermanischen typus' zu sehen glaubt. Es sind echt empfundene stellen darin, aber auch viel konventionelles, rein phantasiemäßiges spiel, dessen elemente nur zum teil altgermanisch sind, zum andern teil vor den letzten generationen der wikingzeit, vor dem morgengrauen des christentums nicht denkbar wären. Wie Hǫf. durch ihre form lehrreich ist, so Son. hauptsächlich durch seinen inhalt.

Das gedicht ist ein tregróf. Wäre die von Jónsson u. a. vorgetragene deutung von str. 13 ff. richtig, so hätten wir sogar eine allgemeine wehmütige klage über die eigne einsamkeit und die entartung der welt, wie sie etwa Walther von der Vogelweide in seinem alter ertönen ließ. Aber das liegt unserm Egil denn doch fern. Den verlust der brüder beklagt er nur, weil sie ihm hätten zur rache helfen können. Bezeichnend genug, sieht er die unzuverlässigkeit seiner zeitgenossen darin, daß sie keine lust haben zur bewaffneten rache. Das muß in beziehung stehn zu str. 8. 9, wo der dichter seinem vergeltungstrieb ausdruck gegeben und geklagt hat, daß es ihm an helfern fehle. Bei diesem gedanken bleibt er. (Str. 10—12 stören den zusammenhang und passen viel besser hinter str. 7, mit der 10 ungefähr parallel geht, während auf 9 erst das rechte licht fällt, wenn 12,5—8 vorangegangen ist.) Er hat von *gamals þegns gengileysi* gesprochen, dann fährt er fort: ja, wenn noch meine brüder lebten, aber die sind tot wie eltern und söhne, oder wenn sonst jemand mir beistände, aber heutzutage hat niemand sinn für männliche taten.

Das ist ein klarer zusammenhang und, wie es scheint, auch gut heidnisch. Der dichter will blutige genugtuung haben. 'Der ist nicht froh, der die zerhauenen leichen seiner verwanten aus der halle tragen muß' (4,5—8). 'Wenn ich mit dem schwerte meine sache verfolgte . . .' (8,1—2). 'Ich sinne nach, wenn der kampf anschwillt, ich spähe aus und denke, ob wol mutvoll ein anderer mann mir zur seite steht, wo es eine kühne tat gilt . . . vorsichtig muß ich mich zurückziehen, da die freunde schwinden' (13,5—14,8). Alles klingt kriegerisch. Im kampf in der halle, scheint es, sind die verwanten gefallen. Kämpfend will der dichter sie rächen, aber er muß weichen. Es ist klar, Egill träumt. Seine söhne sind nicht erschlagen, sondern der eine ertrunken, der andere dem fieber erlegen, auch die eltern sind keines gewaltsamen todes gestorben, er

selbst denkt nicht daran, zum schwerte zu greifen. Offenbar ist es die erinnerung an früher bestandene kämpfe, die sich hier mit seinem grimm associirt, ein lebenswahrer seelenvorgang, der etwas ergreifendes hat. Aber wie kommt der dichter zu diesen gedanken? Die erinnerung an die Vínheide, wo þórólfr fiel, steigt nicht etwa spontan in ihm auf, sie wird erst ausgelöst durch einen sinnreichen einfall: *Veizt, ef sǫk sverði rækak, vas ǫlsmið allra tíma . . . fórk Ægis andvígr mani!* Man beachte: der irrealis soll nicht bedeuten, daß mit göttern kein mensch kämpfen kann, sondern er bezieht sich, wie aus dem folgenden hervorgeht, auf die waffenunfähigkeit des greisen dichters. Ohne diese würde also Egill wirklich gegen Ægir zu den waffen greifen, und nicht bloß gegen ihn, auch gegen die meergöttin! Das kann nicht sein ernst sein, es kann auch nicht prahlerei sein, sondern jeder wird zugeben, daß die mythologie hier wie an andern stellen des gedichtes als bloßer rhetorischer schmuck verwendet ist, ohne klare anschauung nach außen und nach innen. Und mit der mythologie hängen die kriegerischen bilder zusammen. Auch sie sind — sicher wenigstens zu anfang — rein phraseologisch vermittelt.

Ganz ähnlich berührt es uns, wenn der ae. dichter, der elegisch früheren glückes gedenkt, es mit den worten schildert:

horsce mec heredon, hilde generedon,
fægre feredon, féondum beweredon,

oder wenn er, um die vergänglichkeit alles irdischen auszudrücken, sagt:

wercyn gewíteð, wælgár slíteð . . .
searo hwít solað

(Rl. 19 f. 61. 67). Auch hier haben wir bloßes spiel der phantasie. Der elegiker, der in reimen die gedanken Hiobs umschrieb, ist aller wahrscheinlichkeit nach kein großer herr gewesen, den seine mannen priesen und im kampfe schirmten. Er hat einfach zu den vorstellungen der älteren dichtung seines volkes gegriffen, ganz ebenso wie andere geistliche dichter das gefolgschaftsverhältnis auf Christus und seine jünger übertrugen. Derartiges, kann man sagen, mußte auch Egil nahe liegen. Auch ihm stand eine ältere heldendichtung zur verfügung, die seinen gedankengang beeinflussen konnte. So scheint in der tat seine verachtung für den, der *bróður hrør við baugum selr* (15,5—8), zusammenzuhängen mit Starkads tadel der

jungen generation im Ingeldsliede.[1]) Aber es kommt hinzu, daß Egill in diesem gedichte e l e g i k e r ist, und die elegie ist gerade die typische form der ae. lyrik, sie kommt auch im ae. epos an mehr als einer stelle zum ausdruck.[2])

Das ist die hauptsache, um die es sich hier handelt: Egill hat die anregung zu elegischer dichtung in England empfangen. Gewiß sieht die ae. elegie in ihren vorliegenden vertretern erheblich anders aus. Daß eins dieser gedichte als vorbild gedient habe, soll auch nicht behauptet werden. Nur der elegische grundton der ae. dichtung hat sich nordwärts fortgepflanzt, und der erste vermittler, dessen wir habhaft werden, ist Egill.

Wenn Egill den tod aller seiner verwanten beklagt — mit einer verallgemeinerung, die der wirklichkeit widersprach, denn sein sohn Þorsteinn lebte —, so gleicht er jenem edlen manne, von dem der Beowulf erzählt, der sein ganzes geschlecht und alle seine leute überlebt hat, die schätze seines hauses verbirgt und klagt, bis der tod auch ihn hinwegnimmt (Beow. 2231—70). Noch näher steht eine andere stelle des Beowulf. Wie Hréðel trauerte, nachdem sein sohn den bruder wider willen erschossen hatte, so ist einem alten zu mute, dessen sohn den galgen reitet; jeden morgen erinnert er sich der hinfahrt seines sohnes und beklagt sein schicksal (2444—62).[3])

Einiges in Egils gedichte berührt uns modern. So in str. 3 der gedanke an das meer, das am grabhügel des sohnes braust. Der dichter scheint eine analogie zu empfinden zwischen seiner seele und der wilden see. Oder frohlockt das meer über sein opfer? Jedenfalls müssen wir hier wol ein zeugnis für das naturgefühl des autors erblicken, für eine ganz subjektive naturbeseelung, die schlecht zu dem rauhen wiking passen würde. Aus dem ae. weiß ich nichts vergleichbares anzuführen — man müßte denn Egil einen hinweis auf die melancholische öde des meeres und des einsamen hügels zutrauen, die eine gewisse ähnlichkeit hätte mit den schwermütigen naturbildern, wie sie im Wanderer, in der Ruine und auch im Beowulf der elegischen empfindung zum halt dienen.

---

[1]) *Aut loco patris peteret necati munus ab hoste?* Saxo 312. Olrik:
Jngen tog mod fæ for frændes bane
eller ved bod af penge bar sin fader i pung.

[2]) ten Brink aao. [2]I,72 f.

[3]) Schon von Vigfusson verglichen Cpb. 1,542.



In str. 23 und 24 sagt der dichter etwa folgendes: 'Und doch hat Óðinn mir eine sühne geleistet, die ich besser nenne (d. h. besser als blutige rache[1]); er hat mir eine makellose[2]) kunst verliehen und dazu eine sinnesart, daß ich mir aus falschen freunden immer gleich offene feinde mache'. Der dichter spricht offenbar seine eigensten gedanken aus. Es sind gedanken von einer höhe und einer bewußtheit, daß man staunt. Egill erhebt sich hier aus dem rhetorischen spiel mit dem rachegedanken und vergönnt uns einen blick in seine einsame seele. Das bewußte vergnügen an dem eigenen dichterischen können und der stolz darauf, das war ihm das glück des lebens. Ich glaube nicht, daß das altgermanisch und wikinghaft ist. Finnur Jónsson sagt, so erhabene gedanken über die poesie und ihre aufgabe habe nur Egill ausgesprochen (Lit. hist. 1,488). Man darf hinzusetzen: nur ein dichter, der wie er auf altem kulturboden in friedlichem verkehr mit den eingeborenen gelebt hatte, konnte sie damals aussprechen. Ein ähnlicher gedanke findet sich in den Exetersprüchen (170, Grein-Wülcker 1,350 f.):

Longađ þonne þý læss, þe him con léođa worn
ođđe mid hondum con hearpan grétan,
hafađ him his glíwes giefe, þe him god sealde.[3])

Die bedeutsamkeit der Egilschen epoche wird vollends klar werden, wenn wir die fäden ins auge fassen, die von Egils gedichten und von der ae. poesie zu der jüngeren eddischen produktion hinüberführen.

Darauf wurde schon hingewiesen, daß das Sonartorrek mit einem denkmal wie dem ersten Gudrunliede die eigenschaften eines *tregróf* gemein hat. Wie Egill, so zählt auch Herborg ihre verluste auf:

Fađir ok móđir, fiórir brœđr,
þau á vági vindr of lék,
barđi bára viđ borđþili.

---

[1]) *bǫlva bœtr, er ek betra telk,* 23,7—8. Jónsson Egilss. 428 übersetzt 'lindring for min smærte, og det betragter jeg som en lykke'. Der allgemeine sinn des letzten satzes kann schwerlich in dem klaren *es ek betra telk* enthalten sein.

[2]) *vammi firđa,* wie vorhin vom sohne: *vamma vanr* 20,7.

[3]) Weiter ab liegt Gotfrids Tristan 97—100.



Siálf skyldak gǫfga, siálf skyldak gǫtva,
siálf skyldak hǫndla hrør þeira.

Diese elegische stelle ist angeregt durch Son. 4 bis 6 (und 13,1—4). Die woge ist entnommen aus 6,8: *es sær mér vann*, das *beria við borðþili* durch ungenaue erinnerung oder mißverständnis aus dem nicht ganz leicht zu durchschauenden satze *grimt vasumk hlið, þats hrǫnn of braut fǫður míns á frændgarði* (6,1—4), das *hǫndla hrør* endlich aus dem schon erwähnten satze *era karskr maðr sá er kǫgla berr frænda hrørs af fletium niðr* (4,5—8).[1])

Vielleicht beruht noch eine andere stelle des ersten Gudrunliedes auf dem Son. 19,5—8 sagt Guðrún:

Nú emk svá lítil sem lauf sé
opt í iǫlstrum, at iǫfur dauðan.

Ähnlich Egill 4,1—4:

Því átt mín á enda stendr
sem hreggbarin — ◡ marka.

Der Gudrundichter könnte das ungeschickt gewendet haben, wie auch der *iarknasteinn yfir ǫðlingum* (str. 18) bei ihm nicht recht zur geltung kommt.

Sicherer scheint, daß auf eben diese stelle des Son. str. 5 der Hamðismál zurückgeht. Diese klage der Guðrún gehört zu den jungen anwüchsen des gedichtes. Die vom winde entlaubten bäume wurden ihrem dichter durch Egils *hreggbarin*[2]) . . . *marka* geliefert. Ähnlich nennt Egill str. 21 den toten sohn *áttar ask þanns óx af mér* und 7,7: *snaran þátt ættar minnar*. Auf diesem letzten ausdruck beruht Hamð. 4,4: *lifið einir ér þátta ættar minnar.*[3])

Auch Egils drohung gegen den meergott hat einen widerhall geweckt. Sváva ruft: *ef hann sær um lék eða sverð um beit, þeim skalk gumna grand um vinna!* (H H i. 38,5—8)[4])

---

[1]) Diese übereinstimmungen bestätigen ebenso die richtigkeit der Buggeschen konjektur *hrør* 8,4 wie die echtheit sämtlicher 5 angeführten verse.

[2]) Konjektur von FJónsson.

[3]) Unter diesen umständen scheint es mir unerlaubt, *þátta* zu tilgen. — Reiche parallelen aus nicht-nordischer litteratur bei Detter-Heinzel 2,101 f. Dort wäre nachzutragen das korsische sprichwort *L'ommu senza a donna è un arburu senza fronde e senza rami* (Lipperheides sprichwörterbuch; ob die dialektischen formen richtig sind, weiß ich nicht).

[4]) S. o. s. 326 n.

Wenn Egill gefaßt sein will, weil ein gott ihm gegeben hat, zu sagen, wie er leide, so hat ein jüngerer dichter das verallgemeinert: er wünscht, daß allen sorgenden menschen aus seinem klagelied trost erwachsen möge (G h v. 21).

So könnte man vielleicht noch mehr parallelen zwischen Egil und den eddischen liedern entdecken. Die bezeichnenden entlehnungen feinerer und gefühlvoller motive können sich aber nur in der jüngeren eddischen schicht finden. Diese christlichen elegiker ließen das erste große klagegedicht der isländischen litteratur willig auf sich einwirken. Es liegt jedoch auf der hand, daß Egill nicht der einzige gewesen ist, der in England feinere stimmungen einsog und sie in isländischen versen ausdrückte. Das wäre schon an sich unwahrscheinlich, und in der tat weisen die quellen darauf hin, daß auch direkte einflüsse der ae. litteratur auf die eddische produktion stattgefunden haben.

In fast schematischer einförmigkeit verweilen die eddischen elegien auf dem gegensatz zwischen einst und jetzt, zwischen glücklicher jugend und dem leid des lebens; das Helgilied bestätigt als ausnahme nur die regel, wenn es seinen helden, der im strahlenglanz des glücks aufwächst, auch später von erfolg zu erfolg führt. Blicken wir auf die ae. lyrik, so ist 'schmerzliche sehnsucht nach verlorenem glück der grundton, der sie durchzittert' (ten Brink). Freilich werden uns hier meist halbverschwommene, namenlose bilder entrollt, während die nordische dichtung, die das erbe des altgermanischen heldenliedes auch in ihren stoffen nicht verleugnet, bestimmt charakterisirte und benannte personen von ihren konkreten schicksalen erzählen läßt. Immerhin ist die ähnlichkeit unleugbar, zumal auf beiden seiten die monologische form fast ausschließlich herrscht.

Im hinblick auf ae. stücke wie Déor, Wanderer, Seefahrer, Klage der frau darf vermutet werden, daß die vorliebe der christlichen Nordleute für den elegischen rückblick auf englische vorbilder zurückgeht. Erlangten die Nordleute etwa zu Knúts zeit kenntnis von solchen stimmungsvollen, halbdunklen dichtungen, so lag es für sie nahe, die ihnen bekannten sagenhelden und -heldinnen als sprecher zu denken, und es konnte daraus die mode entstehn, diese ihr leben und ihre taten selbst erzählen zu lassen.

Wenn im ae. die frau anhebt: 'ich kann davon erzählen, was ich an leiden erduldete, seit ich erwachsen war, neues oder altes, nie mehr als jetzt . . . . Zuerst ging mein herr von hinnen von den leuten, über das spiel der wogen' usw., so denkt man an Guðrún, die ihre harten erfahrungen aufzählt bis zur härtesten, wie die rosse ihr Svanhild zertraten (Ghv. 10—16). Die frau hat 'morgensorge' um ihren gemahl (Klage der frau 7). So sagt auch der Wanderer von sich: *Ofte ic sceolde ána úhtna gehwylce míne ceare cwíðan* (vgl. ferner Beow. 2450). Ebenso heißt es in der jungen eingangstrophe der Hamð:

ár um morgin manna bǫlva
sútir hveriar sorg um kveykva.

Der gegenstand des schmerzes ist oft die eigene verlassenheit, der tod der freunde und verwanten (*winemæga hryre* Wand. 7). So an der oben angeführten stelle des Beow., im Wanderer, im Reimliede. Der Wanderer klagt insbesondere über den verlust seines treuen herrn. Diese klage hat man im norden dem Starkað in den mund gelegt, der ursprünglich ein grauer kämpe ohne jede sentimentalität war, die klage über den verlust der ihrigen aber namentlich der Guðrún, Giúkis tochter.

Ein berühmter ausspruch über die vergänglichkeit alles irdischen begegnet in den Hávamál 76. 77. Wie RMMeyer gesehen hat, gibt es eine nahe anklingende parallele im ae: Wand. 108. 109. Zufällige übereinstimmung scheint mir mit Meyer abzulehnen. Aber es ist bei weitem nicht ausgemacht, daß das nordische die ältere stufe darstellt. Für das umgekehrte verhältnis spricht das biblische ethos der stelle. Der angehängte *orðstírr* sieht allerdings heidnisch-germanisch aus, braucht es aber nicht zu sein. Christlich mutet auch str. 78 an. Ist die sentenz aus englischer quelle geflossen, so fügt sie sich vortrefflich in den allgemeinen kulturvorgang ein, der hier besprochen wird, und der als solcher außer zweifel steht. Daß die Hávamálstrophen in den Hákonarmál plagiirt sind (DAk. 5,279 f.), leuchtet ein. Sie brauchen darum aber auf keinen fall älter zu sein als Egils Sonartorrek, das ebenfalls westliche einflüsse erfahren hat.

Auch die liebe, die in den nordischen elegien eine so große rolle spielt, fehlt im ae. nicht:

Ful oft wit béotedan,
þæt unc ne gedælde nemne déað ána,
ówiht elles (Kl. d. frau 21 f.).

Die schlichte aufrichtigkeit, die in diesen zeilen und in dem ganzen gedichte — wie in aller ae. liebeslyrik — lebt, wird im norden ins romantische gesteigert, wenn Guðrún ihren toten gemahl anredet:

Minnztú, Sigurðr, hvat vit mæltum,
þá er vit á beð bæði sátum,
at þú myndir mín, móðugr, vitia,
halr, ór heliu, en ek or heimi þín

(Ghv. 19). Der verbannte gatte schreibt seiner frau:

Nú se mon hafað
wéan oferwunnen: nis him wilna gád
ne meara ne máðma ne meododréama
ænges ofer eorðan eorlgestréona,
þéodnes dohtor, gif he þín beneah
ofer eald gebéot incer twéga.

Sehr ähnlich weissagt Grípir dem Sigurd:

svefn þú ne sefr né um sakar dœmir,
gáraþú manna, nema þú mey sér.

Selbstverständlich handelt es sich hier nicht in jedem einzelnen falle um entlehnung. Es sollte nur an einigen herausgegriffenen zügen veranschaulicht werden, daß die beiden gesichtskreise sich zu einem wesentlichen teil decken. Dies — und nur dies — bezeugt auch die ähnlichkeit zwischen Brynhilds abschied in der Sig. sk. und Beowulfs tod, die SBugge (PBB 22,129) hervorgehoben hat. Man wird schließen dürfen, daß die geistige kultur der Engländer des 10. und 11. jahrhunderts von den Nordleuten übernommen worden ist, eine entwicklung, die auf dem gebiete der realen lebensgüter ihre unbestreitbaren parallelen hat. Daß auch andere einflüsse — namentlich irische — auf Island gewirkt haben, darf daneben nicht vergessen werden — keltische vorbilder mögen z. b. zu dem hohen flug der erotischen poesie bei skalden wie Kormakr und bei eddischen dichtern beigetragen haben —, aber dies berührt uns hier nicht unmittelbar. Die Iren konnten stofflich auf die isländische dichtung einwirken, aber schwerlich auch formal, jedenfalls nicht in der richtung, wie es allem anschein nach die Angelsachsen getan haben.

Es handelt sich um die gliederung.

Die annahme, von der wir bei untersuchung des verhältnisses von satz und vers ausgingen, schien sich durchweg zu bestätigen: die häufige feste bindung der langzeilen ist eine verhältnismäßig späte errungenschaft. Nun bildet ja offenbar der fest gebundene helming — von irgend welcher form — ein mitteldinq zwischen den schlichten langzeilen der Þrymskviða oder des Wídsíðliedes und den engverschlungenen versen des Beowulf. Mit andern worten: die vorliebe für feste bindung bedeutet eine annäherung an den ae. (und as.) gliederungstypus. Nur der helmingrahmen gebietet dieser annäherung halt. Aber es hat sich ja gezeigt, daß auch die helminggrenze oft genug überschritten wird. Es dürfte also von vornherein einleuchten, wenn wir das aufkommen der gliederungsform der Hymiskviða und des Helgiliedes auf den einfluß der ae. poesie zurückführen.

Ganz fest geschlossene gruppen von genau zwei langzeilen lassen sich im ae. nicht eben häufig erwarten. Daß sie sich immerhin finden, veranschauliche wenigstens eine stelle:

Þá wæs on úhtan mid ærdæge
Grendles gúðcraft gumum undyrne

(Beow. 126 f). Auch der helmingtypus 1 + 3 ist selten rein ausgeprägt. Statt des selbständigen kurzverses zu anfang findet sich gewöhnlich das endstück der vorangehnden periode. Findet sich aber wirklich einmal die gliederung 1 + 3, so ist stets zu erwarten, daß am schluß mit loser bindung fortgefahren wird (z. b. Beow. 138 f.). Ähnlich steht es mit 3 + 1. Zwar ist ein enjambement, das die vordere hälfte eines langverses mit dem vorangehnden verknüpft, äußerst gewöhnlich, aber nur selten (z. b. Beow. 107 f.) läßt die hintere hälfte sich willig isoliren, sie sucht anschluß beim folgenden. Alles dies liegt in der natur der unstrophischen dichtung.

Das bild verschiebt sich aber sofort, sobald wir von den verletzungen der helminggrenze ausgehn. Diese respektiren häufig noch die strophe, die dann etwa die gliederung 5 + 3 erhält. Derartige strophen lassen sich in stattlicher anzahl auch aus dem ae. epos herausschälen, wie Möller in seinem buche über das ae. volksepos gezeigt hat. Wo das epos größere gruppen entwickelt, sind in der regel die reflexionen daran schuld, die die handlung nicht weiterführen (Möller aao. 117). Natürlich darf man hieraus nicht mit

Möller schließen, daß der Beowulf ursprünglich strophisch war. Die älteste germanische strophe war ein weit schlichteres gebilde als die von Möller hergestellten. Aber wol ist es beachtenswert, daß die ae. dichtung, wo sie einfach erzählt, verhältnismäßig nicht häufig über die vierzeilige gruppe hinausgeht. Umso leichter konnte sie auf die strophischen gedichte der Skandinavier einwirken, und sie hat es m. e. getan, indem sie die helminggrenze verschieben lehrte.

Innerhalb des helmings zeugt namentlich die gliederung 1 + 2 + 1 von dem einfluß unstrophischer technik. Sätze wie

en þar drakk Atli
vín í valhǫllu oder
hvat muntú, ríkr, vinna
við Húna harmbrǫgðum? (Akv. 14. 15)

zeigen dasselbe formgefühl wie die von Sievers (Altgerm. metrik 48) angeführte typische Beowulfstelle:

fifténa sum
sundwudu sohte —
beornas gearwe
on stefn stigon.

Den a l t e n eddischen texten ist eine solche gliederung fremd. Sie ist, wie wir gesehen haben, eine begleiterscheinung der jüngeren typen Hym. und Rþ. Auch im westgerm. werden wir sie für das produkt einer relativ jungen entwicklung zu halten haben.

Man trägt wol meistens den westgerm. stabreimvers mit enjambement so vor, daß man die cäsur stark ausprägt und die pause am zeilenschluß mehr oder weniger kürzt, hinter die cäsur zurücktreten läßt.[1]) Ein derartiger vortrag dürfte im sinne der alten sein. Ihn werden auch die skandinavischen dichter in England widerholt vernommen haben, und es läßt sich unschwer denken, wie solche gehörseindrücke ihr eignes formgefühl beeinflussen konnten. Die jungen isländischen strophen fordern zur schließung der langzeilenpause und verstärkung der cäsur geradezu heraus. Man nehme etwa die schon citirte strophe des Sturla:

Svá var Elfr ǫll at líta
glæsilig, / sem á gull sæi
frægðar fólk,/ er flota þeysti
lofsæll konungr Lióðhúsa til.

[1]) Vgl. Kauffmann zfdph. 29,9.

Die besondere struktur solcher gebilde hat ihren reiz, aber es ist, gegen die Þr. gehalten, der reiz einer gewissen raffinirtheit. Die Þr. verlangt einen ganz andern vortrag. Die mitte zwischen beiden typen — vielleicht als eine art kompromiß aufzufassen — wird am reinsten durch das Ynglingatal dargestellt. —

Die variation i m satze ist im ae. gäng und gäbe.[1]) Auf schritt und tritt begegnen wir hier sätzen wie

Oft Scyld Scéfing sceaðena þréatum,
monegum mægðum, meodosetla oftéah,

oder

syððan ærest wearð,
féasceaft, funden, oder
fela þæra wæs,
wera ond wífa, þe þæt wínreced,
gestsele, gyredon.

Die beiden letzten beispiele zeigen, wie häufig bei dieser gelegenheit der halbvers zerkleinert wird. Dasselbe beobachten wir, wenn nicht oft, so doch mehrfach, im nordischen, widerum, wie die variation im satze, nur in jüngeren gedichten (zuerst bei Egil).

Überhaupt beruht der überreichliche gebrauch der variationen wol auf englischen mustern. Die Þr. ist ziemlich zurückhaltend gegen diesen schmuck. Mehr sinn für ihn zeigen die ältesten teile der heldenlieder, aber zwei variationen für denselben begriff hinter einander, wie sie sich Brot 14,2—3 und in Helgis tod finden, oder gar mehr als zwei (wie Hamð. 28,5—8), solche unprimitiven häufungen sind ihnen — wenn ich mich nicht täusche — fremd. Im ae. sind sie nicht selten:

Ic þæs wine Deniga,
fréan Scildinga, frínan wille,
béaga bryttan, swá þú béna eart,
þéoden mærne ymb þinne síð

(Beow. 350 ff). Man hat den variationsstil auf die hymnische poesie zurückgeführt.[2]) Die analogie der Veden und innere gründe sprechen in der tat für diese auffassung. Aber wenn auch im Veda die

---

[1]) Als nord. beispiel nehme man etwa Sig. sk. 4,7: . . . *né, húnskr konungr, hefia sér at armi.*

[2]) Heinzel, Stil der altgerm. poesie 15 f.

variationen in ähnlicher fülle auftreten wie im ae. und vereinzelt im nordischen, so darf daraus nicht ohne weiteres geschlossen werden, daß die fülle altertümlich ist. Sie kann sich in Indien und in England ganz unabhängig sekundär entwickelt haben aus den schlichteren und herberen formen, die Germanen und Inder aus der gemeinsamen urheimat mitgebracht hatten.

Heinzel hat in seiner öfters erwähnten abhandlung auch auf die satzvariation aufmerksam gemacht. Man muß hier zwei fälle unterscheiden: den mit und den ohne gleichlauf. Ersterer allein dürfte gemeingermanisch sein. So in der Þr.:

þó mundak gefa þér, þótt ór gulli væri,
ok þó selia, at væri ór silfri,

oder:

sáka brúðir bíta breiðara
né inn meira miǫð mey um drekka,

im Vík.:

þá er Herþiófr Harald of vélti,
sér óiafnan sveik í trygðum,
Egða dróttin ǫndu rænti
ok hans sonum haptbǫnd sneri,

altenglisch:

aweccan þás wæstmas ús tó woroldnytte,
gefyllan þás foldan mid feste geléafan

and þære brádan bere wæstma
and þære hwítan hwæte wæstma

þæt hys yrþ sí gefriþod wið ealra féonda gehwæne,
and héo sí geborgen wið ealra bealwa gehwylc

Hlúde wæran hý, ðá hý ofer hlæw ridan,
wæran anmóde, ðá hý ofer land ridan

Up ic gonge, ofer þé stæppe
mid cwican cilde, nalæs mid cwellendum,
mid fulborenum, nalæs mid fægan

(Grein-Wülcker 1,314 ff.),
altfriesisch:

Thā firade us Frīson thiu fire menote
and us swērathe thā thi swēra panning.[1])

Hierher gehören auch manche fälle des strophenansatzes, der oben s. 5 ff. als gemeingermanisch nachgewiesen ist.

Ein anderes formgefühl lebt in sätzen wie diese:

Ae. *lét þá of bréostum, đá hé gebolgen wæs,*
Weder-Géata léod word út faran,
stearcheort styrmde (Beow. 2550);

þá wæs beorges weard
æfter heađuswenge on hréoum móde,
wearp wælfýre (Beow. 2580);

þær com flówende flód æfter ebban,
lucon lagustréamas (Byrhtn. 65).

Hild. *nū scal mih suāsat chind, suertu hauwan,*
bretōn mit sīnu billiu;

doh maht dū nū aodlīhho, ibu dir dīn ellen taoc,
in sus hēromo man hrusti giwinnan,
raubā birahanen.

As. *thuo bigan thes wedares craft,*
ūst up stīgan, ūthiun wahsan,
swang giswerc an gimang; thie sēu warth an hruoru,
wan wind endi water (Hel. 2241).

An. *þar saug Níđhǫggr nái framgengna,*
sleit vargr vera (Vsp. 39,7);

snýsk iǫrmungandr í iǫtunmóđi,
ormr knýr unnir; en ari hlakkar,
slítr nái niđfǫlr (Vsp. 50,3);

ǫtul var þá Guđrún, er hon ekka heyrđi,
hlađin hálsmenium, hreytti gǫrvǫllum,
slǫngđi svá silfri, at í sundr hrutu baugar (Am. 46).

---

[1]) S. o. s. 2.

In allen diesen fällen ist der variirende satz in einen vorderen halbvers zusammengedrängt, während der variirte meistens eine ganze zeile füllt. Dadurch entsteht der eindruck der lebhaftigkeit, ja der unruhe. Form und inhalt liegen im streit. Das ganze ist eine erscheinung von entschieden unprimitivem charakter. Ihr zusammenhang mit enjambement und scharf trennender cäsur liegt auf der hand. Dazu stimmt es, wenn sie im norden verhältnismäßig selten und nur in jüngeren denkmälern belegt ist. Auch die ältesten teile der Vsp. brauchen wir — im einklang mit der herrschenden datirung — für nicht älter als ca. 950 zu halten. Der ganze philosophische charakter dieses gedichtes weist auf fremde einflüsse. So steht die Vsp. unserer schlußfolgerung nicht im wege: die satzvariation im vorderen kurzvers ist eine westgerm. errungenschaft und erst im 10. 11. jahrh. über Nordengland nach Island und Grönland verpflanzt worden.

Wenn wir somit für form und inhalt der jüngeren eddischen schicht die skandinavischen kolonien in England verantwortlich machen, so erübrigt zu zeigen, daß nicht weniger Egils gedichte, deren eines sich schon inhaltlich als kind seiner zeit auswies, auch in ihrer form den englischen einfluß anerkennen.

Über die Hǫfuðlausn ist oben gehandelt worden. Ihre neuerung ist der endreim. Es wurde darauf hingewiesen, wie Egill der natürlichen tendenz zur verselbständigung der kurzzeile nicht durchaus nachgibt. Trotzdem macht sein gedicht den eindruck, überwiegend aus isolirten halbversen zu bestehn. So ist es denkbar, daß dieses und andere reimgedichte das formgefühl, das sich in der Rþ. und den Am. offenbart, befördert haben.

Wesentlich abweichende gliederung zeigen die beiden späteren gedichte. Sie kultiviren entschlossen den fest gebundenen helming, und zwar — im gegensatz zur Hǫf. — mit begünstigung des typus 1 + 3[1]), ferner so, daß die losen bindungen, die in der Arinbiarnar-

[1]) Ar. typus 4 : 17 Son. typus 4 : 18
„ 1 + 2 + 1 : 1 „ 1 + 2 + 1 : 2
„ 3 + 1 : (1) „ 3 + 1 : 2 (5)
„ 1 + 3 : 8 „ 1 + 3 : 5

Die eingeklammerte zahl beim typus 3 + 1 ist gewonnen, indem solche fälle mitgezählt sind, wo die letzte cäsur lose gebunden — nicht bindungslos — ist; vgl. o. s. 65.



kviða noch 14% (12) betragen, im Sonartorrek auf 6% (6) zurückgehn. Feste bindungen zeigt Ar. 33% (30), Son. 34% (33). Variation bei fester bindung ist in beiden denkmälern von annähernd derselben seltenheit (Ar. 5, Son. 7). Die Ar. überschreitet die helminggrenze mit loser bindung 5 mal (8. 9. 10. 14. 23), mit fester bindung 1 mal (13); eine strophe (23; auch 18?) besteht aus einer einzigen syntaktischen einheit. Das Son. verletzt die helminggrenze niemals mit loser, dafür 2 mal mit fester bindung (2. 21). — Kurzversbrechung findet sich Son. 17,7, wo eine einsilbige variation *(mađr)* an abnormer stelle steht.

Eine besondere untersuchung verdienen die spaltungen. Ihrer finden sich in der Ar. 3 (7,7. 8,7. 5,7), im Son. 6 (5,3. 6,3. 10,7. 13,3. 14,3. 25,3). Alle gehn mit versetzter wortstellung einher, die meisten in einer typischen form:

þá er úlfgrátt viđ Yggiar miđi
hattar staup at hilmi þák (Ar. 7,7).

In der kadenz des ersten halbverses steht ein attribut, das erst durch den dritten halbvers seine stütze empfängt. Ähnlich z. b. auch Son. 6,3:

grimt vasumk hliđ, þats hrǫnn of braut,
fǫđur míns, á frændgarđi.

Fǫđur míns ist epexegetischer genetiv zu *hliđ* (vgl. 6,7: *sonar skarđ).* — Ein abreißen des verses mitten im satze, wie es mehrere Eddalieder kennen, kommt bei Egil nicht vor, wir dürfen wol sagen: noch nicht. Was bei ihm als spaltung erscheint, ist nur ein accedens der nach skaldischer art verschobenen wortfolge.[1])

Wenn unsere vermutung das richtige traf, wenn wirklich die ae. poesie für die reihen fest gebundener langzeilen verantwortlich ist, so zeigt Egill diesen einfluß auf seiner höhe. Bei ihm haben von 3 helmingen immer 2 feste bindung, während die stärksten eddischen zeilenbinder höchstens jeden zweiten helming fest binden. Ein derartiges resultat war zu erwarten. Die ae. technik scheint noch etwas weiter zu gehn als Egill. Nach einzelnen seiten im ersten bande von Greins Bibliothek zu urteilen, bindet sie etwa jede zweite langzeile fest, zuweilen weniger; das würde, ins strophische übersetzt, bedeuten: alle oder fast alle helminge. Wahrscheinlich gibt

[1]) Weiteres über diese art spaltung in kap. XII.



es texte, die dem Egilschen procentsatz ziemlich nahe kommen. Egill hat also das muster annähernd so konsequent nachgeahmt, wie der helmingrahmen ihm erlauben wollte. Wenn andere, weniger kunstmäßige dichter es nicht so weit bringen wie er, so kann uns das nicht wunder nehmen. Wir werden sogleich sehen, daß das muster andererseits auch übertroffen worden ist.

Übrigens hängt die bevorzugung des fest gebundenen helmings durch die skalden augenscheinlich auch mit der technik des dróttkvætt zusammen. Auch in der dróttkvættstrophe lassen sich gebundene und ungebundene helminge unterscheiden, und letztere dürfen wol auch hier für die altertümlicheren gelten, mögen sie auch in der dem Bragi zugeschriebenen Ragnarsdrápa stark überwiegen. Immerhin steht das dróttkvætt wegen der längeren verse und der verkünstelten wortstellung, die weit über das im skaldischen kviðuhátt und fornyrðislag vorkommende hinaussteigt, unter besondern bedingungen, und ich glaube es schon deshalb bei seite lassen zu dürfen.

DAS YNGLINGATAL.

Der eben vorgetragenen hypothese über alter und ursprung des festen enjambements widerspricht die geltung, die das Ynglingatal noch immer in der herrschenden meinung zu behaupten scheint. Dieses gedicht, einer der extremsten zeilenbinder, weit extremer als Ar. und Son., soll der tradition zufolge ums jahr 900 oder noch früher in Norwegen entstanden sein. Dahin reichte zu jener zeit schwerlich ein einfluß angelsächsischer poesie. Wir hätten kein recht, in der vorliebe für feste bindung einen solchen einfluß zu vermuten, wären wir genötigt, die richtigkeit der tradition anzuerkennen. Ja, wir müßten die wahrscheinlichkeit, womit wir für denkmäler wie Hym. späten ursprung behaupten, stark einschränken, und die ganze auffassung von jung und alt, archaisch und modern, die aus der bisherigen untersuchung hervorzugehn schien, würde in frage gestellt. Zum mindesten müßte eine gähnende kluft zwischen skaldischer und volkstümlicher dichtweise — ganz abgesehen vom dróttkvætt — für die frühere wikingzeit angenommen werden.

Ehe wir diese konsequenzen ziehen, dürfen wir das recht in anspruch nehmen, die glaubwürdigkeit von Snorris behauptung von neuem zu prüfen.

Die hauptschwierigkeit der untersuchung liegt darin, daß wir über die nordische poesie zur zeit des Harald Schönhaar wenig sicheres wissen. Das zeugnis der 3 bis 400 jahre später schreibenden Isländer kann nichts entscheiden. Wir sind auf die allgemeine wahrscheinlichkeit angewiesen, die sich aus dem vergleich der späteren norwegisch-isländischen produktion mit derjenigen der verwanten stämme ergibt. Die heidnischen Germanen besangen 'die taten der vorfahren und die kämpfe ihrer könige' in kurzen liedern, wie uns solche teils aus überlieferten texten — namentlich den eddischen gedichten —, teils aus prosaischem niederschlag der sagen ausgibig bekannt sind. Solche lieder waren schon vor der großen Völkerwanderung und noch lange nachher allen Germanen gemeinsam. Sie wanderten von stamm zu stamm, und ihresgleichen sind nachweislich von den Goten an die später deutschen völker, von diesen an Angelsachsen und Skandinavier weitergegeben worden. Niemand bezweifelt, daß dieses genus auch in dem Norwegen Haralds anzutreffen war.

Nach allem nun, was wir von den bedingungen wissen, unter denen unsere heidnischen vorfahren lebten, dürfen wir für sicher halten, daß es bei ihnen keine b i l d u n g s s t ä n d e gegeben hat. Solche sind erst durch die kirche und das rittertum geschaffen worden. Der altgermanische fürst mochte wol durchschnittlich einen weiteren gesichtskreis haben als der altgermanische bauer, im grunde war der unterschied zwischen ihnen nur der von macht und abhängigkeit, sitten, anschauungen, neigungen deckten sich annähernd. Dies dürfte noch auf einen fürsten wie Heinrich den städtegründer ungefähr zutreffen. Wie viel mehr auf Harald! Der eroberer Norwegens war aus anderm holze geschnitzt als die könige des 11., 12., 13. jahrhunderts. Er wäre wahrscheinlich nach Starkads herzen gewesen. Wenn dieser rauhe kriegsmann überhaupt sinn für die dichtung hatte, so ließ er sich das lied von der Hunnenschlacht oder vielleicht das Haraldskvæði vortragen, jedenfalls wollte er dann von dem hören, was seit menschengedenken seine vorfahren begeistert hatte und wovon noch jetzt in der halle der bauern gesungen wurde. Daß der könig — oder sein vetter Rǫgnvaldr — an einem so unheroischen, trockenen, reflektirten werke wie der 'aufzählung der Ynglinge' sollte gefallen gefunden haben, daß es überhaupt damals im gebiete des Kristianiafjords einen menschen

gegeben haben sollte, der derartiges herstellen konnte und wollte, dies dürfen wir als von vornherein unwahrscheinlich bezeichnen.

Natürlich verhehle ich mir nicht, daß diese deduktion für sich allein keinerlei beweiskraft hat, doch wollte ich sie nicht unausgesprochen lassen, auf die gefahr hin, daß man sie für eine ausgeburt des vorurteils erklären wird. Es gibt eine betrachtungsweise, die man die isolirende nennen könnte. Sie schließt die augen vor der breiten gemeingermanischen schicht, auf der sich die christliche kulturentwicklung in Deutschland und Skandinavien aufbaut, und sieht überall das trennende, das gern als von jeher vorhanden gedacht wird. Diese vorstellung hat eine stütze an der sprachgeschichtlichen stammbaumidee, die mit einer weit zurückliegenden 'germanischen spracheinheit' rechnet. Auf dem kulturgeschichtlichen gebiete selbst sind auf die unkritischen verallgemeinerungen der älteren mythologen ernüchterung und skepsis gefolgt, und mit diesen sehr gesunden regungen ist eine exklusive tendenz verschmolzen, die angesichts des reichtums der altnordischen litteratur und gewisser politischer gefühle, dem niederschlag des 19. jahrhunderts, nur zu begreiflich erscheint. So will man die altwestnordische litteraturentwicklung möglichst aus sich selbst erklären. Wo man den südgerm. kern nicht leugnen kann — bei der mehrzahl der gedichte aus der heldensage —, da betont man doch vor allem die 'specifisch nordische' hülle, womit die wikingzeit ihn bekleidet habe. Aber eben die wikingzeit war keine zeit selbstgenügsamer abgeschlossenheit, spontaner entwicklungen für die skandinavische welt. Es war vielmehr eine periode der stärksten und mannigfachsten äußeren einflüsse, eine periode der umwälzung, deren nachwirkungen im historischen, christlichen Skandinavien überall den ton angeben. Es kann nicht wunder nehmen, wenn man im überwältigenden gefühl von der bedeutsamkeit dieser epoche fast alles und jedes, was die späteren jahrhunderte uns zeigen, auf die Normannenzüge hat zurückführen wollen. Der seltsamste irrweg, auf den sich diese forschung hat locken lassen, ist wol der, daß man auch die südgermanische heldensage durch wikinge aus England hat einschleppen lassen.[1]) Das unwahrscheinliche und unnatürliche dieser hypothese,

[1]) So noch neuerdings Schück, Studier i nordisk religions- ock litteraturhistoria 1,172 ff.



die nur schwierigkeiten schafft und keine aufklärt, liegt auf der hand. Die heldendichtung ist eins jener kulturgüter, die schon vor der wikingzeit vorhanden waren; wer wollte sich entschließen, jeden zusammenhang zwischen der vorwikingischen kunstübung und den erhaltenen denkmälern rein wegzudenken?

Zu diesen gemeingermanischen kulturgütern gehört die s k a l d i s c h e dichtung nun aber nicht. Gewiß, im stil zeigt sie berührungspunkte mit der westgerm. poesie, auch die metrik des dróttkvætt ist offenbar irgendwie verwant mit der altgermanischen, aber das bild dieser ähnlichkeiten verblaßt zu schattenhafter ungreifbarkeit, wenn wir auf der andern seite die Akv. neben das Hildebrandslied, die Þr. neben ae. sprüche halten. Es scheint mir klar, daß die skaldenpoesie kein urheimisches gewächs ist. Sie ist eine akklimatisirte fremde pflanze, ähnlich wie der mhd. minnesang. Aber ihre besonderheiten erklären sich nicht allein hieraus. Es kommen dafür auch die socialen bedingungen in betracht, unter denen sie gepflegt wurde. War sie doch das eigentum eines exklusiven standes, der auf seine technischen finessen und schrullen, auf seine gelehrsamkeit und die aus beidem sich ergebende kommentarbedürftigkeit seiner erzeugnisse stolz war. Ist die traditionelle datirung richtig, so muß diese technik älter sein als die wikingzeit. Das aber zu glauben, dürfen wir uns weigern. Denn erstens stehn die skaldischen produkte von allem, was wir als altgerm. dichtung zu betrachten haben, sehr weit ab, während doch vor 800 der geistige kontakt zwischen den verschiedenen heidnischen Germanenstämmen recht eng gedacht werden muß, und zweitens setzt die tüftelnde gelehrsamkeit der skalden eine geistige atmosphäre voraus, wie sie bei diesem volk der bauern und krieger erst gegen das ende der wikingzeit und nach der wikingzeit wahrscheinlich wird.

Ragnarsdrápa, Haustlǫng und Ynglingatal — diesen drei angeblichen hauptdenkmälern der Haraldischen zeit dürfen und müssen wir dasselbe mißtrauen entgegenbringen wie etwa den einzelangaben der Heimskringla über die von Harald getroffenen einrichtungen. Hier läuft manches unter, was augenscheinlich aus einer 1 bis 200 jahre späteren zeit hinaufprojicirt wurde.[1]) Entsprechendes dürfen wir für jene gedichte argwöhnen. Daß Bragi und Þióðólfr von Hvinir

[1]) S. o. s. 212 n. 1. ABugge ist dieser tatsache nicht gerecht geworden.



historische personen sind, ist wahrscheinlich. Aber ihre werke sind vielleicht nur in atomen vorhanden, die in den unter ihrem namen überlieferten texten stecken mögen.

Diese these im einzelnen nach allen richtungen zu begründen, das läge außerhalb des rahmens dieser untersuchung. Wir haben es nur mit dem Yt. zu tun. Sollte es uns aber gelingen, die tradition über das alter dieses denkmals zu widerlegen, so wäre damit auch die einzige stütze, auf der die echtheit der andern altnorwegischen skaldengedichte ruht, zum mindesten stark erschüttert. — 'Widerlegen' sage ich: das soll natürlich nicht heißen die unmöglichkeit dartun, sondern nur ad absurdum führen, zeigen, daß eine plausible einordnung der fakta sich mit der tradition schlechterdings nicht verträgt. Es kommt darauf an, auf was für gründe sich das stützt, was ich hier plausibel nenne. Ein so ausgezeichneter kenner der an. litteratur wie Finnur Jónsson hält die tradition für durchaus plausibel, und es ist in der tat zuzugeben, daß die älteren versuche, dem Yt. eine neue stelle in zeit und raum anzuweisen, mißglückt sind. Aber wenn auch ihre positiven behauptungen schwach begründet waren, so haben sie doch durch ihre zweifel, ihr richtiges witterungsvermögen eine bresche in die mauer der orthodoxie gelegt. Diese bresche wollen wir zu stürmen unternehmen.

I. Schon das muß selbst den gläubigen stutzig machen, daß gesichtskreis, anschauungen, lebensstimmung des verfassers die eines friedlichen zeitalters sind. Sein ringspender, zu dessen ehren er dichtet, erhält von ihm kein lob als dies: sein beiname — 'Ehrenhoch' — sei der 'beste', den der dichter kenne. Und was interessirt den dichter an den vorfahren des fürsten? Daß und unter welchen umständen sie gestorben sind, wo sie bestattet liegen. Letzteres ist besonders bezeichnend. Nicht der tod als tragischer höhepunkt des lebens, als glänzendstes aufflammen der heldenart — wie bei Gunnarr, Hǫgni, Hálfr, Hamðir und Sǫrli — fesselt unsern poeten, sondern er ist ihm die widerkehr immer desselben, an sich gleichgültigen ereignisses, das nur durch das wechselnde drum und dran des notirens wert ist. Dazu stimmt der charakter dieses drum und dran. Ein fallen im kampfe ist die ausnahme (Óttarr, Yngvarr, etwa noch Dagr, Eysteinn, Guðrøðr). Die häufigste todesursache sind unfälle und diesen ähnliche vorgänge

(Fiǫlnir, Sveigðir, Vanlandi, Egill, Aðils, Ǫnundr, Eysteinn), nächstdem krankheiten (Dómarr, Ólafr II, Aun; hierher wol auch diejenigen, deren todesart nicht angegeben wird: Ólafr I,[1]) Dyggvi, Hálfdan I, Hálfdan II). Manche dieser notizen werden eine geschichtliche wahrheit enthalten. Aber nicht alle. Das verhängnisvolle ochsenhorn (27. 28) erinnert vielleicht nicht umsonst an den sagabericht von dem tode des Isländers þóroddr (Eyrb. c. 63). Diese schilderung schmückt sich mit einer heroischen phrase — *hiǫrr til hiarta stóð* —, seltsames mißverhältnis, denn die erwähnungen wirklicher kämpfe behelfen sich ohne solche plastischen formeln (doch ist 29,5—8 aus einer solchen durch aufweitung gewonnen). Selbst wenn man annehmen will, daß im 9. jahrhundert eine tradition so überwiegend friedlichen inhalts über die alten Ynglinge im umlauf war, so muß man es doch mindestens verwunderlich finden, daß der dichter eines Ynglingfürsten es so geflissentlich vermieden haben sollte, die ahnen seines herrn als helden zu feiern. Der gesichtspunkt, unter dem er sie betrachtet, ist nicht der eines heidnischen sängers, sondern der eines geistlichen wie etwa des verfassers der Hungrvaka, zu dessen schema es gehört, todesursache und begräbnis seiner bischöfe zu verzeichnen.

Der ganze habitus des werkes ist derart, daß die frage nach seinen litterarischen vorbildern in der tat dringlich genannt werden muß. SBugge hat sich ein verdienst erworben, wenn er auf gewisse irische erzeugnisse hinwies, die allem anschein nach mit dem Yt. in eine familie gehören.[2]) Man darf danach keltischen einfluß für wahrscheinlich halten. Der paßt aber ziemlich schlecht zum 9. jahrhundert, weit besser zu den litterarischen bestrebungen christlicher Isländer.

An einigen stellen fällt eine stimmungsvolle naturbeseelung auf. So singt in str. 36 die Ostsee dem an ihrem strande begrabenen

[1]) Nach der Historia Norwegiæ stirbt Ólafr nach langer, friedlicher regirung, und das ist wol auch des pseudo-þióðólf meinung gewesen. Er spricht nur von der verbrennung der leiche (*hrœ* 41,3). Snorri hat das mißverstanden (vgl. Storm Ark. 15,109 f.; anders, doch schwerlich richtig, Eggert ÓBrím Ark. 11, 14 f. und Finnur Jónsson Hkr. 4,21).

[2]) Skjaldedigtn. hist. 146 ff. FJónssons polemik gegen diese aufstellungen Bugges (Aarb. 1895, 346 f.), die darauf hinausläuft, daß das Yt. ein 'echt nordisches geistesprodukt' sei, scheint mir an dem eigentlichen problem vorüberzugehn.



ein lied, und in str. 44 neigt ein berg sich trauernd über das grab. Derartiges sieht nicht eben archaisch aus, am wenigsten nach der früheren wikingzeit.[1])

Der dichter hat keine festen vorstellungen vom leben nach dem tode. Vanlandi, der einen strohtod stirbt, kommt zu 'Vilis bruder'. Andererseits fährt Eysteinn, der ebenso wenig im kampfe fällt, nicht zu Óðin, sondern zur Hel. Wir folgern: Helgrind und Valhǫll sind für den dichter rein phraseologische zierstücke. Derartiges müßten wir uns bei dem weitgereisten Isländer Egill gefallen lassen.[2]) Aber schickt es sich für einen gefolgsmann des königs von Vestfold im 9. jahrh.?

II. Die n a m e n sind in mehrfacher hinsicht verdächtig. Sie sehen z. t. gar nicht nach altgermanischen königen aus, sondern nach phantasieschöpfungen oder beinamen. Das gilt besonders von *Dyggvi*, aber auch von *Vanlandi* ('der länderlose', d. i. wol der seekönig),[3]) ferner von *Visburr*, *Dómaldi*, *Dómarr*. Man hält diese gestalten nicht für historisch. Die wahrscheinlichkeit, daß die namen mißdeutet oder erfunden werden konnten, wächst aber, je weiter

[1]) EÓBrím hat Ark. 11,7 über die erste stelle gesagt: 'Es ist ein echt dichterischer gedanke, daß ein alter wiking noch in seinem hügel vergnügen findet an dem gesang der rauschenden wogen'. Ob aber die alten wikinge selbst vergnügen gefunden haben am rauschen der wogen? Ein bewußter genuß dieses schauspiels dürfte auch heute noch dem ungebildeten seemann i. a. fern liegen. Man kann andererseits Gering nur beistimmen, wenn er zfdph. 38,143 zu dem gedanken von Yt. 36, den SBugge auf einem runenstein hergestellt hat, bemerkt, einen so modernen gedanken könne er einem skalden des 10. jahrh.s nicht zutrauen. Und das Yt. soll gar noch älter sein!

[2]) Vgl. Jónsson, Egilssaga 431 f.

[3]) Vgl. *vanafli*, *vanhluta*, *vanmætta*. Dieselbe deutung Cpb. 1,522 ('Lackland'). Mit den Vanen hat der name jedenfalls nichts zu tun (Snorri Sturluson Hkr. 1,26, Noreen Upps. stud. 216, Wadstein Ark. 11,64, Schück Rel.-hist. 2,288). — Zu dem seekönig würde die verbrennung im schiffe stimmen, die Noreen und Schück in str. 5 finden. Das genügt aber nicht, um diese interpretation annehmbar zu machen. Das natürlichste ist doch offenbar, in *beð* das flußbett zu sehen, wie 50,6 *á beði fornum Stíflusunds* 'auf dem alten bette des Dammsundes'. Daß das ufer gemeint sei, kann durch nichts glaubhaft gemacht werden, am wenigsten durch Gíslasons seltsame ausdeutung des *sofa sævar beðium á* Aarb. 1881, 210. Dagegen weist sowol das durch keinen stabreim geforderte adjektiv *forn* wie der name *Stíflusund* auf den trocken gelegten grund des gewässers. Vermutlich hatte man durch einen staudamm,

wir in der zeit herabgehn, und die erfindungen lassen sich nirgend so zwanglos anknüpfen wie an die namenlisten sammelnder Isländer.

Hierfür spricht besonders das folgende. Die ersten 23 namen sind gruppenweise durch stabreim verbunden: **F**reyr und **F**iǫlnir, **V**anlandi und **V**isburr, **D**ómaldi, **D**ómarr, **D**yggvi und **D**agr, dann folgen 15 vokalisch anlautende. Dieses verhältnis kann man schwerlich mit Olrik[1]) allein aus der namensitte der alten zeit erklären. Olrik berücksichtigt nicht die alliteration Freyr: Fiǫlnir, der keine historische verwantschaft zu grunde liegen kann. Er beachtet auch nicht den unhistorischen charakter mindestens der drei ersten namengruppen. Wenn er die 'alten historischen Upsalakönige' in gegensatz stellt zu den kleinkönigen der wikingzeit, die jene namensitte nicht mehr befolgten, so ist dagegen einzuwenden, daß nicht erst mit der wikingzeit, sondern bei Hálfdan hvítbeinn das alliteriren aufhört; das ist die sechste generation vor Harald Schönhaar. M. e. erklärt sich die abweichende beschaffenheit der letzten gruppe daraus, daß mit ihr — oder wenig früher — eine quelle einsetzt, die sich als historische überlieferung ausgab und es wol auch in der hauptsache war.[2]) Die vorangehnde lange alliterirende reihe dagegen sieht als ganzes nicht geschichtlich aus. Dazu ist sie viel zu lang.

Dagegen finden sich parallelen in den isländischen þulur. Die iǫtna- und trollkvinnaheiti der Skálda enthalten gruppen von 7, 9, 12, 15 mit einander stabenden namen (anlautend mit G, H, S), eine ähnliche reihe (mit H) die Brávallaþula (Ark. 10, 229. 242 f.). Die vermutung läßt sich nicht abweisen, daß derartige memorialverse den faden hergegeben haben, woran der pseudo-þióðólfr seine

---

wie ihn Ólafr Haraldsson 1027 in Schonen baute (Hkr. 2,360), das ufer eine strecke in das flache wasser hinausgeschoben, um einen anlegeplatz zu gewinnen (vgl. Snorris erzählung Hkr. 1,82). Ebenso wird es sich in str. 5 um einen abgeleiteten fluß handeln (mittelst *stíflur* und *díki*, Hkr. 2,360). Eine parallele zu dieser art bestattung haben wir in dem bekannten bericht des Jordanes (c. 30) von Alarichs grab im Busento. Die motive können in beiden fällen dieselben gewesen sein, mag nun, was Jordanes darüber sagt, zutreffen oder nicht.

[1]) Danmarks Heltedigtning 1,22 f.

[2]) Vgl. Storm Ark. 9,210 f. 15,111.

strophen aufreihte.[1]) Nur ein teil dieser þula bestand aus historischen namen. Diese — z. b. Óttarr, Aðils — bildeten den kern, der später willkürlich erweitert wurde.

Die vorauszusetzende Ynglingaþula muß in ihrem namenmaterial den erhaltenen nahe gestanden haben. *Aun* begegnet auch Vsp. 11,9 *(Ánn,* wol nur graphische variante); *Álfr ok Yngvi* Vsp. 16,1 (vgl. auch Bráv. 23, Ark. 10,254); ein endreimendes paar wie *Fiǫlnir, Svegðir* ist *Skirfir, Virfir* Vsp. 15,7. *Dómarr, Dómaldi* sind vergleichbar *Drumbr, Digraldi* und *Lútr, Leggialdi* Rþ. 12; einen ebensolchen versschluß wie *Dómaldi, Digraldi, Leggialdi* ergibt *Vanlandi.* — Man kann nicht einwenden, daß der namenstoff für eine þula zu einförmig sei, indem die nicht stabenden elemente, wie sie von der vierten hebung verlangt wurden, zu fehlen scheinen. Hier traten die beinamen ein, die unser dichter meist nicht verwertet hat, die aber anderswo bewahrt sind, *(Ólafr) trételgia, (Egill) Tunna dólgr* usw. (vgl. Ark. 15,111).

Die erhaltenen nafnaþulur gelten mit recht für jung. Sie sind der sammeltätigkeit schreibender generationen entsprungen.[2]) Aber selbst wenn man die 'Ynglingaþula' für relativ alt halten wollte, so ist doch ihre verarbeitung zu einem gebilde wie dem Yt. auf jeden fall ein vorgang, der den stempel später, litterarischer mache an der stirn trägt.[3])

III. Das Yt. ist ein g e l e h r t e s w e r k.[4]) Eine lange liste von namen und daten, wie sie hier geboten wird, setzt ein zielbewußtes sammeln, einen überlegten plan voraus. An einer stelle beruft der verfasser sich auf geschichtskundige, die er um einen bestimmten punkt befragt habe *(fróðir menn* 10,3, vgl. 30,1). Anderswo knüpft er gar an seinen bericht eine skeptische randbemerkung (19). Mir scheint, das paßt schlecht zum 9. jahrhundert. Wir

[1]) Schück, Rel.-hist. 2,202 schließt aus dem stabreim der Ynglingnamen auf ein zu grunde liegendes schwedisches gedicht — ein befremdlicher schluß, denn er hält den stabreim für historisch bedingt. Schück denkt übrigens nicht etwa an eine þula (s. 208 f.).

[2]) Vgl. Jónsson, Lit. hist. 2,171 ff. Heusler Archiv 116,256.

[3]) Auch in das Brávallalied sind namen aus unserer þula übergegangen, das weist aber auch auf einen zeitpunkt schwerlich v o r dem 12. jahrh. (Heusler aao. 257 ff.). In betreff der Rþ. vgl. Heusler aao. 270 ff. und oben s. 104 ff.

[4]) Vgl. Jónsson aao. 1,441 f.

wissen aus skandinavischen und auswärtigen quellen, was für rauhe und rohe sitten und instinkte das wikingleben dieser zeit beherrschten. Man sage nicht, das sei nur die verwilderung des räuberdaseins. Daheim ging es nicht viel friedlicher her als an den irischen und englischen küsten. Es mag immerhin von den rüdesten gesellen noch einige stufen der gesittung aufwärts gegeben haben — so weit kann das pendel der geistig-sittlichen möglichkeiten nicht ausgeschwungen sein, daß unter den zeitgenossen der Dänen des Maelsechlainn[1]) ein friedlicher, beschaulicher, skeptischer gelehrter und verseschmied vom schlage des pseudo-Þióðólf gewesen sein könnte.

Doch das entscheidende ist nicht diese negative seite der sache, die wahrscheinlich nicht jedem als stichhaltig erscheinen wird.[2]) Nicht darauf wollen wir den hauptnachdruck legen, daß es zur zeit Haralds in Norwegen keine *fróðir menn* gegeben hat, sondern darauf, daß den Isländern des 12. jahrhunderts diese menschenart wol bekannt war.[3]) Auf Island entwickelte sich in christlicher zeit, unter mitwirkung der kirchlichen tradition und der lateinischen schrift, eine heimische geschichtsforschung und -schriftstellerei. Ihr hauptinteresse richtete sich auf personalgeschichte: zu dem einzelnen namen werden in notizenhafter kürze die data gefügt, die man von ihm weiß, handle es sich nun um die glieder einer genealogie oder etwa um die namhaftesten kolonisten der insel. Gerade auch mit den alten Uppsalakönigen hat man sich in dieser weise beschäftigt. Ari stellte ihre stammtafel auf (Lib.

---

[1]) ABugge, Vesterl. 4 f. Der bericht der Ulsterannalen zum jahre 919, den Bugge als beleg einer schnellen veredelung anführt, bezeugt doch wol nur abergläubische furcht.

[2]) Jemand könnte mit FJónsson Aarb. 1895, 346 die Hyndl. dagegen anführen wollen. Wie zweifelhaft diese analogie wäre, dürfte aus den ausführungen oben s. 265 ff. zur genüge hervorgehn.

[3]) Über die *fróðir menn* handelt FJónsson, Lit. hist. 2,200 ff. Gerade der pluralis ist so bezeichnend, s. aao. 202 note. Einzelne personen älterer zeit, die den beinamen *enn fróði* getragen haben sollen, sind kaum geeignet, das argument zu schwächen. Der eine, *Dagr enn fróði*, angeblich Harald Schönhaars großvater mütterlicherseits, wird nur in einem interpolirten kapitel der jüngeren Fagrskinna erwähnt (Fgsk. ed. Jónsson 382 f.). Der andere ist *Þórólfr fróði*, den die Landnáma nennt (ed. 1900, s. 83. 200). Ihn wird man eher für historisch halten als jenen *Dag* (obgleich Harald einen sohn *Dag* hatte). Aber es weist nichts darauf hin, daß der beiname einen technischen sinn gehabt hat, wie etwa in *Ari fróði*.



anhang II, Hist. Norw.). Der stoff lag ihm nahe, denn das geschlecht der Breiðfirðinge, zu dem er selbst gehörte, führte seine abkunft auf die Ynglinge zurück. Seine reihe stimmt in der hauptsache mit dem Yt. überein, so daß ein zusammenhang nicht zu leugnen ist. Nun ist es ja natürlich an sich durchaus denkbar, daß Ari das Yt. als quelle benutzte. (Dies galt bisher wol allgemein als sichere tatsache.) Aber schon das quellenproblem selbst in seiner engsten begrenztheit legt eine andere auffassung mindestens ebenso nahe. Die handschriftliche überlieferung von Aris reihe geht erheblich weiter hinauf als die der Yt.-strophen (denn Jón Erlendssons abschrift ist ihrem original gleichzuachten). Nur Snorris behauptung im prolog schnellt das Yt. widerum über Ari hinaus. Es gibt ferner einige differenzen zwischen Ari — bezw. Hist. Norw. — und dem Yt.[1]) Hätte Ari das Yt. benutzt, so müßte man wol annehmen, daß sein text etwas von dem Snorris abwich. Dazu wird man sich nicht gern entschließen, wenn sich eine andere erklärung bietet: Ari und der verfasser des Yt. haben eine gemeinsame quelle benutzt, und dies war die — natürlich nicht bis in alle einzelheiten gefestigte — t r a d i t i o n, zu der auch die oben vorausgesetzte 'Ynglingaþula' gehörte.

Daß in der ersten hälfte des 12. jahrh.s auf Island eine genügend reiche tradition vorhanden war, um daraus das Yt. zu zimmern, darauf weist vieles hin. Wenn Snorri für teile seiner sagenhaften vorgeschichte augenscheinlich nur aus dem text des Yt. schöpft und ihn dabei mitunter falsch interpretirt,[2]) so bedeutet das keineswegs, daß für den schriftsteller des 13. jahrh.s die tradition ganz verstummt war, noch weniger, daß dies bereits für Ari und seine zeitgenossen der fall gewesen ist. In den meisten kapiteln ist Snorri gut unterrichtet, und sein kommentar ermöglicht eine zwanglose interpretation der strophen, die weit plausibler, namentlich auch in weit besserem einklang mit dem stil des gedichtes ist als die künstlichen umdeutungen, mit denen man sich neuerdings um jeden preis von seiner autorität hat freimachen wollen. Unter der voraussetzung, daß die verse dreieinhalb jahrhunderte älter seien als Snorris prosa, hat man die überraschendsten aufschlüsse aus ihnen herausgelesen,

---

[1]) S. darüber Storm Ark. 15,109, der jedoch annimmt, daß Snorri willkürlich geändert hat.

[2]) S. s. 394 n. 1.416.

dinge, die jedes germanisten herz müßten höher schlagen lassen — wenn sie sich wirklich wissen ließen! Ohne jene voraussetzung hätte man so kühne kombinationen, wie die, daß *Loga dís* eine priesterin der Lugier sei, daß die erste strophe die heiligkeit des opfermets erklären wolle,[1]) schwerlich gewagt. Einer nüchternen prüfung hält dieses hineingeheimnissen nirgends stand. Das Yt. birgt gewiß wertvolle historische data, vielleicht die ältesten, die die Isländer uns aufbewahrt haben, aber nichts, was seinem charakter nach herausfiele aus dem rahmen dessen, was den geschichtskundigen des 12. jahrh.s nachweislich bekannt oder was ihrer vorstellungsweise vertraut war.

Wie nahe das Yt. dieser vorstellungsweise steht, das wurde oben s. 394 schon vermutungsweise angedeutet und soll im folgenden noch näher beleuchtet werden.

IV. Stil und phraseologie des gedichtes stimmen mit seinem sonstigen charakter aufs beste überein. Hier ist nichts urwüchsig, nichts archaisch, alles jung, abgeleitet, sekundär.

Man achte z. b. auf die phraseologischen verba. Statt des einfachen verbums setzt das Yt. mit ermüdender vorliebe umschreibungen mittelst *knáttu, skulu, hafa.* Solche umschreibungen sind vorzüglich jungen und jüngsten gedichten eigen.[1]) Speciell *hafa* in dieser funktion (10,4. 30,8. 35,4? 47,8? 51,4[2]) kommt in alten Eddaliedern nicht vor, dagegen mehrfach in den jüngeren teilen des

---

[1]) Daß eine götteranekdote dahinter steckt, ist freilich anzunehmen. Besser gesagt: die boshafte travestie einer göttergeschichte. Übertreibungen von Óðins trunkfestigkeit wie Grímn. 19,4 ff. mußten in christl. zeit den spott herausfordern. Schon Lok. 9 scheint eine malitiöse spitze nach dieser seite hin zu enthalten. Schließlich erfand dann einer, daß Óðinn-Fiǫlnir im *ǫlker* ertrunken sei, wobei wahrsch. ein Wodansopfer wie das von Columban beschriebene vorschwebte. Diese erfindung hat dann der humorlose autor des Yt. mißdeutet. — Die geschichte ist, vermenschlicht, auch in Saxos Haddingsaga übergegangen (Saxo 59 f.), in deren buntem inhalt sie nicht die einzige götteranekdote ist.

[1]) Vgl. die strophenanfänge mit *lét* und *réð* Vík. 13,1. a,1. d,1. h,1. Bárðar saga ed. Vigfusson s. 116, str. 3,1. 4,1; den gebrauch von *vinna* bei Gísl und Ívar.

[2]) Es steht nichts im wege hier mit Jónsson zu lesen *of þróazk hafði.* Schücks interpretation Yngl. 39 (vgl. 52 f.) berücksichtigt nicht den phraseologischen gebrauch von *hafa.*



Brot,[1]) im Helgiliede (1,5? 39), in Männ. (2,4. 58,6), Biálk. (5,8), Vsp. 2,4. 61,6,[2]) Gísl 12,1. 14,1 (Cpb. 2,242; ca. 1100).

Die kenningar machen einen sehr abgeblaßten eindruck. Storm nannte sie 'ungekünstelt'[3]) und wies u. a. auf str. 17 hin:

hinns viđ Taur temia skyldi
svalan hest Signýiar vers.

Man halte daneben Sighvats schadenfrohe wendung *Svía tiggia leitk seggi . . . ríđa . . . til Heliar . . . Sigars hesti,*[4]) und man wird das gesuchte, künstliche an unserer stelle deutlich empfinden. — Man nehme etwa noch *markar meinþiófr* für 'feuer' (6,5—6). Die flamme stiehlt den wald nicht, sie vernichtet ihn, wie das die kenning *bitsótt hlíđar þangs* (34,1—3) noch deutlicher durchschimmern läßt.

Doch der grad der künstlichkeit einzelner kenningar ist natürlich kein entscheidender maßstab. Wer die angeblichen Bragistrophen für echt hält, auf den kann der *markar meinþiófr* keinen eindruck machen. Aber auch ihm muß folgendes zu denken geben. Das Yt. ist in gewissem sinne eine s a m m l u n g v o n s y n o n y m e n. Der verfasser, der in immer neuen wendungen stetig dasselbe sagt, geht darauf aus, für einen begriff womöglich d r e i bezeichnungen in einem atem aufzubringen. So für die nachtmahre: *vitta vettr, liđs Grimhildr, mara* (4.5); für das feuer: *sævar niđr, meinþiófr markar, glóđa garmr* (6. 7); für die Schweden: *sverđberendr, landherr, Svía kind* (8. 9); für die Hel: *Glitnis Gná, iódís úlfs ok Narfa, Loka mær* (12. 13); für die pferdegebisse: *vápn, hǫfuđfetlar hnakkmars, eykia greiđi* (18. 19); für das ochsenhorn: *Sveiđurs mæki, okhreins*

[1]) Vgl. zfdph. 39,295.

[2]) Weitere belege bei Detter-Heinzel zu Vsp. 10,1.2. Zu den dort aus der prosa angeführten seien hinzugefügt: Qrv. Odds s. (Leiden) 39[5]. Fagrsk. 328[13]. Jacobsen Austfirð. sög. 10[3]. Hkr. 3,278[1]. — In bezug auf die wortfolge (oben s. 102) sind die Yt.-stellen alle neutral. Dagegen darf man wol schon in dem *fregit* statt *fregna* 10,4 ein kriterium später entstehung erblicken (vgl. Nygaard, Norr. synt. 76. 190).

[3]) Hist. Tidsskr. (Krist.) 3,59. Ähnlich FJónsson aao. 342.

[4]) Nach Bugge Skjaldedigtn. 171 f. wäre der ausdruck im Yt. der natürlichere. Aber Sigarr ist nicht sowol der, der den andern hängen läßt, als der besitzer des galgens; *Sigars hestr* ist gebildet nach *Gotna hross* und dergl. ausdrücken und kann sehr wol ursprünglicher sein als *Hagbarđz hestr.*

lǫgđir, hiarđar mækir (25. 26)[1]) Mit diesen häufungen dürfen die goldkenningar der Biark. und ähnliche synonymensammlungen verglichen werden, werke philologischer reflexion. Besonders nahe aber stehn die Alv., die ex professo poetische namen sammeln und immer sechs gleichbedeutende zusammenstellen. Man möchte vermuten, daß der verfasser die Alv. und vielleicht ähnliches — etwa kymrische triaden, Heusler Archiv 116,266 — gekannt hat. Eine bedeutsame ausdrucksparallele, die unten zur sprache kommen soll, bestärkt in dieser vermutung.

Sehr bezeichnend für die art unseres autors ist die letzte strophe, die dem Rǫgnvald den beinamen *heiđumhárr* beilegt. Hinter dem nüchtern-farblosen geschmacksurteil, das sie enthält, steckt ein gerütteltes maß kennerischen vergleichens und erwägens. Unserm pseudo-þióðólf gefiel das absonderliche des wortes: der plural von *heiđr* 'ehre' kommt sonst nicht vor, und die ganze bildungsweise hat wenig parallelen (*kostum góđr* und dergl.). Auch die eigenen ausdrücke und wendungen des verfassers machen den eindruck, mit großem bedacht gewählt zu sein. Er hat seine verse gefeilt. Er war ein sprachkünstler wie Vergil oder Horaz; homerische licenzen lagen ihm fern.

Dabei war er gänzlich außer stande, seinem werke die patina des alters anzuschminken. Nicht bloß der stilistische wert, auch die geschichte der von ihm gewählten ausdrücke war ihm unbekannt. Und so verrät er sich an mehr als einer stelle. Um das landläufige *lofđungar* zu variiren, sagt er *Lofđa kyn* (42,3), ohne zu bedenken, daß der heros eponymos ein gelehrtes kunstprodukt ist.[2]) Auf dasselbe blatt gehört *Skilfinga niđr* 28,6. Es erinnert an die genealogien der Hyndl. (11,6. 16,2). Auf *buđlungr* 50,5 hat schon Bugge hingewiesen.[3]) Schlimmer ist die vermischung der Schweden und Gauten, wie sie der *iǫfurr gauzki* 46,2 bezeugt[4]) — vgl. *iǫfri sænskum* 36,2 —,

---

[1]) Diese eigentümlichkeit hat schon EÓBrím Ark. 11,7 f. bemerkt und mit einigen beispielen belegt.

[2]) SnE 140 f., Ftb. 1,25. Wenig einleuchtend ist Schücks kombination Yngl. 47 ff.

[3]) aao. 124.

[4]) SBugges, Storms und Schücks auffassung von *gauzkum* als zu *vági* gehörig scheint stilistisch unmöglich. Vgl. auch FJónsson Hkr. 4,24. Skjaldesprog 20.



eine anschauung, die man einem dichter, der im 9. jahrh. am Kristianiafjord lebte, unmöglich zutrauen kann, die sich aber ein Isländer des 12. jahrh.s gestatten konnte; wahrscheinlich wollte er nur das erwähnte *iǫfri sœnskum* variiren, statt es wörtlich zu widerholen.

Umschreibungen für 'feuer' wie *Sævar niðr* (6,3) und *glóðfiálgr sunr Forniόts* (41,5) sind ganz im stil gelehrter stammbäume, wie sie Ftb. 1,21. 219 überliefert sind; diese führen ausdrücklich *Logi* als sohn des *Forniót* an. Die einzig mögliche deutung scheint mir die zu sein, daß derartige künsteleien zur zeit des Ari — nicht ohne klassische vorbilder — erfunden wurden und also zu dem stoff gehörten, den der pseudo-þióðólfr vorfand.

In diesen zusammenhang gehört auch der name *Skiálf* (16,3). Ihn trägt die schwester des *Logi*, d. i. des feuers. Snorri nennt uns auch den vater der beiden: *Frosti*, Finnenkönig (Hkr. 1,35). Die namen weichen etwas ab von der Ftb. 1,219 mitgeteilten familie, wo *Logi*, der sohn des *Forniót*, keine schwester, sondern zwei brüder ('wasser' und 'wind') hat und wo *Frosti* sein neffe ist. Aber diese abweichungen sind gleichgültig; die wesensgleichheit können sie nicht verdecken: es macht keinen unterschied, ob man dem 'feuer' 'wind' und 'wasser' oder das 'e r d b e b e n' zum geschwister gibt. Denn *skiǫlf* ist offenbar das 'beben' (zu *skialfa* wie *giǫf* zu *gefa)*. Diese deutung muß dem aisl. sprachgefühl so gut wie selbstverständlich gewesen sein, obgleich das gewöhnliche litteraturwort für den begriff *skiálfti* lautet. Dieses *skialfti* sieht in seiner bildung entschieden sekundär aus, während *skiǫlf* einem alten, gemeinidg. typus angehört. Damit soll nicht behauptet sein, daß dieses wort als appellativum jemals lebendig war. Auch ohne das war es verständlich. Der dichter, der es als namen überkam,[1]) deutete es sich als 'beben' und variirte es demgemäß durch *Loga dís*, indem er die association 'beben—feuer' auf eigene hand — im geiste der zeitmode — herstellte. So wenigstens scheint mir der hergang am plausibelsten; doch kann er natürlich auch anders verlaufen sein. Jedenfalls ist die beziehung zwischen *Skiálf* und *Logi* klar, und ebenso sicher ist, daß sie nur einem bewohner des vulkanischen Island aufgehn konnte. Wir brauchen also die kulturhistorische überlegung gar nicht zu hülfe zu nehmen, um den späten ursprung der

[1]) Diese erklärung ließe zur not noch raum für Schücks auffassung Yngl. 73 ff. Ich sehe aber hier nur lose kombinationen, die nicht überzeugen können.



Agnistrophe zu beweisen. Und was vom teil gilt, das gilt — wenigstens beim Yt. — gewiß auch fürs ganze.[1])

V. An die phraseologie schließt sich das kapitel von den reminiscenzen. Wenn auch ein teil der parallelstellen auf entlehnung aus dem Yt. beruhen wird, von allen gilt das sicherlich nicht, wie die prüfung der fälle im einzelnen lehrt.

Ich beginne mit Egill.[2]) Sein vers *trađ nipt Nara náttverđ ara* (Hǫf. 10,7—8) klingt nicht nur wider in *íódís úlfs ok Narfa* Yt. 12, sondern auch Yt. 4: *þá er trollkund of trođa skyldi liđs Grimhildr lióna bága.*[3]) Bugge nennt im selben zusammenhange auch Son. 25: *Tveggia bága niǫrvanipt;* wie es scheint, mit recht, denn außer der *niǫrvanipt* kehrt auch der *bági* in str. 4 des Yt. wider (doch s. u. s. 406). Dabei verdient es bemerkt zu werden, daß der dichter auch 39,2 *trođa* für die tötung eines menschen gebraucht und in str. 29 das verbum *sporna* eine ähnliche vorstellung ausdrückt. Das entspricht dem sinne des angeführten verses der Hǫf. — Ar. 15 beginnt *þat telk fyrst.* Ähnlich mehrere helminge des Yt., besonders 16,1: *þat telk undr.* — Egill gebraucht mehrfach den dativ *alþióđu* (Ar. 15,3. Son. 9,5. 15,3). Ganz ähnlich heißt es im Yt. 40: *ok siá urđr allri þióđu siáldgœtust međ Svíum þótti.* — Auch ohne wörtliche anklänge ist einmal die berührung im gedanken unverkennbar. Wie Egill Son. 3,5 das meer am grabhügel brausen läßt, so der Yngling-dichter in seiner schon erwähnten str. 36.[4])

---

[1]) Die von Schück vorgenommenen atethesen scheinen mir sämtlich unzureichend begründet. — Eine familie von personifikationen wie in der Ftb. gibt Snorri schon bei Vanlandi Hkr. 1,27: *Snær, Drífa,* die auch in den stammbäumen der Ftb. begegnen. Dadurch entsteht ein chronologischer widerspruch zwischen der Yngl.s und der Ftb., der aber natürlich ohne bedeutung ist; die mehrgliedrigen stammbäume der Ftb. brauchen nicht bis ins 12. jahrh. zurückzugehn.

[2]) Was ich hier vorzubringen habe, ist schon z. t. von Bugge angeführt worden und kann aus seiner arbeit vervollständigt werden.

[3]) Vgl. Wadstein Ark. 11,66.

[4]) Auch der berg, der sich in str. 44 trauernd über das grab neigt, ist nicht ohne gegenstück: eine schöne, naturbeseelende halbstrophe der Landnáma (ed. 1900, s. 80. 198) hat nicht nur das motiv, sondern auch den ausdruck *drúpir* gemein. (Dieser helming berührt sich auch eng mit einer strophe des Sighvatr, Hkr. 3,19.) Bedenkt man die seltenheit des verbums *drúpa (driúpa)* in dieser funktion, so wird man es nicht für zufall halten, wenn es an einer



Bugge hat gemeint, die beziehungen zwischen Egil und dem Yt. seien so aufzufassen, daß Egill das Yt. gekannt habe. Die art, wie er das begründet, ist nicht zwingend. Ein nachahmer kann sehr wol aus einem ziemlich künstlichen ausdruck seines vorbildes einen einfacheren abstrahiren. Einen sicheren beleg dafür bietet z. b. Ívarr Ingimundarson, wenn er aus *sleit Fróða frið fiánda á milli* (HHu I) macht *friðr slitnaði frœnda á millum*. Die künstlichere diktion auf Egils seite beweist an sich nichts und wird reichlich aufgewogen durch die künstlichere anlage, den trockenen, gelehrten geist des genealogischen gedichts. Egill hat doch eine einheitliche, einfache vorstellung vom leben nach dem tode; der verfasser des Yt. dagegen hat eine solche vorstellung nicht, er wirft verschiedenes durch einander, und wenn Egill nicht mehr ohne besinnen an den göttervater geglaubt haben sollte, er hatte diesen glauben noch weniger. Vergleicht man ferner die stellen, die durch den gebrauch von *alþióðu*, bezw. *allri þióðu* zusammenhängen, so wird man zugeben, daß die Yt.-strophe am ehesten nach einer nachahmung aussieht. Denn *allri þióðu með Svíum* ist eine unnatürliche, gezwungene ausdrucksweise, wie sie wol durch anlehnung an Egils simple wendung, die einfach die Isländer meint, entstehn konnte. Auch ist Egil diese wendung offenbar ganz geläufig gewesen, denn er gebraucht sie ja widerholt, das spricht dagegen, daß er sie erst einem litterarischen vorbild verdankt. Noch beweiskräftiger scheint mir das verhältnis von *Sigrhǫfundr* 'Óðinn' (Son. 21) und *sigrhafendr* 'krieger' (Yt. 48). Letzterer ausdruck ist gesucht und unmotivirt und steht also im dringenden verdacht, eine anpassung jenes 'auctor victoriæ' zu sein. Hierher gehört auch der oben erwähnte gebrauch von *troða*. Weil der dichter nicht bloß die mahre, sondern auch das feuer den menschen 'treten' läßt, liegt die vermutung nahe, daß er zu diesem sonst nicht belegten gebrauch des verbums durch ein vorbild angeregt wurde. Egill wollte vermutlich nur sagen 'Hel wanderte über das schlachtfeld' (wobei die mythische grundlage uns unklar bleibt). Der jüngere dichter erblickte in der *nipt Nara* einerseits eine

---

inhaltlich verwanten stelle des Ari widerkehrt (afda. 31,112). Der helming des Hallstein ist wol — mittelbar — das gemeinsame vorbild Aris und des pseudo-þióðólf, die sich auch durch diesen anklang als zeit- und geistesgenossen ausweisen.

walkyrje, die den gefallenen zu Vilis bruder bringt (vgl. *kiósa* von der Hel 12,8, ähnlich 47), andererseits, mit der zu seiner zeit einreißenden begriffsverwirrung, eine pressende mahre.

Ein metrisches argument gegen die abhängigkeit Egils vom Yt. soll unten erörtert werden.

Dasselbe argument findet anwendung auf das verhältnis des pseudo-þióðólf zu þórarinn Loftunga, dem dichter der Glælognskviða Dieses fromme poem handelt weitläufig von Ólafs des Heiligen grabstätte, steht also geistig - inhaltlich dem Yt. ziemlich nahe. Dazu kommt eine auffallende berührung: *kveđkat dul, nema Dyggva hrør Glitnis Gná at gamni hefr* (Yt. 12) ~ *þats dullaust, hvé Danir gørđu dyggva fǫr međ dǫglingi* (Hkr. 2,512). Wahrscheinlich hat den verfasser des Yt. der name *Dyggvi* an þórarins verse erinnert. In derselben strophe sagt er *konungmann* und in str. 27 *lofsæll . . . Týs áttungr*, ähnlich þórarinn *af konungmanni; lofsæll gramr* (Hkr. 2,520).

Wir kommen zu den eddischen liedern.

Bugge hat m. e. mit sicherheit nachgewiesen, daß unser autor die Vsp. gekannt hat.[1]) Auch andere späte Isländer, wie der verfasser der Vegt. und der interpolator des scheltdialogs in HHu I, benutzen mit vorliebe dieses berühmte gedicht. Für den helming 33,1—4 wurde zunächst Vsp. 31 bestimmend: daher *veitk* und vor allem *fólginn*, das an seiner neuen stelle den erklärern nicht umsonst schwierigkeiten macht.

Wenn *ørlǫg* in *endi* geändert wurde, so ist daran wahrscheinlich die erinnerung an das Helgilied schuld; HHu I 4 liefert nicht bloß *enda fálu*,[2]) auch die angabe der örtlichkeit *(á Lófundi)* findet sich hier wider *(austr, vestr, á norđrvega)*, und *nipt Nera* HHu I 4,5 hat ein gegenstück Yt. 12,5.[3]) Diese *nipt Nera* schien bereits die beziehung auf den tod zu enthalten, die durch einführung

---

[1]) Skjaldedigtn. 120 f. Das hat FJónsson mit seinen bemerkungen Aarb. 1895, 343 f. — denen Storm Ark. 15,138 sich anschloß — nicht widerlegt.

[2]) Wadstein Ark. 11,71. Detter-Heinzel 2,317.

[3]) Es knüpft sich daran noch die frage nach dem verhältnis des Helgidichters zum Vsp.-text. Mit seinen nornen vergleicht sich Vsp. 20, mit den *ørlǫgþættir* Vsp. 20,12, mit *ǫđlingi aldr um skópu* Vsp. 20,10—11 und Vsp. 31. Der anfang stimmt wörtlich zu Vsp. 3,1. Wenn es richtig ist, daß Vsp. 3 zum ältesten bestande gehört (oben s. 342), so muß man den Helgidichter, der ja auch sonst anleihen macht, für den entlehnenden halten, somit die zudichtung von Vsp. 20 und 31 noch in die erste hälfte des 11. jahrh.s setzen.



von *endi* für *ørlǫg* deutlich gemacht wurde. — *Himinfiǫll* Yt. 37,4 könnte auf die *Himinvangar* des Helgidichters zurückgehn.

In str. 10 wird *yngvi* als stellvertretendes heiti für einen Yngling, den Dómar, gebraucht,[1]) ganz parallel andern konungaheiti, wie sie das denkmal so reichlich aufweist. Dieser sprachgebrauch muß stark auffallen. In einem gedichte, das die nachkommen des *Yngvi* behandelt, erwartet man am wenigsten ein appellativisches *yngvi*. Andererseits läßt sich leicht denken, wie der gebrauch überhaupt aufkommen konnte. Er beruht auf verallgemeinerung von *Yngva konr* und ähnlichen ausdrücken, die wie *buđlungr* und dergl. behandelt wurden. Daraus wurde dann einfaches *yngvi* abstrahirt, weil man neben *þióđans sonr* usw. ein ungefähr gleichbedeutendes *þióđann* usw. hatte. So begegnet uns denn in der tat *yngvi* 'fürst' an manchen stellen der poetischen litteratur,[2]) und so auch HHu I 55,3 *(áttstafr yngva*, wo *yngvi* auf Sigmund geht; vgl. *áttkonr* Yt. 42). Es liegt am nächsten, diesen anklang mit den andern berührungen zwischen den beiden denkmälern auf eine linie zu stellen. Doch werden gleichzeitig andere vorbilder gewirkt haben. So fällt auf, daß Arnórs Hrynhenda (8,1) einen *iǫfra bági* nennt, der dem *lióna bága* des Yt. näher kommt als die angeführte Egilstelle.

---

[1]) Dies bestreitet Noreen Upps. stud. 221 f. mit unrecht. Die belege für *yngvi* = rex sind unzweifelhaft, und die behauptung, daß der name selbst der umschreibung vorangehn müsse, trifft nicht zu (vgl. str. 8. 27.). — Übrigens ist es ebenso sicher, daß man schon im ma. *yngvi* an unserer stelle als nomen propr. mißdeutet hat. Wenn Snorri von den brüdern Álfr und Yngvi berichtet, sie seien *á Fýrisvǫllum* bestattet worden, so beruht das auf Yt. 11: *viđ Fýri brann*, keineswegs auf einer verlorenen str., wie Schück Yngl. 18 geneigt ist anzunehmen. (Schück hat m. e. den ausfall von str. und halbstr. kaum irgendwo glaubhaft gemacht.) Ähnl. hat Snorri den Yngvi des Hál. (6,6: *synir Yngva)* mit dem erwähnten bruder des Álfr identificirt (Schück aao. 31).

[2]) Markus Skeggiason, Eiriksdrápa 12,3: *áttkonr yngva*. Ebenda 2,3. 7,1. 16,1. 23,5 wird *yngvi* = rex gebraucht, augenscheinlich in nachahmung der Hrynhenda Arnórs (13,3. 14,5; vgl. dazu FJónsson, Lit. hist. 2,51 f.), die ihrerseits den ausdruck aus der Hǫfuðlausn des Óttar svarti entlehnt zu haben scheint (Hkr. 2,21; dieses gedicht war wol auch vorbild für die apostrophe an den fürsten, die Arnórr durchführt). Weitere belege bei Halldór Háreksblesi (zeitgenosse Óttars, Hkr. 2,400), bei Arnór selbst (ebd. 265) und bei Valgarðr (Hkr. 3,101). — Mit *áttstafr yngva* vgl. *yngva konr* Rm. 14,3.



Bugge hat auch auf die Grímn. hingewiesen. Wie mir scheint, mit recht. Das Yt. zählt die gräber der alten könige ganz ähnlich auf wie Grímn. die götterwohnungen. Das zählen, wie es hier und in andern kataloggedichten begegnet, taucht wenigstens an einer stelle auch im Yt. auf: Hel. ladet einen dritten helden zu sich, str. 47[1]) Wenn es Grímn. 8 heißt:

Glaðsheimr heitir enn fimti, þars en gullbiarta
Valhǫll við of þrumir,

so berührt sich dieses *þrumir* 'ruht' — eigentlich von menschen gesagt — mit dem *drúpir* von Yt. 44.

Bedeutsamer ist ein anklang an die Alv. Auf die innere verwantschaft dieser synonymensammlung wurde schon hingewiesen. Nun hat der Alvísdichter sich in zahlreichen poetischen neubildungen gefallen,[2]) und eine davon, *hlíðþang* für 'wald', kehrt als bestandteil einer feuerkenning *(bitsótt hlíðar þangs)* im Yt. — und zwar nur hier — wider (str. 34, Bugge Skjald. 121). Somit weist alles darauf hin, daß der Alvísdichter hier eine beisteuer geliefert hat, und so wahr die Alv. ein junges, isländisches bravourstück darstellen, so wahr auch das Yt.

Auf das Alte Sigurdslied (Brot 5,8) weist das öfters vorkommende *of viða skyldi.*[3]) Der dichter gebraucht es von dem, was den helden ums leben bringt.[4])

Of afbrýði (21,8) begegnet sonst nur Guðr. I 10,2 *(af a.)*. *Vilia byrgi* (16,2) ist ein gegenstück zu *hugborg* Guðr. I 14,7.[5])

---

[1]) Die von FJónsson vertretene auffassung dieses *þriði* (Hkr. 4,25), der sich auch Bugge angeschlossen hat (Skjald. 168), scheint mir gesichert zu sein. EÓBrím schloß daraus auf die todesart des Ólaf trételgia (Ark. 11,16 f. vgl. 14 f.). Das ist aber unzulässig, weil bei Olaf eben die Hel keine ausdrückliche rolle spielt. Es kann hier nicht auf die mythischen vorstellungen ankommen, sondern nur auf die phraseologie. Der dichter wendet in str. 47 im grunde dieselbe phrase zum dritten male an, das ist alles. Es ist höchst bezeichnend für unsern versemacher!

[2]) Heusler Archiv 116,265 f.

[3]) Die stellen bei Gering, Vollst. wb. 1170.

[4]) Offenbar ohne dabei irgendwo an 'fesseln' zu denken, wie Noreen Upps. stud. 197 will. — Auch die phrase *unz þik aldr viðr* Guðr. II 30,6 wird auf der Brotstelle beruhen.

[5]) Zwei von den drei hss. haben übrigens *byrði*, wozu Gíslason Aarb. 1881, 211 bemerkt hat, es klinge nicht wie eine stimme aus dem heidentum. Es bleibt zu fragen, ob *vilia byrgi* viel heidnischer klingt.

At sǫgum verđa (30,4) klingt prosaisch, hat aber ein stabendes gegenstück im Innst. 24,5—6: *Þat munu seggir at sǫgum gera.*

Str. 34 *(. . . flotna fullr, of fylki brann)* erinnert an die erste strophe des Vík.: *er inni brann flotna fiǫlđ,* aber auch an einen spruch des Lióðatal: *er ek sé hávan*[1]) *loga sal of sessmǫgum* (Háv. 152). Wenn eine interpolirte strophe des Vík. *(þat kaus herr, at . . .*; e, 3*)* entfernt anklingt an Yt. 43,1 *(þat frá hverr, at . . .)*, so kann das natürlich die alternative nicht entscheiden.

Das dunkle *frǫmuđr Hǫgna hrørs* (38) ist vielleicht weiter nichts als die umschreibung eines ebenfalls auf den ersten blick schwer verständlichen halbverses des Oddr.: *viđ bana Hǫgna* (8,4. Der Oddrúndichter wollte jedenfalls damit den Vilmund als einen von Atlis mannen bezeichnen, EMogk.)

Unsere musterung ist zu ende. — Gewiß kann man das meiste verschieden beurteilen, aber einige fälle — die hervorgehoben wurden — scheinen mir doch eine nicht mißzuverstehnde sprache zu reden, und die ziemlich stattliche zahl der parallelstellen (die sich wol noch vermehren ließe) bedeutet als solche auch etwas: sie lehrt, daß das Yt. zu jenen texten gehört, deren phraseologie dem leser an manchen stellen bekannt vorkommt, und das sind nicht die alten texte.

VI. Die reminiscenzen weisen z. t. auf Egils gedichte und die Glælognskviða. Diese haben wahrscheinlich auch die metrische form eingegeben. Unser dichter ist aber mit dem simplen kviðuhátt der alten nicht zufrieden. Er erschwert sich die sache durch die regel, daß der dritte kurzvers jedes helmings mit der stabenden hebung einsetzen muß. Diese regel leidet bei ihm nur zwei ausnahmen (44,3. 45,3), die vielleicht durch umstellung *(bryniálfs of, Býleists til)* zu beseitigen sind. Gleichzeitig wird der helmingeingang abweichend gestaltet. Hier wird steigender rhythmus entschieden bevorzugt. Wo die hebung den anfang macht, pflegt sie stablos zu sein (einzelne ausnahmen bei vokalischer alliteration des einleitenden *ok*, so 10,1. 15,1. 32,1, und bei kreuzalliteration, so 26,1, wol auch 20,1). So bekommt der helming einen gleichmäßigen ablauf, was offenbar mit der sogleich zu erörternden satzgliederung aufs engste zusammenhängt.

[1]) *siálfan?* MOlsen Ark. 23, 190.



Der sinn für strenge symmetrie, der sich hier so ungehemmt auslebt, sticht höchst bezeichnend ab von der art Egils und þórarins. Bei diesen finden sich deutliche ansätze zu jener festen regelung (Ar. 7. 8. 9. 13. 14. 22. Son. 2. 5. 6. 9. 10. 17. 19. 20. 22. 23. 24. Glæl. Hkr. 2, str. 166. 169. 171. 172), aber sie denken nicht daran, sie durchzuführen, so wenig wie der fest gebundene helming bei ihnen ausnahmlose regel ist. Dagegen ist die regel einmal im fornyrðislag befolgt: von Gísl Illugason in seinem gedicht auf Magnus Barfuß, also um 1100.[1]) Dieses zusammentreffen hat für uns etwas rätselhaftes. Die erklärung dürfte doch wol in gemeinsamen vorbildern aus dem 11. jh. zu suchen sein, die vermutlich auch einen teil der poetischen quellen des pseudo-þióðólf darstellen würden. Diese jüngeren dichter haben das, was bei Egil und þórarin sporadisch auftauchte, zur regel erhoben und pedantisch durchgeführt. Völlig unglaubhaft hingegen wäre die annahme, daß eine zur zeit Haralds im Yt. befolgte regel später von nahmhaften dichtern vergessen, von Gísl dagegen im 12. jh. erneuert sei. Denn Gísl verleugnet stilistisch gänzlich den zusammenhang mit dem Yt., den Egill und auch þórarinn zur schau tragen.[2])

VII. Ein letztes argument entnehme ich dem v e r h ä l t n i s v o n s a t z u n d v e r s. Nirgends ist dieses verhältnis so einförmig

[1]) Ausnahmen höchstens 4,3. 6,3. 6,3 ist ein citat, 4,3 muß, weil sonst regelmäßiger viersilbler durchgeführt ist (bis auf 2 kviðuhátt-vorderstücke 7,7. 20,3), um die silbe *þat* erleichtert werden, dann entsteht eine nicht stabende eingangshebung (wie 13,3, sonst nicht). Besonders bezeichnend ist 11,3: *Ǫnguls við ey.* — Auch die helminganfänge sind meistens fallend, ausnahmen 3,5. 12,5. 15,5. 18,1; hebung ohne alliteration am anfang 4,1 5,5. 7,5. 8,5. 9,1. 9,5. 10,5. 11,5. 13,5. 14,1. 16,1. 17,1. 19,5. 20,5 = 14 mal, gegen 2 mal.

[2]) Von den einzeln überlieferten kviðuháttstrophen (aufgezählt von Gíslason Aarb. 1881, 188 f. 247 f.) zeigen mehrere dieselbe regelung. Man kann nach den gesetzen der wahrscheinlichkeit nichts anderes erwarten. Z. t. liegt aber einfluß des Yt. vor. So in den strophen 22—24 der Grettissaga (Hel stammt aus Yt. 43 — *hallvarþs hlífinauma* nach Wadstein Ark. 11,76 'beschützerin des grab*kumbl*', d. i. Hel—, *Býleists bróður dóttur* aus Yt. 45). Vielleicht gilt dasselbe von 39—42 und von der Hallmundarkviða (vgl. *þat vas næst, at* . . . 52,1 mit *þat stǫkk upp, þat frák enn* und dergl. im Yt.). Alle diese strophen sind nach Boer jüngere zusätze zur Grettiss. — Das Nóregs kon. tal befolgt die regel streckenweise, unter dem einfluß seines vorbildes, doch bei weitem nicht konsequent. Es verhält sich also etwa wie das Háleygiatal (über dieses s. u. s. 413).

wie hier.[1]) Nirgends auch — vom Hál. abgesehen — ist der procentsatz der festen bindungen so hoch: 49,5. Es wären genau 50 %, fände sich nicht e i n e lose bindung (21,7), mit der der dichter vermutlich selbst nicht zufrieden gewesen ist. Der durchweg fest gebundene helming überwiegt stark: 74 fälle gegen 1 fall des typus 1 + 2 + 1 (1,1), 3 bezw. 6[2]) fälle des typus 3 + 1, 9 des typus 1 + 3. Daß letzterer seinen rivalen aussticht, stimmt zu Ar. und Son. Ein paar mal lockert der dichter den helming durch einen eingeschobenen relativsatz im zweiten kurzvers (20,2. 22,2. 47,6). Das kennt schon Egill (Ar. 9,6, auch Son. 6,2), zur manier ausgebildet wird es dann im Nkt. Überschreitungen der helminggrenze kommen nicht vor, der symmetrie des ganzen gemäß.[3])

Was die variationen betrifft, so finden sich ihrer nicht mehr als 6 bis 9. Zerkleinerung des kurzverses bewirkt die variation — wenn man hier den ausdruck gebrauchen darf — 40,7:

es hann siálfr sínu fiǫrvi
frœknu fyrstr of fara vildi.

Man könnte hier auch von spaltung reden. Spaltungen am langversende kennt das gedicht etwa 24. Die mehrzahl zeigt verschobene wortstellung, meist von der art, die schon bei Egil illustrirt wurde (so 4,7. 5,3. 8,7. 14,7 uö.; variationsähnlich 52,7). Während aber Egill unmittelbare spaltung meidet, kommt sie beim pseudo-þióðólf vor. 10,7:

hvar Dómarr á dynianda
bana Hálfs of borinn væri;

37,3:

Varð Ǫnundr Jónakrs bura
harmi heptr und Himinfiǫllum;

ferner 2,7. 50,3. 50,7. An diesen härten hat sich der verfasser offenbar nicht gestoßen. Er wird sein gedicht mit sehr kurzen metrischen pausen und — um die umstrittenen metrischen kunstausdrücke zu gebrauchen — mehr recitirend als taktirend vorgetragen haben. Eine empfindliche verrenkung der konstruktion haben wir

[1]) Vgl. dazu Schück, Yngl. 15 ff.

[2]) S. o. s. 387 n.

[3]) Daher kann keine rede davon sein, daß die halbstrophe Wisén 54 zum selben gedichte gehört; sie hat auch im dritten halbvers steigenden rhythmus.



29,1—4; der erste langvers scheint vollständig, aber die hauptsache folgt erst am ende des zweiten. Wir kennen diese erscheinung aus jungen Eddaliedern.

Die zunahme der festen bindungen bei gleichzeitigem starkem rückgang der losen bindungen und der variationen nebst den uns z. b. von der Hym. her bekannten begleiterscheinungen ist ein bestimmter hinweis darauf, das das Yt. jünger ist als Egils gedichte, deren tendenzen es zur ausnahmlosen regel zu machen, deren unebenheiten es zu glätten strebt. In dieselbe richtung weist die oben nachgewiesene metrische regel.

Zu einer bestimmteren datirung verhelfen uns andere, z. t. schon oben s. 398 angeknüpfte erwägungen.[1])

Man braucht die geschichtlichkeit eines Rǫgnvaldr heiðumhárr nicht in zweifel zu ziehen, um doch seine rolle im gedicht bedeutsam zu finden. Sein Vater, Ólafr Geirstaðaálfr ist das bindeglied zwischen der alten Ynglinglinie und den isländischen Breiðfirðingen. Nehmen wir das mit den vorgeführten kriterien späten, isländischen ursprungs zusammen, so dürfen wir sagen: dieser seiner genealogischen stellung allein verdankt Rǫgnvaldr, daß das Yt. zu seinen ehren gedichtet wurde. Hierdurch erst erledigen sich die bedenken, die darin ihren ausdruck fanden, daß man in der schlußstrophe statt des obskuren kleinfürsten seinen großen zeitgenossen und vetter Harald genannt sehen wollte. Wäre das Yt. ein authentisches werk des þióðólf von Hvinir, so müßten wir uns allerdings wundern, daß diese 'verherrlichung' von Haralds ahnen nicht ihm, sondern jenem Rǫgnvald gilt. Dem gelehrten Isländer aber, der den þióðólf als vornehmsten skalden Haralds kannte, lag es außerordentlich nahe, sein phantasiestück gerade dem Rǫgnvald zu widmen und die genealogie auf ihn hinabzuführen. Es war doch immerhin keine allzu kühne fiktion, daß Haralds skalde auch an seines vetters hofe tätig gewesen sei. Diese fiktion war aber eine fast notwendige folge der wahl des þióðólf zum autor. Damit gewann man ja nicht nur eine anknüpfung an dem eigenen ahnherrn, Ólaf Geirstaðaálf, es war gleichzeitig auch ein gangbarer weg, das Yt. in die tradition einzuschmuggeln, die von einem aus Haralds skaldenkreise hervorgegangenen genealogischen werke bis dahin nichts wußte.

[1]) Auf der richtigen spur war schon Wadstein, Ark. 11,91.



Ob dabei von einer absichtlichen täuschung der mit- und nachwelt gesprochen werden darf, erscheint mindestens zweifelhaft. Besser verstehn wir m. e. die entstehung des Yt., wenn wir seine einkleidung als das ergebnis eines phantasieaktes auffassen. Der verfasser nimmt die miene des þióðólf von Hvinir an, der vor Rǫgnvald dichtet, und gefällt in dieser maske sich und seinem wissenden publikum umso besser. Eine solche rahmenidee war in der eddischen dichtung gäng und gäbe. Man denke an Starkad, Hrók oder Ǫrvar-Odd, die ihr leben erzählen, oder an kataloggedichte wie Vafþr., Hyndl., Alv. Der inhalt gibt sich hier wenigstens zum großen teil als historische wahrheit, und zwar als geschichte der forn ǫld, wie im Yt., während die einkleidung sichtlich junge zutat ist. Ganz ähnlich steht es mit den *fǫrn spiǫll* der vǫlva. In diese ganze spät-eddische produktion paßt das Yt. vortrefflich hinein. Es ist ein lehrreiches und interessantes dokument jener isländischen gelahrtheit, die zwischen forschung und dichterischer produktion in der mitte stand und ihren nüchternen, wennschon nicht immer kritischen tatsachensinn auch in die poesie hineintrug.

Noch ist ein wort zu sagen über das Háleygiatal. Es hat offenbar das Yt. nachgeahmt.[1]) Das zeigen auch die bindungen. Sie sind ausnahmlos fest, bei einem procentsatz = 58. Das ist nur dadurch möglich, daß die helminggrenze gewohnheitsmäßig überschritten wird (6. 10. 11. 12. 13. 16). Die hier sich breit machende verzahnung der strophenhälften ist später u. a. von Sturla nachgeahmt worden. Hierin kann das Yt. nicht vorbild sein. Vielmehr ist hier Egill verantwortlich, wie die übereinstimmung von Hál. 13,5 (*fagnafundr*) mit Son. 2,5 lehrt.[2]) Aber darin folgt das Hál. wider dem Yt., daß es unmittelbare spaltungen kennt (9,3. 10,7. 13,3; anders 5,3. 7,3. 10,3. 11,3). Dagegen bevorzugt es den helmingtypus 3 + 1 gegenüber 1 + 3 (ersteres 8, bezw. 9 mal, letzteres 1 mal, typus 4 verhältnismäßig selten, 11 bis 13 mal).

Die rhythmische regel des Yt. ist im Hál. durch unbewußte nachahmung ebenfalls vorhanden, aber es finden sich in den geringfügigen bruchstücken zwei ausnahmen (1,3. 6,3).

---

[1]) Vgl. Bugge, Skjald. 169 ff.

[2]) Dies übersah Bugge, der Skjald. 171 die überschreitung der helminggrenze im Hál. konstatirt. Dagegen verwies Detter Ark. 12,212 mit recht auf Son. 21. Vgl. auch Cpb. 1,251 und Skjald. 176 f.

Wenn das Hál. das Yt. nachahmt, auch in den namen,[1]) von denen einige wie *Sverđhialtr, Hersir* (Rþ!) widerum sichtlich phantasienamen sind, so begibt es sich jedes anspruchs auf geschichtliche glaubwürdigkeit.[2]) Es ist kaum annehmbar, daß die jarle von Hlaðir an einer solchen spielerei vergnügen gefunden, daß irgend etwas den Eyvind zu einem solchen werke ermutigt haben sollte. Es scheint mir danach nicht zu kühn, wenn ich behaupte, daß ein jüngerer zeitgenosse des pseudo-þióðólf, im einverständnis mit dessen tendenzen, das Hál. verfaßt hat. Es dem Eyvind anzuhängen, war kein ungeschickter schachzug. Der überlieferte beiname *skáldaspillir* bekam dadurch einen scheinbar guten sinn (den er übrigens schwerlich von hause aus gehabt haben wird.[3])

Eine andere nachahmung des Yt. steht in der Ftb. 2,486 f., vier strophen des Oddi litli. Sie sind ebenfalls durch starre bindungen ausgezeichnet. Der verfasser, der von den Shetlandinseln stammte, dichtete sie in Palästina 1154.[4]) Diese jahreszahl ist der einzige brauchbare terminus ante quem für das Yt. Es scheint plausibel, daß Oddi das sonst kaum citirte Yt. eben deshalb so gut kannte, weil es ihm kurz vor seiner abreise als etwas ganz modernes aus Island zugetragen war. —

Die Ftb. 1,567 f. teilt drei fest gebundene fornyrðislagstrophen mit, die sie dem *þióđólf ór Hvini* beilegt. Diese strophen sind schon durch ihre späte überlieferung davor sicher, für ein produkt des 9. jahrh.s ausgegeben zu werden.

Ob der kviðlingr, der Hkr. 1,136 dem þióðólf zugeschrieben wird, viel bessere gewähr hat, das dürfen wir hier dahingestellt sein lassen.

Ebenso wenig brauchen wir auf die angebliche Bragistrophe der Hálfssaga (Norr. skr. 41) rücksicht zu nehmen. Sie überschreitet den helming mit loser bindung und sieht auch in anderer beziehung

---

[1]) Schück, Yngl. 3 f.

[2]) Vgl. Schück aao. 32.

[3]) 'Dichterverderber' scheint allerdings die klare wortbedeutung (Jónsson, Lit. hist. 1,463). Aber es muß doch sehr zweifelhaft bleiben, ob der erfinder dieses beinamens den Eyvind damit als plagiator hat brandmarken wollen. Übrigens ist auch die gleichsetzung mit *frœđa spillir* 'poeta' (Egilsson s. v. *spillir*, Wadstein Ark. 11,88) nicht ohne weiteres von der hand zu weisen (der zusammenhang mit *spiall* erhellt aus *Egđa andspillir*, Gislas. str. 15).

[4]) Bugge aao. 127.

unursprünglicher aus als die stark anklingende strophe EM 61 nr. 2. Heusler und Ranisch halten letztere sicher mit recht für ihr vorbild (EM LIX n.).

Es mögen noch einige mit der vorliegenden streitfrage loser zusammenhängende bemerkungen angefügt werden. Sie beziehen sich auf die vollständigkeit des Yt.-textes.

Dafür, daß wir nur einen teil des gedichtes besitzen, lassen sich, soweit ich sehe, zwei erwägungen ins feld führen. Es ist von vornherein nicht unwahrscheinlich, daß Snorri hier wie anderswo darauf verzichtet, das dichterwerk in extenso mitzuteilen, und es wohnt ferner den überlieferten versen ein starker sinn für einförmigkeit und symmetrie inne, dem die ungleiche länge der strophen und abschnitte zu widerstreiten scheint. Auf derartige (und andere) überlegungen hin hat man in der tat die vermutung geäußert und zu begründen gesucht, daß jedem könige ursprünglich drei volle strophen gegolten hätten.[1]) Diese annahme ist jedoch m. e. undurchführbar. Abgesehen vom anfang, wo tatsächlich etwas zu fehlen scheint, ergibt eine inhaltliche und stilistische vergleichung der einzelnen abschnitte ziemlich zweifellos, daß diese i. a. vollständig vorliegen, also von anfang an ungleiche länge gehabt haben.

Man wird diese behauptung gerechtfertigt finden, wenn man an der hand des folgenden die probe macht.

Zunächst ist es von wichtigkeit, festzustellen, daß Snorris behauptung, das Yt. erzähle von jedes fürsten tod und grabstätte (Hkr. 1,4), nicht zutrifft und niemals zugetroffen hat. Sie beruht, was uns ja nicht wundern kann, auf einem flüchtigen überblick, der eine naheliegende folgerung aus str. 10 zu bestätigen schien. Unter den 26 in strophen behandelten königen sind nicht weniger als 10, deren grabstätte nicht genannt wird.[2]) Bei 5 von diesen füllt Snorri die lücke aus.[3]) Man könnte nun mit Gíslason und dessen nachfolgern annehmen wollen, Snorri schöpfe hier aus verlorenen versen. Es läßt sich jedoch in der mehrzahl der fälle nachweisen,

---

[1]) Jónsson, Lit. hist. 1,441. Aarb. 1895, 335 f. Schück, Yngl. 5 ff. Vgl. schon Gíslason Aarb. 1881, 185 ff.

[2]) Dómaldi, Dyggvi, Dagr, Alrekr, Yngvi, Aun, Egill, Óttarr, Aðils, Guðrøðr.

[3]) Yngvi, Aun, Egill, Óttarr, Aðils.

daß nur eine falsche, z. t. ganz oberflächliche folgerung aus dem überlieferten text vorliegt. So beruht die angabe über Yngvi (s. 39) auf der Dómarstrophe *(of yngva hrør . . . viđ Fýri brann)*. Auns ruhestätte (s. 47) schien sich mit selbstverständlichkeit aus seinem friedlichen strohtod zu ergeben. Die seltsame behandlung, welche die Dänen der leiche des Óttar zuteil werden lassen *(lǫgđu upp á haug einn, létu þar rifa dýr ok fugla hrœin*, s. 53), ist herausgelesen aus der umständlichen nennung der schlachtvögel in der betr. strophe, die doch klärlich ein fallen im kampfe ausdrücken will (vgl. *falla und kló hrafni*, Arnórr Cpb. 2,189). Bei Aðils' tode setzt der dichter, um den helming voll zu machen, lose hinzu: *(Ála dólgr,) at Upsǫlum*. Daraus macht die prosa: *hann dó at Upsǫlum ok er þar heygđr* (s. 56 f.). Nur bei Egil (s. 51) liegt eine gewisse wahrscheinlichkeit vor, daß Snorri einer andern quelle folgt, das würde aber einfach die tradition sein. Da *at Upsǫlum* die nächstliegende und einfachste antwort auf die frage ist 'wo liegt Egill Tunnadólgr?', so ist es auch erlaubt, den zusammenhang für diese angabe verantwortlich zu machen: bei dem unmittelbaren vorgänger Aun hatte Snorri (oder ein vorläufer von ihm?) dieselbe ergänzung gemacht und auch schon bei den nächst vorhergehnden Jǫrundr und Yngvi über den verbleib der sterblichen überreste berichtet.[1])

Unsere untersuchung zeigt, wie unvollkommen der inhaltliche parallelismus der einzelnen abschnitte ist und mindestens zur zeit, wo die prosa entstand, war. Damit verliert aber die allgemeine behauptung der letzteren für uns alle verbindlichkeit. Der dichter hat die bestattung bald erwähnt, bald weggelassen.[2]) Ähnlich verfährt er auch sonst mit seinem stoff. Bei Egil kommt etwas zur sprache, was mit dem ende des königs gar nichts zu schaffen hat. Der dichter hat als hauptaufgabe vor augen, einen fürsten nach dem andern sterben zu lassen. Um ein wenig abwechslung in das einerlei zu bringen, kann er nicht umhin, diese aufgabe bald von dieser, bald von jener ecke anzugreifen. Es kommt vor, daß er nur

[1]) Bei Jǫrundr übrigens nur implicite, wie auch bei Fiǫlnir, Sveigðir, Visburr, Eysteinn, Ǫnundr, Ingialdr (vgl. Aarb. 1881, 187). Man sieht auch aus dieser liste, wie wenig es dem dichter gerade auf den *legstađr* ankam.

[2]) Darauf weisen schon die fälle hin, in denen auch Snorri über den *legstađr* schweigt. (FJónsson Lit. hist. 1,441 gibt irrtümlich an, Snorri erzähle von jedes königs todesart und grabstätte.)



das sterben als solches umschreibt (Dyggvi, Ólafr I, Hálfdan I, Hálfdan II), aber auch in diesem falle betrachtet er die sache von verschiedenen seiten. Wo er mehr zu sagen weiß oder sagen will, wird ihm das variiren erleichtert, schon durch die wechselnde tendenz und beschaffenheit der tradition. Immer aber kommt es ihm darauf an, die tatsache, daß der betreffende fürst gestorben ist, in einer jeden zweifel ausschließenden deutlichkeit hinzustellen. Wo dem pedanten diese deutlichkeit noch nicht vollkommen zu sein scheint, da fügt er noch einen helming oder eine strophe hinzu. Es genügt nicht, daß Aðils vom pferde stürzt, sein gehirn muß verspritzt, ja die tötliche wirkung ausdrücklich festgestellt werden. Von Guðrøð dürfen wir erst abschied nehmen, als die schraubenwindungen der vier helminge glücklich bei einem handgreiflichen *stunginn* angelangt sind. Nicht zufrieden, daß dem Qnund der bergrutsch *at hendi kom*, setzt der verfasser hinzu: *horfinn vas*. Hier ist aber auch ein formaler faktor im spiel: nachdem der könig einmal als *Eistra dólgr* widergekehrt ist, soll er noch ein drittes mal, und zwar als *frqmuðr Hqgna hrørs*, vorgestellt werden. Das dreierprinzip (oben s. 401) ist es anderswo allein, was den dritten helming veranlaßt (bei Dyggvi, Jqrund u. ö.). Bei Aun veranlaßt es den fünften! Eigentümlich liegt der fall bei Egil. Der zweite und vierte helming gehn einander parallel, wahrscheinlich entsprechen sich auch der erste und dritte (*ór landi* = *austr*, Snorris bericht von des königs flucht nach Seeland scheint ein mißverständnis auf grund von Fiqlnis geschichte); hier führt also das doppelte variiren zu vier helmingen. — Es gibt manche abschlüsse anderer art; bisweilen führen sie einen neuen, selbständigen gedanken ein (19. 30. 36. 40. 42. 44. 46. 48). Aber auch diese verleugnen ihre natur als abschlüsse nirgends. Das wissen oder die kritik (19), die der dichter hier noch anzubringen wünscht, tragen ihren schwerpunkt in sich selbst, bedürfen keiner fortführung.

Wer sich in den stil des Yt. hineingelebt hat, wird überall, wo ein abschnitt liegt, deutlich das ende fühlen und nichts vermissen. Öfters kommen mehrere tendenzen zusammen. Der dichter will noch einen namen anbringen, er will der deutlichkeit genügen und zugleich eine dritte umschreibung glänzen lassen. Könnten wir in allen fällen entscheiden, welches motiv den anstoß gegeben hat, so wüßten wir mehr, als dem verfasser selbst bewußt gewesen ist.

Damit verschwindet nun also die supponirte symmetrie der teile. So wie der text bei Wisén erscheint, als eine reihe von 53 strophen und halbstrophen, sieht er recht unförmlich und — man muß es zugeben — nicht sehr wahrscheinlich aus. Das dürfte aber nur daher rühren, daß der herausgeber die verse aus ihrer handschriftlichen umgebung herausgenommen und zu einem künstlichen ganzen zusammengefügt hat. Wie das ergebnis lehrt, ist dieses ganze schwerlich vom dichter gewollt. Es sieht vielmehr ganz so aus, als wenn er seine strophen von anfang an als zerstreuten schmuck einer prosaerzählung gedacht hat. Sie sind mit der ältesten Ynglingasaga zusammen entstanden, vermutlich beides von demselben manne komponirt.[1]) Das stimmt zu dem inhaltlichen verhältnis, das i. a. zwischen Ynglingasaga und Ynglingatal obwaltet und nur stellenweise durch abreißen der prosaischen tradition verschoben ist. Die komposition als ganzes setzt vorbilder voraus, wie sie uns aus dem 13. jahrh. in menge vorliegen: historische darstellungen, die ihre angaben mit gleichzeitigen skaldenstrophen belegen. Daß erst Snorri dieses verfahren aufgebracht haben sollte, ist ganz und gar unwahrscheinlich;[2]) er ist hierin wie in anderem der geschickte verwalter des überkommenen erbes. Möglicherweise hat Ari selbst seine *konunga ævi* auf skaldenstrophen gestützt. Schon zu beginn des 12. jahrh.s trug man geschichten aus der *forn ǫld* vor, die diesem erzählungstypus nachgebildet waren, mit erfundenen strophen als schmuck und beleg (Sturl. 1,19 f.),[3]) und dergleichen liegt bekanntlich in späteren niederschriften reichlich vor. Es wurde oben schon auf die analogie der Hrók und Ǫrvar-Odd hingewiesen. Auch die Ynglingasaga ist eine fornaldarsaga. Mag sie auch viel mehr glaubwürdige geschichte enthalten als irgend ein anderes werk dieser gattung (soweit sie erhalten sind), so erlaubte sie doch die verarbeitung unechter belegstrophen ebenso gut wie irgend eine wikingsaga. Ihr vergleichbar ist auch Sturlas Hákonarsaga, deren vísur ebenfalls nur fiktive quellen sind. —

Eine ganz andersartige frage ist die nach den von der saga verschwiegenen anfangsstrophen. Der name *Ynglingar* weist auf einen

[1]) Den rohstoff lieferte vermutlich Ari; *eptir sǫgn Ara prests fróða*, sagt die Frísbók.

[2]) FJónsson, Lit. hist. 2,303 ff.

[3]) Jónsson aao. 139 ff.

stammvater *Yngvi*. Das könnte Aris Türkenkönig, der großvater des Yngvi-Freyr, sein, es kann aber auch letzterer selbst sein, und dafür spricht der stabreim Freyr: Fiǫlnir. Man darf vielleicht für den ersten helming der vorauszusetzenden þula diese gestalt vermuten:

Eru Ynglingar frá Yngva komnir,
Freyr ok Fiǫlnir, es at Fróđa dó . . .

Dem verfasser waren *Yngvi* und *Freyr* identisch gewesen. Aber das mißverständnis lag nahe, daß man in beiden verschiedene personen sah. Da nun Niǫrðr für Freys vater galt, so mußte Yngvi der großvater sein, ein verhältnis, das umso plausibler schien, da man *Yngvi* als zweiten namen für *Freyr* im gedächtnis behielt (Hkr. 1,23). Dieser letzte umstand ist dann daran schuld gewesen, daß Snorri die beiden *Yngvi* wider identificirt hat, so daß *Niǫrđr* — nächst dem von anderer seite entnommenen *Óđin* — an der spitze seiner genealogie erscheint.

NÓREGS KONUNGA TAL.

Es ist hier der ort, einige angaben zu machen über das Nkt. Wir können dieses denkmal ziemlich genau datiren. Es ist zwischen 1184 und 1197, wahrscheinlich gegen den anfang dieses zeitraums, verfaßt.[1])

Die 332 langzeilen, in regelmäßige strophen geordnet, enthalten 148 feste bindungen mit 21 spaltungen und 15 variationen, sowie 17 lose bindungen ohne variationen (d. i. 45% feste, 5% lose bindungen). Der helmingtypus 4 überwiegt wie im Yt. bei weitem; 3 mal findet sich 1 + 2 + 1; 10, bezw. 15 mal 3 + 1; 14 mal 1 + 3. Dabei ist der text aber keineswegs in sich gleichartig.

Der losen bindungen wären noch erheblich weniger, wenn nicht gegen ende (str. 71 ff.) der verfasser eine starke neigung entwickelte, die helminggrenze mit loser bindung zu überschreiten. So entstehn von den 17 fällen allein 9 (vgl. schon 1,5). Dadurch wird gegen ende plötzlich auch der typus 1 + 3 begünstigt, der bis str. 42 gar nicht vorkommt, von 71 an aber häufig wird, während 3 + 1 bis str. 41 6, bezw. 10 mal auftritt, nach 71 nur 1 mal. Das formgefühl des autors

---

[1]) Vgl. über das Nkt. EMogk Ark. 4,240 ff. FJónsson, Lit. hist. 2,112 ff.

hat sich also allmählich verschoben. Mindestens darf man wol annehmen, daß der Schlußteil (str. 71—83) später verfaßt ist. Damit stimmt es gut überein, daß mit str. 73 ein neuer inhaltsabschnitt beginnt. Zu diesem bilden 71 und 72 bereits den übergang; sie gebrauchen im gegensatz zu den erzählenden strophen, die ihnen vorangehn, das präsens, das dann auch im folgenden herrscht.

Von den 21 spaltungen zeigen die meisten (14) den bekannten typus, z. b. 8,7:

því kemr hvers til Haraldz síðan
skiǫldungs kyn, ens skararfagra;

so noch 4,3. 10,7. 11,3. 12,3. 14,3. 20,3. 31,7. 32,3. 37,3. 56,3. 69,7. 71,3. Etwas anders 12,7:

ok Hákon hálfrar allrar
bróður sinn beiddi erfðar,

ähnlich 45,3. 70,7. Anders ist die unmittelbare spaltung vermieden 71,7:

í Biǫrgvin, þars búit gulli
stendr skrautgǫrt skrín Sunnifu,

55,3; 76,7 und 80,3. Unmittelbare spaltung begegnet nur 7,7:

náði hann fyr Nóregi
ǫllum fyrst einn at ráða

und (?) 82,3. Kaum als spaltung zu rechnen ist 20,7:

sá réð tiggi ok tuttugu
þrettán vetr þundar beðiu,

ähnlich 53,3:

Reð ágætr ok ellifu
sextán vetr Sigurðr fyr ríki.

Vgl. Son. 5.3:

þó monk mitt ok móður hrør
fǫður fall fyrst of telia

(vgl. noch Nkt. 37,6). An Egil schließt das Nkt. sich auch insofern an, als unmittelbare spaltung vermieden wird und die festen bindungen nicht ganz so stark vorherrschen wie im Yt. oder gar Hál.

Zerkleinerung des kurzverses ist häufig, besonders im hinteren halbvers. Beispiele: 32,4. 40,8. 46,6. 47,2. 49,4. 68,2. 51,3.

Verschobene wortfolge aus stabnot 41,3—4:

þó er þéss máls, er ek mæla hygg,
meiri hlutr miklu eptir,

48,1—4:

frá ek Berfœttr   bǫrn at œtti
Magnús mǫrg,   þau er metorð hǫfdu.

Umdrehung der konstruktion 14,7:

var sex vetr   samt at landi,
tírar giarn,   ok tuttugu,

44,3:

Áðr herfǫr   hilmir gerði
til Englands   með ofstopa.

Nichtssagende lückenbüßer in vierten halbvers: 19,8. 26,8. —

Das Nkt. ist eine gelehrte arbeit, wie sein vorbild. Wie dieses zu Ari beziehungen hat, so das Nkt. zu Sæmund, an dessen wohnsitz, zu Oddi, es entstanden zu sein scheint. Das Yt. zählt die ahnen der Breiðfirðinge auf, das Nkt. die der Oddveriar. Es ist bekannt, daß die beiden väter der isländischen geschichtschreibung befreundet waren, daß Ari dem älteren Sæmund manches verdankt. Dies alles zusammen ergibt widerum einen deutlichen hinweis auf die entstehung des Yt. Der unterschied zwischen den beiden stammtafeln ist eigentlich nur der des technischen könnens; dieser freilich ist nicht gering, vergleichbar etwa den abständen Alvísmál — Hugsvinnsmál, Rígsþula — Hrókslied.

GÍSL UND ÍVARR.

Zwei der wichtigsten zeugen für die geschichte der eddischen poesie sind die skalden Gísl Illugason und Ívarr Ingimundarson. Gísl verfaßte sein gedicht auf Magnus Barfuß bald nach 1100, Ívarr seinen Sigurðarbálk 1139 oder 1140. Beide haben, wie bereits andere feststellten, die Helgilieder benutzt, wahrscheinlich auch den Víkarsbálk. Ívarr lehnt sich überdies stark an Gísl an.

Das vorbild des ersten Helgiliedes wirkt auch in bezug auf die bindungen. Die skalden gehn sogar noch weit über das vorbild hinaus, namentlich Gísl. Er hat 43% feste bindungen, nur 5% lose. Einmal (1,5) überschreitet er die helminggrenze mit fester bindung. Er bevorzugt die helminggliederung 3 + 1 gegenüber 1 + 3 (3, bezw. 4 mal gegen 1; 1 + 2 + 1 fehlt). Mit variation bei fester bindung ist er etwas freigebiger als der Helgidichter (5). Dafür sind seine übrigen eddischen vorbilder verantwortlich zu machen. Spaltungen

kommen 6 vor, alle mit versetzter wortfolge, mehr oder weniger dem bekannten typus getreu, z. b. 7,7:

Þann gat bragningr, es bœndr áttu,
rétt, ráðspakr, rekkum launat.

Dieser helming zeigt zugleich einen zerkleinerten kurzvers und die variation an ungewöhnlicher stelle (wie Son. 17,7). Umdrehung der konstruktion haben wir 4,7: man ergänzt aus dem ersten helming unwillkürlich das subjekt *hilmir*.

Die anklänge an das Helgilied beginnen mit str. 3, die eine seefahrt nach dem vorbild von str. 27 und 28 des Helgiliedes schildert (*siklings flota* < *lofðungs floti; lið árar kníði* < *reru víkingar; í aga miklum* < *svá var at heyra . . . sem biǫrg eða brim brotna mundi*). Die folgende strophe des Helgiliedes hat Gísl dann in seinen strophen 14 und 15 verwertet, wo er wider in see sticht (*segl siádrifin sett við húna* < *draga bað Helgi há segl ofar; braut dýrr dreki . . . hrygg í hverri hafs glymbrúði* < *þá er ógurlig Ægis dóttir stagstiórnmǫrum steypa vildi; und Dana skelfi* < *und øðlingum* Hu 27,6). Einige weitere parallelen führt Finnur Jónsson Lit. hist. 2,58 n. 1 an. Auf das Helgilied geht wenigstens z. t. auch die kenning *veðrsmiðr Viðurs* (10,7) zurück. Sie hat ihre voraussetzung in Hu I 12,6—8: *veðrs ens mikla grára geira ok gremi Óðins*. Gísl hat den genetiv *Óðins* auch mit *veðrs* verbunden — ein interessantes zeugnis für die art, wie er die verse gliederte. Er hat für *Óðins Viðurs* gesetzt, wahrscheinlich nach *Viðris* Hu I 13,7, wol auch in anlehnung an die kenning *skapsmið Viðurs*.[1])

Auch das scheltgespräch des sogen. zweiten Helgiliedes, das im ersten liede benutzt ist, scheint Gísl gekannt zu haben. Der erste helming seiner str. 10 entspricht Hu II 20,5—8.[2])

Daß auch der interpolirte scheltdialog des ersten liedes benutzt sei, ist aus der kenning *alendr Imðar faxa*, die an *Imðar dóttir* Hu I 43,6 anklingt, nicht sicher zu schließen; *Imð* kommt auch sonst vor.

Auch zum Vík. hat Gísl beziehungen, wie Ranisch Gautr. CVII bemerkte. Eine übereinstimmung, die dieser forscher nicht notirt hat, besteht zwischen Vík. g,7—8 *hiók bryniulauss báðum hǫndum* und Gísl 13,1—2 *bǫðkennir skaut báðum hǫndum*.

---

[1]) So FJónsson aao., vgl. Gering, Kvæþabrot s. 27.

[2]) Vgl. Bugge, Helgedigt. 8 n. 5 und u. s. 432. Gísl 14,1 *hǫfðu seggir . . . heimfǫr þegit* ∾ Hu II 40,7—8. 41,7—8.



Vanr vásfǫrum 20,7 hat FJónsson Lit. hist. 2,58 mit Guðr. II 4,7 *(of vanið vási)* zusammengestellt. Man kann hinzufügen: *láðgǫfguðum* Gísl 5,7 ∼ *ættgǫfgastan* Guðr. II 30,3. Beide ausdrücke sind ἀπ. λεγ.; neben ihnen steht ein auch nur einmal belegtes *áttgǫfguðum* in einer lausavísa Egils (Egilss. 226); vgl. auch Hym. 7,6.

Die verbindung *hugfullr konungr* ist nur bei Gísl 7,3 (Ivarr 25,3) und Helr. 6,2 belegt. An die Helr. *(um sal minn sunnanverðan* 10,2*)* erinnert ferner *Ǫnguls við ey innanverða* 11,3.

Auch 6,1—4 klingt wie ein echo aus der Edda:

Hyrr sveimaði, hallir þurru,
gekk hár logi of heruð þeira.

Der dichter kennt zwar auch sonst den strophenansatz, aber nur in verwischter form (zwischensatz im zweiten halbvers, so 4,5. 7,1.5. 9,1.5. 10,5. 14,1. 19,1. 20,1), nirgends so rein ausgeprägt wie hier, wo er ihn entweder der Vsp. (57,5—8) oder der Sig. forna (Vǫls. str. 22,1—4) nachgeahmt haben dürfte.

Áðr Húgi felli 13,8 erinnert an Grott. 14,6 *áðr Knúi felli;*[1]) *rymr varð í her* 5,2 an Hamð. 23,1 und Bragi ed. Gering 3,5.

Noch ist an parallelen etwa folgendes zu nennen:

hyrr sveimaði 6,1 > Her. 5,5 *hyrr er á sveimun* (EM XX n. 1); die phrase bei Gísl ist aus Valgarð (Jónsson aao.), und Arnór[2]) entlehnt, und man darf aus diesem grunde annehmen, daß Gísl dem Her. gegenüber der gebende ist.

(ýtti) lofðungr liði 2,3 > Hrók. 17,7; um diesen halbvers anbringen zu können, bequemte sich der Hrókdichter zu einer stark verrenkten wortstellung (s. o. s. 25).

15,5—8 *braut dýrr dreki* . . . (o. s. 422) ist benutzt in Friðþiófs Meeresstrophen, Laus. J 6,5—8 (EM 99). Mit *í Atals drífu* 20,4 vergleicht sich *í drífaveðri* ebd. 7,4. 9,8. 10,4.

Gísls str. 3 — *siá knátti þar siklings flota vel vígligan* — klingt wider in der Igðnaspá (Fáfn. 44,1): *knáttú, mǫgr, siá mey* . . . *þá er frá vígi* . . . *reið.*

Gísls str. 18—20 haben dem verfasser von Ǫrvar Odds Männervergleich bei seinen strophen 17 und 18 vorgeschwebt: Männ. 17,7—8 *þess er snarliga sverði beitti* < Gísl 19,5—8 . . . *snǫrpu sverði* . . .; Männ. 18,1—2 < Gísl 18,1—2; Männ. 18,3—4 *hvar*

[1]) Vgl. Krák. 5,3. 6,8. 7,3. 10,3. (11,6.) 20,8: *áðr* . . . *felli.*

[2]) Cpb. 2,196, str. 14,5: *hyrr óx, hallir þurru.*



er orrostu eiga skyldum < Gísl 20,8 *þars vega þurfti;* Männ. 18,7—8 *frœknan stilli ok hans fylgiara* < Gísl 20,1 *fylgðak frœknum.* Noch Männ. 19,7—8 *þars konungar kappi deildu* beruht auf Gísl 11,7—8 *konungr ok iarlar kappi deildu* (so Fris.; Mork.: *kapp sitt brutu).*

Das I n n s t. gebraucht 18,8 *hertogi* als uneigentlichen titel wie Gísl 12,5. Bedeutsamer entspricht Innst. 10,1—4:

hrynia um herðar þeims hamalt fylkia,
grams verðungu, gullnar bryniur,

Gísl 10,5—8:

áðr en hitti, sá er hamalt fylkti,
veðrsmiðr Viðurs valska iarla.

Beide stellen sind ebenso gegliedert wie ein helming der Hym., der oben s. 99 mit dem Innst. zusammengestellt wurde. Wir beobachten, daß Gísl auch sonst reichlich helminge von ähnlicher form baut (oben s. 423). Sein helming 19,5 *þann sák fylki . . . til sigrs vega* klingt wider Innst. 21,1 *hér sák alla einum fylgia . . .* — das *sák* ist hier in der situation kaum begründet —; Gísl 20,1 *fylgðak frœknum* ∾ Innst. 23 *ek hefi . . . . fylgt fullhuga,* Innst. 8 *froeknra drengia er fylgia mér;* Gísl 19,3 *fránt, of hǫfði feðr Sigurðar*[1]) ∾ Innst. 24,3 *horskr, at hǫfði hers oddvita;* Gísl 13,3 *allr vá hilmis herr prúðliga* ∾ Innst. 19,3 *verðr vísis lið vega með sǫxum.* Wir haben von Gísl eine dróttkvættvísa, die er nach zuverlässiger überlieferung angesichts des todes im kerker gesprochen hat (BS 1,221 f. Cpb. 2,243). Auch diese improvisation zeigt anklänge an das Innst.: *kátr skalk enn* ∾ *Hálfr konungr hlœiandi dó; hverr deyr seggr* ∾ *engi er ýta sá er œ lifir.*

Ein fühlbar abweichendes gepräge zeigt Í v a r s Sigurðarbálkr. Seine helminge sind weniger fest: 35% der langzeilen fest gebunden, 2,5% lose gebunden. Der helmingtypus 1 + 3 kommt 3 mal vor, 1 + 2 + 1 1 mal, 3 + 1 7, bezw. 12 mal (überwiegt auch bei Gísl). Ívarr liebt es, im dritten halbvers eine parenthese zu bringen, während es sonst — und so besonders auch bei Gísl — üblicher ist, den z w e i t e n syntaktisch zu isoliren. Entsprechend der loseren struktur seiner helminge hat er 13 bis 14 variationen und nur 4 bis 5 spaltungen. Darunter sind aber 2 fälle harter, unmittelbarer spaltung (9,7.

[1]) Über den text s. u. s. 425 n. 3.

16,7). Ívarr ist überhaupt unstreitig hölzerner und ungeschickter, auch in der erfindung noch ärmer als sein vorgänger. Seine variationen sind öfters (5 mal) zu kurz, so daß sie den halbvers zerkleinern (3,3. 11,3. 30,3. 40,7. 42,3). Dies kommt bei Gísl nicht vor, dagegen vereinzelt in Helr., Hym., Innst., Hund. I, Vsp., Nkt., von denen die vier letzten auch harte spaltungen nicht scheuen. Eine zierde des Sig. ist dagegen der fünf mal in reiner form auftretende strophenansatz (21,5. 23,5. 32,5. 37,1.5).

Dieser strophenansatz, die zwanglosere gliederung, die reichlicheren variationen geben dem gedichte ein volkstümlicheres gepräge, als man seinem muster nachsagen kann. Dabei ist es in motiven und phrasen aufs stärkste von letzterem abhängig. Einige von Gísl entlehnte redensarten werden ständig gebraucht, so *vann* c. acc. + partic.: 7,1. 22,1. 30,1 (nach Gísl 10);[1] *áðr:* 8,5. 10,7. 24,8. 28,8 (vgl. Gísl 10,5. 13,8, ∾ Sig. 38,8). Ferner stammen von Gísl folgende wendungen: *þeirs framast þóttu* (9,4, < Gísl 20); *sá er vega þorði, // sókndiarfr Sigurðr* (18, in der gliederung angelehnt an Gísl 10,6); *gunni háða* (20,4, < Gísl 11,1); *hugfullr konungr* (25,3, < Gísl 7,3); *við víg vanir* (36,3, < Gísl 3,3—4); *vanr vásfǫrum* (39,7, < Gísl 20,7); *siá knátti þar* (32,1, = Gísl 3,1. 6,5);[2] *veðrblásin vé of vegundum* (32,7—8, < Gísl 19,1—4: *helmerki blés . . . fránt, of hǫfði feðr Sigurðar,*[3]) vgl. 15,6: *of liði gǫfgu).*

---

[1]) Doch ist diese ausdrucksweise auch sonst bei den skalden dieser zeit beliebt, so bei Biǫrn krepphendi (Mork. 143^{12}. 144^{21} = Hkr. 3,246), Einar Skúlason (Mork. 200^{16}. 226^{13}). Vgl. die umschreibung mit *lét,* die z. b. bei Biǫrn öfters vorkommt (vgl. oben s. 400).

[2]) Dieselbe redensart bei Einar Skúlason Mork. 200^{12}, Biarni Kolbeinsson Jómsvík. 7,5 (vgl. 37,7) und Krák. 13,3. Dies sind wol reminiscenzen wie die angeführte stelle der Igðnaspá. Daß Biarni Gísl gekannt hat, zeigen seine wendungen 33,5 (verschmelzung von Hu I 29,1—2 und Gísl 14,7—8), 14,3 (*frœkn at fylgia,* < Gísl 20,1), 19,6 (*gaus upp logi ór húsum,* ∾ Gísl 6,3—4, doch vgl. bei Biǫrn krepphendi *gaus eldr ór húsum,* Cpb. $2{,}244^{16}$). Einiges scheint von Ívar zu stammen (7,3 = Sig. 32,3. 28,4 ∾ Sig. 38,1. 29,3 ∾ Sig. 41,4. 41,1.2 ∾ Sig. 29,8). Auf Hu I beruhen u. a. die sätze *herr œxti gný darra* 33,5 (vgl. 35,7) und *áðr létti dyn darra* 39,7 (Hu I 54,3. 17,3).

[3]) Die stelle ist in den hss. verderbt, aber mit sicherheit widerherzustellen. Das *fránum hofði* der Mork. (150^{4}) hat schon Egilsson im Lex. poet. in *fránn um* aufgelöst. Das wird bestätigt durch *fránn of* in der Frísbók (274^{35}; *of* gegen *um* der Mork. auch Fris. 263^{16}). *Fránn* kann jedoch nicht richtig sein. Entweder ist *frán* zu lesen — nominales neutrum wie *al* in der Vegt. (oben s. 63 f.)

Aus den H e l g i l i e d e r n hat Ívarr folgendes: *hers oddviti* (7,7, vgl. *ǫrr oddviti* 20,7. 29,3) < Hu II 12. HHi 10; *vargr gein um val* (19,3) < Hu I 13,7—8 (parenthese in beiden gedichten, Hu I liebt die parenthesen); *olli stillir Styrkárs bana* (27,5—6) < Hu I 55,7; *lék skiǫldr við skiǫld* (34,7) < Hu I 27,3; *herstefnu til* (35,4. 38,2) < Hu I 19,4; *friðr slitnaði frænda á millum* (35,5—6) < Hu I 13,5—6; *sárgǫgl* (38,3) < Hu I 54,6; *festu seggir snekkiu langa kynstórs iǫfurs við Kalmarnes* (16,5—8) < Hu I 31,1—4; Sig. 4,5—8 scheint aus Hu I 7,1—4 und 9,5—8 zusammengeflossen.[1])

Auch hier ist neben den Helgiliedern der G r o t t. zu nennen: *skulfu skeyti, skot magnaðisk, hnigu hringviðir hvárratveggiu* (21,5—8) ∾ Grott. 23,5—8 (gliederung und stäbe sind identisch); *brunnu bygðir fyr buðlungi* (23,7—8) ∾ Grott. 19,7—8; *vǫkðu drengir með dǫrr roðin blóð Benteini* (24,5) ∾ Grott. 15,5—8; *sundz kostaði* (40,8) ∾ Grott. 23,2 *megins kostuðu.*

Anklänge an die H e l r.: *þótti æðri* (4,1—4), vgl. *æðri þykkia* Helr. 3,6;

an die S i g. s k.: *ǫndu týna* (29,8) = sk. 60,4; *sótti breiða borg Jórsala* (8,1—2), vgl. *láttu svá breiða borg á velli* sk. 65,5—6;

an die G u ð r. II: *of vegundum* (32,8), vgl. *und vegundum* Guðr. 4,4—7 (FJónsson); *sótti at ráðum*[2]) (3,1—3), vgl. *sótti at máli* Guðr. 24,8; *at Harald fallinn* (25,8), vgl. *at iǫfur fallinn* Guðr. 25,8;

an das I n n s t.: . . . *fyr skiǫldungi landmanna lið, þars logar brunnu* (24,2—4), vgl. *sem logi brenni skiǫldungs liði* . . . Innst. 8,6—7;[3]) *sá er manna var mestr fullhugi* (41,3—4), vgl. *fullhuga* Innst.

— oder wahrscheinlicher *fránt.* Ein gemeinsamer fehler ist wol auch '*huno*' 14,8, und in 7,5—8 ist der text ebenfalls sehr fragwürdig. Sonst erweist sich fast durchweg die Mork. als die bessere überlieferung, wenige stellen sind zweifelhaft, und nur 11,8 und 18,2 ist derFrisianus mit *kappi deildu* und *fyrstr* vorzuziehen (o. s. 424, vgl. Hu I 45,8. 53,7). — Die richtigkeit unserer lesung bekräftigen das Innst. (24,3: *horskr, at hǫfði hers oddvita),* in dem Gísl benutzt ist, und Markus Skeggiasons Eiriksdrápa (19,4: *merki blés umb hilmi sterkan).* Markus zeigt nämlich noch einige andere anklänge an Gísl (20,3.4: *framði sik fylkir ungr* < Gísl 1,1; 22,3 < Gísl 6,3; 22,6 < Gísl 6,2).

[1]) Einige dieser parallelen sind schon von Vigfusson Cpb. 2,265 und Jónsson, Lit. hist. 1,53 angemerkt.

[2]) Der ausdruck schon bei þorð Kolbeinsson Hkr. 1,358.

[3]) Die erste zeile der str. entspricht Hunn. 10, die zweite Gísl 20,1, die letzte halbzeile Hym. 23,6 und gleichzeitig Gísl 19,3, so daß die ganze str. durch parallelen gedeckt ist!



23,3; *áđr hialdr lykisk* (28,8), vgl. *áđr braki létti* Innst. 19,8; *létu ǫndu týna* (29,5), vgl. *láta . . . aldri týna* Innst. 1,5; Sigurds sprung ins wasser 40. 41, vgl. *at vér í kaf niđr komnir værim* Innst. 11,3—4;

an die Gríp.: *naddveđrs bođa* (29,6), vgl. *naddéls bođi* Gríp. 23,7; *hers oddviti* (7,7, vgl. *ǫrr oddviti)* = Gríp. 41,2. 52,2.

Auf den Vík. weist der titel (Ranisch, Gautr. CVIII), und ferner erinnert die kampfschilderung 32,3—8 an Vík. 9 und *skaut biartr konungr báđum hǫndum* (37,3—4) an Vík. g,7—8 (was jedoch vor allem nachahmung von Gísl 13,1—2 ist). Es handelt sich zunächst nur um den alten Vík. Die anklänge an die jüngeren strophen, die Ranisch aao. aufzählt (ohne sie für beweisend zu halten) können z. t. auf zufall beruhen: *bitrum brandi* war sicher eine verbreitete formel — vgl. *bitr hiǫrr* Rm., *bitrt sverđ* Vǫls. s. c. 29,100 —, und *sótti Dávid konung* wird durch den sinn eher mit Sig. sk. 1 vergleichbar als mit Vík. 12,5. Die beiden letzten anklänge, die Ranisch anführt, sind deshalb ohne bedeutung, weil diese stellen auch in Ǫrvar Odds Männervergleich vorkommen. Dieser ist in den zusatzstrophen des Vík. benutzt worden,[1]) und seinerseits macht er starke anleihen bei Ivarr.

Hierher gehören zunächst die beiden stellen, die sich zufällig, mit einer art kreisbewegung, in den Vík. verirrt haben: 1. *hann lét Kálfi . . . heiptir goldnar* (Sig. 30,5—8) > *þá er Hálfdani heiptir guldum* (Männ. 15,3—4) > *en Herþióft heiptir goldnar* (Vík. 11,3—4); 2. *var međ iarli afkárlyndum vargs verđgiafi vestr í eyium* (Sig. 2,1—4) > *Oddr, vartú eigi út međ Grikkium* (Männ. 6,1—2, ähnlich öfter) > *vartú eigi međ Víkari austr í Væni* (Vík. 12,1—3, vgl. Männ. 11,5—6:

[1]) Oben s. 356. Es liegen noch mehr entlehnungen vor als dort aufgeführt: Männ. 17,8 *sverđi beitti* = Vík. 14,2, ∾ Vík. 15,6 *hiǫrvi beittak;* Männ. 18,6 *hníga at velli* > Vík. 12,6 *Sísar á velli;* Männ. 12,5—6 *en þú hallađisk heima á milli* > Vík. 20,1—2 *þađan vappađak villtar brautir* (Vík 20,8 *dapr allz hugar* < Hym. 9,8 *gǫrr illz hugar)*. — Übrigens bestehn auch deutliche beziehungen zwischen Männ. 19 und Vík. g *(litnir ∾ litinn, konungar kappi deildu ∾ konungs menn kappi gnægđir)*. Hier spricht sogleich der augenschein für entlehnung auf seiten des Männ.: das gegen die alliteration verstoßende *báđir* entspricht g, 8 *báđum*! Die erinnerung an Ásmund paßt nicht in den zusammenhang und ist offenbar durch die Víkarstrophen 17 und bes. 18 nahegelegt worden. Männ. 19 zeigt noch mehr entlehnungen (Einarr Skúlason, Gísl) und steht poetisch tief unter g. — Männ. 21. 22 zeigen anklänge an den anfang der Vsp.

vartú ok eigi vestr međ Skolla). Das citirte *út međ Grikkium* im Männ. entspricht Sig. 10,4: *útan ór Grikkium*, 8,2: *út í lǫndum.*[1]) Man vergleiche ferner: *Áđr Saxa siǫt Sigurđr kannađi* (Sig. 10,7—8, stammt vielleicht aus Vík. 21,3) > *hǫll kannađir* (Männ. 10,7—8); *hné hersa liđ*[2]) . . . *brunnu bygđir fyr budlungi* (Sig. 23,5—8), *guđr geisađi, gekk hildr saman* (Sig. 36,7—8) > *hrokk hiálmat liđ* (Männ. 1,3; parenthese im dritten kurzvers!), *guđr geisađi, gekk eldr í bœ* (Männ. 1,7—8; der *eldr* ist ganz unmotivirt); *háđi hilmir hervíg fiogur* (Sig. 6,5), *lét . . . gunni háđa* (Sig. 20,4) > *háđum hildi* (Männ. 7,5); *herskip hruđusk* (Sig. 37,7, vgl. 19,1) > *hruđum hábryniuđ skip* (Männ. 11,2—3); *fleinþingasamr* (Sig. 3,7) > *kynmálasamr* (Männ. 12,7), *skrǫkmálasamr* (Männ. 13,7); *siá knátti þar . . . bryniur hǫggnar* (Sig. 32,1.4) > *þar er siá knátti bryniur manna blóđi þvegnar* (Männ. 10,2—4); Männ. 17,7—8 ∾ Sig. 42,5—8 (vgl. 41,3—4 und Gísl 19,5—8). Die benutzung des Sig. im Männ. hängt augenscheinlich damit zusammen, daß der *manniǫfnuđr* des Odd dem der könige Sigurðr Jórsalafari und Eysteinn nachgebildet ist (EM LXII). Dem sagamann, der den Männ. verfaßt hat, war dieselbe sagatradition bekannt, die wir heute in der Morkinskinna lesen. Man darf damit in verbindung bringen, daß er eine strophe des Einar Skúlason nachahmt, die im kontext der Mork. mitgeteilt wird.[3])

Weiter scheint der Sig. im H r ó k. benutzt zu sein. Vgl. *stunđu seggir* (37,1) > *skyldit stynia* Hrók. 8,1; *merki báru* (5,8), *veđrblásin vé* (32,7), *sá er vega þorđi* (18,2) > *vé bar Vémundr, sá er vega þorđi* Hrok. 17,1; *olli falli feđga þriggia* (25,5), *morđ* (38,7) > *olli morđi ok mannskađa Ásmundr konungr illu heili* Hrók. 22,5—8;[4]) *konungr*

[1]) *Ut í lǫndum* begegnet auch bei Markus Skeggiason, Eiriksdrápa (Wisén) 31,1. Direkte einwirkung dieses nach FJónsson (Lit. hist. 2,51) zwischen 1104 und 1106 verfaßten gedichtes auf den Männ. darf vermutet werden angesichts der seltsamen umschreibung der zahl 14 *(sex ok átta)* Eir. 30,8 und Männ. 2,6. (Markus lehnt sich damit wahrsch. an þiódólf an: *vetra tólf ok þriggia* Sexst. 1,7. Er hat die Sexst. auch sonst benutzt: Eir. 17 < Sexst. 12; Eir. 7 < Sexst. 28; Eir. 24 < Cpb. 2,209 V z. 2. — Auf Arnórs Hrynh. (1,2) beruht 2,2: *engi mađr veit fremra þengil;* vgl. auch Jónsson aao. 52.)

[2]) Hier liegt wol eine strophe des þorkel hamarskáld auf Magnus Barfuß zu grunde: *hné ferđ* (Mork. 145^{10}).

[3]) Männ. 19,6 *stǫng darrađar* < *út lét stǫng . . . merkia bera — dúđusk dǫrr* —, Mork. 235^{12}. Fgsk. 354^{11}. Vorbild ist Arnórr Cpb. 2,196, str. 14,1.

[4]) Der letzte halbvers stammt aus Guðr. I 22,5—8, einer stelle, die auch Hrók. 24,3—4 durchschimmert.

með Háleygium (25,3—4) > *konung Háleygskan* Hrók. 6,6;[1]) *skýrstr at ǫllu* (6,7) > *hon er at ǫllu sem ek æskia mun* Hrók. 25 a (vielleicht doch kein zusatz).

Auch Friðþiófs Meeresstrophen haben aus dem Sig. entlehnt: *drifu til reipa í roðuveðri* (14,1—2) > *í drífaveðri* Laus. J 7,4. 9,8. 10,4 (vgl. oben s. 423); *en sumir iósu* (14,8) > *hlunngota drengir ausa* Laus. J 9,6—7, vgl. 10,1. 13,1. Die Meeresstrophen haben ihre elegischen töne aus Hiálmars Sterbelied bezogen (EM LXXXVII), ihre seebilder von Gísl und Ívar.

Wir können nunmehr versuchen, aus dem verhältnis der beiden skalden zu den einzelnen eddica unsere schlüsse zu ziehen für die eddische litteraturgeschichte.

Folgende lieder sind beteiligt: Hu I., Hu II (?), Vík., Guðr. II, Helr., Sig. f. (?), Grott., Hrók., Friðþ. Meer., Innst., Her., Männ., Sig. sk., Gríp. . Die meisten dieser 14 (bezw. 12) stücke haben beziehungen zu beiden skalden, die beiden letzten jedoch (sk., Gríp.) nur zu Ívar, Her. nur zu Gísl.

Werfen wir ganz allgemein die frage auf, wer überwiegend als geber anzusehen ist, die skalden oder die eddischen dichter, so spricht die wahrscheinlichkeit von vornherein mehr für die ersteren. Denn wie wollte man die gemeinsame und ziemlich ausschließliche benutzung von 8 bis 9 Eddaliedern durch zwei dichter erklären, von denen der eine vor beginn der schreibezeit dichtete, und die nach allem, was wir wissen, keinerlei beziehungen zu einander gehabt haben außer dem einen umstande, daß der jüngere das werk des älteren nachahmt?[2]) Man könnte sich denken daß zwei oder drei allgemein beliebte stücke ihnen beiden gleich gut bekannt gewesen wären und auf beide gewirkt hätten, aber schwerlich, daß dieses verhältnis achtmal oder öfter vorlag. Umgekehrt dagegen sieht die sache anders aus. Daß eine ganze reihe von dichtern sowol Gísls wie Ívars strophen gekannt und bei ihnen anleihen gemacht haben, ist keineswegs unwahrscheinlich. Handelt es sich doch hier nur um zwei vorbilder, noch dazu um

---

[1]) Das auffallende dieses epithetons wird EM XXXVI betont.

[2]) Gísl stammte aus dem westen von Island, seine vorfahren saßen im Borgarfjord und auf der Snæfellshalbinsel (Ldn. 149); Ívarr dagegen war wahrscheinlich im nordlande zu hause (Vatnsdalr? Jónsson, Lit. hist. 2,59 n. 3).

zwei einander recht ähnliche, von denen also jedes leicht an das andere erinnern konnte, falls dieses überhaupt bekannt war, und um zwei gedichte von dem größten stofflichen interesse, zumal für die geschichtsfreudigen Isländer.

Wir sind in der lage, uns von der art der einwirkung der beiden skalden auf die eddische produktion eine genauere vorstellung machen zu können. Den weg dazu weisen uns die beobachtungen am M ä n n., die oben dargelegt wurden. Der sagamann, der diesen dialog komponirte, hat die Morkinskinnatradition gekannt, und diese lieferte ihm den Sigurðarbálk und Gísls gedicht neben einander.[1])

Ehe wir jedoch diesen gesichtspunkt weiter verfolgen, erscheint es angemessen, diejenigen denkmäler auszuscheiden, die vielmehr als m u s t e r der skalden zu gelten haben. Als ein solches wurde oben d a s e r s t e H e l g i l i e d angesehen. Das steht im einklang mit der herrschenden meinung. Der einzige, der m. w. eine andere auffassung äußerte, ist Jessen (zfdph. 3,59 n. 1). Er vermutete in Gísl den verfasser des Helgiliedes. Aber die ähnlichkeit der beiden denkmäler reicht bei weitem nicht aus, um diese ansicht zu begründen. Ihr habitus im großen und im kleinen ist doch recht verschieden, gar nicht vergleichbar etwa mit der ähnlichkeit zwischen Ar. und Son. Diese ähnlichkeit zeigt sich auch in den bindungsverhältnissen. Gerade sie lehren aber in unserm falle die nicht-identität der verfasser. Besonders beachte man, daß jene spaltungen skaldischer form, die Gísl ebenso liebt wie andere im fornyrðislag oder kviðuhátt dichtende skalden, im Helgiliede nicht vorkommen (im gegensatz zu Innst., Helr., Oddr., die jünger sind als Gísl). Ähnliches gilt von der variation bei fester bindung. Andererseits überschreitet das eddische lied den helming gern mit loser bindung, Gísl nur einmal mit fester (verzahnung, 1,5). Dieselben und noch andere gründe sprechen entscheidend gegen die verfasserschaft Ívars. Hier kommen hinzu die losen bindungen, die im Sig., ganz im gegensatz zum Helgiliede, einen ziemlich breiten raum einnehmen, und die zerkleinerungen des halbverses durch kurze variationen (einmal in Hu I).

[1]) Männ. 8,5—6 *unnum harðan hilding drepinn* beruht auf Hu I 10,5—6 *ok hann harðan lét Hunding veginn* (Hu I ist auch sonst benutzt, EM LXIV, DLz. 1903, 2820), in der konstruktion aber wirken Gísl und Ívarr zusammen nach.



Variation bei fester bindung ist bei Ívar häufiger als bei Gísl, und er überschreitet die helminggrenze nirgend, soweit die fragmente reichen.

Wollte man das Helgilied später als Ívar setzen, so müßte der Helgidichter dem skalden auf dem fuße gefolgt sein, denn innerhalb des jahrzehnts 1140—50 zeigen die verfasser des Háttalykil sich mit str. 53 und 54 des Helgiliedes bekannt (Jónsson, Lit. hist. 1,53 n.). Der Helgidichter steht an imagination und technik ohne zweifel hoch über Ívar; man wird ihm eher erfindungen zutrauen als dem schwächlicheren skalden. In einem einzelnen punkte läßt es sich zur evidenz dartun, daß Ívarr das Helgilied benutzt, nicht umgekehrt. *Herstefnu til* 'zur walstatt' Sig. 38,2 muß nachbildung sein von *hiǫrstefnu til, valstefnu til* Hu I 13,2. 19,4: 'zum verabredeten kampfplatze'. Letztere bedeutung (= *hasladr vǫllr,* vgl. HHi 33, prosa vor 36), die genau dem sinne von *stefna* entspricht, hat sicher dem Helgidichter vorgeschwebt — er sagt *vísa til valstefnu, leggia hiǫrstefnu at Logafiǫllum* —, bei Ívar aber ist sie nach dem zusammenhange nicht möglich, er gebraucht seinen ausdruck infolge ungenauer auffassung der vermutlich vom Helgidichter geprägten vorbilder in allgemeinerem sinne.[1])

Ist also der Helgidichter älter als Ívarr, so ließe sich doch denken, daß er jünger als Gísl wäre. Hierfür könnte man Gísls str. 18 anführen wollen: *Reiđ fólkhvǫtudr fyrstr í gegnum safnađ Svía.* Diese angabe muß wohl historisch sein, es könnte also den anschein gewinnen, als wäre die entsprechende stelle des Helgiliedes (53,5 ff.) erst aus ihr abgeleitet. Indessen ist hierauf kaum etwas zu bauen. Es wird von mehr als einem könige erzählt, daß er in der schlacht die schilde hinter sich ließ und an der spitze seiner mannen vorwärts stürmte, so z. b. von Magnus dem guten 1043. Man kann fast sagen, daß ein solches verhalten für den altnordischen fürsten typisch ist. Der Helgidichter braucht also die vorstellung nicht von Gísl bezogen

---

[1]) Ívars interpretation ist auch die der neueren lexikographen, nur Egilsson glossirt das in einem kviðling der Sturl. (1,370) vorkommende **rógstefna** mit 'indictio proelii, pugna indicta, condicta, certo loco temporeque constituto'. Das trifft für die niederlage des Sigurð slembidiákn gar nicht zu! — Der erwähnte kviðlingr erweist sich durch *rógstefnu til* und *þar er snarir beriask* (Hu I 53,8) als stark vom Helgiliede beeinflußt; vgl. *gnýr óx Gǫndlar fúra* Sturl. 1,288 < Hu I 54,3 und andere eddische anklänge in den vísur.



zu haben, dessen held überdies zu pferde kämpft, und da Magnus Barfuß ein kühner draufgänger war, so konnte sein skalde sich sehr wol in der glücklichen lage sehen, bei der schilderung einer historischen wirklichkeit die motive eines phantastischen vorbildes benutzen zu dürfen. Hätte der Helgidichter Gísls strophen benutzt, so müßte man erwarten, daß er bei seinem lebhaften sinn für das malerische das '*holmerki*', das über dem fürsten flattert, sich zu nutze gemacht, ja daß er überhaupt mehr individuelle motive entlehnt hätte, z. b. das heeren an der feindlichen küste, das schießen mit dem bogen. Aber die gemeinsamkeiten beschränken sich auf typische züge, dinge, mit denen der skalde seine fakta umhüllen konnte, ohne sie zu verfälschen. Wir begreifen, wie die bewegte scene Hu I 31,5 49 f. *(gǫfugt lid gylfa)* bei ihm zu einem phraseologischen *landmenn litu of lidi gǫfgu* . . . verblaßt. Seine str. 14 trägt phrasen von drei verschiedenen stellen des Helgiliedes zusammen, dies ist die art der nachahmer (vgl. Guðr II, Männ.). Wir erkennen dasselbe verfahren in Gísls schlußstrophen: *þann sák fylki* . . . klingt an Hu II 27,5 *þann sák gylfa grimmúdgastan* an, der schlußhelming *o p t brák hiǫrvi* . . . *þars vega þurfti* an Hu I 53 *e y var Helgi* . . . *þars fírar bǫrdusk*, die drei letzten helminge gleichzeitig an Vík. 17 (s. hierüber unten).

Das erste Helgilied hat seine voraussetzungen nicht in den fornyrðislagskalden des 12. jh.s, sondern in der älteren Helgidichtung, die z. t. auch auf jene eingewirkt zu haben scheint, und in den skalden des 11. jh.s. Der geist, der das gedicht durchweht, ist, wie man des öfteren hervorgehoben hat, wikingisch. Es ist ein rauher geist, verglichen mit den zarteren, weichen dichtungen der ritöld.

Wenn Gísl den terminus ante quem liefert, so scheint ein terminus a quo gegeben zu sein mit einer strophenreihe, die auf den friedensschluß zwischen Harald dem Gestrengen und Svenn Estridsen im jahre 1064 gedichtet wurde (wahrscheinlich von Halli stírði, Hkr. 3,177, vgl. FJónsson, Lit. hist. 1,638 f.). Die hier begegnende zeile

dugir siklingum segia slikt allt, es her líkar

hat schon Bugge (Helgedigt. 7) mit Hu I 46 *(þó dugir siklingum satt at mæla)* zusammengestellt und gemeint, Halli sei der nachahmer. Die stelle paßt jedoch untadelig in des letzteren zusammenhang. Er will die interessen der bauern gegenüber der königlichen

streitlust zur geltung bringen und sucht das ohr der könige seinem *bersǫgli* geneigt zu machen, indem er die pracht und größe ihrer flotten in herkömmlicher weise preist und Harald mit dem beiwort *eiðfastr* (str. 139,2) schmeichelt. Wie sehr er aber auch mit den dänischen *hásetar* empfindet, verrät er in dem zwischensatz *varð fyr víðri iǫrðu vinnsamt*[1]) (str. 140,7). Nachdem er nun berichtet, daß die lauten worte der *bœndr sniallir* die fürsten 'gar sehr verdrießen' (str. 141,1—4),[2]) hebt er hervor, es gezieme sich (doch) 'den herrschern solches alles zu sagen, was dem heere gefällt', m. a. w. 'mag es auch Svein und Harald ärgern, es ist doch in der ordnung, daß die bauern ihnen ihre — auf frieden gerichteten — wünsche deutlich machen'. Man sieht: wenn auch etwas *stírt*, jedenfalls ein organisches ganzes. Das gilt nicht in demselben grade von str. 45. 46 des Helgiliedes. Sinfiǫtlis zurechtweisung ist eigentlich mit str. 45 abgeschlossen: 'helden sollen sich nicht zanken' (vgl. NL 2345). Wider erwarten entwickelt nun Helgi seine moral noch weiter: die feinde gefielen zwar auch ihm nicht, doch g e z i e m e e s h e r r s c h e r n, d i e w a h r h e i t z u r e d e n — womit er die spitze seines vorwurfs umbiegt, auch kann Helgi nicht im ernst meinen, Sinfiǫtli habe die wahrheit sagen sollen. Zur illustrirung muß nun ein gefecht *á Móinsheimum* erfunden werden, wo die *Granmars synir* gezeigt haben sollen, daß sie mehr verstehn als schweine füttern und mägde küssen. Es kommt hinzu, daß *satt at mæla* ein ungewöhnlicher ausdruck für *satt at segia* ist. Man versteht, wie er zustande kam. Halli sagt *dugir siklingum segia slíkt; slíkt* konnte der Helgidichter nicht gebrauchen, wollte aber den stabreim beibehalten, und so führte ihn *segia* auf *satt; segia* selbst mußte dann aus metrischem grunde beseitigt werden.

---

[1]) Angeregt ist der gedanke wol durch Þióðólf *(sorgar veit, áðr slítisk sæfǫng ór mar strǫngum*, Cpb. 2,209). Vgl. auch *læsir leiðangrs vísi lǫnd herskipa brǫndum* (ebd.) mit str. 138,1. 139,1. 139,7—8 (Halli hetzt die wendung zu tode!); *nær at landamæri* (ebd.) mit *nær til landamæris* str. 140,6 (*nær* ist hier ganz überflüssig!). S. oben s. 428 n. 1.

[2]) Jónsson Hkr. 4,232 übersetzt *fyrða* mit '(os) andre'. Diese übersetzung ist, soweit ich sehe, ganz willkürlich und schafft nur schwierigkeiten (zwei parteien im heere, bunter inhalt dieser strophe im gegensatz zu den andern), während es unbedenklich sein dürfte, die *fyrðar* den *iǫfrum* gleichzusetzen. Ganz unmöglich ist die Cpb. 2, 210 gegebene erklärung; *o r ð þau er angra fyrða* ist nicht 'all their grievances'.



Es dient dieser auffassung zur stütze, wenn das Helgilied auch zu andern skalden Haralds des Gestrengen parallelen liefert. Bǫlverkr Arnórsson hat eine strophe gedichtet auf die ankunft Haralds in Byzanz (Hkr. 3,76 f. Ftb. 3,290), deren zweite hälfte lautet:

mætr hilmir sá málma Miklagarđs fyr barđi;
mǫrg skriđu beit at borgar barmfǫgr háum armi.

Hier erinnert nicht bloß *skriđu beit* an *beit . . . út skriđu* Hu I 23,3 (Bugge aao.), dem aus der burg schauenden kaiser[1]) entsprechen *þeir siálfir*, die *frá Svarinshaugi* das ansegelnde heer erblicken (Hu 31,5). Der auffallende und unklare ausdruck *þeir siálfir* selbst hat ein gegenstück in Bǫlverks *háđisk hvert ár hildr, sem siálfir vildu* (Ftb. 3,292), wo ebenfalls die beziehung nicht auf den ersten blick klar ist (es sind offenbar die behörden von Byzanz gemeint).[2]) Bugge hat ferner das *giálfrdýr* des Helgidichters (30,7) mit *giálfrstóđ* bei Bǫlverk zusammengestellt.

Das skaldische hauptvorbild des Helgidichters aber ist Bǫlverks berühmterer bruder Þ i ó đ ó l f r. Seine Sexstefia (und wenn die Cpb. 2,208 f. unter 'IV' gedruckten vísur nicht dazu gehören, auch diese) zeigt eine reihe von berührungen in ausdrücken und vorstellungen, die wir als nachahmung auf seiten des eddischen dichters auffassen dürfen. Am dichtesten stehn die parallelen in der schilderung der schlacht an der Nisȧ-mündung:[3]) *óx geira gnýr* (als der kampf zu ende ist!) Hu 54,3 (vgl. 17,3) ∾ *flugr óx vigra* (auch parenthese) Sexst. 17,2;[4]) *svipr einn var þat* 'ein handumdrehen war's'[5]) Hu 53,1 ∾ *á svipstund einni* 'in einem augenblick' (sehr ähnlicher zusammenhang) Sexst. 14,3; *brast rǫnd viđ rǫnd* Hu 27,3 ∾ *lauk rǫndum Nađr, svát hver tók ađra* Sexst. 12,5. Die beiden ersten

1) Falsch gedeutet Cpb. 2,215.

2) Klarer ist die von Detter-Heinzel angeführte stelle bei Óttarr svarti Hkr. 2,38: *tókt skeiđ ok þá siálfa.* Diese ausdrucksweise entsprach wol der umgangssprache und wird also kaum eingewirkt haben.

3) Ich citire nach Cpb.

4) Scheint nachahmung von Óttarr, Hǫfuđlausn 7 (Cpb. 2,153): *hildr óx viđ þat;* vgl. *óx viđar morđ,* Ólafsdrápa sœnska 5 (aao. 157).

5) Nur diese übersetzung leistet dem *einn* genüge, und nur sie gibt einen befriedigenden sinn. Der dichter meint: im nu war der feind geschlagen. Das kommt allerdings seiner gewohnheit gemäß nicht völlig klar heraus, aber es wird bestätigt dadurch, daß er es nicht nötig findet, über den ausgang des kampfes noch ein wort zu verlieren.



parallelen sind so individuell und die unselbständigkeit des Helgidichters ist so deutlich, daß sie allein zum beweise genügen dürften. Von ihnen aus fällt licht auf eine anzahl weiterer stellen. Die ausfahrt von Haralds drachenschiff, wie sie þióðólfr schildert (Vísor 1—4), ist das vorbild, nach dem der Helgidichter den aufbruch seiner Vǫlsungen ausmalt: *svá brá stýrir stafntiǫldum af* Hu 26,1 ~ *slyngr liðbaldr lǫngu af sér tialdi* Vís, 2,1; *sem biǫrg við brim brotna mundi* Hu 28,7 ~ *áðr sæfang í tvau gangi* Vís. 3,5; *snerisk ramliga Rán ór hendi giálfrdýr konungs* Hu 30,5 ~ *áðr slítisk sæfǫng ór mar strǫngum* Vís. 4,1.[1]) Der gesuchte ausdruck *sleit Fróða frið* Hu 13,5 kann zurückgehn auf þióðólfs parenthese *rofisk hafa opt fyr iǫfri sáttir* Sexst. 5,3, der hinweis auf die freigebigkeit des jungen fürsten, der Hu 9 etwas zu früh kommt, auf Haralds lob Sexst. 27 (überhaupt spielt das gold in beiden gedichten eine rolle, vgl. noch Sexst. 4,5. Hu 21,5), der segenswunsch der Sigrún am ende auf des skalden schlußhelming:

Hárr skyli hirðar stióri hugreifr sonum leifa
arf ok óðaltorfu — ósk mín es þat — sína!

Helgi zieht fünfzehnjährig in den krieg; ebenso beginnt Harald seine laufbahn *gamall vetra tólf ok þriggia* (Sexst. 1,6). Die bezeichnungen des fürsten *allvaldr* und *landreki*, die der Helgidichter gebraucht, während sie den übrigen eddischen liedern fremd sind, kommen bei þióðólf je mehrfach vor (*allvaldr* Sexst. 6,5; Vís. 2,8 uö.; *landreki* Sexst. 8,4. 13,4). Wenn der Helgidichter besonders die macht seines helden im norden betont, daneben aber auch andere länder im auge hat (str. 4), so mag dieser weite gesichtskreis ihm durch Haralds fahrten im Mittelmeer und in Rußland, wie sie þióðólfr beschreibt, eröffnet sein.

Das gespräch zwischen schiff und strand mit dem vorwurf der feigheit scheint dem dichter eingegeben zu sein durch eine scene aus Haralds dänischen kriegen. Harald segelt an der jütischen küste entlang nordwärts, um seine beute heimzubringen. Da steigt der Dänenkönig mit starker mannschaft zum strande herab und ruft den Norwegern zu, sie sollten an land kommen und sich mit ihm schlagen: *ok mun yðr þetta vera nǫkkuru meiri frami . . . at*

---

[1]) *Sæfang* ist nicht ganz klar; wenn es die ruder bezeichnet, könnte der Helgidichter das mißverstanden oder umgebildet haben.



beriask . . . heldr en taka kálfa eđa kiđ (Mork. 56 f.). Das ist in ähnlichem rahmen so ziemlich die umkehrung jenes auftritts zwischen Sinfiǫtli und Guðmund. Eine ähnliche umkehrung scheint der Helgidichter mit einer scene des Alten Sigurdsliedes vorgenommen zu haben (zfdph. 39,322). Wie dort das ursprüngliche verhältnis noch durchschimmert, so auch in unserm falle. Sinfiǫtli sagt: Hǫðbroddr wird den Helgi m i t t e n i n d e r f l o t t e finden. Das weist deutlich auf eine seeschlacht — bei einer solchen hatte das königsschiff seinen platz im mittelpunkt der schiffsreihe —, und eben ein *beriask á skipum* bietet Harald in seiner antwort dem feinde an (Mork. 57. Hkr. 3,126). — Ein bedenken soll indessen nicht verschwiegen werden. Der verächtliche hinweis auf kälber und zicklein findet sich nur in der Morkinskinna (und Ftb. 3,340), deren vorliebe für reden ohne zweifel auch hier im spiele ist, und ähnliche redensarten begegnen in anderm zusammenhange mehrfach (Detter-Heinzel 2,335. Hkr. 1,328; oben s. 118). Andererseits scheint es bei weitem nicht sicher, ob die vorliebe der Morkinskinna-tradition für den dialog allemal etwas sekundäres ist gegenüber der größeren knappheit der Heimskringla. Die Mork. bringt in Haralds antwort das von þióðólf als historisch bezeugte anerbieten *en beriask mun ek á skipum* z u l e t z t, und ebenso bildet jener hinweis auf *kálfa eđa kiđ* den schluß von Sveins rede. Man muß auch zugeben, daß dieser hinweis in seinem weiteren zusammenhange sich keineswegs unwahrscheinlich ausnimmt. Wir dürfen ihn also, wenn nicht für buchstäblich historisch, so doch für recht alt in der sagatradition halten und annehmen, daß er schon dem Helgidichter zu ohren gekommen ist, wenn dieser u m 1 0 7 5 tätig war.

Wie vom Helgiliede, so meine ich auch von dem ursprünglichen V í k a r s b á l k r annehmen zu dürfen, daß schon Gísl ihn gekannt hat. Die beiden gemeinsame phrase steht im Vík. an beherrschender stelle, bei Gísl in einem persönlichen anhang, auf den er schwerlich ohne Starkads vorbild gekommen sein würde. Gísl hat den satz *fylgđak fylki þeims framast vissak* in zwei gespalten, indem er zuerst zaghaft nachahmte — *þann sák fylki međ frama mestum . . .* —, dann entschiedener: *fylgđak frœknum sem framast kunnak.* Auch gibt es für den vers des Vík. ein anderes vorbild: *fylgiak þeim er fylgiu . . .*, bei Sigvat, Bers. 2,1. Der Vík. zeigt sich auch sonst

von skalden aus der ersten hälfte des 11. jh.s beeinflußt. Vgl. *fœr varliga fríðri drengi* 8,7—8 ∾ *alvaldr of getr aldar engi nýtri drengi* Óttarr svarti, Hǫfuðlausn 14,3 (Cpb. 2,154); *kappi gnœgðir* g,4 ∾ *skatti gnœgðr* Óttarr ebd. 15,3; *í glam vápna* g,2 ∾ *í gný randa* Óttarr ebd. 8,6. *Gengum fram í glam vápna* erinnert außerdem an die strophe, die angeblich Haraldr harðráði bei Stanford gesprochen hat: *fram gengum vér í fylkingu bryniulausir* (Hkr. 3,207), zumal die Víkarstrophe schließt *hiók b r y n i u l a u s s báðum hǫndum.* Das *hǫggva báðum hǫndum* wurde ebenfalls von Harald berichtet (Hkr. 3,209[5]). Aber jene verse sind gewiß nicht authentisch; sie passen nicht in den mund des königs und dürften eher eine nachahmung der citirten Víkarstrophe sein. Dagegen findet sich das 'ohne brünne kämpfen' und 'mit beiden händen die waffe führen' beisammen in einer strophe Arnórs auf Magnus den Guten in der Wendenschlacht von 1043 (Hkr. 3,48 f.). Obgleich keine wörtlichen anklänge vorliegen, darf doch vermutet werden, daß wir es hier mit der quelle des Víkardichters zu tun haben. Was macht nun Gísl aus der zweihändigen geste? Er läßt seinen helden mit beiden händen d e n p f e i l a b s c h i e ß e n (13,1—2), und darin ist Ívarr ihm gefolgt.

Auch der ursprüngliche Vík. gehört somit noch dem 11. jh. an. Vielleicht ist er sogar älter als das Helgilied, dessen skaldische quellen weiter herabgehn. Ein parallelmotiv, das beide verbindet (Vík. 10,3—4 ∾ Hu 53,7) kann über ihr relatives alter keinen aufschluß geben.

Damit sind die vorbilder erschöpft. Unter den nachahmern — ich gebrauche das wort im weitesten sinne — mögen diejenigen den anfang machen, deren zugehörigkeit zur litteratur der ritöld ohnehin kaum zweifeln unterliegt.

Da ist zuerst das H r ó k s l i e d zu nennen. Es ist eine prosaeinlage, verfaßt von einem fornaldarsagamann, der nachweislich königsgeschichten kannte (EM XXXVI). Unter diesen geschichten befand sich auch die Magnussaga berfœtts. Das lehren nicht nur die anleihen bei Gísl. Die in str. 12—15 aufgezählten Hálfswikinge rekrutiren sich u. a. aus den teilnehmern an Magnus' westfahrt: Erlingr = Erlingr son Erlendz iarls; Dagr enn prúði = Dagr Eilífsson (in der Mork. gebraucht der könig gleich darauf das wort *prýði*); den vergleich mit Sigurðr Fáfnisbani 11,5 gaben die drei Sigurde

ein (Sigurðr Sigurðarson, S. ullstrengr, S. Hranason Mork. 153; Hkr. 3,260 nur letzterer). Der verfasser hätte auch den metrisch sehr brauchbaren Serkr ór Sogni verwendet, wäre dieser nicht zu durchsichtig gewesen. Aus demselben grunde und zugleich um der metrik willen wurde aus Erlendr Egill Ásláksson, ebenfalls eine figur der königssagas (EM aao.), diesmal des 11. jh.s. Noch weiter zurück führen die kämpfer des Olaf Tryggvason.

Oben s. 358 wurde die steife und ungeschickte gliederung im ersten helming von str. 19 hervorgehoben. Auf den sekundären charakter der zweiten langzeile fällt ein überraschendes licht durch das vorbild dieser stelle: *sá kennir mér svanni . . . sofa lítit*, klagt Magnus in einer strophe auf Maktild (Mork. 151. Hkr. 3,498). Daraus wird beim Hrókdichter, mit notgedrungener kühnheit im sächlichen subjekt: *þat kennir mér at sofa lítit.*

Auch die älteren vorbilder des Hróksliedes sind für uns lehrreich. Wenn der dichter zweimal das lobende heiti *haukr* gebraucht (*haukr gǫrr at hug* 1,7; *haukar báðir* 14,2), so beruht das auf einer strophe des þióðólfr Arnórsson (Hkr. 3,207 f. Mork. 116):

skínnat sól á sýnni snarráðs, an þá b á ð a,
Haralds eru h a u k a r g ǫ r v i r hefnendr, konungs efni.

þióðólfr soll diese verse während der schlacht an der Stanforder brücke gesprochen haben. Gleich darauf — siehe die stellenangaben Hkr. 4,239 — teilen die sagas eine strophe des Arnórr iarlaskáld mit, die beginnt:

Hafðit bríóst, né bifðisk bǫðsnart konungs hiarta,
í hiálmþrimu hilmir hlítstyggr fyr sér lítit.

Auch dies hat im Hrók. ein nahes gegenstück: *hafdit hilmir hlífskiǫld fyr sér* (5,3—4). Wir müssen schließen, daß der Hrókdichter beide strophen gekannt hat. Wenn seine str. 5 ohne zweifel auch von Vík. g beeinflußt ist, so spricht das nicht dagegen. Gerade das nebeneinander der beiden skaldenstellen in der tradition ist bedeutsam. Es verstärkt die evidenz, und es lehrt uns von neuem, wie die quellen des Hrók. beschaffen waren: es waren die königssagas.[1]) —

[1]) Zugleich fällt hierbei die einsicht ab, daß Arnórs halbstrophe schwerlich richtig überliefert ist. Schon die bei dem gegenwärtigen text allein mögliche gezwungene übersetzung weist darauf hin. Der fehler wird in *hlítstyggr* stecken (vgl. *hlífskiǫld* Hrók).



In der vorhin citirten Maktildstrophe des königs Magnus wird auch str. 29 der Gríp. ihre wurzel haben (D.-H. 2,394). —

Daß Friðþiófs Meeresstrophen ebenfalls von einem trabanten des Gísl und Ívarr gedichtet sind, bedarf nach dem oben gesagten keiner begründung im einzelnen. Auch hier haben wir es mit dem poetischen schmuck eines heldenromans zu tun. Alles, was sagaeinlage ist oder im verdacht steht, es zu sein, fällt von vornherein mit sicherheit oder wahrscheinlichkeit unter denselben gesichtspunkt wie das Hrók. —

Hierher gehört weiter das Innsteinslied. Die differenz zwischen prosa und versen, die sich hier findet (EM XXVII), beweist natürlich keineswegs, daß das Innst. einmal selbständig war. Sie zeigt nur, daß die prosa sich wandeln konnte, während die verse dieselben blieben, eine erscheinung, die sich ja auch sonst vielfach beobachten läßt. Das Innst. ist ohne einleitung kaum denkbar. Auch die parallelstellen an sich lassen keinen zweifel darüber, daß es aus Gísl und Ívarr entlehnt (s. oben s. 424. 426f.). In str. 10 ist der ausdruck *hamalt fylkia* ungleich schlechter angebracht als an der entsprechenden stelle bei Gísl, sowol im hinblick auf die situation, als auch deshalb, weil *hamalt fylkia* eine tätigkeit des fürsten, nicht der *verđung* ist. Das verhältnis des Innst. zu Gísls lausavísa (wenn die anklänge hier etwas bedeuten) ist das zwischen spiel und ernst; Gísl dichtete unter dem eindruck seiner lage, der Innsteinpoet — wahrscheinlich — unter dem der strophe von Gísl. Str. 8 des Innst. ist ihrer ganzen länge nach aus anleihen zusammengeflickt (s. oben s. 426 n. 3.)

Die gegenüberstellung *frækn at fótum — horskr at hǫfđi* könnte — außer von den Biarkamál — beeinflußt sein durch des gefangenen Steigar-þórir antwort auf die frage des hofmannes *(ertú heill, þórir?): heill at hǫndum, en hrumr at fótum* (Hkr. 3,241. Fgsk. 313. Mork. 134).

Ähnliches läßt sich vom Her. (EM XIX) und ganz bestimmt vom Männ (oben s. 428) sagen, und auch von einigen stücken des cod. reg. hat neuerdings Heusler mit guten Gründen vermutet, daß sie als sagaeinlage entstanden sind (Archiv 116,254). Was er über die Igðnaspá und die Helr. sagt, wird bestätigt durch die anklänge an die skalden der Morkinskinna. 'Kannst du sehen' ist in der weissagung der *igđur* eine unerwartete wendung; auf das sehen kommt es da am wenigsten an; wir dürfen behaupten, daß der

dichter sich anders ausdrücken würde, wäre er nicht unter den einfluß der reminiscenz aus Gísl geraten. Noch unzweideutiger ist das verhältnis bei der Helr. Die 'innenseite von Angelsey' konnte der skalde nicht willkürlich erfinden. Was aber ist ein 'nach süden gewanter saal'? Nur die deutsche heimat der sage gab dem Helreiðdichter zu diesem abgeleiteten ausdruck eine gewisse berechtigung, aber sie kann ihn nicht erklären[1]).

Die Helr. ist also nach 1100, wahrscheinlich sogar nach 1140 gedichtet, ein ergebnis, das bei dem receptiven verhältnis anderer eddischer lieder zu diesem kleinen stücke von bedeutender tragweite ist, übrigens der erwünschten directen bestätigung nicht entbehrt.

Die Guðr. II verknüpft in ihrer zeile *ok of vanið vási und vegundum* (4,7—8) je einen halbvers von Gísl und Ívarr. Die zeile ist in ihrem zusammenhang ohne zweifel anstößig. *Vanið vási* ist eine allgemeine charakterisierung, die von dem vorangehnden *sveita stokkin* seltsam absticht, und *vegendr* 'mörder' — also gleichsam part. perf. act. (Vollst. wb. 1086) — dürfte ohne parallelen sein, 'krieger' aber wäre kaum möglich, weil man bei *vega* doch unfehlbar an Sigurds fall denkt[2]). Auch das unmotivirte (oder nur gezwungen zu motivirende) *sveita stokkin* ist eine anleihe (*seglvigg eru sveita stokkin* Rm. 16,5). Die entsprechenden ausdrücke bei Gísl und Ivar stehn fest und natürlich in ihren umgebungen. Gísl rühmt sich wirklich, er sei 'der strapazen gewohnt'; Sigurds fahne flattert über wirklichen 'kämpfenden'. Der vers des Sig. ist eine nachahmung von Gísl. Kann da noch jemand zweifeln, wo der nehmer und wo die geber sind? Der Gudrundichter hat beide citate an ihrem platz in der strophe stehn lassen (7., bezw. 8. halbvers), ebenso wie er der Reginsmál-zeile ihre stelle ließ.

Als ein ähnlicher cento erweist sich der erste helming von str. 30:

Þann hefk allra ættgǫfgastan
fylki fundit ok framast nǫkkvi.

Den rahmen lieferte jene versprengte halbstrophe eines Starkadliedes (EM 64), für deren festes haften im gedächtnisse auch Ǫrv. 7,

[1]) Der vers Gísls hat auch andern eddischen dichtern im ohr geklungen. Der verfasser von Hiálm. macht daraus *á Agnafit útanverða;* der *trémaðr* der Ragnarssaga sagt *í Sámseyiu sunnanverðri* (EM 94).

[2]) Die schwierigkeit der stelle veranschaulichen auch die bemerkungen von Detter-Heinzel 2,493.



1—4 ein zeugnis ist (vgl. EM. LX). Der reim *fylki: frama(st)* beruht auf Gísl 19,5—6 (wol nicht auf Vík. 17,1—2), wie *ættgǫfgastan* auf Gísl 5,7. Der charakter der stelle tritt deutlich ans licht in dem ungeschickt angehängten *ok framast nǫkkvi*.

Eine ebenso mit reminiscenzen angefüllte strophe ist, wie wir schon sahen (s. 319), str. 5. Sie beruht in der hauptsache auf Ghv. 9, der halbvers *hnipnađi Grani þá* stammt aus dem Gr. Sigurdsliede (Vǫls. str. 25,4) und dem Alten Sigurdsliede (Brot 7,5) zugleich, unter dem einfluß des letzteren ist das verbum *hnipna* vom menschen auf das roß übertragen ebenso wie *spiǫll*. [1]) Eine weitere parallele bietet der preis Sigurds in str. 2, die aus motiven des ersten Gudrunliedes und des liedes von Helgis tod aufgebaut ist (s. 295 f.). 10,3: *traudr góđs hugar, af trega stórum* ist verschmolzen aus Hiálm. 7,3 R *ótraudr gamans* und Ghv. 1,3 *trauđ mál, talit af trega stórum*. Die quellen des dichters liegen durchweg so klar vor unsern augen wie kaum in einem zweiten falle. So liefern die skalden nur eine ergänzung zu dem, was wir schon wissen.

Wir datiren danach die Guðr. II später als 1140. Mehreres läßt sich dafür anführen, daß auch hier ein sagamann das wort nimmt: der abrupte anfang, der eine vorangeschickte orientirung verlangt, die inhaltslücke vor str. 37, die sich mit Innst. 15.16 vergleicht, die personen- und scenenreiche handlung. Diese auffassung gibt uns auch eine erklärung des beiwortes *forn* an die hand: da Gudrun der *forn ǫld* angehörte, mußten natürlich die von ihr gesprochenen vísur ebenfalls 'alt' sein, eine fiktion, die durch die beschaffenheit des liedes bestätigt zu werden schien (oben s. 322 f.). Die saga gab sich durch mitteilung dieser authentischen strophen einen doppelt glaubwürdigen und interessanten anstrich. (Natürlich ist die angeführte erklärung auch möglich ohne die annahme einer saga.)

Einleuchten dürfte auf jeden fall dies, daß der politische anstrich eines teils der Guðr. II mit dem einfluß der königsgeschichten zusammenhängt. Dänemark, das dieser dichter in die sage einführt, spielt bekanntlich in den konunga sǫgur eine wichtige rolle. Frauen namens Þóra, männer namens Hákon kennt die geschichte der ersten hälfte des 12. jahrhunderts mehrere. Von ersteren sind dem verfasser

---

[1]) Über das verhältnis der Guðr. II zum Gr. Sig. vergl. s. 225 und unten kap. XII.

jedenfalls zwei bekannt gewesen: eine geliebte des Magnus Barfuß (Hkr. 3,255) und die mutter des Sigurðr slembidiákn (ebd. 340). Jarizleifr (Guðr. 19,2) war der pflegevater Magnus des Guten; er tritt gleich zu anfang der Mork auf. —

Die Helr. gehört zu den quellen der Sig. sk. Die datirung, die sich daraus für dieses denkmal ergibt, wird bestätigt durch die direkte anleihe bei Ívar, die oben s. 426 vorgeführt wurde. Daß *ǫndu týna* direkt aus dem Sig. geflossen ist, bestätigt die Iómsvíkingadrápa, die ja auch sonst sich an Ívar anlehnt. Ívars *breiða borg* beruht auf stellen bei Óttarr svarti (*breiða borg Kantara* Cpb. 2,153[30]; *í breiðri borg* ebd. 156[1]), bei dem er eine noch augenfälligere anleihe macht: *brunnu bygðir fyr buðlungi* Sig. 23,7—8 ~ *brunnu bygðir manna, buðlungr, fyr þér ungum* Cpb. 2,155[15] — gleichzeitig wol auch auf Arnórs Hrynhenda (*í virki breiðu*, 12, nach Óttar, vgl. Hrynh. 1,6 ~ Cpb. 2,154[61]), die ihm die bezeichnung *óþióð* für die Wenden lieferte (Sig. 19). Daß aber in der tat Ívarr und nicht etwa Óttarr direkt auf die Sig. sk. eingewirkt hat, das darf man, glaub ich, folgern aus dem zusatz *á velli; sótti* bei Ívar erinnerte an die erste Sísarstrophe des Vík.: *þá er sóttu vér Sísar á velli.* Man muß annehmen, daß durch diese wortassociationen auch die sachvorstellungen in der phantasie des dichters stark beeinflußt wurden.

Der skamma-dichter will zwar offenbar ein selbständiges erzählendes gedicht nach alter weise schaffen — vielleicht unter dem eindruck des Sigurðarbálk, dem sein gedicht, das eigentlich ein Brynhildengedicht ist, wol auch den namen verdankt —, er ordnet sich nicht der saga unter, doch steht er so gut wie die verfasser der sagaeinlagen unter dem einfluß der königsgeschichten. Der sagenform der sk. eigen ist Brynhilds drohung an Gunnar, sie werde sein land verlassen, wenn er ihr nicht die gewünschte genugtuung gebe (str. 10. 11). Dies ist ein, wie man zugeben wird, ziemlich lahmer ersatz für die hvǫt der Sig. f., die den feineren nerven unseres Brynhildpoeten und seinem interesse für die heldin — man denke etwa an ihre vornehme charakterisirung in dem auftritt mit den mägden str. 49—52 — anstößig war. Aus der verlegenheit half ihm die schwedische königstochter Ingigerðr. Die sagamänner erzählten, eine ohrfeige, die ihr russischer gatte ihr versetzt, habe in ihr den entschluß ausgelöst, ihn zu verlassen: *gekk í brott síðan ok var reið ok segir til vinum sínum, at hon vill brott fara ór ríki hans ok taka eigi optarr*

af honum slíka skǫmm. Vinir hennar eigu hlut í ok biđia hana sefaz ok víkia skapi sínum til konungs (Mork. 1). Diese anekdote ist gewiß unhistorisch. Die motivirung, die durch den vorfall bewirkt werden soll, ist sehr unglaubhaft. Vor dem 12. jh. wird man das nicht erfunden haben.

Wenn der skamma-dichter den mut hat, seine heldin mit kriegerischen absichten umgehn zu lassen (str. 37), so scheint ihm das nicht nur durch das Alte Sig. nahegelegt zu sein (zfdph. 39,319). Daß noch in nicht sehr ferner vergangenheit königstöchter als schildmädchen kämpften, das lehrte ihn die schon citirte strophe des Magnus Barfuß auf Maktild, von welcher der könig sagt: *vekr hildi, sín lǫnd verr rǫndu* (Hkr. 3,498. Mork. 151).

Die vorliebe des dichters für die epitheta 'jung', 'kindjung' usw. könnte ihren grund haben in der von den skalden oft betonten jugend Magnus des Guten, den z. b. Arnórr *barnungr* nennt (Ftb. 3,273). Überhaupt lieben schon die älteren skalden diese charakterisirung. Auf frauen wendet sie Haraldr harðráði in seinen Gamansvísur an (Mork. 15^{27}. 16^{2}). Solche strophen werden dem skamma-dichter durch niemand anders als durch die sagaerzähler einzeln vermittelt worden sein (womit natürlich an sich keine späte datirung gegeben ist, vgl. Hu I, Vík.).

Bleibt der Grott. zu besprechen. Bei seiner berührung mit Gísl beobachten wir dasselbe verhältnis wie vorhin beim Innst.: den skalden bindet die wirklichkeit, während der eddische dichter frei schalten darf. Im jahre 1098 muß in der Menai-straße ein walisischer häuptling, 'Húgi' geheißen, von Magnus' oder eines andern Norwegers pfeil gefallen sein; das anzunehmen zwingt uns Snorris unanfechtbare überlegung betreffs der glaubwürdigkeit der skalden, und zum überfluß berichtet eine genauere tradition von dieser tat (Hkr. 3,247 f.). Das spricht für die originalität auch von Gísls ausdruck, der entschieden aus einem gusse ist. [1]) Mindestens ebenso klar liegt die sache bei Ívar. Seine schilderung des fernkampfes 21,5—8 ist einwandfrei, und wenn sie ein vorbild hat, so ist es Gísls eben erwähnter helming, der ebenfalls das spannen des bogens, fliegen der pfeile und fallen des gegners zusammen nennt. Die parallele

---

[1]) Im Haraldskvæði steht *áđr Haklangr felli*, aber die echtheit dieses liedes ist nur schwach verbürgt.



stelle des Grott (23,5—8) dagegen ermangelt der einheit, die katastrophe beginnt erst mit dem zweiten halbverse, während das 'zittern' der *skaptré* neutral und ziemlich gesucht ist. Wenn auch *brenna bæ fyr buđlungi* Grott. 19,7 mit dem Sig. zusammenhängt, so ist widerum die historische priorität auf seiten des letzteren (*fyr*, das Ívarr gleich im nächsten verse noch einmal und auch später noch im gleichen sinne gebraucht, ist von dem nachahmer umgedeutet), und wir kennen sein vorbild (Óttarr svarti, s. o. s. 442). Von den beteiligten strophen des Grott. sind zwei (14. 23) gewiß junge zusätze, und auch von den beiden andern darf dies vermutet werden (oben s. 302 f.). Jedenfalls ergibt sich nichts für den ursprünglichen Grott. Nur so viel dürfen wir behaupten: der erweiterer ist nach 1140 tätig gewesen. Den kern des gedichtes werden wir ebenso wie den kern des Vík., den man um dieselbe zeit ergänzt hat, noch dem 11. jh. zuweisen.

Übrigens ist es recht zweifelhaft, ob die eine der parallelstellen direkt auf den Sig. zurückzuführen ist. Grott. 23,2 *megins kostuđu* entspricht genauer als Sig. 40,8 (*sundz kostađi*) Vik. 15,7—8 *at allz megins áđr kostađak*. Eine diesen beiden eddica gemeinsame langzeile (Grott. 13,5—6 ∾ Vík. 10,7—8, Bugge Fkv. 327 b) bestätigt, daß auch hier beeinflussung stattgefunden hat. Wollen wir nun nicht annehmen, daß str. 10 des Vík mit 15 zusammen entstanden sei, also zu den jüngeren teilen des Vík. gehöre, so müssen wir das verhältnis der beiden denkmäler so auffassen, daß der erweiterer des Grott. aus dem fertigen Vík. — doch wahrscheinlich ohne die zusätze des sagamannes — entlehnt. Dann hat der jüngere Vík. den Sig. benutzt. Hierfür spricht in der tat einiges: 1) die von Ranisch hervorgehobenen anklänge, die nicht durch den Männ. vermittelt sein können, besonders *bitrum brandi*, das in derselben strophe 15 des Vík. vorkommt (auch Biarni Kolbeinsson hat *bitra branda* dem Ívar entlehnt, Jómsvík. 7,3); 2) *kostađak* schließt im Vík. die strophe wie im Sig. *kostađi* (anders dagegen im Grott.). — Auch die folgerung, daß unser Grott. den Vík. voraussetzt, läßt sich anderweit stützen. Wenn Fenia und Menia ihre kriegstaten gerade in S c h w e d e n vollbringen (*á Svíþióđu*), so scheint diese lokalisirung durch Vík. 21,2 *til Svíþióđar* angeregt zu sein, eine vorstellung, die dem Víkar-dichter von der älteren Starkaddichtung geliefert wurde (oben s. 354). Grott. 16,8 *daprt er at Fróđa* ist ein lückenbüßer, zu

dem wol Vík. 20,8 *dapr allz hugar* verholfen hat. Der zorn der riesinnen, die sich in eine ungewohnte schlimme lage versetzt sehen, erinnerte umso leichter an Starkads unmut *sveina í milli*, als auch er riesischer abkunft ist (Vík. 23), und diese association führte zu den genannten anleihen. Ja, sie veranlaßte vermutlich den ganzen rückblick der mädchen auf ihre kriegstaten. Daß sie nicht ganz dasselbe erzählen können wie Starkaðr, liegt auf der hand, doch gibt der dichter auch ihnen einen gefolgsherrn (Gottormr, str. 14) und statt der kampfgenossen zählt er die vorfahren auf (str. 9).

Auch diese beachtungen lehren, daß der größte teil des Grott. jung ist. Eine gewisse gewähr für das alter einer strophe haben wir, wenn sie in augenscheinlichen zusätzen plagiirt ist (vgl. oben s. 302). Dieses kriterium spricht zu gunsten von str. 16, die also in ihrem grundstock alt sein wird. Es spricht auch für 12; aber hier findet sich eine anleihe bei der Hym. *(svá at fóld fyrir fór skiálfandi* ∾ *fór in forna fóld ǫll saman* Hym. 24,3—4, vgl. s. 303), so daß wenigstens der erste helming für eine zudichtung erklärt werden muß.

Den instruktivsten fall einer von den königsgeschichten beeinflußten sagendichtung bieten — neben dem Hrók. — die Krákumál. Schon Olrik, Sakses oldhistorie 2,101 hat darauf hingewiesen, daß die ortsangabe *í Skarpaskerium* Krák. 6,5 (Wisén) den plünderungszug des jüngeren Eystein vom jahre 1153 voraussetzt (vgl. Hkr. 3,377. Mork. 226) und gleichzeitig andere namen auf Magnus Barfuß anspielen. 20,7 begegnet *í Álasundi*, was wol mit dem in der geschichte des Sigurðr slembi vorkommenden *Álaborg* zusammenhängt. *Englanes* (11,4) ist bekannt aus den fahrten des Sigurðr Jórsalafari im Mittelmeer (*Engilsnes* Hkr. 3,211, a. 1110). *Valþiófr* (11,10) weist vielleicht auf Haralds des Gestrengen Englandzug (Hkr. 3,215 f.). Widerholt wird der fall eines fürsten berichtet mittels der stehnden formel *áðr . . . felli* (5,3. 6,8. 7,3. 10,3. 20,8). Diese wendung wird der verfasser ebenso wie der von Grott. 14 Gísl oder Ívar (oder beiden) nachgeahmt haben. Auf dem Sig. (38,1) beruht auch sein *hundruðum frák liggia* 11,2. Daneben verwendet er einen phantasienamen wie *Barðafiǫrðr* (12,3), ganz im stil der Helgidichtung, und macht anleihen bei sagenhafter überlieferung (13,4 *Hiaðninga vágr;* 13,9.10 [vgl. 18,5.6] ∾ Biark.; 10,3 *Freyr konungr* ∾ Yt; 25,2—4 ∾ Vegt; 2,2 *heldr vask ungr,* 15,2 *Herþiófr* ∾ Vík.).

Damit sind, soweit ich sehe, die denkmäler erschöpft, die sich unmittelbar von unsern beiden skalden beeinflußt zeigen[1]). Wir werden aber hier nicht halt machen, sondern uns umtun, ob nicht die geschichte des 12. jahrhunderts auch anderweit nachwirkungen im eddischen kreise hinterlassen hat. Da ohnehin über der mehrzahl der heldenlieder der verdacht so später entstehung schwebt, so haben wir das recht, selbst einzelne anklänge unter umständen bedeutsam zu finden.

Im Oddr. bekennt die heldin von sich

... er ek ógnhvǫtum unna þóttumk
sverđa deili sem siálfri mér

(33,5—8). Die wendung ist wol ein gemeinplatz aller liebespoesie und doch weit entfernt von naivetät. Wir werden nicht an ein zufälliges zusammentreffen glauben, wenn Magnus Barfuß von seiner Irin sagt: *ann ek betr en mér svanna* (Mork. 154). Auch dieser vers hat natürlich vorbilder gehabt, und die werden im westen zu suchen sein. Der Oddrúndichter hat die Helreið gekannt (oben s. 97); schon daraus ergibt sich, daß er nicht älter ist als das 12. jahrhundert. Gleichwol ist es nicht überflüssig, durch andere beobachtungen diese folgerung zu unterstützen.

Die Guðr. III wurde s. 58 auf grund ihres verhältnisses zum ersten Helgiliede ebenfalls dem 12. jahrhundert zugewiesen. Atlis verstimmung, auf die sich die einleitende frage bezieht, erinnert an eine in der geschichte des Sigurðr Jórsalafari mehrfach wiederkehrende scene, die für das charakterbild dieses fürsten wichtig ist: der könig zeigt sich mißmutig und wortkarg, und seine leute suchen die ursache des grolls zu erforschen und ihn zu besänftigen (Mork.

---

[1]) Aus dem 14. jh kommt Einarr Gilsson hinzu. In seinen Selkolluvísur 8,7 (BS 2,84) gebraucht er die kenning *bálregns viđir . . . hialdrs*, wol in anlehnung an die *Báleygs viđir* bei Gísl 1,7, der wahrscheinlich zu seinen vorfahren gehörte (FJónsson, Lit. hist. 3,13). Einen andern dichter des 12. jh.s nutzt er aus, wenn er Selk. 17,3 das schiff *sóti svanbekks* nennt (vgl. *svanbekkiar sólþverrir* [bei Einarr Skúlason Mork. 200[21]). Diese reminiscenz ist wol vermittelt durch die *svana brekka* in Friðþiófs Meeresstrophen, denen Einarr auch den binnenreim *alklökk í iörđ sökkva* (15,8) verdanken dürfte (*kløkkva . . . søkkva* EM 98). Selk. 10,5 *þa kom inn hin auma . . . Ámgerđr* geht zurück auf þr. 29,1 (vgl. die von der þr. angeregte stelle Oddr. 32).



169 f., 186 oben, 190[21]). Die eide *at enum hvíta helga steini* (3,3) dürften zusammenhängen mit dem *Sigurðr af Hvítasteini,* den die Mork. (181[32]) aus anlaß des berühmten processes des Sigurðr Hranason nennt. Auch die kesselprobe hat dieser Gudrundichter ja der neueren norwegischen geschichte entnommen. —

Was ich noch anzuführen habe, bezieht sich auf die geschichte des 11. jahrhunderts, beweist also, streng genommen, nicht, daß die betr. lieder erst der ritöld angehören. Doch dürfte letzteres aus anderen gründen bei ihnen allen mindestens das bei weitem wahrscheinlichste sein, und wir dürfen also auch hier an die sagamänner des 12. jh.s denken.

Das erste Gudrunlied, das im Hrók., in der Sig. sk., Sig. m.[1]) und Guðr. II, in je einer strophe der Friðþiófs-[2]) und der Víglundarsaga[3]) benutzt ist, zeigt seinerseits eine reminiscenz aus Sigvats strophe an Ivar den Weißen (Mork. 76. Ftb. 3,360. Cpb. 2,149): *eigi sátuð ítrum* ∾ *sátu ítrar* .... Guðr. 3,1.

Wenn der dichter des Gr. Sig. den vergessenheitstrank in die Sigurdsage eingeführt hat — und dies anzunehmen bestehn ja die triftigsten gründe—, so ist seine phantasie vermutlich befruchtet worden durch eine scene aus dem leben Magnus des Guten. Magnus besucht den Dänenkönig Hǫrðaknút. Da bietet ihm die alte königin Alfífa einen giftigen willkommentrunk, er aber lehnt das horn ab und läßt den Hǫrðaknút zuerst trinken, so daß dieser stirbt (Ftb. 3,272). In derselben zeit läßt die Mork.-tradition folgende episode spielen. Der kaiser schickt den herzog Otto von Braunschweig als brautwerber um eine norwegische prinzessin. Otto, der keinen ganz klaren auftrag bekommen hat, nimmt die braut für sich. Als der kaiser das junge paar besucht, wird er eifersüchtig, und die herzogin fragt des abends ihren mann, was die üble laune des kaisers bedeuten möge (Ftb. 3,282), Diese geschichte,

---

¹) Str. 2 *(ok harðz hugar hana lǫttu)* scheint nicht bloß auf die sk. eingewirkt zu haben (sk. 42,5), sondern auch auf die meiri (Vǫls. c. 29,53 ff., vgl. zfdph. 39,306 f. 40,220).

²) ed. Larsson Halle 1901, nr. 12; *þess hefik gangs af goldit* ∾ Guðr. I 26,5 *þess hefik gangs goldit síðan.*

³) ed. Vigfusson s. 77: *títt flugu tár af tróðu* ∾ Guðr. I 16,3 *svát tár flugu tresk í gegnum.*

die offenbar erfunden ist, um die Norwegerin zu verherrlichen, erinnert an Sigurds werbungsfahrt und zumal an das gespräch der ehegatten über Brynhild (vgl. oben s. 229). Die ähnlichkeit ist aber nicht so groß, daß man hier eine nachbildung der Sigurdsage vermuten dürfte. Wenn die geschichte von herzog Otto vorbilder hat, so sind sie jedenfalls anderswo zu suchen. Dagegen hat der meiridichter wol diese geschichte gekannt und ist durch ihre anklänge an die Sigurdsage veranlaßt worden, Brynhilds zorn und das gespräch darüber nach ihrem muster zu schildern. Die wirksamen anklänge dürften diese gewesen sein: werbungsfahrt um eine nordische fürstin — so gewiß auch in der deutschen quelle der meiri — mit der gefahr des treubruchs dem auftraggeber gegenüber; zwei jungvermählte und neben ihnen ein mann, der ältere rechte auf die frau hat (aus dem unmut des kaisers wird Sigurds liebe zu Brynhild, bekanntlich eine neuerung des meiri-dichters); die schwester eines königs — Ulfhild ist Magnus schwester — wird von einem landfremden ritter erworben (dies führte zu der übertragung des abendlichen gesprächs auf Guðrún und Sigurd).

Sind diese folgerungen richtig, so setzen sie das verfahren des meiri-dichters in ein helles licht. Wir erkennen, woher einige seiner wichtigsten zutaten zur sage stammen: das urbild seiner Grimhild ist Alfífa, und sowohl Sigurds liebe wie auch das gespräch der ehegatten, das sich nicht gut wie die anderen gespräche über Brynhild als umbildung der beratung der brüder auffassen läßt (vgl. zfdph. 40,219 f.), beides wurde ihm eingegeben durch Ulfhilds deutsche ehe. Haben wir oben s. 229 f. das verhältnis der Sig. m. zum NL richtig beurteilt, so gewinnen die isländischen sagamänner des 12. jh.s auch für das mhd. epos bedeutung.

In den jungen teilen des Vík. kommt eine seltsame wendung vor: *stóðkak fiarri þars fell konungr* (11,7). Was meint Starkaðr damit? Nach dem zusammenhang sieht es ganz so aus, als wolle er sagen: ich selbst erschlug den könig. Dies zugegeben, wird die verhüllende ausdrucksweise uns erst recht befremden. Bescheidenheit wird man bei dem alten haudegen nicht gern voraussetzen. Ich nehme an, daß der dichter geleitet wurde durch die erinnerung an den bedeutsamen dialog zwischen Magnus dem Guten und Kálf Arnason auf dem schlachtfelde von Stiklastaðir: *Þá mælti Magnus konungr: hvar fell Ólafr k., faðir minn? Hér, svá segir hann, ok stakk niðr*

øxarskaptinu. Konungr mælti: hvar vartú þá? Ekki fiarri því er vit stǫndum nú, herra, segir Kálfr. Konungr mælti: taka mundi øx þín þá til fǫðr míns! (Ftb. 3,266).

Als der Hymirpoet seine 39. strophe baute, in der die auffallend schlichte zeile vorkommt *ok hafði hver þannz Hymir átti*, da klang ihm vielleicht eine stelle der Haralds saga harðráða im ohr: *at hann hefði gull þat er Girkiakonungr átti* (Ftb. 3,303. Mork. 12). Vorausgesetzt wird hier, wie auch bei unserer vermutung in betreff des Vík., eine weitgehnde verbale festigung des mündlichen sagavortrags. Diese voraussetzung hat nichts unwahrscheinliches (vgl. EM XLIII).

XII.

ERGÄNZUNGEN UND ERGEBNISSE.

Man hat bisher ziemlich einstimmig das gros der jüngeren Eddalieder dem 11. jh. zugewiesen. Diese ansicht kann als das letzte stadium eines langsamen vorwärtsdatirens betrachtet werden. Man glaubte schon fast allzu entschieden mit dem alten dogma zu brechen, wenn man die größere hälfte der heldengedichte ins erste christliche jahrhundert versetzte. Eine noch spätere entstehungszeit schien ausgeschlossen. Wo man sie doch meinte zugestehn zu müssen, zog man eine scharfe grenze zwischen solchen spätlingen und der 'eigentlichen' oder 'echten' Eddapoesie und glaubte so das heiligtum zu retten.

Aber zuweilen sind auch andere meinungen laut geworden. Schon Jakob Grimm hat einmal ganz unbefangen gemeint, die Eddalieder, die im 13. jh. aufgezeichnet wurden, möchten wol im 12. gedichtet sein, und Jessen hat in seinem bahnbrechenden aufsatz zfdph. 3 eine ähnliche auffassung vorgetragen ('dem 11.—12. jh., vielleicht auch dem anfange des 13.' zuzuweisen, s. 61.). Gegen diese späten datirungen — nach 1100 — hat man zwei greifbare argumente angeführt: die unkontrahirten wortformen und unsere beiden skalden Gísl und Ívarr (Finnur Jónsson, Lit. hist. 1,54 f.). Die unkontrahirten wortformen waren aber eine eigentümlichkeit der traditionellen Eddasprache und sind sicher auch von dichtern gebraucht worden, die gar nicht daran dachten, sich ihrer im täglichen verkehr zu bedienen. Diese formen erlauben also höchstens einen schluß auf das stilgefühl eines dichters. Und was die skalden betrifft, so hoffe ich hinlänglich gezeigt zu haben, daß die mehrzahl der mit ihnen zusammenhängenden Eddastücke jünger ist als sie, daß sie also für die eddische litteraturgeschichte so ziemlich die entgegengesetzte bedeutung haben, als Finnur Jónsson und, ihm folgend, Sijmons ihnen zuschreiben. Jónssons überlegung ist schon a priori anfechtbar. Selbst wenn das fornyrðislag vor der wende des 11. jahrhunderts niemals zu fürstengedichten verwendet worden ist,

so sieht man nicht ein, warum, nachdem Gísl diese neuerung gewagt hatte, die freiere eddische produktion durch diesen eingriff in ihre rechte sollte den todesstoß davongetragen haben. Aber jene voraussetzung ist nicht frei von bedenken. Der Haraldsstikki, von dem Snorri Hkr. 1,199 eine strophe citirt, wird kaum viel später als 1066 entstanden sein.[1]) Kviðuháttgedichte wie die Arinbiarnarkviða, auch málaháttgedichte wie das Haraldskvæði (dessen echtheit mir allerdings zweifelhaft vorkommt) sind nicht so grundverschieden vom fornyrðislag, daß man nicht mindestens sagen dürfte, es habe schon im 10. jh. überaus nahe gelegen, einen fürsten oder sonstigen gönner im fornyrðislag zu apostrophiren. Weiter gibt das erste Helgilied zu denken. Innst. und Helr. sind jünger als Gísl und Ívarr; ihre vorliebe für feste langzeilenbindung verdanken sie diesen vorbildern, die einfach den gepflogenheiten des skaldischen kviðuhátt folgen. Wo aber sind die vorbilder des Helgidichters? Es liegt doch ungemein nahe, zu vermuten, daß ein skaldisches gedicht im fornyrðislag, von der art des Haraldsstikki, ihm neben mancher stilistischen und stofflichen anregung auch die festen bindungen gegeben hat. Diese werden durch die metrisch abweichenden skaldischen quellen nicht erklärt. Ebenso weist die Hym. — wenn sie auch jünger sein wird als Gísl — auf ein skaldisches Þórlied im fornyrðislag, ein schlichteres seitenstück zu der Þórsdrápa des Eilíf Guðrúnsson.

Es ist uns eben sehr vieles verloren. Aus heidnischer zeit haben wir fast nichts als bruchstücke, aus dem 11. jh. gewiß nur einen kleinen bruchteil dessen, was einst vorhanden war, und erst für die ritöld dürfen wir uns schmeicheln, die größere hälfte des damals producirten — nicht des im 12. jh. vorhandenen — teils isländisch, teils lateinisch zu besitzen. Daß wir über diesen zeitraum verhältnismäßig gut orientirt sind, das zeigen die zahlreichen fälle von abhängigkeit, die wir zwischen den erhaltenen liedern feststellen können. Es herrschte damals auf Island eine recht lebhafte eddische produktion, wol mit angeregt durch die blüte der fornaldarsaga, der sie teils diente,

---

[1]) Jónsson 1,643 erklärt 'maaske først i det 12. årh.' Übrigens zeigt die meiri eine deutliche reminiscenz an den Haraldsstikki (Vǫls. str. 25,5—8), was zu dem oben vermuteten einfluß der Magnus saga góða ok Haraldz harðráða stimmt.

29*

teils auch wol konkurrenz zu machen suchte, und durch die sageneinfuhr aus Deutschland.

Oben s. 218 ff. hoffe ich intensive deutsche einflüsse sichergestellt zu haben für Guðr. I. II. III., Ghv., Traumlied, Sig. m., Am., wahrscheinlich gemacht für die Akv. (über Sig. sk. vgl. zfdph. 39,328 n. und u. s. 454). Diese denkmäler sind zum größeren teil dieselben, die wir, von den skalden ausgehnd, ins 12. oder an die wende des 12. jh.s versetzt haben. Unleugbar stimmt beides vortrefflich mit einander überein. Der charakter vieler der motive, die die jüngere Eddaschicht aus Deutschland bezogen hat, weist unmittelbar auf die Stauferzeit, die zweite hälfte des 12. jh.s. Früher kann die specifisch ritterliche geistesrichtung und tonart schwerlich ausgebildet gewesen sein. In der tat ist das eindringen ritterlicher deutscher kultur in Skandinavien erst seit dieser zeit bezeugt. Was sich an zeugnissen für den verkehr des 11. jh.s auftreiben läßt, sind dürftige notizen oder allgemeinste verhältnisse, auf die man nichts sicheres bauen kann. In der zweiten hälfte des 12. jh.s aber wird Dänemark von deutscher sitte überschwemmt,[1]) hanseatische kaufleute werden in Norwegen ständige gäste. Nicht viel später fällt die Þiðrekssaga. Das man auch auf Island im 13. jh. von deutscher sagendichtung bewußte kenntnis hatte, zeigt die bemerkung des Eddasammlers *Þýðverskir menn segia svá*...., zeigt auch der *Niflunga 'skattr'* der SnE (oben s. 263). Da ist es eine fast selbstverständliche folgerung, daß die Eddastücke, die die deutsche ritterliche dichtung reflektiren, und mit ihnen andere, die von ihnen nicht getrennt werden können, erst um 1200 entstanden sind, und zwar nirgend anderswo als auf Island.[2])

Die anhaltspunkte der forschung ergeben für die geschichte der Eddapoesie zwei große gruppen oder zeiträume.

Die umfangreichste gruppe fällt in den jüngsten zeitraum, der mit dem Háttalykil beginnt und sich heraberstreckt bis ins 14. jh. Doch liegt für die denkmäler der sogen. Sæmundar Edda die untere grenze schon beim jahre 1250. Einen früheren terminus a quo liefert das erste Helgilied, das wir um 1075 datiren durften. Doch kommt die zeit zwischen 1075 und 1140 nur für wenige denkmäler

[1]) Vgl. Steenstrup, Dansk. Tidsskrift 1898, 162 f.

[2]) Damit werden die oben s. 238 ausgesprochenen vermutungen hinfällig.

in frage, so daß abhängigkeit vom Helgidichter und abhängigkeit von den beiden skalden, die ihn nachahmen, für unsere chronologie faktisch etwa dasselbe bedeutet (wie sie denn auch in einigen fällen hand in hand gehn). Helgilied, Magnusdrápa und Sigurðarbálkr stehn auf der grenze zwischen der älteren, sicher nur mündlich betriebenen eddischen kunstübung und dem reichen flor der nachblüte, die sich in litterarischer zeit an diese drei hauptvorbilder anlehnte.

Wichtiger ist das Helgilied als terminus ante quem. Eine kleine gruppe von gedichten wird durch das Helgilied — z. t. auch durch Gísl und Ivar — vorausgesetzt. Vor ca. 1075: das ist, wie es scheint, die älteste datirung, die sich auf diesem wege erreichen läßt.[1] Auch mittels der relativen chronologie, die von hier aus noch möglich ist, dringt man nicht weiter vor als das 11. jahrhundert.

Ohne zweifel enthält unsere überlieferung ältere, weit ältere bestandteile, doch können diese nur mit hilfe anderer, weniger direkter kriterien festgestellt werden.

Ehe wir daran gehn, den einzelnen gedichten innerhalb unserer beiden perioden, der litterarischen und der vorlitterarischen, ihren platz anzuweisen, müssen einige ergänzende vorfragen erledigt werden.

Zu den sicher jüngsten denkmälern des cod. reg. gehört das zweite Gudrunlied. Es wurde oben s. 320 im anschluß an Jónsson und Sijmons unter den quellen der Sig. sk. genannt. Diese ansicht muß, scheint mir, bei näherer betrachtung aufgegeben werden. Für das umgekehrte verhältnis spricht schon das Große Sigurdslied. Dieses wird der sk. gegenüber der entlehnende teil sein; es zeigt fast durchweg die alte sage stärker umgebildet, modernisirt, und es enthält einige motive, die der sk.-dichter sich schwerlich hätte entgehn lassen. Dem Gudrunliede gegenüber erscheint jedoch der meiri-dichter als der gebende. Der Gudrunpoet ist nirgends selbständig, so wird er auch die beherrschende rolle der trankmischerin Grimhild einem vorgänger entlehnen, und das kann wol nur der m.-dichter sein. Bei diesem steht Grimhild im innersten der fabel; im Gudr. ist das bei weitem nicht der fall. Treffen diese erwägungen

[1] Über ein vereinzeltes wenig älteres datum für die älteste Akv. s. u. s. 468.



das richtige, so folgt von selbst, daß auch die skamma dem Gudrunpoeten vorgelegen hat. Die wörtlichen anklänge scheinen das zu bestätigen. Wenn an der bekannten stelle der sk. die heldin von sich sagt: *Þá var á hvǫrfun hugr minn um þat*, so ist die phrase ungleich fester in der situation verankert, als wenn in Guðr. II Guðrún schwankt, ob sie fragen soll oder nicht (*lengi hvarfaðak, lengi hugir deildusk*, 6,1). Das reiterlose roß hat ihr doch schon genug gesagt. Man erwartet kein schwanken, sondern ein zögern. Die etwas äußerlich angeleimte redensart ist zusammengefügt aus der stelle der sk. und Sigrdr. 2, wo ebenfalls zwei einander variirende sätze anaphorisch mit *lengi* eingeleitet werden. Solche verschmelzungen sind auch sonst für den psychischen mechanismus dieses dichters bezeichnend.[1]). — Guðr. II 1,1—2 setzt insofern Sig. sk. 55,1—2 voraus, als hier die erwähnung der *mær* in einem besonderen satze (*Þars mær borin*) natürlich ist; das Gudrunlied hat, um das schema beizubehalten, daraus das inhaltleere *mær vark meyia* gemacht.

Entscheidend ist eine inhaltliche erwägung. Sig. sk. 54. 56,5—8 findet sich ein teil des inhalts der Guðr. II in kürze wider. Beruhte diese ähnlichkeit darauf, daß die Guðr. dem sk.-dichter vorlag, so müßten wir uns wundern, daß dieser stoffhungrige mann sich so kurz faßt, nicht einmal die trankmischerin Grimhild erwähnt, die sogar dem schreiber der Vǫls. bei str. 44 eingefallen ist. Noch mehr müßte es befremden, daß str. 54,3—6 von Guðrúns düsterer erinnerung an ihren gatten berichten, was doch durch den vergessenheitstrank — mag auch der Gudrundichter dessen folgen nicht klar herausarbeiten — geradezu ausgeschlossen wird (vgl. Guðr. II 24,1—4). Wir müssen also annehmen, daß umgekehrt der Gudrundichter die kurzen andeutungen der sk. sich zu nutze gemacht hat. Er hat sie mit dem, was ihm aus deutscher quelle bekannt war, und mit anregungen der Sig. m. und der Ghv. (oben s. 319) kombinirt. Übrigens wird die *sætt* sk. 54 wol auch auf deutschem einfluß beruhen.

Noch eine zweite frage knüpft sich an die Guðr. II. Die s. 225 n. 1 abgelehnte ansicht, daß die Am. die Guðr. voraussetzen, hat einen neuen anwalt gefunden an John Becker Beitr. 33,231 ff. Obgleich dieser das thema ausführlich behandelt, können seine gründe nicht

[1]) Die zweite parallelstelle (*hvarf ek ein þaðan, andspilli frá*, 11,1 ∾ sk. 46,1) führt auch zum Großen liede (Vǫls. str. 25,1). Wie der wortlaut zeigt, hat der Gudrundichter sich enger an die sk. angeschlossen.



überzeugen. Die traumstrophe Am. 24 begreift sich auch ohne vorlage. Es handet sich hier gar nicht um einen zweiten traum — wie man übrigens allgemein anzunehmen scheint —, sondern noch um den ersten. Schon die *ormar* überfüllen das bild (ebenso wie später die harfe, str. 66, vgl. auch 39,5.8.10), dazu kommt nun das schwert, wobei wol gleichzeitig ein *gefa Óđni* und Christi tod vorgeschwebt haben, *røk rǫgna* 22,5 deutet auf die finsternis in dem berichte des Lukas (23, 44.45; 'die sonne verlor ihren schein', Gering übers.). *Á endum báđum* geht wol auf die beiden arme des galgens, jedenfalls nicht auf die enden des schwertes, wie die Vǫls. will. Die deutung in str. 25 deckt nur das letzte motiv in 24, so daß der größere teil des inhalts von 24 ungedeutet bleibt; das spricht dafür, daß auch 22 nie eine deutung hatte — beide strophen nennen im gegensatz zu 24,7—8. 26. 28 den Gunnar direkt —, daß also zwischen 22 und 24 nichts fehlt, womit die inhaltliche einheit dieser beiden strophen so gut wie gegeben ist. Die aufforderung *ráđ þú* 22,6 hat bei diesem ungeschickten versemacher nichts zu bedeuten. Der Gudrundichter hat die zu grunde liegende einheitlichkeit des traumbildes in den Am. nicht erkannt und das ganze nachgebildet in seinen strophen 40—43. Die wölfe in den Am. warten auf leichenfleisch, Gunnarr deutet sie harmlos auf kläffende köter, und das hat den Gudrunpoeten auf die jungen hunde gebracht, die in seiner str. 42 etwas befremdlich heulen; sogar der *glaumr hunda* Am. 25,3 kehrt wider in *glaums andvana.* So entstand die seltsam aufgebaute scene, die dann der Traumlieddichter ungeschickt und sklavisch nachahmt (s. 322). — Ganz ähnlich wie Am. 24 braucht auch Guðrúns erinnerung Am. 71,3—4 keine bestimmte beziehung zu haben. Was folgt — *afkár . . . áđr* — zeigt, wie sie gemeint ist.

Der rückblick Am. 72 erinnert an Guðr. 1: *unnak vel brœđrum . . . gulli reifđi;* Atlis werbung Am. 94 f. an Guðr. 25 f.: *gull at þiggia* ∾ *meiđma fiǫlđ þiggia, fiǫlđ allz féar = fiǫlđ allz féar;* die fahrt Am. 92 ff. an Guðr. 35; die ankunft der Burgunden Am. 38 an Guðr. 36; *fullilla* Am. 86,3 und die andern *full*-komposita der Am. an *fullillz hugar* Guðr. 37,3.

Für die priorität der Guðr. könnte man nur *at þiggia* Guðr. 25,2 = Am. 95,2 anführen (wegen *gefa* in der Guðr.). Für die priorität der Am. spricht dagegen mehreres: 1) die Guðr. stellt aus verstreuten motiven der Am. eine zeitliche folge her, ein verhältnis, in dem wir

die kombinirende tätigkeit ihres verfassers widererkennen. 2) in der Guðr. findet sich eine lücke an der stelle, wo die handlung der Am. einsetzen müßte,[1]) dafür eine an sich sehr befremdende traumscene, die sich jedoch aus den Am. erklärt. 3) der sammelcharakter der Guðr. 4) das auftun des tores ist in den Am. bedeutsam — vgl. Akv. —, dagegen leere dekoration in der Guðr.; ähnliches gilt von der fahrt in Atlis land, in den Am. ist hier alles in stil und stimmung einheitlich, in der Guðr. alles buntscheckig. 5) die stilistischen berührungen (*fullillz hugar*, *þótt mér leiðr sér*, oben s. 320, vgl. s. 316 f.) sind im stil der Am., nicht der Guðr. 6) wenn es richtig ist, daß die Sig. sk. älter ist als Guðr. II, so müssen auch die Am. älter als Guðr. II sein, denn die sk. benutzt den Oddr. und dieser die Am. (s. 310 f.), und es scheint auch, als setze die sk. direkt die Am. voraus (Becker aao. 240).

Bei dieser gelegenheit sei hervorgehoben, daß die traumscene der Guðr. II auch vom Alten Sig. beeinflußt ist. Man vergleiche: *hugđak mér, Gunnarr* Brot 16,1 ∾ *hugđak hér í túni* ... Guðr. 40,1. 41,1. 42,1; *sœing* Brot 16,4 ∾ *kǫr* Guðr. 44,3; *glaums andvani* Brot 16,6 ∾ *glaums andvana* Guðr. 42,3 (verschmelzung mit Am., s. o. s. 455); *mantattú gǫrva* Brot 17,1 ∾ *þat mank gǫrva* Guðr. 44,4.

Für die relative datirung des Hervǫrliedes kommt außer seiner oben s. 264 f. besprochenen beziehung zum Hunn. eine reihe von parallelstellen in betracht, die zugleich für die betr. gedichte z. t. wichtiges lehren. Zunächst handelt es sich um die Igðnaspá: Her. 21,3—4 *allr er hann útan eldi sveipinn* = Fáfn. 42,3—4; 21,5 *mey veitk ønga* ∾ *mey veitk eina* Fáfn. 40,5. Der Hervǫrdichter hat getrennte stellen vereinigt und besonders der waberlohe eine neue und befremdliche funktion auferlegt, wobei ihm wol gleichzeitig HHi 9 vorgeschwebt hat, denn sein *liggr mér und herđum* 21,1 klingt an an *sverđ veitk liggia* und *liggr međ eggiu* HHi 8,1 .9,5, vgl. auch *eitr er í báđum (eggium)* 27,5 mit HHi 9. Auf Hu I weist *til giálfrmara* 26,2 (*giálfrdýr* Hu I 30,7), *uggik eigi eld brennanda* 22,5—6 (*uggi eigi þú Ísungs bana* Hu I 20,1—2). Das hauptvorbild ist die dichtung von Helgis tod; *œr ertú orđin ok ørvita* 11,5—6 stammt von hier

[1]) Müllenhoff DAk. 5,395 gibt eine künstliche erklärung des *at frœndr dauđa* — gegen Bugge und Grundtvig —, die mir trotz Sijmons, Einl. CCCXXXIV unannehmbar erscheint.



(34,1—2), wie weitere berührungen zeigen: *ríkstr alinn und rǫduls tialdi* 17,7—8 ∾ Hu II 30,7—8 (vgl. *Rǫdulsvellir, - fiǫll* in HHi); *lofdunga niđr!*[1]) 26,6 ∾ Hu II 47,4 *Ylfinga niđr!* 47,7 *lofđungi*; der fluch 18 vergleicht sich Sigrúns fluch; namentlich aber ist das mädchen bei den grabhügeln nachgebildet Hu II 40 ff., die warnung des *hirđir* Her. 3. 5. ∾ Hu II 51, *draug* Her. 15,7 ∾ *draughúsa* Hu II 51,4. Mit diesen bildern hat der dichter die tapfere schildmaid des Hunn. und das vergrabene schwert der ersten HHi kombinirt. Somit kennen wir die voraussetzungen seiner schöpferischen tätigkeit. Phraseologisch hat auch das Alte Sig. etwas beigesteuert: *Þegar loga lægir* 22,7 ∾ Vǫls. str. 22,5. Aus der Vkv. (36,7—8) stammt *enga dóttir ykkur Tófu* Her. 7,3—4.

Dagegen ist das Her. benutzt in den Hyndl., in Hildibrands Sterbelied und vielleicht in der Rþ. Her. 7,1—2 *vaki...! vekr...* ∾ Hyndl. 1,1—2 *vaki...! vaki ...;* 26,4 *í hugum góđum* ∾ Hyndl. 2,2 *í hugum sitia* (befremdlich kurzer ausdruck); 19,4 *hvarfar á nóttum* (nach Vkv. 6,5? vgl. Her. 5,2—4) ∾ Hyndl. 46,5—6 *hleypr þú ... úti á nóttum;* 5,5.7 *hyrr er á sveimun ... brenn fold ok fen* (nach Gísl) ∾ Hyndl. 49,1—2 *hyrr sék brenna en hauđr loga* (gleichzeitig beeinflußt von Grott. 19,1, s. oben s. 273); 8,1—2 *Hervarđr, Hiǫrvarđr...* ∾ Hyndl. 23. Schon die erwähnung der Arngrimssöhne[2]) zeigt, daß der Hyndladichter nachahmt (sie zeigt zugleich, daß die strophe in den Hyndl. ursprünglich ist) — die beste bestätigung der oben s. 265 ff. entwickelten auffassung.

Hild. 2,5—6 kombinirt *slógu dvergar* Her. 7,7—8 und *dverga smíđi* 18,9; Hild. 3,1. 4,1 sind nachbildungen von Her. 21,1 *liggr mér und herđum.*

Was die Rþ betrifft, so scheint *afl ok eliun átta manna* Rþ. 44,5—6 eine kombination von *tólf manna fiǫr ... afl ok eliun (þat er synir Arngríms at sik leifđu)* Her. 28. Daß wir es hier nicht mit einem zufälligen anklang zu tun haben, dafür sprechen die beziehungen zwischen Rþ. und Hyndl. (s. 269 f.); auch sonst beobachten wir ja vielfach das verhältnis, daß ein gedicht a von b, a und b später von c benutzt werden. Für die priorität des Her. fällt ins gewicht, daß

[1]) Der ausdruck setzt die auffassung der *lofđungar* als einer bestimmten familie, nachkommen des *Lofđi*, voraus.

[2]) *Tyrfingr* als einer von ihnen stammt wol aus einer vom Her. unabhängigen quelle, s. oben s. 259 n. 1.



der Rígdichter zwei getrennte stellen zusammenschlägt und daß die gemeinsamen ausdrücke viel tiefer im zusammenhang des Her. stecken als der Rþ.

Zweideutig sind wol die beziehungen des Her. zur Sig. sk.: 11,2—3 *hví kallar svá, full feiknstafa* ∾ sk. 31,7.9.; 16,1 *segi ek þér, Hervǫr* ∾ sk. 34,1 (53,2); 17,1 *muntu son geta* ∾ sk. 55,1, vgl. 17,7—8 ∾ sk. 55,3 ff. Ich nehme an, daß die sk. im Her. benutzt ist.

Noch lehrreicher — auch für den weiteren zusammenhang der vorliegenden untersuchung — ist ein anderes stück der Edd. min., Hiálmars Sterbelied. Es zeigt deutliche nachwirkungen des Vík. (doch nur des ältesten teils: 4,7 = Vík. 17,7; 9,2 = Vík. 16,3; 7,3—4 ∾ Vík. 17,3—4), der Vkv. (5,5—6 ∾ Vkv. 40,1—2), Gísls (5,4 ∾ Gísl 11,1—4), des ersten Helgiliedes (12,2 *hrafn ... af háum meiði* ∾ Hu I 5,6), des sogen. zweiten Helgiliedes (3,7 = Hu II 11,3), des letzten liedes von Helgi Hiǫrvarðsson (2,5—6 ∾ HHi 40,7—8, vgl. 5—6; 10,3 ∾ HHi 35,3), der Hym. (10,1 ∾ Hym. 12,1, woraus auch Hálfd. 3,1 geflossen scheint), des ersten Gudrunliedes (8,5 ∾ Guðr. I 14; 3,2. 7,1 ∾ Guðr. I 4,3). In dem letzten falle sind die wörtlichen anklänge nur schwach, aber es kommt die ähnlichkeit der stimmung und des motivs in Hiálm. 8. Guðr. 14 hinzu. Auch das dritte Gudrunlied wird zu den vorbildern des Hiálmardichters gehören (s. 55).

Dagegen haben wir zwei gewisse benutzer des Hiálm. an den verfassern des Männ. und besonders der Sig. sk. Hiálm. 8,4. 10,6 *í hǫll konungs* ist = Männ. 13,6 [1]) (vgl. 10,7—8). Daß der Männ. den ausdruck aus dem Hiálm. entlehnt, zeigt Männ. 16: *Sámseyiu í*, das geht auf den kampf des Hiálmar und Sóti *(tveir)* gegen die 12 *(tólf)* Arngrímssöhne, von denen der eine *Hiǫrvarðr* heißt (16,3 *við Hiǫrvarð*), zeigt ferner die erwähnung des *Hiálmarr enn hugumstóri* Männ. 17. Dem verfasser des Männ. ist eine saga bekannt gewesen, die den kampf auf Sámsey nach art unserer hss. der Hervararsaga darstellte: Hiálmarr enn hugumstóri (Norr. skr. 207[20]) als der *hǫfuðsmaðr* des holmgangs (ebd. 305[15]) kämpft mit Angantý, der um Ingibiǫrg geworben hat, Oddr mit den andern 11 berserkern, deren vorkämpfer Hiǫrvarðr ist (ebd. 306[5]); sie enthielt aber nicht bloß die

[1]) Die stelle ist gleichzeitig von Hu I 41,2 beeinflußt; Hu I 37,4 ∾ Männ. 13,7; Hu I 35,5—8 ∾ Männ. 8,1—4 (*meðan!*), s. o. s. 430 n.



8 strophen der Herv. s., sondern die reichere überlieferung, wie wir sie in der Qrvar Odds-saga lesen.

Wir streifen hier die frage nach dem verhältnis der beiden recensionen unseres gedichts. Sie ist verschieden beantwortet worden. Die frage hat für den weiteren zusammenhang unserer untersuchung eine nicht geringe wichtigkeit und erheischt eine prüfung. Um das ergebnis gleich vorauszunehmen, so bin ich überzeugt, daß das richtige Finnur Jónsson gesehen hat (Lit. hist. 2,148): das ursprüngliche Sterbelied umfaßte nur die 8 strophen von R, die plusstrophen von M sind 'erweiterungen und widerholungen' der älteren vísur.

Der nachweis läßt sich von verschiedenen seiten führen. Schon dem verhältnis der strophen zu den prosatexten kann man zum mindesten einen bedeutsamen fingerzeig entnehmen. Es gibt eine darstellung der Hiálmarsage, die mit der längeren liedrecension M im wesentlichen übereinstimmt; das ist die erzählung der Herv. s. H (Norr. skr. 207—209, vgl. EM XXXVII), die auch dem verfasser von Herv. s. R bekannt war. Nach dieser sagenform ist Hiálmarr gefolgsmann des Uppsalakönigs und mit der königstochter Ingibiqrg verlobt, der zweikampf ist die folge einer herausforderung durch Angantý, dessen werbung Ingibiqrg zurückgewiesen hat. So in kürze die prosa; die strophen lassen wenigstens über das verhältnis Hiálmars zu dem Schwedenkönig und dessen tochter keinen zweifel. Anders die kürzere recension. Sie findet an keiner sagaprosa eine stütze. Zwar lokalisirt auch sie die liebesgeschichte in Schweden *(Uppsalir, Agnafit)*, aber von beziehungen Hiálmars zum Schwedenkönig weiß sie nichts, statt an dessen hof läßt sie ihn an seines v a t e r s halle zurückdenken. Es ist möglich, daß mit dem letzteren auch der Schwedenkönig gemeint ist; dann kann aber Ingibiqrg nicht die königstochter sein wie in den sagas. Heusler und Ranisch, die in der längeren fassung die ursprüngliche sehen, halten dafür, daß die kürzere alle direkten anspielungen auf den Schwedenkönig absichtlich ausgemerzt habe (EM XL). Man fragt: wozu diese ausmerzung? Wenn Hiálmars vater jung in der sage ist, er nirgend sonst erwähnt wird, was veranlaßte dazu ihn einzuführen? Aus welchem grunde sollte man von der fassung der Herv. s. abgewichen sein? Mit der aufnahme des Sámseykampfes in den Qrvar Odd-cyclus kann eine solche umbildung nichts zu tun haben; die Qrv. s., die den Hiálmar

als wiking kostümirt, läßt ihm doch seine freundlichen beziehungen zum Schwedenkönig, die Ingibiǫrg lernt er wie in der Herv. s. an dessen hofe kennen. Es liegt offenbar weit näher, in der rolle des vaters etwas a l t e s zu sehen, in den beziehungen zum Uppsalakönig etwas sekundäres. Die Herv. s. H braucht nicht die älteste fassung der Hiálmarsage darzustellen; eine noch ältere kann in den strophen vorliegen, soweit diese sich von den prosaischen berichten entfernen. Verhält es sich so, so muß diejenige recension der strophen, die den fehlenden einklang herzustellen sucht, die jüngere sein.

Ich sage: herzustellen s u c h t, denn vollkommen durchgeführt ist der einklang mit der prosa auch in M nicht. Sehen wir von Odd ab, der in der verstümmelten fassung der Herv. s. offenbar nicht zu hause ist, und nehmen wir an, daß der gefährte in der saga statt seiner Sóti hieß, so bleiben widersprüche bestehn. Nach str. 3 R = 7 M scheint es, daß Hiálmarr aus verlangen nach mehr geld und gut, oder weil er ein unruhiger geist ist — also aus typischen wikingmotiven — seine heimat verlassen hat. Dieser eindruck wird verstärkt durch *ótrauđr gamans* 7,3 R = 4,3 M, gleichsam in 'froher reisestimmung', was sich mit der von der saga gegebenen vorgeschichte schlechterdings nicht verträgt. Man denkt danach nicht an einen verabredeten zweikampf. Ferner bezeichnet allerdings wol *út međ Sóta* 4,4 M den Sóti als gefährten des Hiálmar (anders *austr v i đ Sóta* 7,4 R). Aber es bleibt auffallend, daß der sterbende den gefährten in der dritten person nennt, als wäre er abwesend, obgleich er zu ihm redet und ihm aufträge erteilt, auch daß er ihm lauter dinge erzählt, die jener sehr wol wissen, z. t. mit erlebt haben muß. Wer die prosa nicht gelesen hat, wird unzweifelhaft auch von M aus zu ganz anderen vorstellungen gelangen: H. hat sich aus abenteuerlust vom könige und von der geliebten losgerissen, bei einem unerwarteten zusammenstoß ist er auf einsamer insel gefallen und klärt nun einen zufällig hinzugekommenen über das geschehene auf, indem er ihn gleichzeitig zum träger seines letzten willens macht. Nur mit der erzählung der Herv. s. H vor augen wird man die andeutungen des liedes anders deuten und z. t. übersehen. Vollends die recension R lenkt die phantasie noch weiter ab. Ich schließe hieraus, daß die ursprüngliche dichtung R wegen ihrer allzu starken abweichung von der Hiálmargeschichte der Herv. s. H. um 4 strophen vermehrt und z. t. umgedichtet worden ist. Daß die hierbei vorausgesetzte saga wirklich einmal

vorhanden war, darauf weist auch der Männ. Erst von ihr aus ist das erweiterte gedicht in die hs. M der Qrv. s. übergegangen, wo die ganze episode noch deutlich als fremdkörper erscheint (EM XXXIX).

Die richtigkeit dieser auffassung bestätigen die strophen selbst. Wir beobachten ganz dasselbe verhältnis wie beim Grott. und anderswo: der zudichter entnimmt motive und phraseologie reichlich dem älteren bestand. Die 'junge Ingibiǫrg' 6,1—2 stammt aus 9,3—4; der zweite helming von 6 ist nur leichte umbildung von 9,5—8. Helm und brünne, die der freund der geliebten bringen soll (8), sind steigerung des ringes von str. 9; ebenso übertrumpft die ohnmacht 8,5 den *hugfastr tregi* 9,6. Die frauen in Sigtúnir, die dem Hiálmar von der fahrt abgeraten haben (10), sind doppelgängerinnen der singenden mädchen von str. 4, und zugleich ist das *letia* eine variirung der schlimmen ahnung der Ingibiǫrg in str. 5; der zweite helming der vísa nimmt den gedanken von 11 vorweg. In str. 3 ist *á fóld* entnommen aus 7,1; das motiv von dem spotte der frauen ist zwar an keine der alten strophen angelehnt (dafür wol an Háreks strophe Hkr. 2,379), doch gibt es sich als sekundär zu erkennen durch den inneren widerspruch zwischen dem *hlœia* 3,5 und den wehmütigen regungen der Ingibiǫrg 5,5—8. 9,5—8. Überhaupt hat der zudichter die poesie des werkes geschädigt. In str. 9 fühlt der sterbende den schmerz der frau beim anblick des ringes voraus, und das erschwert ihm den abschied vom leben; der zudichter las hier eine selbstgefällige absicht Hiálmars heraus, der Ingibiǫrg trauer zu erregen, und er widerholt diesen gedanken — mit anlehnung an das erste Gudrunlied — unzart genug in seiner str. 8. Dieselbe äußerliche auffassung, der die seele des stoffes verschlossen bleibt, zeigt sich in str. 3. Hiálmarr berechnet, was die frauen sagen werden.

Wie zu erwarten, leisten uns auch die bindungsverhältnisse sukkurs. Die alten strophen kennen weder feste langzeilenbindung noch zerkleinerte kurzverse; sie erinnern darin nicht zufällig an ihr muster, das dritte Gudrunlied. Einige von ihnen schließen sich in ihrer zweiten hälfte fester zusammen, wider wie in der Guðr. III, wie dort bleiben diese differenzirungen auf dem gebiet der bindungslosen und lose gebundenen zeilen (R 2. 3. 6. 7). Die längere recension zeigt ein anderes aussehen. Kaum eine der plusstrophen kommt ohne feste bindung aus (3,7. 8,3. 10,3.7. 6,4?). Der dichter liebt sie durch zwischensätze zu lockern, was natürlich der tatsache nichts

von ihrer bedeutung nimmt. Die beiden helminge, die in M umgebildet sind, haben dabei gleichfalls feste bindungen eingetauscht (5,3 — umgedichtet, weil Ingibiǫrg schon hier als 'tochter' genannt werden sollte —; 11,3), diese nun ohne lockerung, eine davon mit einem ansatz zur zerkleinerung des kurzverses (11,3). Zwei deutliche verschiebungen der cäsur finden sich 10,1. 10,3; hier liegt wahrscheinlich vermischung zweier reminiscenzen vor: Hym. 12,1 und HHi 35,3, letztere stelle ermutigte auch zu der unsymmetrischen gliederung. Schon eine isolirte gegenüberstellung von M 11,1—4 und R 4,1—4 kann darüber aufklären, wo das ursprüngliche zu suchen ist. In R haben wir einen gefällig und altertümlich gegliederten helming, in M, wie gesagt, eine feste bindung, die überdies durch ein unerwartetes objekt das sprachgefühl vergewaltigt; das *ǫl* und die *iarlar* scheinen aus Gát. 32,5—8 zu stammen.

Alles zusammen genügt zum beweise. Die vorgetragenen beobachtungen geben Hiálmars Sterbelied eine typische bedeutung, machen es zum paradebeispiel für einige vorgänge, die in diesem buche mehrfach zu erschließen versucht wurden, aber nirgends so schlagend nachgewiesen werden konnten wie in diesem falle, wo ein glücklicher zufall uns den älteren text bewahrt hat, den wir sonst nur tastend herauslösen können. Aber man sieht jetzt, welcher wert diesem tasten beizulegen ist. Allein die beobachtung der bindungen würde es erlauben, aus dem texte M den text R herauszuschälen. Nur die umarbeitungen in 5 und 11 würden sich nicht mit sicherheit fixiren lassen. Doch wäre die inhaltliche wichtigkeit dieser helminge, im gegensatz zu den vier plusstrophen, unverkennbar, und dies zusammen mit dem abweichenden charakter der hier vorkommenden festen bindungen würde uns wenigstens veranlassen, den beiden helmingen eine sonderstellung anzuweisen.

Es läßt sich nun, wie ich glaube, tatsächlich zeigen, daß sie nicht von demselben manne herrühren wie die zusätze. Die Sig. sk. setzt das Hiálm. in seiner längeren fassung voraus:[1]) *hlœra þú af því* sk. 31,3 ∾ *hlœrat at því* Hiálm. 3,5 (beide male eine frau subjekt, die sk. hat die gesuchtere ausdrucksweise); die in der sk. folgende strophe

[1]) Wenn es richtig ist, daß Hiálm. seinerseits HHi III voraussetzt, so muß dieses gedicht also älter sein als die Sig. sk., parallelen zwischen letzteren beiden sind somit unter die entlehnungen des sk.-dichters zu rechnen: HHi 40, 3–4+41,1 ∾ sk. 65, 3—4; wider eine vereinigung von getrenntem.



32, die sich merkwürdig umständlich mit hilfe des begriffes 'wunden' ausdrückt, beruht auf Hiálm. 2; *letia maðr hana langrar gǫngu* sk. 45,3, vgl. 43,3 (dagegen 42,8 wol nach Guðr. I 2,4, der ausdruck erinnerte an Hiálm. 10) ∾ *flióð þau er lǫtto farar mik þaðan* Hiálm 10,3; *hvarf sér óhróðigr andspialli frá* sk. 46,1 ∾ *hvarf ek frá fǫgrum flióða sǫngvi* (diese parallele spricht dafür, daß die entsprechenden wendungen in Sig. m. und Guðr. II auf die sk. zurückgehn, s. o. s. 454 n.); *munk una aldri* sk. 10,7 ∾ *unðak aldri* Hiálm 7,3 [1]); die antithese sk. 29,1—2 ist vergleichbar Hiálm. 11,5—8; wörtlich entsprechen sich sk. 67,4 und Hiálm. 4,3 R: *menium gǫfgir* (hier *húskarlar,* dort *þiónar*). Aus dieser letzten parallele ist zu schließen, daß in dem texte, der dem sk.-dichter vorlag, der helming R 4,1—4 noch nicht durch M 11,1—4 ersetzt war. Man hat sich also anfangs mit der zudichtung von 4 strophen begnügt, die den Schwedenkönig und seine tochter einführten. Erst später wurde man auf den dadurch entstandenen widerspruch aufmerksam und dichtete den helming um, der den vater erwähnte. Das stimmt, wie gesagt, dazu, daß die feste bindung hier und 5,3 einen anderen charakter trägt als in den zusatzstrophen. Danach wird man die umbildung des ersten helmings von 5 demselben manne zuweisen dürfen, der auch 11 umdichtete. Wahrscheinlich gehört auch 10 zu dieser dritten schicht, vgl. *ǫl* 10,7 und die kurzversbrechungen mit 11,3.

Es dient noch zur festigung unseres ergebnisses, wenn wir das älteste Hiálmarlied (R) kurz zu analysiren suchen. Nach 3,1—4. 7,3 verließ Hiálmarr seines vaters land und den eigenen besitz, weil ihm das ruhige leben in der heimat nicht zusagte. Bitter beklagt er diesen übermut und sehnt sich hülflos zurück nach der halle seines vaters, wo die knechte in fülle leben. Das urbild dieses Hiálmar ist der verlorene sohn der bibel. Auch der zieht aus fürwitz aus, muß dann (im hunger) verderben (Luk. 15,17) und spricht: 'wie viel tagelöhner hat mein vater, die brot in fülle haben, und ich verderbe im hunger'. Aus dem brot hat der dichter met gemacht, wol angeregt durch das folgende freudenfest (Luk. 15,22 ff.). Auch der ring, den Hiálmarr der geliebten sendet, kommt bei Lukas vor,

[1]) Vgl. oben s. 309. Auch der Oddr. wird von Hiálm. beeinflußt sein: Oddr. 4,2 ∾ Hiálm. 3,2.7,2. Oddr. 5 ∾ Hiálm. 1. Oddr. 14 ∾ Hiálm. 7. Oddr. 21,6 ∾ Hiálm. 7,2. Oddr. 33,1—4 ∾ Hiálm. 8,5—8. Der Oddrún kommt kunde vom tode des geliebten, und das erregt ihr todesgedanken.

wenn auch in ganz anderem zusammenhang: '— gebet ihm einen fingerring an seine hand'. Der nordische dichter hat den stoff dann noch bereichert durch die erfindung der zurückgelassenen braut und dadurch seinem werke erst die frischen farben gegeben, mit denen es in unserer erinnerung lebt. Daß Ingibiǫrg als braut, nicht als gattin, gedacht ist, geht nicht aus dem wortlaut hervor, man darf es aber wohl schließen aus der verwantschaft der fabel mit der Gunnlaugssaga. Auch in dieser skaldenbiographie fällt der liebende in der ferne, er schenkt seinem mädchen einen ring, und sie stirbt in sehnenden gedanken, während ihr blick auf seinem geschenke — der *skikkia* — ruht. Ich finde es wahrscheinlich, daß der dichter sich auch an diese geschichte, deren schluß namentlich seinen strophen so stimmungsverwant ist, angelehnt hat[1]). Deutlicher aber ist der verlorene sohn. Er rechtfertigt nun auch endgiltig das *at míns fǫður*.

Natürlich hat der dichter auch ältere volkstümliche sage von Hiálmar im auge gehabt. Sie lieferte ihm ohne zweifel den kampf und fall des Hiálmar auf der Sámsey und die schwedischen örtlichkeiten. Er hat diese sage frei benutzt, ob er sie aber so eigenwillig umgestaltet hat, wie man annehmen müßte, wenn man ihm kenntnis der Hiálmarsage von Herv. s. H zutrauen wollte, ist recht zweifelhaft.

Wenn ein heldendichter der ritöld einen biblischen stoff aufgreift und in nordisches gewand kleidet, so ist das an sich kein unglaublicher vorgang, und es scheint parallelen zu haben (zfdph. 39,327 f.; oben s. 113). Die annahme empfiehlt sich auch sonst, daß die eddischen dichter dieser zeit z. t. geistlich gebildet waren, ebenso wie Sæmundr, Ari u. a. Diese gedichte sind ja keine 'volkspoesie' im engeren sinne. Ihr ganzer geistig-sittlicher habitus, das verfeinerte form- und stilgefühl, das in manchen von ihnen lebt und die alte derbheit der stoffe mildert oder beseitigt, das weist auf die oberste schicht der bevölkerung, die vornehmen familien mit geistlicher bildung, nicht etwa auf fahrende leute, die freilich um diese zeit auch noch ein litterarisches repertoire gehabt haben werden. Den

---

[1]) Ob *Sóti* 7,4 ursprünglich ein personenname ist, darf bezweifelt werden. *Lǫgsóti* und ähnliche kenningar bedeuten 'schiff'. 'Hinaus zum schiffe' oder dergl. würde gut in den zusammenhang passen, und bloßes *sóti* in dieser bedeutung wäre nicht undenkbar (s. 145), wenn auch ungewöhnlich. Diese vermutung wird bekräftigt durch *ýtir sævar sóta* in einer vísa des Hrafn, Gunnl. nr. 13. Auch im Hiálm. handelt es sich um ein *ýta*.



gebildeten darf man auch am ehesten ein interesse für ausländische stoffe wie die Nibelungensage zutrauen. Zu ihnen werden die ausstrahlungen der deutschen ritterlichen dichtung zuerst gelangt sein; und vielleicht drangen sie überhaupt nicht weiter als in diese kreise. Nur die vornehmen hatten sinn für das höfische zeremoniell, wie es z. b. in den drei Guðrúnarkviður eine rolle spielt. Und gerade das dritte Gudrunlied — wie wir sahen, ein vorbild des Hiálmardichters — zeugt mit seiner kesselprobe von kirchlicher denkweise.

Das, was wir als die h e i m i s c h e k u n s t p o e s i e der Isländer bezeichnen dürfen, — im gegensatz zur skaldendichtung, die wenigstens in ihren größeren erzeugnissen meist nicht daheim geübt wurde —, diese eddische nachblüte setzen wir rund in die zwei jahrhunderte zwischen 1150 und 1350.

Je mehr vermittler zwischen einem eddicum und den skalden, insbesondere Ívar, angenommen werden müssen, für umso jünger hat es i. a. zu gelten. Es gibt stücke, die in diesem sinne eine ganze reihe von vordermännern haben, während bei anderen kein einziger beobachtet ist. Nun entgehn ja jene berührungen in ausdrücken und motiven, die hier den ausschlag geben müssen, zuweilen selbst dem aufmerksamsten sucher. Es ist darum durchaus nicht immer sicher, ob dichter, die als ausschließlich direkte entlehner erscheinen, wirklich keine vorgänger haben. Fehlen die nachahmer, so ist keinerlei gewähr vorhanden, daß die betr. gedichte älter sind als die mit drei, vier und mehr vordermännern. Dies findet anwendung beim Innsteinsliede und bei Friðþiófs Meeresstrophen. Da in diesen fällen die handschriftliche bezeugung erst spät einsetzt, so spricht schon von vornherein die wahrscheinlichkeit mehr für das 13. als für das 12. jahrhundert.

Ob bei einem denkmal direkte oder nur indirekte abhängigkeit von Ívar beobachtet ist, das kommt natürlich auf dasselbe hinaus. Auf indirektem wege ergibt sich die datirung bei der Ghv., der Sig. m., den Hyndl., dem Falken- und Traumliede.

Letztere beiden haben zwischen sich und Ívar mindestens 5 vermittler: in aufsteigender reihe Guðr. II, Sig. m., Sig. sk., Oddr.,[1]) Helr.

[1]) Die beziehungen des Oddr. zum Grott. (s. 310) lassen wol verschiedene deutung zu.



Andere reihen dieser art sind:

Hyndl., Grott. (erweitert), Vík. (erweitert), Männ., Hiálm. M, Hiálm. R, Gísl.

Hyndl., Her., Igð., Helr., Ívarr.

Rígsþula. Her. usw.

Sig. sk., Hiálm. M, Hiálm. R, Gísl.

Junge zusätze der Hamð., Ghv., Helr.

Hrók., Vík. (erw.) usw.

Diese beobachtungen ergeben eine relative chronologie, die, da es sich um verhältnismäßig kurze zeiträume handelt, an wert einer absoluten nahekommt. Noch aus dem 12. jh. dürften danach stammen Helr., Hiálm. R und somit auch Guðr. III, HHi, Vkv. (erw.). In die erste hälfte des 13. jh.s herab und damit nahe an die zeit ihrer aufzeichnung sinken Oddr. (dessen beziehungen zur Guðr. III damit eindeutig werden), Sig. sk.[1]), Sig. m., Guðr. II. Eher noch jünger sind Her., Rþ.,[2]) Hyndl., Grott. (erw.), Vík. (erw.), Hrók.

Während einige der letztgenannten stücke eher der zweiten als der ersten hälfte des 13. jh.s zuzuweisen sind, bleibt andererseits die möglichkeit, daß Guðr. III und Hiálm. R noch vor 1140 fallen. Aber bis an den anfang des jahrhunderts wird man nicht gern mit ihnen rücken, denn die Guðr. III hat das interpolirte scheltgespräch des Helgiliedes benutzt (oben s. 58). Ist Hiálm. R tatsächlich älter als der Sigurðarbálkr, so fällt auch das dritte lied von Helgi Hiǫrvarðsson schon in den beginn des 12. jahrhunderts. Terminus a quo ist bei diesem nur das erste lied von Helgi Hundingsbani (um 1075).

V o r 1075 können wir noch einige schichten unterscheiden:

---

[1]) Der zustand des textes in der Sig. sk. spricht nicht dagegen. Bewußtes archaisiren und nachlässige formgebung sind schon beim dichter zusammengegangen, und auch in einer kurzen reihe von jahren kann, zumal in der unruhigen Sturlungenzeit, diese und jene verderbnis sich eingefunden haben. I. a. ist ja die sk. ungleich besser überliefert als etwa die Hyndl.

[2]) Die Rþ. wurde oben s. 119 frühestens in den anfang des 12. jh.s gesetzt. Daselbst und Arkiv 24,199 ist über Heuslers auffassung der Rþ. ungenau referirt. Heusler denkt vielmehr an das 13. jh., und das wird durch die benutzung des Her. und den zusammenhang mit den Hyndl. bestätigt. Übrigens scheint auch Hiálm. dem Rígdichter bekannt gewesen zu sein; vgl. *réð hann einn at þat átián búum* Rþ. 38,1 mit *áttak á fóldu fimm bú saman* Hiálm. 3,1 R. 7,1 M.



Hu II 14 ff. 19 ff. und Helgis tod[1]) sind in Hu I benutzt.[2]) Dasselbe gilt von teilen der Vsp. (oben s. 406 n. 3) und von der Sig. f., wahrscheinlich in ihrer gesamtheit. Letztere ist aber älter als die Vsp. (s. 347 f.), und widerum älter ist aller wahrscheinlichkeit nach die Þr.

Lassen wir den lióðaháttt beiseite, so bleibt zu fragen nach Hunn., Akv., Hamð., Vkv., Hym., Vegt., Am. Die drei letzten gelten meist für junge produkte, und auch wir haben sie oben so beurteilt. Die dort angestellten erwägungen bedürfen nur der genaueren präcisirung.

Da keins der denkmäler, die den intensiven deutschen einfluß verraten, über die mitte des 12. jh.s hinaufzugehn scheint und dies gerade das ist, was wir aus allgemeineren kulturgeschichtlichen gründen erwarten müssen, so werden wir auch die Am. erst um 1200 datiren. Um diese zeit ist das gedicht, ziemlich fern von dem litterarischen betrieb der Isländer, in Grönland entstanden und bald darauf nach Island gebracht worden. Hier sind nicht unbedeutende wirkungen von ihm ausgegangen. Die in den Am. und der Akv. — die ebenfalls aus Grönland kam — niedergelegte form der Burgundensage nahm erfolgreich den kampf mit der deutschen tradition auf. Diese reaktion kommt zum vorschein in Snorris Edda, im Oddr., in der Guðr. II, in der interpolirten str. 17 der Ghv., in der Sig. sk. Die genannten denkmäler sind jünger als die Am.

Die Vegt. ist älter als die Gríp., aber jünger nicht bloß als die Þr., sondern auch als die bereits interpolirte Vsp. Sie wird um 1150 zu setzen sein (vgl. oben s. 63).[3])

---

[1]) Folgende parallelstellen beweisen genug: Hu II 35,7—8 ∾ I 21,7—8. II 36,6 ∾ I 15,1. I 37,7 ∾ II 22 ∾ I 34. II 39,7—8 ∾ I 34,1—2. (II 43,7—8 ∾ I 26,5—6.) II 46,4 ∾ I 56,9. II 50,10 ∾ I 51,2.

[2]) Hu II 1—4 und 5—13 sind jüngere dichtungen, die ihrerseits Hu II 19 ff. 30 ff. voraussetzen.

[3]) Sijmons, Einl. CCCXLIX betont mit recht den sammelcharakter der Vegt. Dahin gehört es auch, wenn Óðins frage doppelt begründet wird, durch Baldrs böse träume und durch den anblick der festlich geschmückten halle. Beide motive scheinen angeregt durch die Eiriksmál (str. 1), wo Óðinn träumt, er stehe früh auf, um Valhǫll festlich zu schmücken zum empfang von gästen. Befremdlich bleibt aber immer noch der metbecher Vegt. 7. Man sollte denken, daß es mit ihm eine besondere bewantnis hat. Wahrscheinlich diese: Óðins ritt in die unterwelt, um sich wissen zu verschaffen, erinnerte an die entführung des weisheit gebenden göttermetes durch denselben Óðin. Man sehe darüber Schück, Studier i nord. rel.- ock litteraturshist. 1 (Stockholm 1904), 29—171, der in seiner höchst belehrenden muste-



Die Hym. fällt nach ihrer ganzen beschaffenheit ebenfalls ins 12. jahrhundert, doch in die erste hälfte (s. 82 f.).

Den dichter der Vkv. darf man für einen älteren zeitgenossen des Hiálmardichters halten, der sein werk gekannt hat. Der kern der Vkv. aber ist gewiß generationen, wahrscheinlich jahrhunderte älter.

Ähnliches gilt von Hamð., Akv., Hunn. Teile der Hamð. sind jünger als Ghv., teile der Akv. jünger als Hunn., ja als die jüngsten teile der Hamð.[1]), von denen eben die rede war (wenn auch das ganze älter ist als Guðr. III, Oddr.[2]) und Guðr. II[3]), mehreres im Hunn. schmeckt nach den allerspätesten versemachern. Die ältesten teile dieser komplexe aber gehn, wie öfters hervorgehoben, gewiß sehr hoch hinauf. Manche verse darin sind schon zur völkerwanderungszeit mit denselben stäben und wortstämmen von gotischen und fränkischen lippen erklungen (s. 169 f. 263 f. 304). Den höchst altertümlichen charakter der verse vom bebenden herzen Akv. 23. 25 hat schon SBugge Fkv. LXX erkannt. Daß sie im 11. jahrhundert vorhanden waren, bestätigt die oben schon angeführte strophe des Arnórr iarlaskáld (Hkr. 3,209): *hafðit bríóst, né bifðisk bǫðsnart konungs hiarta.* Diese negative wendung mit den charakteristischen stäben ist augenscheinlich angeregt durch Gunnars berühmten ausruf: *(hiarta) bifðisk svági miǫk, þá er í bríósti lá*[4]).

---

rung aller verwanten überlieferungen auch die Vegt. hätte nennen dürfen. Die hauptquelle des gedichtes erblickt Schück, Studier 2,27 ansprechend in der verlorenen dichtung von Hermóðs ritt in die unterwelt, die Snorri nacherzählt und aus der er eine strophe anführt (vgl. Jessen zfdph. 3,64).

[1]) JBecker Beitr. 33,239 weist auf die berührungen zwischen Akv. 38 und Hamð. 10 hin. Wie sie zu deuten sind, ist nach dem oben s. 158 gesagten kaum zweifelhaft.

[2]) Vgl. Becker aao. 239.

[3]) Vgl. Becker aao. 234 f. (ähnlich oben s. 319 f.).

[4]) Weniger bedeutsam ist ein anklang an Hunn. 23,7—8 *(ok fagran sigr frægir vágu): gramr vá frægr til fremðar flestan sigr,* Hkr. 3,195. — Zu s. 172 sei hier nachgetragen, daß *með giallanda geiri* im nord. nicht alt zu sein braucht. Das beiwort paßt nicht in die zusammenhänge, denn der speer gibt erst beim aufschlagen oder doch erst, wenn er fliegt, einen ton von sich. Dies ist nicht gleichgültig, denn die ae. stellen sind in diesem sinne korrekt *(fléag, sendon)*, allenfalls auch die dritte nord. belegstelle, Egilss. str. 14 (s. 148, FJónsson hält die strophe für echt). Es wäre denkbar, daß Egill die formel aus England mitbrachte; dann müßte allerdings jene strophe später gedichtet sein, als die saga sie datirt, aber das ist auch nicht unwahrscheinlich, die strophe

Noch ein wort über die frage, welcher zeit i. a. die jüngeren anwüchse an die alten gedichte angehören mögen. Da die alten verse überall die minderheit bilden, müssen wir mit allmählichem zerbröckeln und zersingen der ursprünglichen, einheitlicheren texte rechnen. Für das verloren gegangene setzten die vortragenden von anfang an eigene zutaten ein. So enthielten die Sig. f. und die Vsp. schon in der zweiten hälfte des 11. jahrhunderts strophen, die nicht von den originaldichtern herstammten. Derartige lückenbüßer gliederten sich nur selten dem ursprünglichen gedichte als homogene bestandteile ein. Die meisten von ihnen blieben feineren ohren kenntlich, und der aufmerksame hörer entdeckte wol auch unebenheiten des zusammenhangs. Darin lag oft eine aufforderung, die betr. strophen fallen zu lassen und neue dafür zu dichten. Auch werden i. a. die alten teile den jüngeren an eindrucksfülle überlegen gewesen sein, denn es überlebte am besten, was am besten gefiel. Danach läßt sich erwarten, daß der altersunterschied zwischen den verschiedenen strophen eines in seinem kern alten gedichts mit der zeit immer größer wurde. Die alten prachtstellen blieben unverändert auf dem repertoire, während partieen, die schon einmal oder öfter ihren wortlaut gewechselt hatten, auch weiterhin wechselten.

Besonders eifrig waren die zu- und neudichter in litterarischer zeit, der starken produktivität des zeitalters entsprechend. Es wurden nicht bloß dvergatǫl und dergl. hinzugefügt, längere sekundäre versreihen aus älterer zeit wurden durch neue ersetzt, lückenhafte zusammenhänge ganz neu dargestellt. Diese an sich plausible voraussetzung erklärt es uns, wenn die sekundären bestandteile von Akv. und Hamð. augenscheinlich erst dem ausgang des 12. jh.s angehören. Was der schicht IV. der Akv. voranging, stammte vielleicht aus dem 11. jahrhundert. Leider kennen wir den inhalt dieser älteren dichtung nicht; inhaltliche neuerungen — in diesem falle die einführung des deutschen saalbrandes — waren ja zu jeder zeit möglich und sind wenigstens bei neudichtungen sicher vorgekommen.

Obgleich wir allen grund haben, uns als schauplatz dieser restaurationstätigkeit in erster linie Island zu denken, läßt sich die möglichkeit — die durch die Am. und die angabe des cod. reg. zu einer wahrscheinlichkeit wird — nicht widerlegen, daß die Akv. haupt-

der jarlstochter scheint später zur motivirung zugedichtet. (Bugge, Home of the Eddic Poems XXII f. führte die phrase in der Akv. direkt auf Wíds. 128 zurück.)



sächlich in Grönland modernisirt wurde. Die von uns als V und VI bezeichneten zusätze dürften dann in Island hinzugetreten sein.

In zahlreichen fällen unterscheiden die jüngeren strophen sich von den alten durch eine weit stärkere neigung zu festen bindungen und gebrochenen kurzversen. Wir erklären das am einfachsten durch das übergewicht der skaldendichtung im 11. und 12. jh. Dieses übergewicht spürt man deutlich am Helgiliede und dann an einer reihe von gedichten des 12. jh.s. J. a. treten mit den festen bindungen zusammen noch andere skaldische eigenschaften auf (kenningar, wortumstellungen, einförmiger rhythmus), nicht bloß in selbständigen dichtungen wie Hu I, Hym. u. a., auch in den anwüchsen der Vsp., schicht IV und V der Akv., den interpolationen des Vík. und der Vkv. Wenn auch ein gedicht des 12. jh.s wie Hiálm. einen erweiterer und einen umarbeiter findet, die skaldische gliederungen einführen, so darf man dahinter immerhin die ratio suchen, daß so reine niederschläge der guten alten tradition wie Guðr. III und Hiálm. im 12. jh. zu den seltenheiten gehörten. Durchaus gemieden wurden feste bindungen sonst nur noch vom Vegtamdichter, wenn auch archaisirende poeten wie namentlich die verfasser der Sig. sk. und der Hyndl. sie nur sparsam verwenden.

Die harten spaltungen und umdrehungen der konstruktion haben vielleicht hier und da ihre wurzel darin, daß der dichter nur schriftlich komponirte. Man vermutet das bei der Gríp., dem Hrók. Allgemein anwendbar aber ist dieser gesichtspunkt nicht; das erste Helgilied z. b. ist von anfang an nur mündlich erklungen, auch weisen gewisse unten zu besprechende eigenschaften der fornyrðislagstrophe darauf hin, daß die eddische dichtkunst noch zur schreibezeit in mündlichem betriebe lebendig war.

Wir wenden uns wider den bindungsverhältnissen im allgemeinen zu.

Es scheint wünschenswert, hier einige ergänzungen zu bringen zu den allgemeinen angaben des II. kapitels. Dort war nur die rede von langvers- und cäsurbindung. Im laufe der untersuchung sind uns jedoch auch allerlei verhältnisse aufgestoßen, die den inneren bau des kurz- und langverses, die gliederung und den umfang des helmings und der strophe betreffen. Diese beobachtungen wollen wir zusammenzufassen suchen. Es wird sich zeigen, daß ein solcher überblick nicht unfruchtbar bleibt.

A. Kurzversbrechung und gliederung der langzeile. Ein fall von kurzversbrechung, der überall begegnet, entsteht durch anreden, die nur eine hebung tragen: *muntú mér, Freyia, fiadrhams léa?* Sie sind im folgenden nicht mit berücksichtigt, abgesehen von dem seltenen vorkommnis, daß durch eine drei hebungen tragende anrede die cäsur verschoben erscheint: *Þú vart, Brynhildr Budladóttir.*

Ein zweiter fall, der auszuscheiden ist, betrifft jene art loser langzeilenbindung, die eine variation und einen von ihr unabhängigen malenden zusatz — je eine hebung — neben einander zeigt. Wie schon oben s. 293 bemerkt, ist sie im westgerm. nicht selten. Einige beispiele mögen genügen. Hild. 6: *helidōs, ubar hringa.* Beow. 13: *geong, in gardum.* 52: *hæleđ, under heofenum.* 140: *bed, efter búrum.* 195: *gód, mid Géatum.* 211: *bát, under beorge.* 249: *secg, on searwum.* 342: *heard, under helme* (vgl. 404). Aus dem nord. fornyrðislag habe ich folgende belege gesammelt. Vsp. 65,3: *ǫflugr, ofan.* 66,3: *nadr fránn, nedan.* Hu I 42,7: *svangri, und sǫdli.* HHu II 48,7: *hvít, í haugi.* Grip. 15,3: *biǫrt, í bryniu.* 42,3: *mærr, med mǫnnum.* Sig. sk. 31,5: *glǫd, á gólfi.* 37,5: *bǫll, í bryniu.* Hamð. 25,3: *ballr* (hs. *baldr) í bryniu* (augenscheinlich das vorbild der sk., aber schon in den Hamð. formelhaft gebraucht). 30,3: *ofan, eggmódum.* Akv. 9,7: *mærr, í miǫdranni.* Laus. J. 13,3: *teitir, á tvau bord.* Zusammen 12 fälle. Man könnte vielleicht noch ein paar hinzurechnen, im ganzen ist diese form offenbar nicht sehr beliebt. Im eddischen stil ist ein symmetrisches formgefühl vorherrschend, dem es mehr entspricht, daß die zusätze zu einer langzeile widerum eine langzeile füllen, als eine halbzeile. Fast alle die angeführten stellen bringen denn auch im anschließenden kurzvers einen verweilenden gedanken, an stilgerechtesten Akv. 9: *mærr, í miǫdranni, af módi stórum.* Ein vers wie dieser zeigt dieselbe form, die im strophenansatz auftritt, im kleinsten maßstabe; auf die trennung folgt der zusammenschluß. Gewöhnlicher aber ist es, daß die variation den ganzen ersten halbvers füllt, der zusatz den zweiten. So Vkv. 9,5: *vidr enn vindþurri, fyr Vǫlundi.* Sig. sk. 22,7: *kynbirt iarn, ór konungs hendi.* Guðr. II 41,3: *brádalausa, bǫlranna til.* 4,7: *of vanid vási, und vegundum.* Hamð. 15,3: *mækis eggiar, at mun flagdi.* 3,6 = Ghv. 2,10: *hvítum ok svǫrtum, á hervegi.* Hiálm. 4,3 R: *menium gǫfgir, at míns fǫdur.* 7,3 R: *ótraudr gamans, austr vid Sóta.* Qrv. 5,3: *teitir ok reifir,*

at Trǫnuvágum. Sturla KS 378: *gulli glæstr, und gǫfugmanni.* Umgekehrt — variation nachgestellt — auf dem Rökstein: *skialdi fatlaðr, skati Mœringa.* Akv. 17,6: *of rosmufiǫll Rínar, rekka óneissa.* 21,5: *saxi slíðrbeittu, syni Þióðans.* Die liste ließe sich noch bedeutend vermehren. Ich zähle — allerdings bei weit gesteckten grenzen — in Edda und Eddica minora ca. 65 fälle.

Auch westgermanisch kommt diese art vor (z. b. Beow. 46: *ænne, ofer ýðe, umbor wesende,* dem seltneren nordischen typus entsprechend; 357: *eald ond unhár, mid his eorla gedriht*). Aber sie ist zurückgedrängt durch das enjambement. Es steht hier ebenso wie bei der nahe verwanten satzvariation, von der oben s. 385 ff. die rede war. Der variirende langzeilengleichlauf überlebt noch in zaubersprüchen und anderen erzeugnissen der kleinkunst. Das epos hat ihn einer unsymmetrischen spielart geopfert. Wo diese unsymmetrische form im norden auftritt, handelt es sich immer um jüngere texte, die überhaupt den selbständigen kurzvers lieben. Ähnlich bei unserer erscheinung. In symmetrischer form ist sie altüberkommen. Gefährdet sie die symmetrie des helmings, so verrät sie ein durch fremde einflüsse unsicher gewordenes formgefühl. Dies läßt sich indeß nur selten in flagranter form konstatiren. Meist schließt sich, wie schon angemerkt, der folgende gerade kurzvers inhaltlich mehr oder weniger eng an. Eine ausnahme kann man feststellen Sig. sk. 31,5, gewiß nicht zufällig in einem so späten gedichte. Es liegt jedoch auf der hand, daß diese wahrung der symmetrie nur rücksicht auf die helminggrenze ist. Sieht man genauer zu, so ist der vierte kurzvers meistens recht weit hergeholt und von symmetrie wie in Akv. 9 kann nicht oft die rede sein. Kurz, wir stehn hier i. a. nicht auf so festem volkstümlichem grunde wie bei den vollen zusätzen von langzeilenumfang.

Bei beiden gruppen ist ferner darauf zu achten, ob nicht der scheinbare lose zusatz im grunde ein unentbehrlicher satzbestandteil ist, so daß die variation in das innere eines satzes zu stehn kommt. Solche eingeschnürten variationen kommen im westgerm. massenhaft vor (z. b. Beow. 1574: *wæpen hafenade, || heard, be hiltum.* Hel. 107: *he tho thana wīhrōc drōg, || ald, aftar them alaha).* Auch im nordischen sind sie anzutreffen (z. b. Männ. 12,3: *Þar er sverð ruðum, || hvǫss, á iarli fyr Hléseyiu.* Hym. 10,3: *varð síðbúinn, || harðráðr Hymir, heim af veiðum.* Vík. 13,4: *hǫggvinn, || skarpeggiuðu,*

skiǫld í gegnum.) Weil diese form bequeme stäbe lieferte, hat sie den alten bindungstypus in gleichsam versteinerter form weiter leben lassen. Es wäre denkbar, daß diese versteinerung schon sehr früh vorgekommen und im norden nicht weniger einheimisch ist als bei den Westgermanen. Weil sie aber nur in texten gefunden wird, die aus anderen gründen für zweifellos jung erklärt werden müssen, während alte texte die figur noch in lebendiger blüte zeigen, ist es wahrscheinlich, daß wir es auch hier mit später litterarischer entwicklung und mit englischem einfluß zu tun haben.

Neben langzeilen von der form *eald and unhár, mid his eorla gedryht* begegnen solche wie *felahrór, féran an fréan wære* (Beow. 27), also mit verschobener cäsur. Ebenso im norden: *naðr fránn, neðan frá Niðafiǫllum* (Vsp. 66,3); *fránt, of hǫfði feðr Sigurðar* (Gísl 19,3; weitere beispiele oben s. 67 n.)

Dieser fall und der entsprechende *sagðit honum / hugr vel, þá er sá ....* stellen die empfindlichste schädigung der kurzverseinheit dar, weil sie die cäsur aufheben und damit die symmetrie der langzeile verletzen. Sie kommen nicht vor in der Þr., dem Hunn., den Hamð., in Son., Ar., Yt., Her., Oddr. (12,1 ?). Daß sie in den beiden letzten fehlen, kann zufall sein. Der kviðuháttr begünstigt die form überhaupt nicht, daher ihre abwesenheit im Yt., dessen formstrenger dichter wohl auch seine geschlossenen helminge nicht verunstalten wollte und zugleich Egil nachahmte. I. ü. sind es die a l t e n denkmäler, die die verschobene cäsur meiden. Die Akv. kennt sie nur in späten anwüchsen (21,3. 27,7 ? 34,2). Dasselbe gilt noch von jüngeren dichtungen wie Vsp. (17,3. 19,3. 30,12. 34,8. 55,3. 66,3), Vík. (1,5), Hiálm. (10,1. 10,3 M), wol auch von Helgis tod (30,7). Späte gedichte aus einem guß dagegen meiden sie nicht, weder Gísl (19,3) noch Ívarr (44,1) noch Hu I (17,5 [vgl. Rþ. 12,3 ∼ Hyndl. 13,3]. 42,3 [vgl. Hu II 36,9!]. 55,7) noch Sig. sk. (44,7. 54,2. 57,6) usw.

Handelt es sich hier um 'verschobene cäsur', so können wir von 'parasitischer cäsur' sprechen in den erträglicheren fällen wie *var karls, er kom, / kinnskógr frørinn; á minn faðir, / móðugr, ketil.* Das erste beispiel bleibt dem altgerm. formgefühl näher als das zweite (s. oben s. 471). Besondere spielarten der parasitischen cäsur entstehn durch das abgetrennte pronomen wie *sá nam, Óðins sonr, einnættr vega* (Vsp. 37,7; ähnlich 38,7. Vkv. 18,7. Her. 16,5.

25,5. 27,7. Hyndl. 28,9 u. ö.) und durch eine bestimmte art eingeschnürter adjektivischer variation, die ich nur zweimal belegen kann: *liđu þá yfir, ungir, | úrig fiǫll* Hamð. 11,3 und *stendr æ yfir, grœnn, Urđar brunni* Vsp. 19,3. Die stellen klingen an einander an und werden zusammenhängen. Letzten endes haben wir es hier wol überall mit freiheiten der wortstellung zu tun, die im poetischen gebrauch fixirt wurden, als die umgangssprache sie aufgab. Immerhin dienen sie zur charakterisirung der denkmäler und sind im einzelnen falle auch ein mittel der textscheidung (Vegt. 11,3, oben s. 60).

Endlich können wir eine 'parasitische doppelcäsur' unterscheiden in fällen wie *ef, vinr, vélar | vit gørvum til; aptr œvagi: | þú ert, ǫlđr, of heitt.* Hier scheinen immer anreden im spiel zu sein. Der fall ist aber doch erwähnenswert, weil er den kurzvers zweimal gespalten zeigt.

Überblicken wir das vorkommen der kurzversbrechung überhaupt, so ist die þr. das einzige eddische denkmal, das sie nur bei anreden kennt (außerdem Ar.). I. ü. verteilen sich die fälle so:

Guðr. III: 1.
Vegt.: 2 (davon einer zu tilgen).
Hym.: 18.
Helr.: 2.
Innst.: 4.
Rþ.: 4.
Am.: 13.
Akv.: 12.
Hunn.: 1 ? (23,8).
Hyndl.: 3.
Sig. sk.: 8.
Vkv.: 7.
H. tod.: 1.
Guðr. I: 1.
Grott.: 1 (2 ?).
Hamð.: 1.
Oddr.: 2.
Guðr. II: 2.
HHi.: 6.
Her.: 4.
Vsp.: 11.

Gríp.: 8.
Sig. f.: 1 (16,5).
Ghv.: 4.
Vík.: 3.
Hrók.: 2—3.
HHu. I: 7.
Yt.: 3 ? (37,3. 40,7. 49,8).

Man sieht: die gespaltenen kurzverse sind überall die ausnahme. Selbst wo sie häufiger vorkommen, kann nur von einer nachgibigkeit gegen sie die rede sein. Angestrebt — wie etwa der fest gebundene helming — werden sie nirgend. Dies ist keineswegs verwunderlich. Der zerkleinerte kurzvers erschwert den vortrag, wirkt meistens lahm und ungeschickt und prägt sich dem gedächtnis schwer ein. Nur wo er zu einer art strophenansatz im kleinen dient — s. 471 — können wir ihm diesen vorwurf ersparen.

Die ausbeute würde im verhältnis reicher sein, wenn wir das dróttkvætt einbezögen. Hier hat der widerspruch zwischen vers und satzbau seine eigentliche stätte. Es ist auch gewiß kein zufall, wenn die Hym., dieses kenningreiche gedicht, den zerkleinerten kurzvers besonders entwickelt zeigt. Denselben zusammenhang beobachten wir deutlich am ersten Helgiliede und an den jüngeren teilen der Akv. und der Vsp. Der Innsteindichter hat die verschobene cäsur ebenso wie die häufige feste bindung seinem vorbild Gísl abgelauscht.

Die häufigkeit der erscheinung bei skalden wird mit dem vortrag ihrer verse zusammenhängen. Leider wissen wir gar nichts über den vortrag des dróttkvætt. Doch darf aus dem irrationalen verhältnis von satz und vers vielleicht geschlossen werden, daß eine große mannigfaltigkeit der rhythmen beliebt war.[1]) Um den sinn herauszubringen, mußte der skalde seine verse bald zerstückeln, bald zusammenfließen lassen. Ein gegengewicht gegen diese auflösende tendenz bildete der hauptstab an seiner festen stelle, bildeten ferner die geregelten binnenreime und die regulirte silbenzahl. Diese widerkehrenden eindrücke ließen den vers nicht untergehn im gewirr der worte.

Etwas von dieser raffinirten vortragskunst muß wohl in die eddische dichtung eingedrungen sein, hand in hand mit der skaldisch

[1]) Anders jedenfalls in den kürzeren versarten, besonders dem Haðarlag.

versetzten wortfolge. Um den grammatischen zusammenhang eines wortes mit einem nicht unmittelbar folgenden attribut nicht verloren gehn zu lassen, war eine eindrucksvolle pause nach dem ersten und vor dem zweiten worte wünschenswert, und diese lücken im innern der kurzverse wurden dem ohre allmählich so vertraut, daß man auch satzschlüsse hierher verlegte. Wenn der Helgidichter sagt:

ungum fœra ítrlauk grami,

so hat er wahrscheinlich hinter *ungum* und vor *grami* pausirt, ähnlich der Hymirdichter in einem verse wie

út ór óru ǫlkiól hofi

vor *hofi.* Viel älter als das erste Helgilied braucht diese mode bei eddischen dichtern nicht zu sein. Der alte stil — klassisch verkörpert in der Þr. — lebte daneben fort bis in die tage des Hyndladichters.

B. Helminggliederung. Ähnliche zusammenhänge mit skaldischer dichtung erlaubt die helminggliederung zu konstatiren. Wir beginnen jedoch hier mit einer erscheinung, die gewiß nicht von hause aus skaldisch ist, dem strophenansatz.

Nicht weniger als rund 90 fälle lassen sich bei eng gezogenen grenzen in der Edda und den Edd. min. beobachten. Wir können sie in gruppen ordnen je nach dem grade, bis zu dem der parallelismus der kurzzeilen durchgeführt erscheint.

a) Die kurzzeilen sind nicht nur syntaktisch isolirt, sondern auch syntaktisch und rhythmisch parallel. Dieser reinste fall liegt 18 mal vor: Þr. 1,5. 7,1. 7,5. 23,5. Hamð. 20,5. Vǫls. str. 23,1. [1]) Brot 13,1. Guðr. III 8,1. Vík. 9,3—8. Grott. 14,1. Guðr. I 8,1. 15,1. Ghv. 10,1. Valk. 3,5. Útst. 2,1. Biálk. c, 1. Brot 4,1. HHi 38,5. Abgesehen von den beiden letzten belegen setzt der rhythmus immer mit der hebung ein. Der fall Brot 4,1 hat ein nahes gegenstück im ersten Merseburger spruch: anaphorische dreizeiler nach RMMeyers terminologie, nur mit langvers statt der vollzeile. Etwas anders wäre Valk. 8,5, wenn man dort lesen darf

nú er vefr ofinn, nú er vǫllr roðinn:
munu of land fara læspiǫll gota.

---

[1]) Vgl. Heusler, Lücke 57.



Bisweilen sind die halbverse so mager, daß der rhythmische parallelismus weniger ins ohr fällt und als zufällig erscheinen könnte (Grott. 14,1. Vík. 9,3, wo wol zu lesen ist

hristum grindir, hiuggum gœtti,
brutum borglokur brugđnum sverđum).

β) Die kurzzeilen sind dem sinne nach parallel, der form nach nur teilweise (anapher oder sonstiger partieller gleichlauf). 19 mal: Vsp. 45,1. Hym. 24,1. 27,1. Vegt. 11,5. 13,5.[1]) Ghv. 2,1. Guðr. III 5,5. Oddr. 11,1. Grott. 5,1. 13,5. 23,5. Valk. 4,5. Sig. sk. 40,1. Hyndl. 3,5. Guðr. I 13,5. Hálfd. 5,5. Vǫls. 10,1. Biálk. 1,5. Brot 12,1. In dem letzten falle liegt, streng genommen, kein paralleler sinn, sondern nur parallele ausdrucksweise vor. Hier und da könnte man durch leichte änderung den fall *a* herstellen.

γ) Paralleler sinn in den kurzzeilen, aber ohne formalen anklang. 11 mal: Vsp. 33,1. 57,1. Þr. 21,5. Sig. sk. 50,5. 71,1. Grott. 24,3. Biark. 1,1. 3,1. Her. 14,1. Hiálm. 1,5. Männ. 1,5. In der mehrzahl der fälle (7) sind verbum und nomen in den beiden einleitenden sätzen chiastisch geordnet, fast immer so, daß das verbum im zweiten satze an die spitze tritt:

biǫrg brotnuđu, brann iǫrđ loga:
ók Ođins sonr í Jǫtunheima.

δ) Syntaktisch isolirte kurzzeilen ohne parallelen sinn oder satzbau; fortschreitende erzählung oder zwischensatz im zweiten halbvers. 18 mal: Vsp. 46,5. Hym. 1,5. 10,5. Þr. 5,1. 9,1. 27,1. Hyndl. 7,1. 46,1. Hu I 2,1. Gríp. 16,1. Sig. sk. 47,5. Am. 67,1. Hamð. 17,1. 19,5. Grott. 23,1. Innst. 21,5. Hiálm. 1,1.5,5. Vereinzelt liegt in kurzen versen gleichlauf des rhythmus vor, der aber wol zufällig ist (Þr. 27).

ε) Paralleler rhythmus in den syntaktisch isolirten kurzzeilen ohne parallelen sinn. 16 mal: Vsp. 59,5 (?). Vkv. 6,5.[2]) HHi. 40,1.

---

[1]) Anklang an Vík. 10,5. Wenn dieser helming nicht ursprünglich vielmehr gelautet hat

bryniur sneiddum, ok brutum skiǫldu,
hiuggum hiálma međ hǫfuđgnípum,

so war er jedenfalls bei mündlicher überlieferung in steter gefahr, diese normale form anzunehmen. Vigfusson, der Cpb. 1,283 für str. 8 des Valk. die umgekehrte konjektur gemacht hat, ist anscheinend nie auf die hier behandelten halbstrophen aufmerksam geworden.

[2]) Vgl. oben s. 290 n. 1.

Gríp. 18,1. Guðr. II 4,1. Am. 25,1. 57,1—6. 76,1. 76,5. 93,5 (wahrscheinlich ohne auftakt zu lesen). Ghv. 13,1. Hamð. 16,1. Her. 27,5. Biálk. 2,1. c, 1. Mit steigendem rhythmus Sigrdr. 1,1. Vkv. 22,1. Biálk. 1,1. Nicht in jedem falle ist vielleicht der rhythmische parallelismus beabsichtigt, so daß der betr. helming bei *δ* einzureihen wäre. Aber die mehrzahl der fälle ist deutlich. Besonders in den Am. ist diese erscheinung ziemlich verbreitet.

α—*γ* gehören zusammen; hier ist paralleler sinn vorhanden. In *δ* und *ε* fehlt er, wird aber in *ε* durch parallelen rhythmus ersetzt. Die fälle von *δ* sind am wenigsten kunstmäßig, auf etwas höherer stufe stehn die von *γ*, wider höher *β* und am höchsten *α*. Hier durchdringen sich form und inhalt am vollständigsten. In *ε* ist die form schablonisirt, der inhalt preisgegeben.

Stellen wir die entwicklungsgeschichtliche frage, so ist *ε* ohne zweifel ein sekundärer typus. Wer von den andern der altertümlichste ist, läßt sich kaum sicher entscheiden. Das darf man wohl behaupten, daß der parallelismus des sinnes und ausdrucks an der entstehung der form beteiligt gewesen ist. Erst durch ihn wird sie ohrenfällig. Danach empfiehlt es sich mehr, in *γ* und *δ* unvollkommene annäherungen an den als ideal vorschwebenden typus *α* zu sehen, als *α* und *β* aus *δ* und *γ* abzuleiten. Die westgerm. fälle (oben s. 5 f.) gehören überwiegend zu *α*. Sie zeigen aber, daß auch *β* und *γ* alt sind, und Hild. 65 f. veranschaulicht, daß die erzählende dichtung schon früh eine tendenz hatte, die fortschreitende handlung in den kurzen schritten des strophenansatzes sich entfalten zu lassen (*δ*). Von hause aus diente unsere stilfigur offenbar nicht der erzählung. Als ihren ursprünglichen nährboden müssen wir die hymnische und gnomische dichtung im weitesten sinne ansehen.

Untersuchen wir, in welchem verhältnis die einzelnen eddischen denkmäler an ihr anteil haben, so können wir zwei gruppen unterscheiden. Die eine zeigt die erscheinung relativ häufig, die andere teils gar nicht, teils in auffallend geringerem maße. Hier seien zunächst die denkmäler der ersten gruppe mit angabe des faktischen und des prozentualen verhältnisses der häufigkeit zur strophenzahl aufgeführt.

Biálk.	in 11	strophen	5	fälle	=	45 %.
Hiálm. R	„ 8	„	3	„	=	38 %.
Valk.	„ 11	„	3	„	=	28 %.

Grott.	„	24	„	6[1])	„	=	25 %.
Þr.	„	32	„	7[2])	„	=	22 %.
Vegt.	„	14	„	3	„	=	21 %.
Sig. f.	„	21	„	4	„	=	20 %.
Hamð.	„	31	„	5	„	=	16 %.
Ghv.	„	21	„	3	„	=	15 %.
Guðr. I	„	27	„	4	„	=	15 %.

Halten wir zu dieser liste noch die 2—3 strophen der Biarkamál-fragmente mit ihren 2 fällen, so springt es in die augen, daß wir hier alle stärker lyrisch gefärbten stücke im fornyrðislag beisammen haben: Hiálm., Ghv., Guðr. I, Grott., Valk. Erwähnenswert ist noch, daß die beiden fälle des II. Gudrunliedes in der rein elegischen anfangspartie stehn.

Aus dem westgerm. hatten wir in erster linie zaubersprüche und segen vorzuführen. Es ist klar, daß diese mit den Darraðarlióð und der Húskarlahvǫt weit näher verwant sind als mit rein erzählenden kompositionen. Wäre uns auch auf nordischem gebiet die alte zauberspruchgattung erhalten, besäßen wir etwa die *varðlokkur*, die nach der Eiriks saga rauða schon zur zeit der besiedelung Grönlands nur wenige wußten, so würden wir wahrscheinlich unsere stilfigur in ihnen eine rolle spielen sehen (oder sie wäre vertreten durch ihr äquivalent, den lióðahátt, s. darüber u.). Diese figur war aber schon früh auch anderer volkstümlicher lyrik eigen. Dafür dürfen uns die aisl. arbeitslieder — Grott., Valk. — zeugen, nachbildungen älterer, einfacherer muster, deren rahmen noch nicht eine phantasiewelt, sondern die wirklichkeit hergab. Vielleicht dürfen wir auch die klagemonologe der Isländer mit älteren, schlichteren elegischen stücken in verbindung bringen. Bei ihnen hängt aber jedenfalls die vorliebe für den strophenansatz auch mit der stärkeren beteiligung des gefühls zusammen. Weil man von dieser form eine besonders starke gefühlswirkung verspürte, stellte sie sich bei den dichtenden von selbst da ein, wo stärkere gefühlswirkungen erstrebt wurden. So scheint eine gerade linie von den einfachsten erzeugnissen altgermanischer kleinkunst zu der seelisch verfeinerten dichtung der bekehrten Isländer zu führen.

[1]) Zählt man einige weniger ausgeprägte fälle mit, so sind es 9.

[2]) Man könnte 11 rechnen.

Doch in obiger liste stehn neben den lyrica (und dem dialogischen Biálk.) auch rein erzählende gedichte, zwei götterlieder (Þr., Vegt.) und zwei heldenlieder (Sig. f., Hamð.). Sie lassen uns der sache noch neue seiten abgewinnen. Namentlich die Þr. zeigt deutlich, wie die erzählende dichtung sich von der spruchartigen abgezweigt hat (vgl. oben s. 47 f.). Von ihr aus ist wahrscheinlich der strophenansatz in die Vegt. übergegangen, und auch die Sig. f. wird in diesem punkte von der Þr. beeinflußt sein; daneben wol auch von älteren Nibelungenliedern. Mit der zeit scheint der gebrauch des strophenansatzes in der heldendichtung zurückgegangen zu sein, und zwar infolge der öfters erwähnten s k a l d i s c h e n einflüsse. Blicken wir auf jene gedichte, die sich spröde gegen den strophenansatz erweisen oder, wie Akv., Hunn., Hrók., ihn gar nicht kennen, so konstatiren wir, daß die meisten von ihnen skaldisch beeinflußt sind. Dies gilt von der Hym. (8 %, dank dem muster der Þr.), dem ersten Helgiliede — auch die sonstige Helgidichtung hat wenig strophenansätze —, dem Oddr. (s. u.), dem Innst., dem Hrók., der Helr., dem größeren teil der Akv. (schichten IV und V). Dem skaldischen formgefühl lag die eminent symmetrische figur fern. Egill hat sie zweimal in der Hǫf. (11,5. 13,5), niemals in den beiden anderen gedichten. Auch im Har. fehlt sie. Gísl. zeigt mehrfach eine nahe verwante form und einmal einen reinen fall, diesen sichtlich nach eddischen mustern (oben s. 423), und auch sonst ohne zweifel von solchen beeinflußt. Yt., Hál., Nkt. verschließen sich unserer figur wider fast ganz (nur ein paar fälle mit übergreifender bindung wie bei Gísl im Nkt.). Wenn Ívarr seinerseits den strophenansatz liebt, so bestätigt er als ausnahme die regel. Ívarr fällt auch sonst aus der skaldischen tradition heraus; sein gedicht war für keinen fürstenhof bestimmt, und es ist auch anderweit klar, daß er sich stark an eddische vorbilder angelehnt hat.

Wie lange das gefühl für den strophenansatz lebendig blieb, zeigen besonders deutlich die 11 vísur 'Ǫrvar-Oddr in Biálkaland' (EM 74 ff.) mit nicht weniger als 5 fällen, davon 2 in jüngeren zusatzstrophen. Str. 1 baut beide helminge nach diesem schema, wie Þr. 7. Hiálm. 1. Am. 76. Grott. 23. Eine aufzählung in den Hyndl. (12,5) ähnelt dem s. 5 angezogenen Wídsíðhelming wie ein ei dem andern:

Álfr var Úlfi, Úlfr Sæfara,
enn Sæfari Svan enum rauða.



Wir kommen auf dieses thema noch zurück.

Der strophenansatz ist von gemeingermanischem interesse und für die eddische litteraturgeschichte von erheblicher wichtigkeit. Ein weit engeres, zeitlich und räumlich begrenztes gebiet betreten wir, wenn wir uns nunmehr der gliederung des fest gebundenen helmings zuwenden.

Wir unterscheiden die typen 4 (durchweg fest gebunden), 1+3, 3+1.

4 überwiegt im Yt., in Nkt., in Ar., Son., bei Gísl, auch bei Ívar, in der Helr., im Hál.

4 hält den beiden anderen typen etwa das gleichgewicht in Hym., Innst. [1])

4 bildet die minderheit in HuI.

4 fehlt u. a. in Hǫf. (infolge des endreims).

Der ganz feste helming wird gelockert durch zwischensätze im 2., seltener im 3. kurzvers, sowie durch variationen im 3., seltener im 2. kurzvers.

Zwischensätze im 2. kurzvers kennen Ar. (9,6), Son. (6,2), Gísl (häufig), Yt. (20,2. 22,2. 47,6), Nkt., Sig., Hym. (15,6. 22,2. 6. 29,2), Helr., Innst. Sie fehlen in Hu I und Hál. Hu I meidet auch den strophenansatz; beide erscheinungen gehn ja in einander über.

Variationen und lose einschübe im 2. kurzvers liebt Helr.

Variationen im 3. kurzvers kommen vor in Ar. (5 mal), Son. (7 mal), bei Gísl. (selten: 12,7; 10,7 doppelte lockerung; 7,7 und 19,3 spaltung), im Sig., in Hym., Innst., Helr. (hier keine klaren fälle), Nkt., Yt. (3,3. 14,3. 20,7. 29,3.7. 34,7. 40,7 — hier spaltung). Sie fehlen in Hál., sind sehr selten in Hu I (30,3, vgl. Gísl.).

Zwischensätze im 3. kurzvers bauen mit vorliebe Hu I, Sig.

Verknüpfung eines zwischensatzes im 2. mit variation im 3. kurzvers zeigen vereinzelt Gísl, Innst., Hym., Nkt. (22,1.3), vgl. auch Her. 20,6.7. —

Noch deutlicher als in diesen angaben tritt die abhängigkeit einzelner eddischer dichter von den skalden hervor, wenn wir die von uns so genannte s k a l d i s c h e s p a l t u n g ins auge fassen. Sie kommt in allen skaldischen denkmälern unserer gruppe vor, in Ar. und Son., im Haraldsstikki, im Yt., Hál., Nkt., bei Gísl

[1]) Hier mehrfach nicht zu trennen von 3+1.



und Ívar (Sig. 20,1.4. 26,1.3. 34,1.3. 35,1.3). Von den nachahmern der skalden bekennen sich zu ihr Innst. (8,1.3. 12,5.7) und Helr. (6,1.3.[1]) 8,1.3. 12,5.8. 14,5.7.), außerdem Oddr. (3 fälle, oben s. 308 f.), Hrók. (oben s. 25). Diese beobachtung bestätigt die oben entwickelte auffassung von diesen liedern. Dagegen sucht man die skaldische spaltung vergebens in der Hym. und im Helgiliede. Hym. 10,3 ist wegen *harðráðr* anders aufzufassen — vgl. Vsp. 17,1.3.4.; *váskapaðr* ist substantivisch, wie *þróttǫflugr* 39,1 — und Hu. 27,5.7 ist natürlich ganz fern zu halten (so wol auch Ghv. 1,5.8); dagegen gehört Hu. 39,1.3 hierher, aus dem scheltdialog. Dies verschiedene verhalten der vier starken zeilenbinder ist lehrreich; weder der Hymir- noch der Helgidichter haben Gísls gedicht gekannt, ihre skaldischen vorbilder sahen möglicherweise anders aus.

Übrigens wird das fehlen der skaldischen spaltung widerum mit der seltenheit des strophenansatzes zusammenhängen. Der strophenansatz und die parenthese im 2. kurzvers weisen auf einen vortrag, der die erste cäsur des helmings im gegensatz zur zweiten stark markirt. Dies wird beim strophenansatz dadurch noch deutlicher, daß die isolirten halbverse fast immer mit der hebung einsetzen. Auch die skalden haben diese uralte vortragsweise gekannt. Sie haben sie befolgt, obgleich sie ihre syntaktisch-stilistischen begleiterscheinungen vernachlässigt haben. Die skaldische brechung, die beim abreißen des syntaktischen zusammenhangs eine pause erfordert (vgl. oben s. 476), setzt eine derartige vortragsweise voraus.

Aus der skaldischen brechung entstanden scheinen jene verschränkten gliederungen, die s. 119 aus der Vsp. und Rþ. belegt wurden. Die zusammengehörigkeit des ersten kurzverses mit dem 3. wurde ergänzt durch eine solche des 2. mit dem 4., wodurch eine ganz neuartige symmetrie geschaffen wurde. Den übergang zeigt ein helming wie Rm. 25,5:

øngr var fremri, sá er fóld ryði,
hilmis arfi, ok hugin gleddi.

Hier liegt die skaldische brechung deutlich vor. Vgl. oben s. 19 f. —

Von den typen 3+1 und 1+3 pflegt jedesmal der eine stark zu überwiegen.

[1]) Oben s. 88 fälschlich als variation gerechnet

1+3 überwiegt in Hym., Ar., Son., Nkt. II, Yt.;

3+1 überwiegt in Helr., Innst., Hu I, Hǫf., Nkt. I, Hál., Gísl, Sig., Brot.

Also auch hier gehn Helr. und Innst. mit ihren skaldischen mustern zusammen. Dazu kommt diesmal das Helgilied, das sich hier wie in anderen wichtigen punkten von der Hym. scheidet.

C. Helming und strophe. Wir betrachten weiter das, was so oft unter dem namen 'verletzung der helminggrenze' erwähnt werden mußte. Neutral gesprochen handelt es sich um den helming- und strophenumfang. Ein überblick über die texte ergibt folgendes bild.

Aus lauter regelmäßigen zweizeilern besteht nur ein kleiner bruchteil der eddischen gedichte: Gríp., Guðr. III., Vegt. (nach beseitigung einer fremden zeile), Helr., Innst., Hrók. Dazu kommen von skaldischen stücken Hǫf., Yt., Sig. In der regel fügen die helminge sich paarweise zu gleichmäßigen strophen zusammen. Nur das Yt. hat — archaisirend — auch zahlreiche sechszeilige strophen.

Alle andern eddischen stücke kennen dreizeiler. Bei der Þr. haben wir gesehen, wie sie frei mit zweizeilern wechseln. Der Þr. nächst vergleichbar sind Hym., Vkv., Helgis tod, Hamð., Oddr., HHi., Sig. f. Einige dieser komplexe knüpfen die dritte langzeile zuweilen mit fester bindung an, so Vkv. (str. 39), HHi. (str. 32). Der dreizeilige helming steht entweder allein — wie denn z. t. auch isolirte zweizeiler vorkommen — oder er ergibt eine fünf- (auch mehr als fünf-) zeilige strophe.

Andere denkmäler zeigen daneben vierzeilige strophen mit verschobener helminggrenze, z. t. mit fester bindung zwischen der zweiten und dritten zeile. Diese strophenform (3+1) findet sich neben der erweiterten strophe in Hyndl. (s. 268 f.), Sig. sk. (s. 276 f.) Guðr. I, Grott. (str. 10), Guðr. II (str. 8), Her. (auch str. 10), Ghv. (str. 7), Vík. (str. c), Hu I (str. 24. 47). Die strophen mit verschobener grenze sind hier überall stark in der minderheit und stellen nur eine abart der erweiterten strophe dar.

Anders in den politischen strophen des Vík. Diese achten die vierzeilige strophe durchaus; der eine erweiterte helming ist ein opfer, das dieser einheit gebracht wird. Derselbe zustand in den skaldischen texten, nur daß hier die grenze meist nicht um einen

langvers, sondern um einen kurzvers verrückt ist. Diese 'verzahnung' kennen Ar., Son., Gísl, Hál., Nkt. Unter den Eddica sind Gríp. (str. 27) und Am. zu nennen (ein schwacher fall, oben s. 123). Rechnen wir auch solche texte mit, die erst aus größeren ganzen herausgeschält werden müssen, so können wir hinzufügen Vsp. 50 (ältester Vsp.-dichter) und Hunn. 2 (jüngerer zudichter). So, wie Vsp. und Hunn. vorliegen, hätten wir verzahnung neben erweiterten strophen zu konstatiren, und dieses verhältnis ist tatsächlich primär vorhanden in der Rþ. (s. 108. 109).

Wie sind diese bunten verhältnisse zu interpretiren?

In den vorausgegangenen kapiteln hoffe ich einiges zur stärkung der ansicht beigetragen zu haben, die die regelmäßigen fornyrðislagstrophen für etwas sekundäres hält gegenüber der freieren gliederung in der Þr. und anderswo. Von vornherein muß jeder zugeben, daß die ursprünglichkeit einer regel, die nur in 6 der jüngsten Eddastücke durchgeführt ist, starker innerer stützen bedürfte, um glaublich zu erscheinen. Solche inneren stützen sind jedoch mit der berufung auf formschönheit und symmetrie oder auf die skalden nicht gegeben. Die symmetrie ist freilich ein uraltes prinzip der germanischen stabreimkunst, aber richtig verstanden und auf der nötigen breiten basis untersucht, lehrt es uns etwas ganz anderes.

Die ältesten strophenartigen gebilde ruhten auf dem gleichlauf. Um ihn darzustellen, genügte das zeilenpaar, und es sind denn auch eine ganze reihe solcher altertümlichen zweizeiler aus nord und süd überliefert (s. 4 f., s. 385, vgl. Akv. 23.25). Eine wie wichtige rolle der zweizeiler schon früh spielte, bezeugt der gemeingermanische strophenansatz. Doch selbst er ist der symmetrischen erweiterung fähig (s. 47 f.). Wie viel mehr das schlichte zeilenpaar. Man vergleiche etwa die dreiergruppen in Hunn. 6—8, aus jüngerer zeit könig Konrads waffensegen (JGrimm, Mythol. anh. IX). Unter den s. 48 gegebenen ahd. beispielen ist uns das zweite besonders wichtig. Es führt den anaphorischen parallelismus nur in den beiden ersten zeilen durch. Die dritte, inhaltlich noch parallel, weicht in der form ab, sie schließt sich syntaktisch enger an das vorhergehnde als die zweite an die erste. Dieselbe architektonik zeigen die drei friesischen verse, die s. 2. abgedruckt sind.[1] Hier fehlt die scharf gliedernde

[1]) Diese verse bleiben ein wertvolles zeugnis für altgerm. formgefühl, auch wenn sie nur den einfall eines schreibers darstellen (vgl. dazu Siebs zfdph. 29,409.



anapher, dafür ist der sprachliche anklang in den zweiten hälften der eingangszeilen umso stärker, und namentlich fühlen wir hier deutlicher die abschließende und zusammenfassende funktion der dritten zeile. Aus nordischer überlieferung nehme man den s. 257 angeführten dreizeiler aus dem Hunnenliede. Er tritt den hochdeutschen und friesischen vettern blutsverwant zu seite.

Was wir hier vor uns haben, ist eine abart des strophenansatzes, nur metrisch, nicht stilistisch von ihm verschieden. Die beiden stollen haben das doppelte maß angenommen, während der abgesang derselbe geblieben ist; seine schließende funktion ließ, wie es scheint, eine verlängerung nicht zu, weil damit seine syntaktische einheit preisgegeben wäre. So wird die innere struktur als wesentlich analog empfunden.

Ich zweifle nicht, daß wir eine weitere entfaltung derselben grundform im l i ó ð a h á t t h e l m i n g besitzen. Unsere nordischen exemplare zeigen die ursprüngliche inhaltliche gliederung meist

---

Grundr. [2]II 526). Den verbalen ausdrücken entsprechen mhd. *mir verret, mir swæret* (Mhd. wb. 2,2,813. 3,301), vgl. auch mhd. *mih bevilt eines dinges* 'eine sache wird mir zu viel', *mih türet* 'kommt mir zu teuer vor' (nhd. *mich dauert*, Grimm Gramm. 4,232. 697). Wir dürfen übertragen: 'da ward uns Friesen zu fern / die ferne münze, // und zu schwer ward uns / der schwere pfennig'. Der g r a m m a t i s c h e s t a b r e i m, wie wir ihn hier haben, entfernt diese verse keineswegs von der eigentlichen poesie, die sie vielmehr auf einer älteren stufe veranschaulichen. Die erzählende dichtung hat diese stufe i. a. überwunden, sie hat die widerholung durch variation ersetzt, aber in der gnomik lebt der grammatische stabreim noch kräftig fort. In den Hávamál zähle ich auf 164 strophen 38—40 fälle, in den Skírnismál auf 42 strophen 7, in den Sigrdrífumál auf 37 strophen 8 (11 ?). Im ae. Reisesegen alliteriren paare wie *sára: sára, sigegealdor: sigegyrd*. Auch im epos kommen übrigens ähnliche formen vor (Kluge Beitr. 9,426 f. 431 f.). Das nordische fornyrðislag kennt noch widerholungen, gebraucht sie aber geflissentlich nicht als stabträger, sondern verteilt sie auf zwei langzeilen und variirt sie dann noch manchmal durch umstellung (s. oben s. 15 ff.) Vereinzelte altertümlichkeiten sind die *Varr*-strophe Edd. min. 62, die *tólf hundruð manna, tólf hundruð mara* des Hunn., das *Vindum, vindum!* des Valk., dieses nächst verwant dem ae. *Erce, Erce!* und *sveinn ok sveinn!* in den Fáfn. (vgl. auch oben s. 305). I. ü. findet sich der grammatische stabreim häufig im dróttkvætt, s. z. b. Gunnlaugssaga ed. Mogk str. 16,1. 21. 22. 23. Das dróttkvætt hat also hier einmal etwas altes bewahrt; dróttkvætt und eddisches fornyrðislag stellen je eine kunstmäßige sonderentwicklung nach verschiedenen seiten dar. — Zur ganzen erscheinung vgl. RMMeyer, Altgerm. poesie 232 ff. 312 f.

verwischt; die metrische form, die ein bestimmter ausdruckstypus sich geschaffen hat, ist entseelt, sie dient nur noch der konventionellen, äußerlichen stilisirung — und dabei ist sie die krone dessen, was der sprachliche formtrieb der alten Nordleute geschaffen hat. Nur hier und da findet sich ein helming, den wir als altstilgerecht ansprechen möchten. So in den gebetsstrophen der Sigrdrífa — hier vermutlich nicht zufällig —:

Heill dagr, heilir dags synir,
heil nótt ok nipt!

Aus den Háv. kann man nennen:

Ungr vark forðum, fórk einn saman,
þá varð ek villr vega. (47)

Eyrum hlýðir, en augum skoðar,
svá nýsisk fróðra hverr fyrir. (7)

Deyr fé, deyia frændr,
deyr siálfr it sama. (76.77)

Drei dieser vier helminge weichen zugleich dadurch von der hauptmasse ab, daß sie ihren zweiten halbvers auftaktlos gestalten.[1])

Der lióðaháttr reducirt das ganze gebilde in seiner zweiten erscheinungsform (drei langzeilen) metrisch auf das halbe maß; den 3 × 4 hebungen stehn 3 × 2 hebungen gegenüber.[2]) Auch der strophenansatz im engeren sinne kommt, wie oben s. 471 bemerkt, dergestalt verkleinert vor:

úrsvalt, innfiálgt,
ekka þrungit;

hvít, í haugi,
Hǫgna dóttir;

lǫnd ok lýða
ok liósa bauga;

---

[1]) Vgl. Heusler, Lióþaháttr 71 ff.

[2]) Die meisten halten die vollzeile des lióð. für dreihebig, doch ist die richtigkeit dieser ansicht keineswegs erwiesen. Es steht zu hoffen, daß man die zweihebigkeit eines tages wenigstens nicht mehr als ein σκάνδαλον und eine μωρία hinstellen wird. Auch der oben dargelegte zusammenhang dürfte zu denken geben.



Harðverkr, Hrøkkvir ok Hástigi.

Ein und dasselbe system aus stollen und abgesang erscheint in der langzeile, im langzeilenpaar, im dreizeiler von zweierlei maß. Daß das langzeilenpaar schon früh eine art beherrschende stellung einnahm, scheint plausibel. Sollte überhaupt e i n e strophische einheit als die normale gelten — was, wenn die verse gesungen wurden, wol unvermeidlich war —, so war die zweizeilige die nächste dazu. Das bestätigen im norden die Eddalieder, namentlich die Þr., im süden die ahd. reimpoesie und die mhd. volksepen. Die kleineren ahd. stücke aber zeigen auch mehrzeilige abschnitte. Vergleicht man damit aus dem ae. Déors klage, aus dem an. die Þr. und andere altertümliche Eddalieder, so kann man an dem hohen alter dieser freieren gliederung nicht zweifeln. Die eben behandelten ursprünglichen gebilde verstärken noch die evidenz. Die vierzeilige strophe wird auch gemeingermanisch sein, aber sie ist gewiß erst spät zur norm erhoben worden. Südgermanisch läßt sie sich außerhalb der reimpoesie nicht nachweisen. Im norden muß sie bis in ihre spätesten tage den wettbewerb der kürzeren und längeren einheiten dulden. Wie viel sie etwa in gemeingermanischer zeit bedeutet hat, mag uns die Þr. veranschaulichen.

Die ersten, die sie im norden völlig durchführten, indem sie gleichzeitig die mit der freieren gliederung eng verwachsenen alten stilfiguren über bord warfen, waren die skalden der ausgehnden wikingzeit. Fremde einflüsse, vermutlich von den lateinischen hymnen her, die auch in Deutschland gewirkt haben, waren dabei wol im spiel. Egill dürfte zum mindesten einer der hauptneuerer gewesen sein. Die skalden blieben dann bis auf Sturlas tage die eigentlichen pfleger dieser strengen kunstform[1]). Es ist kein zufall, wenn sich unter den eddischen liedern, die in dieser hinsicht ebenso strenge sind wie die skalden, Helr., Innst. und Hrók. befinden. Wir kennen ihr vorbild: Gísl Illugason. Diese richtung hat im 11., 12., 13. jahrhundert auch solche eddische dichter gewonnen, die sonst kaum skaldischen einflüssen unterliegen. Hätten wir alles in ursprünglicher form, so wären vermutlich den oben gegebenen sechs nummern noch ein paar weitere hinzuzufügen (vgl.

[1]) Vgl. Sijmons, Einl. CCXXVIII.

s. 357). Die mehrzahl der Eddapoeten aber bleibt in diesem punkte der uralten volksmäßigen tradition treu. Selbst der Helgi- und Hymirdichter scheuen die längeren helminge und strophen nicht, letzterer augenscheinlich in nachahmung der Þr., der Helgipoet unter dem einfluß des alten Sigurdsliedes, das in seiner älteren gestalt unregelmäßiger gewesen sein wird, als wir es heute lesen, des gedichtes von Helgis tod und vielleicht noch anderer, heute verlorener texte. Für die spätere dichtung ist hie und da bewußtes altertümeln anzunehmen, so bei der Sig. sk., die ja auch stofflich archaisirt, und bei der Rþ.

Auch die verschiebung der helminggrenze bei gewahrter vierzeiligkeit ist eine skaldische erfindung. Wenn der Hymirpoet sich dies nicht leistet, so hat die Þr. ihn davor bewahrt. Schon der Helgidichter baut solche strophen, und in einer wahrscheinlich alten strophe der Vsp. findet sich sogar ein schwacher ansatz zu jener verzahnung, die nach Egils vorgang im Hál., im Nkt. und bei Sturla blüht.

Der idealtypus der skaldischen strophe ist der im Yt. mit technischer meisterschaft verwirklichte: lauter fest gebundene helminge von starrer einförmigkeit und glätte. Dieser typus steht weit ab von jenem, den wir für den ältesten halten müssen: ein bindungsloses zeilenpaar, abgeschlossen und zusammengefaßt durch ein fester geschlossenes, also widerum eine erscheinungsform des strophenansatzes.

Es wurde oben zur erklärung der hiermit verwanten dreizeiler gesagt, die dritte zeile habe eine erweiterung nicht vertragen. Ein etwas jüngeres formgefühl, dem die langzeile nicht mehr eine so gewichtige einheit war, ließ diese erweiterung zu. Man gelangte zu etwas wie zeilenbindung, und die dadurch erreichte kontrastirung der hälften des gebildes wurde fruchtbar.

Gemeint sind strophen wie:

Senn váru æsir allir á þingi,
ok ásyniur allar á máli:
ok um þat réðu ríkir tívar,
hvé Hlórriða hamar um sœtti.

Vgl. s. 52 f. Daß dieser typus alt ist, dafür sprechen sein augenscheinlicher zusammenhang mit dem strophenansatz im engeren sinne und — hiervon unzertrennlich — die gliederung der mhd. strophen in

stollen und abgesang. Es sind gründe vorhanden, diese gliederung auch der Nibelungenstrophe zuzutrauen.[1]) Dies fällt ins gewicht für die ursprüngliche identität dieser strophe mit der fornyrðislagvísa. Letztere prägt die dreiteilung in zahlreichen fällen noch deutlich aus, während die Nibelungenstrophe sie meist nicht mehr sprachlich erkennen läßt. In einer zeit, wo man gewiß die Eddapoesie nicht mehr sang, haben selbst dichter, die sonst kein sonderlich feines ohr bekunden, diese eigenschaft ihrer vorbilder herausgehört und sie, sei es bewußt, sei es unbewußt, nachgebildet. Der vortrag der Eddastrophen muß das erleichtert haben. Man ließ wahrscheinlich durchweg die erste strophenhälfte langsam erklingen und mit starken pausen, die zweite in beschleunigtem tempo mit verkürzten pausen.

Exemplare dieses typus trifft der Eddaleser, sobald er einmal darauf aufmerksam wurde, auf schritt und tritt. Beherrscht von ihm sind Guðr. III (s. 52) und Igðnaspá (Fáfn. 40—44). Stark vertreten ist er auch in der Þr., Sig. f. (str. Vs. 22. 1? 2. 4. 6. 8. 13—16), Hu I (etwa ein drittel der strophen), Hiálm. Im Grott. zähle ich 6 fälle, in der Sig. sk. 9, in der Guðr. II 6, in den Hyndl. 5, in Ghv. 4, in der Vsp. 7, in der Helr. 3, im Oddr. gehören hierher str. 16—19, ebenso im Innst. str. 16—19.

Im Innst. beruht die erscheinung auf dem einfluß des vorbildes, Gísl, denn in der Magnusdrápa begegnen 7 fälle dieser art — aus skaldischer tradition: Hǫf. 4, Ar. 4, Son. 5 fälle, vgl. auch Hu I —, und der Innsteindichter befolgt in denselben strophen höchst auffallend Gísls kviðuháttregel, die sich sonst nur im Yt. findet (s. 409 f.). Bemerkenswert ist, daß mit str. 16 ein neuer abschnitt und gleichzeitig ein höherer dichterischer flug einsetzt. Der sagamann hat wol in absätzen gedichtet. — Von Gísl, und gleichzeitig aus dem Helgiliede, hat auch Ívarr diesen strophenbau gelernt (6 fälle).

Häufig enthält die 2. langzeile einen zwischensatz oder eine parenthese, manchmal so, daß die 1. gewissermaßen über die 2. hinweg dem hinteren helming die hand reicht. So Hu I 3:

Sneru þær af afli ǫrlǫgþáttu,
þá er borgir braut í Brálundi;

[1]) Paul, Grundr. [1]II 984.

Þær um greiddu gullin símu
ok und mána sal miðian festu.

Vgl. noch str. 4. 10. 29. 40. 46. Gísl 4. 13. 16. Entsprechendes läßt sich ja beim eigentlichen strophenansatz beobachten, z. b. bei Gísl, vgl. s. 423. Man möchte vermuten, daß in solchen fällen beim übergang von der 1. zur 2. zeile und wider von der 2. zur 3. ein hörbarer wechsel in der stimmlage eingetreten ist; entsprechend in den gleichartig gebauten helmingen (s. 477. 481).

Eine weitere spielart ist dadurch charakterisirt, daß die 2. langzeile gespalten ist und mit der 4., fest geschlossenen, zusammen ebenso wirkt wie der strophenansatz. In strophen wie Guðr. II 10:

Svaraði Hǫgni sinni einu,
trauðr góðs hugar, af trega stórum:
Þess áttú, Guðrún, grœti at fleiri,
at hiarta mitt hrafnar slíti

bezieht man unwillkürlich die ausgänge der beiden helminge auf einander, und das gefühl des sicheren abschlusses tritt verstärkt auf. Man vergleiche noch Hamð. 20. Vsp. 47. HuI 35. Gísl 8. 18. Ívarr 5. 12. 13. 16. 32. 33. Das allgemeine rhythmische bestreben, den ersten helming im gegensatz zum zweiten zu lockern, führt ebensowol zur lösung der cäsuren wie zur isolirung der langzeilen. Die kontrastwirkung entsteht zuweilen auch ohne letztere.

Es gibt denkmäler, die unsere erscheinung gar nicht oder fast gar nicht aufweisen. So die jüngeren lieder Vegt., Hym., Rþ., Am., Vkv., HHi., Her., Vík., Hrók. Als eine dichtung mit altem stamm ist das Hunn. zu nennen. Die ältesten teile dieses komplexes zeigen eine so primitive gliederung, stehn der zweigeteilten strophe so fern, daß die vermutung sich von neuem aufdrängt: wir haben hier tatsächlich so uralte verse, wie der inhalt erraten läßt, sie haben ihr sprachliches gewand gewechselt, doch nicht ihren unvergleichlich kraftvollen stil. Die vierzeilige strophe ist erst aufgekommen, als diese verse längst vorhanden und berühmt waren. —

Die erscheinungen, die hier zur sprache gekommen sind, wollen bei jeder textkritischen oder litterargeschichtlichen untersuchung über ein eddisches lied berücksichtigt sein. Ich habe nur die hauptpunkte herausheben können. Das gesagte kann vielfach ergänzt



werden im sinne einer vollständigen stilistisch-rhythmischen beschreibung der denkmäler.

Unsere beobachtungen über den helming- und strophenbau geben uns schließlich einen fingerzeig über die vorgeschichte der beiden sekundären bindungstypen II und III (s. 39).

Die urgermanische dichtung kannte scharf spaltende cäsuren. Vielleicht ist der zweigeteilte langzeilentyp sogar der älteste. Aber die cäsur ordnete sich dem langzeilenschluß unter, und sie wurde in der mehrzahl aller verse durch den satzbau überbrückt. Regelmäßige verwendung fand die isolirende cäsur im strophenansatz. Als später die vierzeilige strophe aufkam, wurde ihr vorderer helming die eigentliche stätte der lockeren bindungen. In litterarischer zeit wurde dann und wann das formgefühl unsicher, und einzelne dichter verallgemeinerten den typus des vorderen helmings, ergingen sich in endlosen zweiteilungen, ohne die zusammenfassung zu vermissen. Dabei verwischte sich natürlich der unterschied zwischen cäsur und zeilenschluß.

Diese verwischung führte im ae. epenstil zu einer völligen umkehrung der alten verhältnisse, indem man das enjambement neue syntaktische einheiten schaffen ließ, die mit den metrischen in einem sehr unprimitiven widerstreit lagen.

Auf strophischem boden fand sich das enjambement vermutlich zuerst ein im zweiten helming des differenzirten vierzeilers. Die älteste art dieser zeilenbindung konnte mit dem gleichlauf hand in hand gehn. Später ging man dann zu festerer syntaktischer verknüpfung über.

Die skalden waren es, die dergestalt das geschmeidige verhärteten und dann den geschlossenen helming verallgemeinerten. Hat wahrscheinlich angelsächsischer einfluß dabei mitgewirkt, so läßt sich doch nicht verkennen, daß der vorgang im einklang steht mit den sonstigen tendenzen der skaldischen technik. Die skaldische technik geht i. a. darauf aus, die form zu schablonisiren. Wie die vortragspause in der ersten cäsur des helmings sich bei den skalden abbildet als auseinanderreißen einer syntaktischen gruppe, so der engere anschluß der letzten zeile als fortwährendes übergreifen der konstruktion. Unter welchen bedingungen hat sich dies und haben sich alle die anderen besonderheiten der skaldendichtung entwickelt?

Wir bemerken hier wie in der metrik und phraseologie deutliche fäden, die zur altgermanischen poesie hinüberführen. Aber die fäden sind seltsam dünn und langgereckt. Solange wir nicht sicher wissen, wann, wo und wie das skaldentum entstand, hat auch unsere erkenntnis der eddischen litteraturentwicklung eine schmerzlich empfundene grenze.

NACHTRÄGE.

Zu s. 18 n. 1 vgl. schon Vigfusson Cpb. 1,159 und danach Gering in seiner neubearbeitung von Hildebrands Edda 173. Diese gelehrten rechnen aber nicht mit dem ausfall eines anaphorischen *setti*, sondern mit gestörter wortfolge und ersetzen deshalb *fram setti* am anfang des helmings durch *fram bar*. Diese änderung greift m. e. zu tief, um einzuleuchten. Gegen meine lesung könnte man die verletzung der allitterationsregel in *setti: skutla* anführen wollen, doch schwerlich mit recht. Denn der Rígdichter ist auch sonst ein unsicherer metriker, und man darf ihm also dieselbe freiheit zutrauen, die sich der interpolator der Vkv. (18,1—2) und der ae. psalmist genommen haben. Dabei ist nicht zu übersehen, daß der vers kreuzallitteration zeigt (die im gedichte häufig ist, so an der entsprechenden stelle 4,7—8, die andern belege bei Wenck Beitr. 31,227, vgl. auch ebd. 226). Offenbar ist die erste langzeile vollkommen richtig überliefert. Vgl. auch über den stilistischen wert der stelle oben s. 109.

Zur Vegt. (s. 59). In str. 7 und 9 hat man ausfall einer langzeile angenommen. Dies widerspricht in str. 9 dem klarsten augenschein. Und was 7 betrifft, so denkt man zu hoch von dem dichter. Sehr mit recht hat der neueste herausgeber diesen vermutungen keinen einfluß auf seinen text gegönnt.

Zur Hym. (s. 65 ff.). Nicht unwahrscheinlich ist ein zusammenhang zwischen der kesselholung Þórs und der gewinnung des göttermetes durch Óðin, wie das Schück, Studier 1,157 vermutet. Der Hymirdichter hat aber entweder von dem stoff nur sehr vage kunde gehabt, oder — wahrscheinlicher — er hat ihn ganz frei verwertet. Das vorbild, die Hamarsheimtgeschichte, verlangte eine dem hammer möglichst ähnliche beute, daher der leere kessel, der am rücken des trägers herabhängt. Um von dem trank (*sumbl* 1,3) zu dem gerät zu gelangen, verdrießt den dichter nicht der langweilige umweg über Ægir.

S. 69: Die richtige strophenteilung von str. 17 an haben schon Sijmons und Gering.

S. 83 hätte erwähnt werden sollen, daß die skaldischen darstellungen von Þórs fischfang in der tat auf bildliche darstellungen zurückgehn. So sicher Úlf Uggasons Húsdrapa (Laxd. c. 29). Schück, Studier 1,198 verweist dazu auf den engl. stein von Gosforth und den gotländischen von Ardre, wo ein fischzug dargestellt ist — freilich fehlen hier gerade die charakteristischen züge, die den dichtern vor augen stehn. Vgl. auch ABugge, Vesterl. indfl. 329.



Zu s. 124 ff. Die annäherung der Am. an den prosastil beleuchtet auch John Becker Beitr. 33,211ff. Hervorzuheben *þóat* (s. 212), abstrakta (s. 214), abstrakte umschreibung eines konkreten vorgangs (s. 215). Auch auf die litotes ist B. aufmerksam geworden (s. 216).

Zu s. 241f. Ein zusammenhang von Gunnars harfenspiel mit dem tode am galgen besteht nicht. Das harfenspiel mit den füßen gehört ursprünglich zu der schlangengrube, wie die bildlichen darstellungen auf norwegischen kirchenportalen zeigen (s. Schück, Studier 1,184. 188).

Ich benutze diese gelegenheit, um eine bemerkung zu Schücks Sigurdsristningar (Studier 1, 172—214) zu machen. Der name Aþkenn (Schück s. 204) führt auf eine ganz andere deutung der übereinstimmungen zwischen den britannischen und den skandinavischen skulpturen: die skandinavischen steine stammen von einem oder mehreren mustern ab, die von e i n g e w a n d e r t e n keltischen bildhauern herrührten. Der Angelsachse Godwin war der erste münzmeister bei Olaf Tryggvason, Olaf d. schoßkönig und Sveinn (ABugge Vesterl. 305). I. ü. hat natürlich die tapetenweberei in den motiven sich eng mit der skulptur berührt. Die schnitzereien bei Olaf Pfau stellten wahrscheinlich nur dinge dar, die man sonst auch auf *tiǫld* sah. Die schiffe des Sigmund in der Guðr. II und die schiffe auf der tapete von Bayeux sind vergleichbar den wikingschiffen auf verschiedenen bildsteinen (Tjängvide, Ardre, Stenkyrka), ebenso wie die Ftb. 3,244 erwähnte tapete (Schück 206) den Sigurdritzungen. Daß kostbare wandbehänge besonders aus England kamen (vgl. Vesterl. 142ff.), darauf weisen die sagas hin: Vésteinn bringt mit goldfaden gewirktes zeug aus England mit (Gísla s. ed. Jónsson 28f., vgl. 18), Sveinn Ásleifarson erbeutet *enzk klæði* ('*skrúðvíking*', Ftb. 2, 512 f.). — Entschieden abzulehnen sind die radikalen schlüsse s. 210f. Die Sigurdsage ist m. e. vielmehr von wikingen nach den britischen inseln gebracht worden. Umgekehrt wird die geschichte von Þór bei Útgarðaloki aus Irland bezogen sein. Daran läßt das neuerdings (Beitr. 33) von vd Leyen aus licht gezogene bretonische märchen kaum einen zweifel. Daß die 600 jahre ältere aufzeichnung bei Snorri größere ursprünglichkeit zeigt, dürfte für die frage nach der heimat des stoffes irrelevant sein.

Zu s. 310 f. Eine weitere parallele zwischen Akv. und Oddr. bei Becker aao. 239.

Zu s. 319 f. Benutzung der Akv. in Guðr. II konstatirt auf etwa dieselben gründe und einen metrischen grund hin Becker aao. 234 f.

ANHANG.

Die altgermanische heldenklage.

Einen ähnlichen widerspruch zwischen sein und schein, wie wir oben s. 375 am Sonartorrek und am ae. Reimliede beobachteten, statuirt neuerdings Schücking Engl. stud. 39,10 für die klage des alten mannes im Beowulf. Dieser betrauert nicht bloß *eaforan ellorsíđ;* gleich darauf heißt es *rídend swefađ, hæleđ in hođman* (v. 2457 f.) Schücking fragt: 'warum sollen denn die krieger im grabe liegen? es hat doch nach der erzählung bloß der herr .... das leben lassen müssen', und er löst die schwierigkeit, indem er hier den typischen kern der ae. totenklage findet, wozu die 'verödung der methalle' gehöre. Dieser schluß ist m. e. richtig, obgleich die Beowulfstelle allein ihn nicht fordern würde. Der tod der *rídend* und die hängung ihres führers sind sehr wol in einer gesamtvorstellung zu vereinigen: bei einem unglücklichen heereszuge sind erstere gefallen, letzterer aber ist gefangen genommen und vom feinde gehängt worden (vgl. Einhards annalen z. j. 808, Hagbard, Gunnarr in den Am., Jǫrmunreks drohung in den Hamđ.). Dies wird wohl auch die vorstellung des dichters gewesen sein. Da aber die verödete methalle und der fall der mannen typische motive der ae. elegie sind und der Beowulfdichter auch sonst diese motive verwertet (2262 ff., 2108 ff.), so dürfen wir sie an unserer stelle nicht aus dem zusammenhang allein erklären wollen. Woher sie stammen, das scheint mir, wie gesagt, Sch. richtig gesehen zu haben: der Beowulfdichter hat quellen lyrischen, elegischen charakters benutzt. Dies müßten wir annehmen, auch wenn die ae. elegien nicht wären, die ihrerseits auf dieselben oder gleichartige lieder zurückgehn. Denn das Beowulfepos enthält sichtlich den niederschlag einer reichen dichtungsblüte; es ist voll von anspielungen, resümés und reminiscenzen. Daraus erklärt sich seine episodenreiche anlage. Der verfasser wollte alles oder doch möglichst viel von dem anbringen, was ihm aus englischen liedern bekannt war. Einige dieser lieder sind auch anderweit mit sicherheit zu erschließen, so der kampf um Finnsburg, die Hadubardenfehde. Für andere ist das epos unser einziger zeuge. Eine mittelstellung nehmen die lyrica ein. Wie der letzte schatzbesitzer den fall der helden beklagt, der *gomel ceorl* dem sohn das trauerlied singt, so treten auch in den ae. elegien namenlose personen auf und berichten von ihrem leid und von ihrer verlassenheit. Damit wird uns also die elegische **gattung** in ihren allgemeinsten eigenschaften von beiden seiten bezeugt. Das einzelne exemplar lernen wir nicht kennen. Doch ist die grenze zwischen individuum und species hier sehr schwankend. Die Beowulfstellen deuten alle auf einen typus von fast individueller bestimmtheit: **der ergraute held beklagt den fall der jungen mannschaft**, die verödung der methalle (2111 ff.,



2444 ff., auch der *hringa hyrde* 2245 ff. ist wahrscheinlich als alter könig gedacht). Zu demselben typus bekennt sich unter den elegien das Reimlied; auch dort spricht der gefolgsherr, dessen hof verödet ist, dessen treue mannen ihn nicht mehr schützen (s. o. s. 375).

Wir sind in der lage, uns von den existenzbedingungen dieses elegischen typus eine genauere vorstellung zu machen. Wenn der Beowulfdichter den Hróðgár beim gelage *gioguðe cwiðan* läßt, so verwertet er eine sitte, die allen Germanen gemeinsam gewesen zu sein scheint. Sch. weist aao. 8 f. auf den Vandalenkönig Gelimer hin, der nach dem falle fast aller seiner mannen sein unglück zur harfe besang. Auch das festländische heldenlied hat dieses motiv verwertet. Es legt dem verbannten und vereinsamten Dietrich eine klage in den mund, die im Hildebrandsliede, in den Nibelungen (B 2320—23), im eddischen 3. Gudrunliede überlebt (Rieger zfda. 48,4 f., oben s. 54). Sollte nicht auch Gunnars harfenschlag ursprünglich den sinn gehabt haben, daß der könig es in der höchsten todesnot nicht unterlassen will, den vor ihm gefallenen getreuen die letzte ehre zu erweisen? Einen weiteren litterarischen niederschag besitzen wir in Egils Sonartorrek. Hier trauert der alte nicht bloß um den fall des sohnes, er beklagt überhaupt die eigene einsamkeit und daß er niemanden hat, der ihm zur rache und im kampfe beisteht. Das sichtlich konventionelle in Egils gedankengang wurde oben s. 374 f. betont. Wir müssen nun fragen: ist es durch heimische tradition bedingt oder, wie dort angenommen, durch englische vorbilder?

Eine der beiden möglichkeiten ganz auszuschließen, geht nicht an. Es ist sehr wohl möglich, daß z. b. der mann, der die leichen aus der halle schleppt (4,5—8), aus norwegischer überlieferung stammt. Gegen den englischen einfluß könnte man einwenden, daß die verödete halle fehlt, die in England typisch gewesen zu sein scheint (sie wird bei Egil durch das gleichwertige kampfbild str. 13.14 vertreten). Andererseits ist der gesamtcharakter des gedichtes in anschlag zu bringen. Nach Olrik (Nordisk aandsliv 78) steht Egill in der entwicklung des westnordischen geistes an der stelle, wo das lyrische zum durchbruch kommt, wo das innere erlebnis mächtiger wird als die äußere tat. Sollte eine rein spontane entwicklung zu diesem punkte geführt haben? Und da, was man von vornherein vermuten darf, durch die äußeren data einleuchtend verstärkt wird, so verstärkt sich auch die wahrscheinlichkeit für den litterarischen und formalen einfluß der Angelsachsen.

Egils elegie dürfte der altgermanischen heldenklage stilistisch ziemlich fern stehn, und doch steht sie ihr näher als die ae. elegien. Diese verleugnen in ihrer form die schule des epos nicht; nur in ihrem stoffe steckt ein altvolkstümlicher kern.

REGISTER.

A. Namen- und sachregister.[1])

[1]) Bei den eddischen liedern beziehen sich die stichworte 'stil', 'quellen' usw. nur auf stellen außerhalb des hauptpassus, soweit dieser durch fette ziffer an erster stelle bezeichnet ist.



B. Wortregister.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

W.

Y.

Æ.

Ø.

Þ.

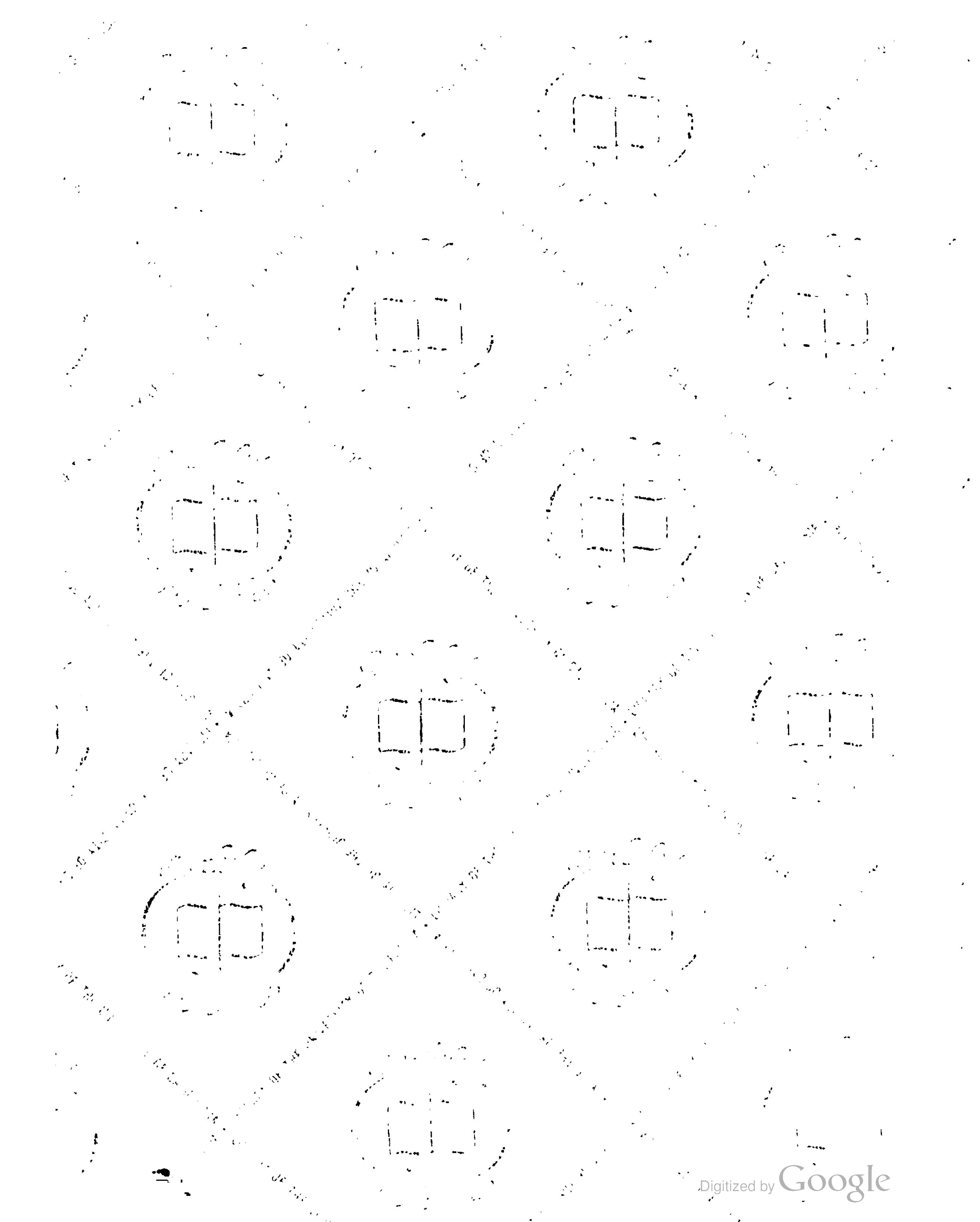
C. Verzeichnis der besprochenen stellen.

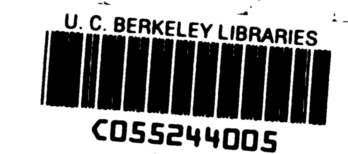
a. Interpretation.[1])

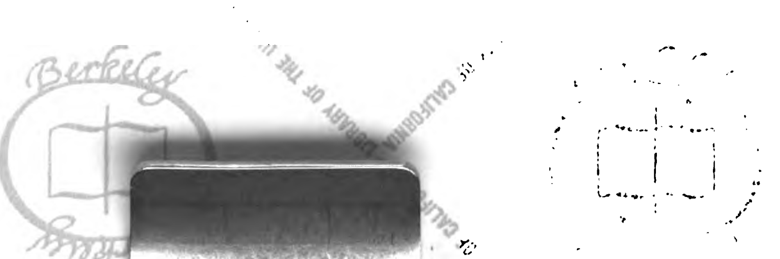
[1]) Die Eddalieder im engeren sinne sind nach Bugge citirt, die Edd. min. nach Heusler-Ranisch, die skalden meist nach der Hkr.; wo nach strophen und versen citirt wird, nach Carm. norr., bezw. Gpb.

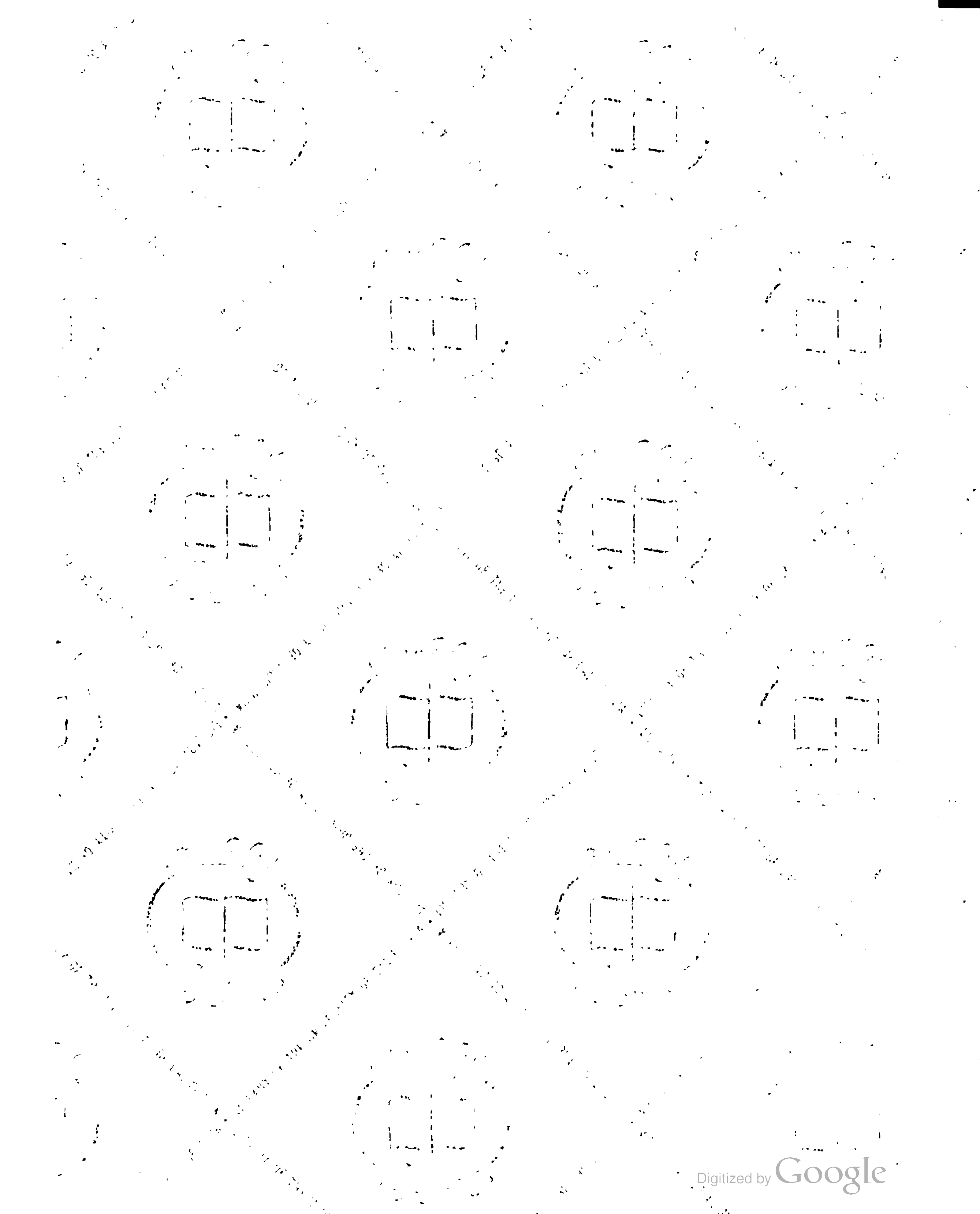
b. Textkritik.

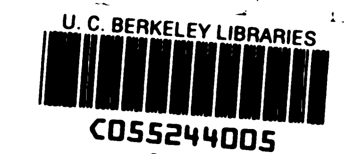
Druck von Fr. Wilh. Ruhfus, Dortmund










U. C. BERKELEY LIBRARIES
C055244005

